Die Musen.

Eine norddeutsche Zeitschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Viertes Quartal.

Berlin,

in der Salfeldschen Buchhandlung.

1812.

Die Musen.

Eine norddeutsche Zeitschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Viertes Quartal.

Berlin,
in der Salfeldschen Buchhandlung.
1812.

Ueber die Bestimmung des Gelehrten.

Zweite Vorlesung.

Wir haben in der vorigen Vorlesung die Bestimmung des Gelehrten also ausgesprochen: — Ihm erscheinen die Gesichte der übersinnlichen Welt, nach denen die Sinnenwelt immerfort weiter gestaltet werden soll. Diese Gesichte sind in ihm treibend zur That. Er drum ist die Triebfeder der Fortschöpfung der Welt nach dem göttlichen Bilde. Durch ihn allein rückt die Welt weiter, und bekommt die jedesmalige Bestimmung, die sie in der nun eingetretenen Zeit haben kann, und soll; ohne ihn würde dieselbe stille stehen, und nichts wahrhaft neues unter der Sonne geschehen. Er ist der eigentliche Vereinigungspunkt zwischen der übersinnlichen, und der sinnlichen Welt; und dasjenige Glied und Werkzeug, vermittelst welches die erste eingreift in die letzte.

Nun sprechen wir ohne Zweifel vom Gelehrten, als einem besondern Stande, im Gegensatze

mit dem Ungelehrten; und als von dem Stande, der bei weitem die geringere Zahl der Menschen umfaßt, während die größere Mehrheit ungelehrt ist. Die Anschauung des übersinnlichen aber haben wir beschrieben, als das einzige wahre, und wirkliche Wissen, worauf alles andere Wissen sich gründe, und nur Mittel sey, zur Darstellung des übersinnlichen; — wer nicht zu dieser Anschauung sich erhebe, wisse eigentlich gar nicht, sondern bringe alle Tage seines irdischen Lebens hin in tiefer Bewußtlosigkeit. Wollen wir denn also die gelehrte Bildung zu dem einzigen und ausschließenden Mittel machen, um überhaupt zum wahren Bewußtseyn zu gelangen; und gedenken wir die entschiedene Mehrheit der Menschen, die von dieser Bildung ausgeschlossen bleiben muß, ohne Ausnahme zu tiefer Bewußtlosigkeit zu verurtheilen? Schon die bloße natürliche Empfindung würde eine solche Voraussetzung verdammen, zum ersten sichern Zeichen, daß sie nicht wahr seyn kann.

Um ohne Umschweife den Zweifel zu heben; die Sache verhält sich so: Die übersinnliche Welt kann jedwedem erscheinen, und wird in der allgemeinen Menschenbildung unsrer Tage auch an jederman gehalten, und ihm dargeboten, im Gesichte Gottes überhaupt, als dem Grunde aller übersinnlichen Welt. Diese Erscheinung, bloß

also, und ohne weitern Zusatz gefaßt, ist nun die übersinnliche Welt überhaupt, ohne weitere Bestimmung; es liegt in der Einsicht bloß, daß sie sei schlechtweg, keineswegs aber wie sie sei. Sie bleibt gestaltlos, wie denn Gott an sich gestaltlos ist. Ein von dieser Erscheinung besessenes, und durch sie im Thun getriebenes Gemüth heißt ein religiöses Gemüth, und diese ganze Erscheinung heißt Religion. Durch dieses Gesicht wird die Sinnenwelt durchaus nicht weiter gestaltet, weder in der Ansicht, noch durch ein auf sie gegründetes Handeln, sondern das gewöhnliche Handeln wird von demselben nur durchdrungen. Das Handeln bleibt dasselbe dem Inhalte nach, es bekommt bloß einen andern innern Geist. Der nur Religiöse lebt ein Leben, das die Welt nur so fort treibt, wie sie ist, keineswegs aber schöpferisch eingreift in die Gründe ihrer Fortentwickelung. Er thut, was auch der sinnlichste Mensch thun könnte; aber, er thut es nicht mit derselben Gesinnung; nicht, damit die That nur geschehe, und ihr Erzeugniß dastehe, sondern damit geschehe der Wille Gottes in ihm. Insofern sage ich: durch die Religion in ihrer reinen Form wird die sinnliche Weltanschauung gar nicht weiter gestaltet, sondern sie wird im Blicke auf Gott genommen, so wie sie ist; nur die innere Welt des Religiösen, sein Wille wird gestaltet nach dem Willen

Gottes, und auf dieſen allein gerichtet. Die Sinnenwelt ſoll für einen ſolchen Blick eben ſo ſeyn, wie ſie iſt, und es bleiben, indem ſie ja auch nur durch den Willen Gottes da ſeyn kann, und um dieſes willen läßt er ſie ſich gefallen, und treibt in ihr ſein Leben fort, ſo wie es ſich ihm giebt; nicht zwar um des Lebens willen, und als ob er dieſes liebe, ſondern um des Willens Gottes willen, den er liebt über alles. — Drum tröſtet ſich auch der bloß religiöſe ſtets mit einem andern zukünftigen Leben, und richtet auf dieſes ſeinen Blick, als das einzige wahre Leben; weil auch er nicht anhin kann, der überſinnlichen Welt überhaupt eine Geſtalt zuzuſchreiben, die gegebne Sinnenwelt aber in jene umzugeſtalten, nicht vermag; daher wird ihm die gegenwärtige Welt lediglich eine Vorbereitungs- und Prüfungswelt für die Ewigkeit, und nichts mehr; weil für ihn beide Welten durchaus ſich trennen, und zwiſchen ihnen eine Kluft befeſtigt iſt. Er findet ſich hienieden noch nicht in der Ewigkeit, ſondern nur an der Pforte derſelben, und ihn treibts und ängſtigts, dieſe Pforte zu durchbrechen, um herausgelaſſen zu werden aus einem Leben, das er nur aus Gehorſam trägt.

Durchaus anders, und dieſem entgegengeſetzt ſind die Geſichte aus der überſinnlichen Welt, die wir dem Gelehrten zugeſchrieben haben. In die-

sem liegt nicht, wie in jenem, das übersinnliche bloß überhaupt, sondern es gestaltet sich auch zu einem gediegnen Bilde, das sich anschließt an die gegebne Gestalt der Sinnenwelt, und dessen Gepräge dieser aufgedrückt werden kann. Der letzte soll nicht, wie jener, die Welt lassen, wie sie ist, und sie tragen um Gotteswillen, sondern er soll sie anders machen, um Gotteswillen, und soll sie bilden nach Gottes Bilde. (Jenem ist das Gesicht Gottes bloß formal, diesem ist es material und qualitativ). Auch für ihn giebt es — nicht Eine künftige Welt, sondern eine unendliche Reihe künftiger Welten über Welten, welche insgesammt von der gegenwärtigen ersten nicht der Art nach, sondern nur der Stuffenfolge nach unterschieden sind. Für ihn ist die Ewigkeit nicht erst zukünftig, sondern sie ist ihm schon angegangen, und er befindet sich mitten in derselben, indem schon hier allgegenwärtig das übersinnliche ihn umgiebt.

Es ist an sich nicht unmöglich, daß jemand ergriffen werde und begeistert von einem solchen Gesichte, wie die letzt beschriebenen, und von demselben fortgerissen werde zur That, und zum Ausströmen in die Umgebung; ohne daß er doch dieses Gesicht zurückführe auf die Quelle aller Begeisterung, und ohne daß er es verstehe, als den göttlichen Willen in ihm. Ein solcher wäre allerdings getrieben von Gott, aber von dem ihm unbekannten Gotte; ein Werkzeug wäre er in

der Hand Gottes, aber religiös wäre er nicht. Dies, sage ich, ist nicht unmöglich. Dagegen ist das nicht wohl möglich, daß dem wissenschaftlichen Menschen, der überall auf Klarheit und Zusammenhang in seiner Erkenntniß ausgeht, dieser wahre Grund seiner Anschauung und seines Lebens sich lange verbergen sollte. Kam er auch nicht mit einem religiösen Gemüthe in die Welt seiner Anschauungen, so kann er doch sicher nicht lange in derselben bleiben, ohne zu dem Geiste hingezogen zu werden, dem sie entströmt.

Wahre wissenschaftliche Begeisterung geht entweder von Religion aus, oder sie führt zu derselben hin. Wir werden im Verlaufe dieser Vorlesungen Belege für beide Behauptungen finden.

Also der Ungelehrte kann religiös seyn, und der Gelehrte; und der letzte, wenn er nur ein wahrer Gelehrter ist, wird es fast nothwendig. Darin sind beide sich gleich. Da jedoch die ganze Weltanschauung des zweiten eine andere ist, so muß auch die Religion in ihm eine andere Gestalt annehmen. Die Religion des Ungelehrten nemlich durchdringt bloß sein übrigens gewöhnliches, und äußerlich durch nichts ausgezeichnetes Leben. Die Religion des Gelehrten bestimmt und gestaltet sein Leben über das gewöhnliche hinaus, und macht es zu einem neuen und schöpferischen Lebenswandel. Beide leben, mit ihrem eigenen

guten Bewußtseyn, und mit völliger Hingebung ihres Willens lediglich in Gott; und sie wollen nicht mehr, sondern in ihnen will das göttliche, und darin sind sie gleich: in dem ersten will dieser göttliche Wille die Welt nur fort erhalten, in dem zweiten will er sie weiter schaffen; und darin sind beide verschieden.

Nach allem ist unsre Behauptung jetzt so beschränkt. Zur Anschauung der übersinnlichen Welt überhaupt, bedürfe es keinesweges der gelehrten, sondern nur der gewöhnlichen Bildung. Zur Anschauung der übersinnlichen Welt aber, als bildend die sinnliche, und zur wirklichen Bildung der letztern durch die erste in der That, bedürfe es der gelehrten Bildung, und nur vermittelst des Durchganges durch die letzte komme man zur ersten.

Soll denn nun der Satz in der letzten Beschränkung unbedingt gelten, oder bedarf er etwa auch in dieser Bedeutung noch einer neuen Beschränkung? Ist es wahr, daß von jeher, seitdem es Menschen giebt, der Durchgang zur Einsicht in die weltgestaltende Kraft des übersinnlichen Begriffs nur die gelehrte Bildung gewesen sei, und daß sie es nothwendig sei, oder ist es nicht wahr? Es ist nöthig, diese Frage vorher zu untersuchen, um nicht in die Verwirrungen zu gerathen, die allemal daraus entstehen, wenn man auf nur

halbwahre und nicht durchaus bestimmte Voraussetzungen fortgebaut hat.

So viel ist unmittelbar, und schon aus dem obigen klar, daß das Gesicht, nach welchem in irgend einer Zeit die Welt gestaltet werden soll, unmittelbar sich anschließen müsse an die wirkliche Gestalt der Welt in der gegebenen Zeit, daß dieses Gesicht vom Punkte seines Ausbruchs an aus dem übersinnlichen, bis zu dem, wo es unmittelbar eingreifen soll in die Welt, wie sie eben ist, vollkommen ausgebildet seyn müsse, und zwischen diesen beiden Punkten eine fortgehende Linie der Klarheit, und der Bestimmtheit, ohne Sprung oder Lücke, gezogen seyn müsse. Wäre das Gesicht nicht so, bis auf den Boden der wirklichen Erfahrung herab, gediegen gebildet, so würde umsonst der Keim eines wahrhaft geistigen in ihm liegen; wie man damit an die Ausführung ginge, griffe es nicht ein; es begründete drum keine That, und seine Absicht wäre nicht erreicht. Zwischen ihm, und der wirklichen Welt, läge eine trennende Kluft. Dasjenige der wirklichen Welt, was unmittelbar nach dem Gesichte gestaltet werden soll, ist in der Regel die vorhandene menschliche Gesellschaft selbst. Entweder geht das Gesicht unmittelbar darauf aus die allgemeine Denkart, oder die gesellschaftlichen Verhältnisse und Verfassungen der Menschen zu bilden;

oder, falls auch etwa die uns umgebende Natur und materielle Welt der Gegenstand des geistigen Begriffs wäre, so bedarf es auch dazu der Vereinigung der Kräfte mehrerer zu demselben Zwecke, aufs mindeste dieses, daß sie unsre Wirksamkeit nicht stören; und so immer des allgemeinen guten Willens: und drum läßt der eben ausgesprochene Satz mit ziemlicher Allgemeinheit sich aufstellen.

Von jeher zwar war es Gesetz der übersinnlichen Welt, daß sie nur in wenigen auserwählten und dazu im Rathe der Gottheit bestimmten ursprünglich herausbrach in Gesichten; die große Mehrzahl der übrigen sollte erst von diesen wenigen aus, die da gleichsam als Mittler da standen zwischen dem Menschengeschlechte, und dem übersinnlichen, gebildet werden. So war es von jeher, und so wird es bleiben. Aber diese Mehrheit des Geschlechts im Großen und Ganzen hat im Fortgange der Zeiten ein sehr verschiedenes, und sogar entgegengesetztes Verhältniß gehabt zum Gesichte, und zu jenen unmittelbaren Werkzeugen desselben; und dieses, das Geschlecht, ist drum nicht dasselbe geblieben.

Es verhält sich damit also: das Leben unsers Geschlechts begann mit einem natürlichen und angebohrnen Blicke für die Begeisterung an andern, und mit der Fähigkeit, von derselben Begeisterung

unmittelbar ergriffen, und fortgeriſſen zu werden. In dieſen Zeiten war es jenen Sehern leicht, auf die Umgebung zu wirken. Ihre Begeiſterung ſelbſt galt für den Beweis der Wahrheit ihres Geſichts, und ergriff die Neigung und den Willen der Menge, daß ſie nach ihrer Fähigkeit wurden, wie man ſie wollte, wenigſtens thaten, was man begehrte. Damals war es nicht nöthig, ſein thatanſtrebendes Geſicht bis auf den Boden der wirklichen Erfahrung herab zu beſtimmen; wenn es nur ein Geſicht war, und wenn nur die allen erkennbaren Merkmale der Begeiſterung vorhanden waren, ſo wurde durch die Begeiſterung, welche alle übrigen ergriff, die Lücke ausgefüllt. Damals war gewiſſermaßen die menſchliche Natur unmittelbar mit der Geiſterwelt in Verbindung; es wohnte allen bei eine gemeinſchaftliche Anſchauung der Begeiſterung, ſo wie uns beiwohnt eine gemeinſchaftliche Anſchauung der Sinnenwelt; und jene Anſchauung wurde Trieb und beſtimmende Kraft des gemeinſamen Lebens.

So mußte es ſeyn, und auf dieſe Weiſe das Menſchengeſchlecht beginnen. Die allgemeinſten Forderungen des Geſichts an die Welt: — etwa, daß überhaupt Religion ſei, daß eine Geſellſchaft ſei, und dieſe in einem rechtlichen Verhältniſſe zu einander ſtehe, daß die nothwendigſten Künſte erfunden ſeyen, durch die es dem Menſchen allein

möglich ist, der Naturgewalt gegenüber zu bestehen, und ihr zum Trotz sich und sein Geschlecht zu erhalten, — diese allgemeinsten Forderungen mußten erst, sei es auch nur durch Hülfe eines blinden Vernunftinstinkts, erfüllt werden in der Welt, theils, damit die Menschheit auch nur bestehen könne bis zu einem zweiten Zeitalter, theils, damit dieses zweite Zeitalter schon in der Anschauung gleichsam ein Vorbild vorfände, dessen, was es selbst mit Freiheit erzeugen sollte.

So mußte das Menschengeschlecht nicht bleiben. Dasselbe ist bestimmt mit absoluter Freiheit in jedem Einzelnen zu allem selbst sich zu machen, was es seyn soll, und nichts in sich übrig zu behalten, das nicht sei Erzeugniß dieser Freiheit. Es soll geistig seyn, und zu dieser Geistigkeit soll es frei sich erheben, über seine ganze Ausdehnung hinweg, durch einzelne und individuelle Kraft. Sodann aber muste, sobald nur überhaupt das Vermögen solcher Freiheit sich entwickelt hätte, zu welcher in der ersten Epoche das Menschengeschlecht eben erzogen worden wäre, jene Darreichung der Geistigkeit durch die Natur durchaus wegfallen, damit jeder in sich selbst seinen Antheil an derselben sich erzeugte. Es mußte drum die natürliche Begeisterung durch die Begeisterung der ursprünglichen Seher hinwegfallen, und das Band, welches alle unter sich bindet, und sie bindet an

jene vermittelnden Seher, und durch diese an die übersinnliche Welt, mußte zerreißen, damit jeder durch sich, und ohne eines Mittlers zu bedürfen, den Eingang zu jener Welt fände.

Wie dieser Zustand eintritt, und er tritt, zufolge der Gesetzgebung der übersinnlichen Welt an die sinnliche, alsbald ein, sobald die Menschheit fähig ist, auf ihren eignen Füßen zu stehen, verändert sich durchaus das Verhältniß des Menschengeschlechts zur Fortbestimmung des sinnlichen durch das übersinnliche. Die ursprünglich begeisterten Seher, deren es geben wird, und geben muß bis an das Ende der Tage, diese, die in jener ersten Epoche, vermöge des Verhältnisses der übrigen Menschheit zu ihnen, Propheten, und Wunderthäter waren, hören jetzt, weil das Verhältniß sich geändert hat, gänzlich auf dieses zu seyn, und verwandeln sich in eine andere Erscheinung, die selbst zwiefach, und insofern in sich selbst entgegengesetzt ist: je nachdem die Gesichte entgegengesetzt sind, die sie anschauen. Sie werden Dichter und Künstler überhaupt, inwiefern in ihren Gesichten gar nicht irgend ein wirklich hervorzubringender Weltzustand ausgedrückt werden soll, sondern nur die allgemeine Form solcher Gesichte; inwiefern diese Gesichte daher eine bestimmte Gestalt gar nicht fordern, sondern in jedwedem Stoffe dargestellt werden können; inwie-

fern drum ihr Zweck gar nicht sehn kann, zu bestimmter That zu treiben, sondern nur die Geistigkeit der Menge immerfort in Bewegung, und diese Menge auf dem Boden, dem Gesichte entkeimen, zu erhalten.

Die Bestimmung dieser Seher ist die, nur das allgemeine Organ für die übersinnliche Welt in Thätigkeit zu erhalten, keinesweges aber irgend ein bestimmtes Gesicht in dieser Welt zu zeigen. Dieses Organ aber ist der Menge erst jetzt, durch die geschehene Umwandlung, erwachsen, und hat sich abgesetzt innerlich in ihrem bloßen Vorstellen; vorher wirkte Begeisterung auf sie wie Naturgewalt, sie fortreißend zum Handeln. Zwar ist auch in der Kunst noch jene unmittelbare und unbegreifliche Fortpflanzung der Begeisterung, sie ist nur nicht mehr äußerlich, sondern innerlich in der Vorstellung.

Inwiefern im Gegentheile die Gesichte der Seher einen wirklich hervorzubringenden Weltzustand fordern, verwandeln diese Seher sich in eine gelehrte und wissenschaftliche Gemeinde.

Nach der geschehenen Verwandlung des Menschengeschlechts reicht es nicht mehr hin, daß jemand nur irgend einen Blick in die übersinnliche Welt gethan habe; jetzt tritt mit aller der Strenge, mit der wir sie oben ausgesprochen haben, die Aufgabe ein, das Gesicht genau zu bestimmen bis

auf den Boden der wirklichen Erfahrung herab, und zwiſchen jener und dieſer keine Lücke zu laſſen. Der Punkt des Eingreifens des Geſichts in die wirkliche Welt iſt von nun die klare Einſicht wenigſtens der entſchiedenen Mehrheit der menſchlichen Geſellſchaft; und bis zur Möglichkeit, dieſe ohnfehlbar zu erzeugen, muß das Geſicht herab geſtimmt werden. Du willſt die Menſchen dahin bringen, daß ſie nach deinem Willen ſich geſtalten, und handeln: mit deinem guten Rechte, denn du weißt, daß ſie ſo ſich geſtalten und handeln ſollen, indem dein Wille gar nichts anders iſt, als deine unmittelbare Anſchauung des abſoluten Soll an die Menſchheit, und du eigentlich ein Gottgeſandter biſt, wie du unmittelbar weißt. Könnteſt du ihnen nun dieſe deine göttliche Sendung darthun durch das große Wunder, daß ſie, wie durch eine Naturgewalt, gezwungen würden, deinem Willen ſich zu fügen, ſo bedürfte es nichts weiteres; dein Zweck wäre ſchon erreicht. Aber die Zeit dieſes Wunders iſt verfloſſen; ſie haben für das Zeichen deiner göttlichen Sendung, für deine Begeiſterung, kein Auge: ſie wollen, auch mit ihrem guten Rechte, den Willen Gottes an ſich nicht mehr durch einen Fremden, ſondern ſie wollen ihn vernehmen in ſich ſelbſt. Sie wollen ſelbſt klar einſehen; an dieſe klare Einſicht drum mußt du dich wenden, und dieſe für dich

gewinnen, außerdem bringst du sie nicht aus der Stelle. — Ich weiß sehr wohl, daß man in der großen Noth, von der unser Geschlecht im Uebergange von der erloschenen Begeisterungsfähigkeit zu der klaren Einsicht des Rechten ergriffen wird, den langsamen Weg der Belehrung abzukürzen gesucht hat, durch andere stellvertretende Mittel, durch Täuschung und Zwang. Aber die Täuschung dauert nur kurze Zeit, der Zwang aber hat nur seine sehr engbeschränkte Sphäre, über welche hinaus er nicht anwendbar ist; beide hinterlassen, nachdem sie eine kurze Zeit Dienste geleistet haben, hinterher das Uebel nur größer.

Es entsteht drum in diesem neuen Zustande der Dinge für den beschriebenen Seher weltgestaltender Gesichte die Grundaufgabe, sich mit seiner Ansicht, ohne jedoch ihrem Inhalte etwas zu vergeben, herunterzubilden zum Volke, das Volk aber herauf zu bilden zu sich; so lange, bis die Kluft, die zwischen der klaren Einsicht beider liegt, ausgefüllt sei, und die Einsicht des ersten unmittelbar eingreife in die Einsicht, und vermittelst derselben in das Leben des zweiten. Es kann keine Frage seyn, ob nicht die Arbeit nach diesem Ziele hin angefangen werden müsse, sobald jener Zustand der Menschheit, und der klare Begriff von demselben eintritt in die Zeit; es ist drum klar, daß von diesem Zeitpunkte an eine Bildung des Sehers

für den Zweck, den das Volk haben soll, und eine des Volks für den Zweck des Sehers, statt finden müsse; aber es ist zu erwarten, daß ein Menschenleben und mehrere Menschenleben vorüber gehen werden, ehe das Ziel erreicht sei. Ja, die Sache in ihrem Grunde angesehen, wird, so lange das Menschengeschlecht auf der Erde lebt, das Ziel niemals erreicht seyn, indem immerfort in einzelnen Sehern das Bild Gottes zu neuer Klarheit sich entwickeln wird, und diese so immerfort die Aufgabe haben werden, diese neuen Gesichte auszubilden zur Verständlichkeit für das Volk, und das Volk zur Fähigkeit, sie zu verstehen. Es folgt hieraus, daß sowohl des Sehers als des Volks Leben über die Dauer des einzelnen Menschenlebens hinaus ausgedehnt werden müsse zu einem einzigen zusammenhängenden, und fortschreitenden Leben des ersten und des letzten bis an das Ende der Welt; daß die Gelehrten jedes Zeitalters Gelehrte erziehen müssen für das folgende Zeitalter, denen sie ihre errungene Bildung übergeben, damit sie für den aufgegebenen Grundzweck dieselbe weiter bringen, und in dieser Vermehrung sie übergeben denen, die sie erziehen für ihr künftiges Zeitalter; und nach dieser Regel fort bis an das Ende der Tage; daß somit zuförderst die Gelehrten-Gemeinde für ihre eigene Erhaltung, für den Fortschritt ihres Lebens

bens im steten Zusammenhange, und für die fortdauernde Steigerung desselben, zu sorgen hätte; daß ferner die Volksbildung jedes Zeitalters überliefert werden müßte den folgenden, und in diesem regelmäßig fortgebaut werden auf die vorhergehende, und diese immer gesteigert, gleichfalls bis an das Ende der Tage: und daß über diese letzte immerfort die Gelehrten-Gemeinde die Oberaufsicht führen müßte, indem nur sie den eigentlichen Zweck derselben versteht. In dem gesagten nun liegt der Begriff einer Gemeine der Gelehrten.

M. H. Wir haben in dieser Vorlesung wieder um eine Fülle von tief eingreifender Erkenntniß ausgesprochen, die auch noch in manchem andern Zusammenhange, außer in dem, in welchem wir sie hier zunächst anwenden, Licht verbreiten dürfte; ich halte es drum, da ich hier vor einer wissenschaftlichen Versammlung spreche, für zweckmäßig, eine allgemeine und streng geordnete Uebersicht des gesagten hinzuzufügen.

1). Allem Wissen liegt das Wissen vom übersinnlichen zum Grunde. Ohne dieses letztere ist überhaupt kein Wissen; und auch das wirkliche Wissen, das nicht bis zu jener Quelle seines Wissens zurück geht, ist kein wahrhaftes Wissen, sondern der bloße leere Schein und Schatten eines Wissens. Auch kann niemals ein solcher Weltzu-

ſtand eintreten, in welchem gar kein Menſch wirklich wiſſe vom überſinnlichen; indem ſodann der Zweck der Welt wegfallen würde, und dieſe verſinken müßte in das Nichts.

2) Das überſinnliche Wiſſen ſpricht ſich aus auf eine doppelte Weiſe; entweder überhaupt, bloß daß ein überſinnliches ſei, ohne alle weitere Beſtimmung; oder in einer weiteren Beſtimmung, und auf eine gewiſſe Weiſe geſtaltet.

3) Das erſte, als Religion, ſoll unmittelbar allen Menſchen zugänglich ſeyn, und iſt in der gegenwärtigen Lage des Menſchengeſchlechts allen zugänglich.

4) Das von der zweiten Art zeigt ſich ſtets als ein ſolches, nach welchem die Sinnenwelt geſtaltet werden ſoll; und es iſt ein ſtetes Geſetz, welchem zufolge es nicht Allen unmittelbar, ſondern nur einigen wenigen, dazu von Gott beſtimmten, erſcheine. Im Gegenſatze mit dieſen können wir die Mehrheit, der es nicht unmittelbar erſcheint, das Volk nennen.

5) Nun aber ſoll die wirkliche Welt, d. h. zunächſt das Volk, nach jenen Geſichten geſtaltet werden. Wie iſt dies möglich?

6) Es iſt, zufolge des Verhältniſſes des Volks zum Geſichte, welches zufolge eines Geſetzes der überſinnlichen Welt ein doppeltes, in der Zeit ſich ausſchließendes, iſt, in dieſen beiden verſchiedenen

Zeiten auf eine doppelte Weise möglich. Entweder nehmlich

a) hat das Volk ein Auge für Begeisterung, und wird von derselben wie von einer Naturgewalt unmittelbar zu dem beabsichtigten Handeln fortgerissen. In dieser Lage der Welt sind die Seher Propheten, und Wunderthäter, und es findet in dieser Lage ein gelehrtes und wissenschaftliches Publikum nicht statt;

b) oder, dieses äußere Auge für den Geist, und die Naturkraft desselben, verschwindet, und die Sichtbarkeit des Geistes zieht sich zurück nach innen, lediglich zugänglich der eignen klaren Erkenntniß eines jeden.

Die in der letzten Zeit entstehenden Seher nehmen auf eine zwiefache Weise eine andere Gestalt an. Entweder nehmlich

α) stellen sie die Begeisterung und das übersinnliche Sehen selbst, als solches, in seiner Form dar: dann sind sie Dichter und Künstler.

β) oder sie stellen die Begeisterung selbst nicht dar, indem sie dieselbe innerlich, unsichtbar tragen, sondern sie streben nur darzustellen ein in der Begeisterung erblicktes bestimmtes Gesicht, und zwar es darzustellen in der wirklichen Welt. Dann werden sie, durch die Zeit dazu genöthigt, Wissenschaftliche und Gelehrte, und zwar insbesondere eine Gemeine von Gelehrten.

Schon die Trennung des Dichters vom wissenschaftlichen Menschen, und insbesondere vom Philosophen, beweiset, daß der veränderte Weltzustand eingetreten ist, und daß das Menschengeschlecht schon nach klarer Einsicht ringt. Im Zeitalter der Begeisterung liegen alle diese Stoffe im Seher bei einander.

Die erste Aufgabe, die in dieser Lage an die Gelehrten-Gemeinde gestellt wird, ist die, sich und das Volk bis an das Ende der Tage einander entgegen zu erziehen zum Wechsel klarer Einsicht. Was in dieser Bildung und Erziehung liegt, ist es allerdings, was man im eigentlichen Sinne Gelehrsamkeit nennen muß, wie sich dieses alles zu seiner Zeit näher ergeben wird. Dennoch ist es unerläßlich, daß in der Gelehrten-Gemeinde Gesichte vorhanden seyen, und daß alle gelehrte Bildung nur betrachtet werde, als das Mittel, nach diesen das Volk und die Welt zu gestalten; denn nur unter dieser Bedingung hat die Gelehrten-Gemeinde überhaupt das Recht da zu seyn, ohne dies wäre sie ja selbst Volk; und es wäre überhaupt gar nichts in der Welt vorhanden, denn Volk, oder eigentlicher, da das Volk auch zu nichts hinauf gebildet werden sollte, Pöbel.

Das Resultat der vorigen Vorlesung ist drum in der heutigen also beschränkt worden: nur in

demjenigen Zeitalter, in welchem die Begeiste-rung, als eine zum Handeln treibende Naturkraft verschwunden ist, und lediglich die klare Einsicht herrscht, tritt der Gelehrte an die Spitze der Fortschöpfung der Welt. Früher bedarf es für den vom Gesichte ergriffenen keiner gelehrten Bildung. Seine Begeisterung ergreift unmittelbar die Umgebung.

Sodann ist auch durch diese Vorlesung der früher im allgemeinen aufgestellte Begriff des Gelehrten näher bestimmt. Keinesweges der Einzelne, sondern nur eine eng verbundene und in einander verwachsene Gelehrten-Gemeinde macht den Vereinigungspunkt aus zwischen der überfinnlichen Welt, und der sinnlichen. Der Einzelne in seiner Absonderung vermag nichts, und ist nichts; seine Kraft und sein eigenthümliches Wesen verflößend durch das Ganze, er selbst wiederum sich fortbildend nach dem Ganzen, — allein also ist er etwas, und die Würde und das Verdienst des Einzelnen beruht blos darauf, daß er die gerade ihm angewiesene Stelle würdig behaupte.

Karl der Große.

Eine Vorlesung.

(Gehalten im Winter 180⅞.)

Die ganze europäische Geschichte erscheint in überraschender Einheit dem, welcher bedenkt, daß Griechen und Germanen, jene das Volk, von dem es in Europa zu tagen beginnt, diese Begründer seiner erneuten, erweiterten Gestalt, beide Schöpfer der besten Zeitalter in der Geschichte unsers Erdtheils, stammverwandt, daß beide wahrscheinlich von Einem asiatischen Wohnsitze ausgegangen sind. Nicht nur begreift man so die auffallende Verwandtschaft, die beinahe gleiche Bildungsfähigkeit ihrer Sprachen, die Leichtigkeit, welche vor allen neu-europäischen Nationen der Deutsche voraus hat in den Geist der Hellenen und ihrer Werke tief einzugehen, sondern es erscheint auch von diesem Gesichtspunkte das germanische Zeitalter *)

*) Mit dem Namen „Zeitalter der Germanen" ist schon von bekannten Historikern das sogenannte Mittelalter bezeichnet worden.

nur als spätere Entwickelung eines Zweiges des nehmlichen Stammes, welcher sich rund um das in der Mitte liegende römische Zeitalter herumschlingt.

Der jüngere Zweig, nachdem er lange im Dunkeln gewachsen und mit zunehmender Schwäche der absterbenden römischen Welt allmählig erstarkt war, brach im vierten und fünften Jahrhundert mit voller frischer Kraft aus, jene vernichtend und die Elemente einer neuen Schöpfung in Europa verbreitend. Aber chaotisch mußten diese durcheinandergähren und in der Gährung mußte was von Römerherrschaft im westlichen Europa war verzehrt werden, bevor eine neue Bildung an der Stelle der untergegangnen sich ansetzen und erheben konnte.

Nach allen Seiten des westlichen, südlichen und nördlichen Europa breitete sich aus, das ungestüme Wogen der, gleichsam in Jugendfülle strebenden, Germanen. Schon in frühern dunkeln Zeiten waren die Gothen von den Küsten der Ostsee nach Schweden übergegangen; nordische Stämme hingegen kamen in den Süden, mit drohender Vorbedeutung Roms Vormauern erschütternd; dann zogen Angelsachsen nach Britannien und machten der Römerherrschaft dort ein Ende; Vandalen drängten sich vorwärts nach Spanien und griffen selbst nach Afrika über, wo

sie ihren Untergang fanden; ihnen nach zogen Alanen und Sueven, die von den hinterherdrängenden Westgothen verschlungen wurden. Allmählig nahmen diese ganz Spanien und einen Theil Galliens ein, welches hinter ihnen auch von dem neu sich erhebenden Reiche der Franken und den Burgunden besetzt war; in Deutschland erwuchsen Völkerstämme, die schon unter den ersten Cäsaren römischer Macht getrotzt und sie bestanden hatten, und erhoben unter theils neuen theils wenig veränderten Namen ihr Haupt.

Mitten in die Gährung, als selbst das römische Reich noch bestand und über die Germanenstämme Oberhoheit behauptete, griff von Asien her ein stürmisches fremdartiges Element — Attila mit seinen Hunnen — das Verderben um sich her verbreitend und Untergang den jungen noch unstäten germanischen Völkern drohend schon bis in ihr Herz gedrungen war. Aber selbst Römer noch mußten zu ihrer Rettung helfen. An der vereinten westgothischen und römischen Macht brach sich Attila's Ungestüm, und nicht lange nachher ward der schon mehrmals von Westgothen und Vandalen heimgesuchte Sitz der weströmischen Herrschaft von einem vermischten Haufen germanischer Stämme aufs Neue erobert, das Kaiserthum gestürzt, und auf seinen Trümmern in

Italien ein neues Reich durch Odoaker errichtet.

Damit aber war die gewaltsame Umgestaltung Europa's, ohngeachtet die ersten wüthendsten Stürme ausgetobt hatten noch nicht beendigt. Noch keinesweges waren die germanischen Stämme zu ruhigen Staaten festgehalten und gebildet. Es kam darauf an, ihrem Drängen und Treiben Stillstand zu gebieten, sie in ihren Grenzen zu halten, die Stammverwandten durch gemeinschaftliche Bande zu verknüpfen und sie von dem oströmischen Kaiserthume gänzlich zu trennen, um die neue germanische Welt in sich zu begründen. Diese Bildung und Begründung sollte nun freilich erst einige Jahrhunderte später durch Karl den Großen zu Stande kommen. Aber merkwürdig genug ging mitten in der Gährung noch ihre Idee in dem Geiste eines über alle rohen Helden der Völkerwanderung weit hervorragenden, ja auch in spätere Zeiten hell hineinglänzenden Mannes auf, und auf eine edlere würdigere Art selbst, als alle Umstände sie damals auszuführen erlaubten, und Karl nachher sie ausführte.

Theodorich, nicht mit Unrecht der Große genannt, der seine Ostgothen aus dem Bezirke des griechischen Kaiserthums nach Italien führte und nach Odoakers Vernichtung ein eignes Königreich

stiftete, ist es, in dessen politischem Streben der erste Versuch der Festhaltung und Begründung der germanischen Welt und einer freien Verbindung ihrer Staaten sich ausspricht.

Er leuchtet hervor aus der Heiraths-Verbindung, welche Theodorich zwischen sich und den Königen der Franken, der Westgothen, Vandalen, Burgunden und Thüringer schloß, jedesmal mit der Ermahnung, sie zu einem Bande der Eintracht und Liebe dienen zu lassen; er zeigt sich in der Würde und Klugheit, womit Theodorich selbst in diesem Familienbunde, der die bedeutendsten der germanischen Stämme umschlang, gleichsam als Haupt und Vater waltete, bald durch die Kunst der Unterhandlung, bald durch väterliches Ansehen und Uebergewicht des Raths, bald auch durch ernsteres Zureden den Erhitzten zu besänftigen, den Trotzigen zu erweichen, die Mindermächtigen zu gemeinschaftlichem Schutze des bedrohten Schwächern aufzubieten suchte, und wo dies nicht half nachdrücklich dem Uebermuthe wehrte, und den Gewaltthätigen in seine Schranken wies, wie denn sein Benehmen in dem Streite des herrschsüchtigen Frankenkönigs Chlodwig gegen den Westgothen Alarich II, seine bei dieser Gelegenheit an Alarich, an die Könige der Burgunden, der Heruler, Warner und Thüringer, an

Chlodwig selbst erlaßnen kräftigen und gemüthvollen Schreiben *) und als diese nichts fruchteten und Alarich ohne Theodorichs Hülfe abzuwarten den unglücklichen Kampf gewagt hatte, der mächtige Schutz, welchen er den unterdrückten Westgothen angedeihen ließ, und die Mäßigung gegen die besiegten Allemannen, wozu er Chlodwig bewog, die schönsten Beweise davon liefern; er ist endlich sichtbar in der Bestimmtheit, womit sich Theodorich lossagte vom byzantinischen Kaiserhofe und dem erfolgreichen Widerstande, den er zu Lande und zur See dessen Anmaaßungen entgegen setzte, mit gleicher Kraft seine Selbständigkeit gegen das noch übrige oströmische Reich behauptend, als verhütend, daß nicht alle Germanen-Stämme in die Uebermacht eines einzigen unter ihnen versänken.

Aber Theodoriche, allein von seiner Persönlichkeit ausgehender Versuch konnte nicht von bleibendem Erfolge seyn und schwebt nur als schönes lichtes Bild im Dunkel der beginnenden germanischen Zeit. Unter schwachen Nachfolgern löste sich bald sein eignes durch keine gedeckte Lage sichres Reich. Aeltre germanische Völkerschaften breiteten sich weiter aus, neu sich erhebende, die Longobarden, drangen ein, noch nicht

*) Cassiodor. Var. III. 1—4. s. die Beilage.

Alle waren durch das Band der christlichen Religion vereinigt und die christlichen selbst in Secten-Haß entzweit, das oströmische Kaiserthum setzte noch lange seinen Fuß in Italien und behauptete länger noch Einmischung und Oberhoheit in den Angelegenheiten des nun nicht mehr römischen Occidents, ja ein orientalisches Volk konnte noch in den Westen einbrechen einen großen Theil des schon von Germanen eingenommenen Bodens, mit beinah gänzlicher Vertilgung eines ihrer mächtigsten Stämme, erobern, und Allen den Untergang drohn, hätte nicht ein andrer inzwischen kräftig herangewachsener einen mächtigen Damm seinen Fluthen entgegengeworfen.

Dies war der Staat der Franken, in welchem Theodorichs als bloßer Versuch erscheinendes Streben, obwohl auf andre Weise und durch andre Mittel, zu größerer Reife gedieh. Von einem kleinen und dunkeln Keime entwickelte sich dieser hauptsächlich unter Chlodwig zu einer, den stammverwandten Völkern wenn auch nicht überlegnen doch gefährlichen Macht, welche nur durch einen Mann wie Theodorich noch in Schranken gehalten werden konnte. Durch grausame List und Gewalt brachte Chlodwig beinah das ganze Gallien unter sich, den Rest der Römerherrschaft darin vernichtend, eroberte einen großen Theil des südlichen Deutschlands und machte sich durch

Vertilgung seiner Vettern zum alleinigen selbständigen Oberhaupte der Franken. Katholischer Christ geworden, benutzte er so gut den Katholicismus zu seinen Planen gegen arrianische Völker, als die Gunst des byzantinischen Hofes, der auf ihn alles Gewicht des Einflusses in die westlichen Händel legte, und ihn dem Theoderich gewissermaaßen entgegensetzte, zur Erhöhung seines Ansehns und seiner Macht. Gleich dem Theodorich in dem Beinamen des Großen, den er allein seinen sich selbst und dem Katholicismus erfochtnen Siegen verdankt — „denn Gott ließ," wie Gregorius von Tours sagt, „täglich alle Feinde unter seiner Hand fallen und vergrößerte sein Reich, weil er mit rechtschaffnem Herzen vor ihm wandelte, und that was seinen Augen wohlgefiel!" — war er ihm ungleich im Anspruche auf jenen Namen und im Geiste seines Handelns. Ein eigen- und vergrößerungssüchtiges Streben scheint dem Volke charakteristisch, und durch Chlodwig zu einem solchen Grade angefacht zu seyn, daß man fränkische Nachbarschaft fürchtete, und im griechischen Sprichwort sagte: „Halte den Franken zum Freund, doch wehr' ihn von dir als Nachbar." Doch ward es durch Chlodwig zu einem großen Reiche, das sich unter seinen ersten Nachkommen noch auf Kosten andrer verwandter Stämme erweiterte, durch eine zweideutig listige Rolle bei

der Auflösung des ostgothischen Königreichs einen Theil desselben an sich brachte, die Burgundischen Besitzungen in Gallien sich einverleibte, den Westgothen alles abnahm, was sie in demselben Lande gehabt hatten und sich in der Mitte der germanischen Staaten so ansetzte, daß es nicht nur den heftigen Angriff der Saracenen auf das christlichgermanische Europa zurücktreiben, sondern auch, vielseitigen Anfällen minder blosgestellt als das frühere ostgothische Reich, die Schwäche und Untüchtigkeit, die Sittenlosigkeit und Grausamkeit der meisten seiner Könige und Königinnen, selbst mehrmalige Theilungen und daraus entstandne innere Kriege ungefährdet aushalten konnte. In ihm hatte sich der Kern gebildet, um welchen die nun allgemach hervorgetretenen germanischen Völkerschaften sich anschließen und in die neue feste Gestalt eines großen Staatskörpers vereinigen sollten. Und als die schwache Dynastie der Merovinger entthront war, und ein Geschlecht voll frischer rüstiger Kraft das Scepter ergriffen hatte, da nahm das ursprüngliche auf Ausbreitung gerichtete Streben des fränkischen Reichs einen neuen Aufschwung, um jene Bestimmung zu erfüllen.

In Karl dem Großen erschien sie in voller Reife, und das im Schooße der Menschheit lange gezeitigte Zeitalter der Germanen ward

von ihm als Koryphäen auf den Schauplatz der Geschichte geführt. Er war einer der Wenigen, in denen die ganze Kraft voriger und die Zeugungsfülle künftiger Jahrhunderte zusammengedrängt ist, und die Gestalt nicht blos ihrer eignen sondern auch folgender Zeiten sich spiegelt.

War nun Karl ein solcher, so ist der richtige Standpunct seiner Betrachtung der, von welchem er erscheint durch seine Werke als Begründer, durch seine Person als Repräsentant des neuen von ihm eröffneten Zeitalters. Diese Ansicht, von welcher hier nur die ersten Grundlinien gezeichnet werden können, stellt den Umfang seines außerordentlich reichen Wirkens und Schaffens dar, als ein zusammenhängendes Ganze, welches freilich nicht in ihm selbst zum Bewußtseyn gekommen war — wie denn kein Held der Geschichte sich zum objectiven Verständniß seiner selbst zu erheben vermag — noch als zuvor entworfener Plan von ihm ausgeführt wurde, aber aus seiner Natur organisch sich entwickelte, und so unverkennbar ist, daß ein offnes Auge nur es sehen, nicht erst suchen darf.

Zuvörderst also: Wie wurde Karl Stifter und Begründer des neuen Zeitalters der Germanen?

Dies Zeitalter zu begründen kam es zuerst

und am meisten darauf an, die bisher getrennten germanischen Stämme zu vereinigen, in sich zu befestigen und sie von dem Reste der untergegangnen römischen Zeit, welcher im byzantinischen Reiche erhalten war, und von oströmischer Hoheit über den Westen sich fortwährend träumen ließ, durchaus zu sondern.

Und diese Bedeutung hatten Karls viele und große Kriege, die er selbst zwar nicht in gleicher Meinung, sondern lediglich als fränkische Eroberungskriege, führte, die aber das in der Geschichte gerade jetzt Nothwendige zu Stande brachten — einen germanischen Staatskörper, dessen vollendete Selbständigkeit Karls Krönung zum occidentalischen Kaiser besiegelte.

Nur einen einzigen unbedeutenden Krieg führte Karl, gleich nachdem er mit seinem Bruder Karlmann die gemeinschaftliche Regierung angetreten hatte, zur Vollendung des Frankenreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen, den Alpen, dem Rhein und den Pyrenäen, den Krieg gegen Hunold Herzog von Aquitanien. Alle übrigen Kriegesthaten, welche Karl, von da an nach seines Bruders Tode Alleinherr, verrichtete, haben die höhere Beziehung auf den gesammten germanischen Staaten-Verein, diesen theils zu bilden, theils gegen nicht-germanische Nationen zu schützen und zu erweitern.

Und

Und so breiten sie sich in zwei große Zweige aus, deren erster nach Norden reicht und vom sächsischen Kriege ausgeht, der zweite nach Süden und Osten strebt und in Italien seinen Ursprung hat.

Indem Karl das Volk der Sachsen nach einem harten zwei und dreißigjährigen unter mancherlei Glückswechsel geführten Kriege durch den zu Selz geschlossenen Vertrag mit der fränkischen Nation also vereinte, daß beide Völker zu gleichen Rechten unter Einem Könige und durch dieselbe christliche Religion verbunden seyn sollten, fügte er einen wichtigen Bestandtheil Deutschlands, ein großes und tapferes Volk, der Gemeinschaft der germanischen Welt zu, und knüpfte es äußerlich und innerlich an dieselbe durch die Bande des Staates wie der Religion. Und während er ein so bedeutendes Glied des germanischen Körpers ihm anschloß, wehrte er gleichzeitig ab die Normannen und die slavischen Stämme der Wilzen, Sorben und Böhmen, unter diesen jedoch schon durch Abhängigkeit und Zinsbarkeit, noch mehr durch christliche Missionen, ihre spätere Vereinigung mit den germanischen Grundstämmen des neuern Europa vorbereitend.

Völlig eben so wirkten Karls italienische und die damit zusammenhängenden Feldzüge anziehend für die germanischen, abwehrend gegen fremde

Völkerschaften. Sie bezwangen die Longobarden, unterwarfen die Bojoarier, deren Herzog Thassilo in das Schicksal seines Schwiegervaters, des Longobarden-Königs Desiderius, verflochten war, behaupteten kräftig die germanische Grenze gegen die Avaren, und demüthigten dies Volk, das den Karl während der baierischen und longobardischen Händel beunruhigt hatte. Durch diese Kriege, welche der Zeit nach mit einander verflochten sind und durch welche der sächsische wie ein Grundfaden sich hindurchzieht, wurden nun alle germanischen Stämme Galliens, Italiens und Deutschlands bis an die Elbe, die Sudeten und die Theis in Einen Staat versammelt. Aber nicht blos in diesen Ländern zog Karl ein gemeinschaftliches Band um die zuvor noch nie vereint gewesenen Stämme, sondern auch in Westen breitete er den germanischen Namen über den Boden wieder aus, von dem er verdrängt war, und knüpfte Verbindungen mit den getrennten Zweigen desselben. Die Orientalen drängte er in Spanien bis an den Ebro und schlug sie mit schnellgeschaffner Flotte von den Inseln und Küsten des Mittelmeers zurück. So machte er dem kleinen christlichen Königreiche Oviedo, welches von den westgothischen Ueberresten in den Gebirgen Asturiens sich gesetzt hatte, Luft, dessen König Alphons II, froh der Wiederverei-

nigung mit dem christlichen Europa und seinen germanischen Brüdern, Karln Geschenke und die Zeichen seiner Siege über die Saracenen schickte, und sich in Schreiben nie anders als seinen Ergebensten und Unterthänigsten nannte.

Auch zu den germanischen Angelsachsen in Britannien reichte sein Arm. Nicht nur daß er durch die Britten Alcuinus und Beda, die an seinem Hofe lebten, besonders durch ersteren, häufig an ihre Fürsten schreiben und sie von den damals großen innern Streitigkeiten abmahnen und zu tapfrer Abtreibung der Normannen ermuntern ließ, sondern einst war er nahe daran, sich thätig in ihre Händel zu mischen, um die unruhigern Northhumberländer, die keinen ihrer Könige eines natürlichen Todes sterben ließen, mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Egbert endlich hatte in seiner Jugend an Karls Hofe gelebt und durch tägliche Betrachtung dieses großen Musters sich mit all der Kraft erfüllt, wodurch er seinem Vaterlande die neue Gestalt gab und sich zum Könige aller sieben angelsächsischen Reiche erheben konnte.

Mit allen germanisch-christlichen Stämmen Europa's war demnach Karl in Berührung gekommen. Die entfernteren so gut wie die näheren hatten in ihm ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt gefunden, in ihm war das neue Europa

zum ersten Male Eins. Ja auch nicht-germanische Völkerschaften hingen sich an Karl, und die Thane der Scoten nannten nach Eginhards Bericht, ihn nie anders als ihren Herrn und sich selbst seine Knechte und Unterthanen.

War nun Karl das Haupt, so sollte auch äußere Glorie dies Haupt umstralen, als hellleuchtendes Gestirn, dessen Aufgang die neue Zeit einführte. Dies geschah als er im Jahre 800 in Rom war, als Schirmherr der Stadt und des heiligen Stuhls, und der von ihm gerechtfertigte und wieder eingesetzte Pabst Leo III am Weihnachtstage in der Kirche des heiligen Petrus nach beendigtem Hochamte auf ihn zuging, wohl nicht ohne Karls Vorwissen, obgleich er überrascht schien, eine goldne Krone auf sein Haupt setzte und ihn salbte unter dreimaligem Zujauchzen alles Volks: „Leben und Heil Karl dem Auguste, dem Großen, dem friedestiftenden Kaiser der Römer."

Durch diesen feierlichen Akt wurde Karls größes, politisches Werk — der Zeit nach freilich einige Jahre bevor es sich schloß — vollendet. Vor den Augen der ganzen Welt wurde er zum weltlichen Oberhaupte der germanischen Christenheit unter dem alterthümlichen Namen der römischen Weltherrscher eingesetzt, und in dieser Eigenschaft ließ er den Eid, welchen seine Unter-

thanen ihm als Könige geleistet hatten, sich als Kaiser erneuern.

Förmlich und fest war nun das germanische Europa losgesagt von dem oströmischen Kaiserthume und eine selbständige politische Schöpfung, in deren innere Verhältnisse verderblich sich einzumischen jenem so wenig das Recht als die Macht mehr zustand. Mogte auch eine vielleicht beabsichtigte nähere Vereinigung beider durch die nicht zu Stande gekommene Heirath Karls mit der Irene vereitelt seyn, mogte gleich Karl den vollen römischen Kaisertitel nie von den griechischen Kaisern erhalten, mogten diese von ihm, wie von einem abhängigen Fürsten, als von ihrem Sohne oft reden, ja sogar die anmaaßliche Einbildung hegen, Länder, um die er kriegte, z. B. das Sachsenland *), Andern schenken zu können,

*) Davon erzählt u. a. der Mönch von St. Gallen (bei Duchesne T. II. 133. VI.): Als Karl einstmals Gesandte nach Konstantinopel geschickt hatte, fragte der griechische Kaiser: „was macht mein Sohn Karl?" Auf der Gesandten Antwort: er sei mit dem sächsischen Kriege beschäftigt, erwiederte jener: „ach was müht sich doch mein Sohn Karl gegen so wenige ruhmlose Feinde? das ganze Volk schenke ich dir mit allem was ihm gehört." Karl, als der Gesandte ihm dies berichtete, sagte

so nahm Karl doch nicht den mindesten Anstand sich ihnen gleich zu setzen, sie in allen Anschreiben seine Brüder zu nennen, und zufrieden mit dem Besitze wirklicher Macht und der auch in den entferntesten Gegenden, selbst von den Fürsten des Morgenlandes, vornehmlich dem berühmten Kalifen Haroun al Raschid, durch Gesandtschaften und kostbare Geschenke geehrten Glorie seines Namens, vermißte er die unbedeutende Anerkennung des byzantinischen Hofes nicht.

Vollendet war nun nach vieler Jahrhunderte Vorbereitung was Theodorich schon ahnend erstrebt, aber weder auf lange Zeit noch in der Ausdehnung erreicht hatte. Der Grundstamm des neuen Europa war durch Karl den Großen befestiget. Fortan breitete er sich in weiten Aesten auch über die nördlichen und östlichen Völkerschaften unsers Erdtheils aus, drang in dem Zeitalter seiner Blüthe durch Kriege, Christenthum und Handel bis tief in die slavischen und lettischen Völker ein und umschlang sie mit den Banden kirchlicher und auch, hier fester, dort loserer, bürgerlicher Gemeinschaft, verflocht sich in Frankreich,

---

nur: „der gute Mann hätte besser gethan dir ein Paar leinene Beinkleider zur Reise zu schenken."

England und Italien mit den verwandten Normannen, und sah in dem herrlichsten Manne seines Zeitalters, in Friedrich II, einen Sprößling deutschen und normännischen Blutes auf dem kaiserlichen Throne. Einbrechende Horden, die Magyaren und Tatarn, trieb das germanische Europa zurück mit kräftiger Gegenwehr, säuberte den Boden vollends wieder, dessen die Saracenen sich bemächtigt hatten, ja umgekehrt strebten seine Völker selbst in Asien einzudringen. In allen diesen Richtungen spannen nur die von Karl schon angeknüpften Fäden sich aus.

Aber nicht blos die äußere Begründung des germanischen Zeitalters und die Andeutung der Umrisse, nach denen es sich erweiterte, war Karls Werk, sondern gleichen Schrittes hiermit ging die Befestigung, Belebung und Ausbreitung des innern Princips, woraus dessen wesentlicher Charakter entsprang, des katholischen Christenthums.

Alle Kriege, die Karl mit noch heidnischen Völkern führte, galten auch für dieses, alle Eroberungen, die er machte, waren zugleich Erweiterungen des Reiches der Kirche. Schon der Anblick seiner Heere, die von dem Zuge der Bischöfe, Aebte, Geistlichen und Kaplane, mit seinen Grafen untermischt, eröffnet wurden, mit denen er unter feierlichem Hymnengesang in er-

oberte Städte einzog, und eben so mit Fasten, Beten und Gesang *) zu Schlachten und Stürmen sich vorbereitete, giebt seinen Kriegern das Ansehen von Streitern der Kirche, und stellt die Mischung religiösen und kriegerischen Muthes dar, welche das ganze germanische Ritteralter hindurch unauflöslich in Thaten ausbrach. Wohin seine Waffen drangen, dahin drang auch die Religion, oft auch zogen ihre Streiter, die Missionarien, jenen voraus; die Geistlichen theilten mit den Kriegern muthig Gefahr und Sieg, und befeuerten, den alten Barden gleich, in der Schlacht das Heer durch Gesänge. So dehnte er das Gebiet der christlichen Religion aus über die Sachsen, und sammelte sie mit den übrigen Germanen in den Schooß Eines Glaubens, so warf er die ersten Saamenkörner der christlichen Lehre unter die slavischen Völker, deren aufkeimende Kraft nicht minder, als die Stärke der Waffen, sie in den folgenden Säkeln an die germanische Welt ziehen und binden sollte. Wo

*) Unter andern dauerte diese religiöse Weihe zum Streite drei Tage lang, als er zum avarischen Kriege sein Heer an der Ens, damals im Vaterlande, zusammengezogen hatte. Annal. Fuldens. pp. Duchesne. T. II, p. 526. sar.

Karl sein Panier pflanzte, da warf er auch das Panier Christi auf, wo er Kriegswehren und Festungen anlegte, da gründete er auch Kirchen und Stifter und Bisthümer; so sie in Kriegen und Empörungen zerstört wurden, war er sie zu erneuen unverdrossen, und erweiterte durch sie mit seinem Reiche das Reich der Religion, der Vermenschlichung und der Kultur. In dem weiten Gebiete, das er der Religion unterwarf, wär er auch bemüht, ihren Kultus aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, und ihn wirksam zu machen für die Bildung des Volkes. Dazu verbesserte er die Liturgieen, ließ ordnen und säubern die Legenden und andre dergleichen Schriften, woraus dem Volke vorgelesen wurde, bildete den Kirchengesang, und den geistlichen Stand, so großes Ansehn er ihm verlieh, so streng hielt er ihn zu seinen Pflichten an.

Endlich knüpfte er die ganze Kirche an Rom als ihren Mittelpunkt. Die Salbung zur Fränkischen Königswürde hatte schon seinen Vater Pipin dem Päbstlichen Stuhle, die gegen longobardische Beeinträchtigueg geleistete kräftige Hülfe diesen dem karolingischen Hause verbindlich gemacht. Diese Verhältnisse schlossen sich enger, da Karl sich als kräftiger Schutzherr von Rom bewies, dem Longobarden-Reiche ein Ende machte und so die Päbste der schwankenden Lage

zwischen den griechischen Kaisern, ihren bisherigen, aber in der Entfernung zu schwachen, Schutzherrn und den longobardischen Königen, deren drückende Nähe sie oft bedrohte, entriß. Statt dessen fanden sie in dem Oberhaupte der germanischen Welt einen stärkern und gerechten Beschützer, wurden frei in Italien und erhielten durch Karls Bestätigung und Vermehrung der frühern Schenkungen ein sicheres und festes Bestehen. Karls mehrmalige Reisen nach Rom — denn nicht nur in seiner Jugend, sondern auch viermal in reiferem Alter war er daselbst — und das mit daraus entstandene gute Vernehmen mit den Päbsten Hadrian I und Leo III trugen ohnstreitig viel bei, die germanische Kirche und den germanischen Staat gleichsam einander näher zu bringen, und wie der letzte durch Karls feierliche Krönung zum römischen Kaiser und Souverain von Rom durch den Pabst, so gewann die erste durch die Sicherung des heiligen Stuhls und seine Ausstattung aus Karls Händen ihr Oberhaupt. Die ganze, vorher noch zwischen Heidenthum, Arianismus und Katholicismus getheilte germanische Welt war demnach dem letztern gewonnen und für diesen Rom und der Stuhl Peters als Mittelpunkt hingestellt. War sie gleich noch nicht durch so feste Bande an ihn gekettet, als in der Folgezeit von ihm aus durch

alle europäiſchen Staaten ſich zogen, hielt auch Karl ſelbſt ſich in ſo großer Ueberlegenheit über die Kirche und ihre Diener, daß einer ſeiner Geſchichtſchreiber ihn den Biſchof der Biſchöfe nennt, daß Karl ſogar ſeinen einzigen überlebenden Sohn Ludwig, gleichſam um ſpätern Anmaaßungen ahnend vorzubeugen, nicht vom Pabſte krönen, ſondern vor der verſammelten Nation ſich ſelbſt die Krone aufſetzen ließ, ſo hatte er doch entſcheidend gewirkt zur Befeſtigung des päbſtlichen Stuhls, hatte ſomit den Grund zu Allem Nachherigen gelegt und die ganze religiöſe Geſtalt des germaniſchen Zeitalters mit allem, was daraus entſprang, im Grundriſſe entworfen

Doch kein Zweig der Bildung wuchs in dieſem Zeitalter, deſſen Keime nicht wenigſtens in Karls Beſtrebungen ſichtbar wären. Ruhte die ganze erſte Kultur der germaniſchen Völker im Schooße der Kirche — wie ſie es denn unläugbar that — ſo gebührt Karl das große Verdienſt mit dieſer auch jene befeſtigt und erweitert zu haben. Alle ſeine kirchlichen Anſtalten waren Inſtitute zur Volksbildung. Das beweiſet außer dem ſchon oben Erwähnten ſein Befehl, Predigten in der Sprache des Volks zu halten, die Beſorgung von Ueberſetzungen kirchlicher Bücher in die Volksſprache, die Gründung niederer Schulen bei allen Kirchen, höherer, auch zur

Bildung guter Lehrer bestimmter, bei allen Bisthümern und die wetteifernde Thätigkeit, worin er die höhere und niedere Geistlichkeit für den Unterricht der Jugend zu setzen wußte. Ja nicht nur Geistliche und Bischöfe machte Karl zu Lehrern des Volks, sondern auch den Sitz der Kirche, Rom selbst und ihr Oberhaupt verstand er trefflich zur Volksbildung zu benutzen. Dort wurden Künste getrieben welche den Germanen noch fremd waren. Von dort brachte er selbst die ersten Lehrer der Grammatik und Rechenkunst mit. Von dort ließ er Künstler und Werkmeister seiner Anlagen kommen und theilte den Germanen die Blüthen des klassischen Geistes mit ohne die Kraftlosigkeit und Schwäche der spätern Römer auf sie überzutragen.

Zwei Künste insondercheit, die im germanischen Zeitalter die Religion in ihre Dienste nahm, Musik und Architectur, verpflanzte Karl aus Italien in seine nördlichen Staaten, pflegte und beförderte sie. Das war es, was er vorzüglich von den Päbsten forderte, daß sie ihm geschickte Lehrer des Gesanges lieferten. Leo dem III. schrieb er einst voll Unwillens und mit bittern Vorwürfen, daß er ihm untüchtige und unredliche besorgt habe, worauf der Pabst zwei seiner Landesgeistlichen vom Kaiser sich ausbat, die er ihm denn wohl unterrichtet zurücksandte.

Nun ſtiftete Karl die Geſangſchulen zu Metz und Soiſſons, von wo Zöglinge in alle Gegenden des Reichs ausgingen. So ſchuf er das herrlichſte Organ dem Dienſte der Kirche zum tiefen und vollen Ausdruck religiöſer Gefühle, zugleich ein Zaubermittel zur Sänftigung der Gemüther und Milderung der Sitten, und die Kunſt, deren reizende und gemüthvolle Lieder im germaniſchen Zeitalter wiedertönten, ſchon von Karl ward ſie geliebt und in großer Abſicht gepflegt.

Gleicherweiſe liebte er die Baukunſt und ſchuf ihr große und herrliche Denkmäler. Nicht eigentlich von den großen Anlagen für den täglichen Verkehr und das Bedürfniß, wie von der großen, zwar hölzernen, aber für ſchön und feſte gehaltenen Rheinbrücke bei Mainz, die zehn Jahre vor Karls Tode abbrannte und die er ſteinern wiederherſtellen wollte, iſt hier die Rede, ſondern von den Werken ſchöner Baukunſt, von den Palläſten zu Ingelheim und bei Nimwegen und vorzüglich von den Prachtgebäuden zu Aachen, die mehr als Alles die Bewunderung und Lobpreiſungen der Zeitgenoſſen erregten, den warmen Bädern, die er mit aller damals nur erſinnlichen Bequemlichkeit und Schönheit anlegte, dem, wenn auch nicht durch regelmäßige Schönheit, doch an Größe, Pracht und Mannigfaltig-

kelt ausgezeichneten Dome, welchen er der Mutter Gottes, und dem Pallaste, welchen er sich selbst erbaute. Auch zu diesen Anlagen gebrauchte er größtentheils Mönche und Geistliche, die Muster in Italien gesehen hatten und der Zeit allein Bewahrer der Kunst und Wissenschaft, auch der Baukunst, so sehr waren, daß man fast kein bedeutendes Werk antrifft, ohne einen Geistlichen als seinen Meister genannt zu finden. Mehrentheils aus den Trümmern und Resten alter Gebäude und Kunstwerke aufgeführt — denn die Quadersteine u. a. wurden aus den Mauern von Verdün, die Musivarbeiten und Marmorbildsäulen aus den Ruinen des alten kaiserlichen Pallastes in Ravenna herbeigeholt — waren Karls Prachtbaue Symbole der großen neuen Schöpfung, die er aus den Ruinen der untergegangenen alten Zeit hervorrief. Auch theilten sie gleiches Schicksal mit Karls fränkischem Reiche. Schon im Jahre 880 wurde sein Hauptpallast von den eingebrochnen Normannen in Asche gelegt und lag wüste, bis Otto der Große, des eigentlichen Deutschlands zweiter Stifter — Heinrich der Vogler war der erste — ein neues Gebäude an seiner Stelle errichtete.

Auch wissenschaftlicher Geist, der in den bessern Jahrhunderten des germanischen Zeitalters stärker sich zu regen anfing, war Karl schon und

ſeiner Zeit nicht fremd. Nachdruck muß man legen auf Karls eigne Bemühungen um die Bereicherung und Grammatik der altdeutſchen Sprache — denn dieſe redeten damals auch die Franken noch — um die altdeutſchen Lieder und die kirchlichen Bücher, um die niedern und höhern Schulen, in deren letztern er Mathematik, Geographie und Aſtronomie lehren und die lateiniſchen Klaſſiker leſen ließ, aus welchem Allen ein echtes Streben hervorleuchtet, das auf Alles, was die Nation im Ganzen anging, gerichtet und es zu bilden befliſſen war. Der Sitz aller wiſſenſchaftlichen und Kunſtkultur, deren Strahlen von Karl ausgingen, war aber Aachen. Hier bildete ſich ein Verein trefflicher Männer, unter welchen Alcuinus, der gelehrte und humane Britte, in deſſen Vaterlande der frühe Eingang der chriſtlichen Religion auch auf den wiſſenſchaftlichen Sinn wohlthätig gewirkt hatte und bald nach Karl dem Großen ein in jeder Hinſicht ſchönes Gegenbild von ihm in Alfred hervorbrachte, ſich beſonders auszeichnet. Karl ſelbſt, welcher auch eine Bücherſammlung in ſeinem Pallaſte anlegte, führte mit jenen Männern als Glied ihres Vereins den freieſten und zwangloſeſten Umgang, wie mit ſeinen Freunden, und nutzte ſie zu eigner Bildung und zur Bildung Andrer. Die Folgen dieſes werkthätigen

Eifers für die Wissenschaften sind noch lange Jahre nach Karl sichtbar und nicht mit Unrecht werden die, nur im Verhältnisse zu ihrem Zeitalter richtig zu schätzenden, Schriftsteller, welche selbst in den unruhigen Zeiten des neunten und zehnten Jahrhunderts lebten, ein Hincmar, Rabanus, Agomarus, Paschasius, Otfried, Nithard und Andre, als Zöglinge aus Karls Schule betrachtet.

Wurde gleich die Blüthe, zu welcher Kunst und Wissenschaft unter Karl sich zu entfalten anfingen, durch trübere Zeitläufe wieder geschlossen, so hatte der Trieb, aus welchem sie in den bessern Jahrhunderten des germanischen Zeitalters vollkommen sich entwickelte, doch schon in Karl gelebt und gewirkt, und der schönere Aufschwung, den er in der Folge nahm, ist Erneuung und Fortsetzung dessen, was Karl schon gewollt schon gepflanzt hatte.

So entsprang aus Karls großem Geiste eine neue politische und Kulturwelt. Er, der Frankenkönig, hatte sich zum allgemeinen Kaiser im Occident, sein Frankenstaat zum allgemeinen germanischen Reiche erweitert. Durch ein, der Natur des fränkischen Staats von Anbeginn inwohnendes Streben, hatte er den Plan vollbracht, wohin die Organisation der Geschichte leitete, sein individueller Ausbreitungstrieb hatte ge-

gewirkt im Dienste eines höhern. Die germanische Welt stand durch ihn vereint und geschlossen da, und alle Bildungskeime, die in verschiednen Momenten in ihr sich entwickelten, waren von ihm entweder gelegt, oder freier entbunden und befestigt, oder doch vorgebildet. Er war Vater und Schöpfer der germanischen Zeit.

Zur Nachweisung des Standpunctes, den Karl in der Organisation der Geschichte als tief eingreifendes Glied behauptet, könnte es genügen, ihn als solchen betrachtet zu haben. Aber das eigne Wesen schöpferischer Naturen, deren ganzes Daseyn in Hervorbringung eines einzigen großen Werkes aufgeht, ist Eins mit dem ihres Werkes. Dieses ist Spiegel und Gegenbild von jenem und bildet sich gegenseits in der Persönlichkeit seines Urhebers ab. So war was aus Karl floß auch in ihm vereinigt, er war nicht blos Begründer, sondern auch Repräsentant und Symbol des Zeitalters der Germanen, und trug alle die Keime in sich selbst, welche dasselbe im Großen zur Erscheinung gebracht hat.

Indem ihn die Versetzung seines Charakters mit dem fränkischen Zuge der Eroberungssucht und politischen Schlauheit dem besondern Stamme aneignete, aus dem er entsprungen war, stempelte ihn die Verschmelzung so vieler Grundzüge des allgemein-germanischen Nationalcha-

rakters, zu einem großen und herrlichen Leben anspruchslose Einfalt mit still auf sich beruhender Größe, Tiefe und Innigkeit des Gefühls mit unerschöpflicher Kraft, offner gesunder Sinn, der mit gleicher Liebe und Leichtigkeit das Größte umfaßte und das Kleinste besorgte, zu einem echt germanischen Manne und Fürsten.

Schon sein starker und voller, doch ebenmäßiger und hoher Wuchs — dessen Maaß nach Eginhart sieben von Karls Fußlängen *) betrug — sein fester Gang und seine majestätische Haltung mit großer Gewandtheit verbunden, die er durch Jagen, Reiten und Schwimmen und Leibesübungen aller Art sich erworben hatte und erhielt, seine großen und strahlenden Augen, seine joviale Miene, kündigten ihn als Urbild des kraftvollen Zeitalters voll männlicher doch heiterer Tugend an. Durch mäßige Lebensart und tägliche Leibesübung war sein von Natur starker Körper so gestählt, daß, ungeachtet großer Beschwerden und ununterbrochner Anstrengungen, in denen er lebte, er doch einer fast unverwüstbaren Gesundheit genoß, Aerzte nie gebrauchte, beinah zu hassen schien, und erst ein Paar Tage vor seinem Tode zu kränkeln anfing. Von seiner ausnehmenden Stärke und dem furchtbaren

*) 6′ 3″ Rheinl. s. Bredow zu Eginhart p. 87.

nblicke des kriegerisch gerüsteten werden Bei-
iele erzählt, denen man den Antheil der Phan-
ısie an ihrer Ausschmückung zwar gleich *) an-

*) Z. B. beim Mönch von St. Gallen: Als er einst erfahren, daß die Großen seines Heers aus Neid spöttisch von ihm redeten, ließ er bei einer Gelegenheit einen großen wüthenden Stier in den Zwinger führen und den wildesten Löwen, den er hatte, auf ihn hetzen. Als dieser gleich mit großer Wuth auf den Stier losprang, ihn ins Genick gepackt und zu Boden geworfen hatte, sprach Karl zu den um ihn Stehenden: Auf reißt den Löwen vom Stiere, oder tödtet ihn über diesem! Jene konnten bebend und schluchzend kaum die Worte stammeln: O Herr, wer in der Welt vermögte das? Da trat Karl kühn und fest von seinem Throne, zog sein Schwert und mit einem Schwunge hieb er die Köpfe beider Thiere zugleich herunter. Dann steckte er es ruhig wieder in die Scheide, ging majestätisch auf den Thron zurück und sprach, die blitzenden Augen rollend: „Seht nun ob ich euer Herr seyn kann?"

Und bei demselben: Als der Longobardenkönig Desiderius von einem Thurme zu Pavia das gegen ihn anziehende fränkische Heer betrachtete, und unter jedem Haufen ihn suchte, und nun zuletzt Karl selbst auf seinem Streitrosse erschien, mit eisernem Helme das Haupt, mit eisernen Schienen an Armen und Beinen, und mit eisernem Panzer die Brust und breiten Schultern gewappnet, in der linken die eiserne Lanze aufrecht haltend, und die starke Rechte immer bereit das gewaltige Schwerdt zu fassen, und ein von Karl vertriebener fränkischer Großer, der neben ihm stand, hin-

sieht, die aber beurkunden, welche Vorstellung von ihm sein Zeitalter hatte, und wie es ihm, dem Herrscher der Völker, alle Gaben des Selbstherrschers in jeder auch körperlicher Hinsicht im höchsten Grade zutraute.

Karls Körper war der Wiederschein einer gleich gesunden und starken Seele. Wie vielfache Sorgen und Geschäfte ihn auch in Anspruch nahmen, so verlor er sich doch nie, sondern mit ungetrübter Besonnenheit war nach allen Seiten hin sein reger Geist gerichtet, und jeder Punkt seiner weiten Sphäre spürte gleichmäßig seine Kraft. „Wiewohl," sagt Eginhart über ihn, „die ganze Zeit seiner Regierung hindurch unablässig Krieg von allen Seiten war, so ward doch kein Theil des überall gleich mühsamen Kampfes vernachlässigt, noch irgend etwas, das sonst zu thun war, verabsäumt, denn er, der an Klugheit und Seelenstärke größeste Monarch seiner Zeit, entzog sich keinem Unternehmen wegen seiner Beschwerde, noch vermied er eins wegen seiner

---

wies und sagte: „Siehe da ist er, den du gesucht hast!" Desiderius fast umsank und der horazischen Jungfrau ähnlich (Hor. Od. 3. 2. 6.) seufzete: „Laßt uns hinabsteigen und in die Erde uns bergen vor dem Zorne eines so gewaltigen Feindes!"

Gefährlichkeit." Und nicht erst nach beendigten Kriegen, oder in Erholungsfristen, gedachte er andrer Sorgen, sondern unverrückt war ihm der ganze Umfang seines Strebens gegenwärtig. Inmitten all der Kämpfe hielt er die Zügel seines Regiments mit starker Hand, bändigte die Großen, schützte die Kleinen, gab Gesetze, hielt Reichstage Concilien und Gerichte, bereisete seine Länder, ordnete die Angelegenheiten der Kirche, pflegte Künste und Wissenschaften, sorgte für die Bildung des Volks, und auch das Kleinste war ihm nicht unbedeutend.

Aus dieser hohen Besonnenheit und Geistesgegenwart entsprang auch jene erhabne Mäßigung, die seine Kraft sänftigte und die fränkischen Züge der Gewaltsamkeit und Schlauheit, womit sein Charakter versetzt war, milderte. Es ist nicht zu leugnen, daß seine Kriege mit großer Wuth, oft mit Grausamkeit, geführt wurden, daß die fränkischen Heere, welche mehrmals nach Theodorichs Zeit in Italien einbrachen, von Griechen, Römern und Lombarden einstimmig als die schonungslosesten unter allen, von denen das Land heimgesucht worden, geschildert werden. Aus der Treulosigkeit seines Feldherrn Ismund gegen die Einwohner von Brescia; aus Karls grausamer Strenge gegen die Sachsen im Lager bei Ferden; aus der List, womit er dies Volk endlich

bezwang, erst die Großen durch allerlei Mittel gewann, dann die Gemeinen zertrat *); aus seinem Benehmen gegen die Vornehmsten der Thüringer; aus der Behandlung des Baiernherzogs Thassilo, leuchtet die fränkische Art deutlich genug hervor. Das aber veredelt sie und erhebt ihn — der, wie der Geschichtschreiber Helvetiens sagt, der Große war, weniger, weil er den Thron des Königs der Longobarden gestürzt und weil er die Sachsen zuletzt ermüdet, als weil er bei so besondrer Geisteskraft in den Schranken der Verfassung blieb — über den Rang gemeiner Eroberer, daß er die Rechte und Gesetze der ihm unterworfenen Völker ehrte, und weise Anstalten traf, sie zu handhaben, daß er selbst vieles sah, sich nach Allem erkundigte, Hülfsbedürftige auf Reisen und am Hofe, und in den Volksversammlungen jedermann, über eignes oder gemeines Anliegen hörte, daß er durch Anbau, gute Gesetze und Anstalten die Spuren des Krieges zu tilgen suchte, daß er nicht blos zu schlagen, sondern auch zu heilen, nicht blos zu erobern, sondern auch zu regieren und durch Eigenschaften,

*) Worte des Poeta Saxo bei Duchesne T. II. P. 168.
His ubi primores donis illexerat, omnes
Subjectos sibimet reliquos obtriverat armis etc.

die ihn als Menschen zierten, die Herzen zu gewinnen verstand.

Denn mit der Fülle von Kraft, die eine Welt umgestaltete, und ihre widerstrebenden Theile fest in den Fugen hielt, war Milde und Sanftmuth, mit all der Hoheit und Größe Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühls gepaart, die sich unwiderstehlich der Gemüther bemächtigten. Riß ihn auch wohl Uebermaaß der Kraft zur Hitze, zur Härte und Strenge hin, so wußte er doch sich selbst zu beherrschen und zu mäßigen, nicht durch die Ueberlegenheit des Geistes allein, sondern auch durch Weichheit des Gefühls, wie Paul Warnefrieds Sohn, der treue Anhänger des Königs der Longobarden und Geschichtschreiber dieses Volks, durch sein Beispiel bestätigt. Ja eben die zeitige Milde fesselte die Herzen um so mehr an ihn, je größere Strenge sie ihm unterwarf. Diese heilsame Mischung eben war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte und selbst in der Brust hart Gestrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edeln Franken Isenbart, der, aller Ehren und Güter von Karl beraubt, doch sein unerwarteter alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, aufs schönste bewährt. Aber aus seinem Ansehn schon floß dieser Ehrfurcht gebie-

tende und Liebe einflößende Zauber. Lag in dem Blitz seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwandte: „der König, wenn er auf dem Throne seiner Herrschaft sitzt, verscheuchet durch den Blick seines Angesichts jegliches Unheil," und im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen niederschmetterte, so thronte auf seinem Antlitz auch wieder so unaussprechliche Heiterkeit, und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Annalist ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt und versichert, so voll sei er immer gewesen aller Anmuth und Milde, daß wer traurig zu ihm gekommen durch sein bloßes Ansehen und wenig Worte erheitert und froh davon gegangen sei. Von denen Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht, so daß man sich in sie vertieft und aus ihrem unerschöpflichem Vorrathe Erhebung, Zuversicht und eigne Bildungskraft mit hinwegnimmt, von denen also war einer der große Kaiser Karl.

Bei der Mischung seines Wesens aus Stärke und Milde war auch Karls kriegerischer Muth und persönliche Tapferkeit nicht die

Frucht eiserner Festigkeit eines kalten Herzens, sondern hoher und edler Begeisterung. Ihn hatte entzündet der Geist der Vorwelt, der aus den Denkmälern Roms zu ihm sprach, und die Betrachtung alter Helden, von deren Thaten er sich während der Mahlzeit vorlesen ließ, nährte das von Natur in ihm glühende Feuer. Ihnen ähnlich zu seyn war sein Streben, nicht aus todter Nachahmungssucht, sondern aus lebendigem innern Triebe, der sich auch durch den Titel der alten Weltherrscher offenbart, den er nach Ersteigung des Gipfels seiner äußern Größe annahm, indem er sich nannte: Karl den Kaiser, der das Reich der Römer beherrscht.

Dieser nach außen strebende Geist der alten Welt war aber in ihm vermählt mit dem in sich zurückziehenden des Christenthums. Karl, der für das Christenthum wirkte und focht, war auch selbst voll echten religiösen Gefühls, und dies, aus der innersten Mitte seiner Natur entsprungen, über alle andren Gefühle in ihm eben so vorherrschend, wie die ganze innere Bildung des germanischen Zeitalters diesem Urquell entfloß. Was nur einen Helden des Zeitalters in dieser Hinsicht bezeichnet sieht man in Karl vereint. Nicht allein, daß er allen Gebräuchen des Kultus, den Früh- und Abend-Metten, den Vigilien und Lectionen mit Andacht beiwohnte und

so theilnehmend dabei war, daß er die letztern selbst dirigirte, nicht allein daß er den feierlichen Umgängen oft unbeschuht folgte, wie am Frohnleichnamsfeste in Aachen nach der von ihm erbauten Kirche der h. Jungfrau, oder in Regensburg nach der Abtei St. Emeran, und dadurch einen nicht blos des Herrschens, sondern auch der Demuth fähigen, nicht blos Ordnung fordernden, sondern auch selbst pünktlich beobachtenden religiösen Geist an den Tag legte; sondern mehr noch stellt sein großes öffentliches Leben die Vorbilder der Erscheinungen auf, die in dem nachfolgenden Zeitalter dasselbe Prinzip hervorbrachte. Wie die christlichen Ritter, so hatte auch schon Karl sein Schwerdt der Religion und ihrer Vertheidigung geweiht, und im Glauben, er sei zu ihrem Streiter berufen, öffentliche und feierliche Gelübde am Grabe des heiligen Petrus gethan. Allen Erfolg, den er als Verfechter der Religion erwartete, legte er der wirksamen Fürbitte vornehmlich ihres ersten Priesters bei, und es war ihm heiliger Ernst, wenn er an den Pabst Leo schrieb: „Meine Pflicht sei, die heilige Kirche Christi gegen die Heiden und Ungläubigen von außen zu vertheidigen und innerlich über den katholischen Glauben zu wachen; ihr heiliger Vater steht uns bei mit eurem Gebete!“ In diesem Sinne und dieses Glaubens voll begann

er gegen die Sachsen, Wenden, Avaren und Saracenen die Kämpfe, welche die Germanen gegen die noch heidnischen dieser Völker mehrere Jahrhunderte hindurch fortsetzten, und gleich diesen führte er sie mit den Waffen der Religion wie des Krieges. Zwar zog er nicht wie seine Nachwelt nach Jerusalem, das heilige Grab und die Geburtsstätte des Christenthums der Christenheit wieder zu erkämpfen, statt dessen wallfahrte er nach Rom und betete dort über den Gräbern der Apostel Paulus und Petrus, und sein Geist war aller Orten, wo es Christen in der Welt gab, in Syrien, Egypten und dem übrigen Afrika, und an den Hauptplätzen christlicher Gemeinen, in Karthago, Alexandria und Jerusalem, wirksam. Ueberall hin sandte er die reichlichsten Unterstützungen für seine Glaubensbrüder, bewarb sich zu ihrer Erleichterung um die Freundschaft der Herren jener Länder und schloß Bündnisse mit ihnen, welche den dortigen Christen ein milderes Schicksal verschafften.

Fast thäte es Noth zu bemerken, daß dies alles in Karl nicht Aberglaube, nicht Politik war, sondern aus dem reinen, frommen, wiewohl in die Farbe des Zeitalters gekleideten kindlichen Sinne des großen Mannes hervorging, der alles, was er that, auf einen höhern und heiligern Zweck des Lebens bezog. Zu welchen politi-

schen Zwecken hätte auch Karl damals der Heuchelei bedurft? Und den Aberglauben, welcher der Wahn ist von Dingen, die gar nicht sind und gar keinen Grund haben, verscheuchte die ausnehmende Klarheit seines Geistes, und die Abhängigkeit von der Kirche und ihren Dienern verhütete seine kräftige Natur so augenscheinlich, daß er auf dem Reichstage zu Heerstall Gesetze gab gegen das eingerissene und in Mißbrauch ausgeartete Asylrecht der Kirchen, und auf der Kirchenversammlung zu Frankfurt durch sein persönliches Ansehn und seine nachdrückliche Erklärung 300 versammelte vornehme Geistliche, darunter zwei päbstliche Legaten, zur Verwerfung des zweiten Nicäischen Concilii, von welchem der in einer auf Karls Befehl herausgegebenen Schrift sogar verdammte Bilderdienst anerkannt war, vermogte, und nur durch die Vorstellungen des Pabsts Hadrian zu beschränkter Gestattung der Verehrung der Heiligen sich bewegen ließ. In dieser Hinsicht war er ohne Zweifel der Masse seines Zeitalters überlegen und griff in den Geist späterer ausgezeichneter Männer desselben ein, die nichts anders wollten, als die Kirche in das Verhältniß bringen, in welchem sie unter Karl dem Großen zum Theil schon gestanden, und worin er sie erhalten hatte.

Aus einem gleich natürlichen Gefühle voll

Wahrheit und Kraft für alles was das Leben bildet und verschönert, entsprang was Karl für Wissenschaft und Kunst that. Sein Sinn für diese war so ernstlich, daß er, der große Mann es nicht verschmähte, noch in spätern Jahren sich unterrichten zu lassen, aus innerm Bedürfniß und weil er es für eine Schande hielt, selbst minder gebildet zu seyn, als die, welche er bilden wollte. Unkundig der Schreibkunst sogar achtete er es nicht zu gering, diese als Mann noch zum Gegenstande seines Fleißes zu machen. Ueberall, wo er sich aufhielt, hatte er Schreibgeräthe unter den Kopfkissen seiner Ruhebetten, um so oft er nur einen Augenblick Zeit gewänne die Züge der Buchstaben zu üben. Zwar gelang ihm dies spät angefangene Studium schlecht und er glich darin seinem Vorläufer Theodorich und einem seiner kräftigen Nachfolger, Heinrich dem Vogler, der auch nicht schreiben, und zur Nothdurft lesen konnte, besser aber als die Feder, Schwerdt und Scepter zu führen verstand. Karl, ähnlich Otto dem Großen, der auch noch in späterm Alter lesen lernte *), glaubte, das ganze Leben sei eine Schule zum Lernen und seine gesunde Wißbegierde hielt nichts zu geringfügig,

*) Wittechind p. m. 32.

um nicht durch Unterricht, Umgang mit Verständigen und Lectüre es sich zuzueignen. Auf mehrere Wissenschaften, als Grammatik, Rhetorik, Dialektik, besonders auf Arithmetik, Astronomie und Länderkunde, wandte er großen Fleiß. In der Redekunst hatte er es so weit gebracht, daß er was er wollte schön und fließend, nicht blos in der Muttersprache, sondern auch in der griechischen und lateinischen, vorzüglich in der letztern, ausdrücken konnte, und wußte ihre Gründe so fein zu zergliedern, daß er, nach Eginharts Worten, schien Lehrer derselben gewesen zu seyn. Daß aber alles Studium an Karl die Wirkung gethan, die es überall haben sollte, daß sein Wissen übergegangen war in sein Seyn, und den Menschen selbst durchdrungen und gebildet hatte, das zeigte sich im Ganzen durch sein großes, kräftiges, selbstthätiges Leben, seine Thaten, Einrichtungen und Reden, in denen Wissen und Können und Thun Eins war. Auch die Kunst hatte seinen von Natur empfänglichen Geist mächtig gerührt, vorzüglich die von ihm so gepflegte Kunst des Gesanges liebte und übte er selbst so ausnehmend, daß nicht nur sein feines und gebildetes Ohr jeden Mißlaut wahrnahm, und kein Geistlicher, der nicht fertig singen konnte, in seinen Chor, ja ihm vor Augen zu kommen wagte, sondern er selbst sang auch gern in

der Gemeine sowohl als für sich die Psalmen, die er auswendig wußte, mit klarer wohltönender Stimme. Auch da findet also das gesangliebende Zeitalter der Germanen in ihm seinen Meister.

Besonders liebenswürdig und als Mann von eben so gefühlvoller Seele, als durchdringendem Verstande, zeigte sich Karl in den engern Verhältnissen des Herzens. Offen war er der Freundschaft, treu in ihr, wie ein Deutscher, und mit unwandelbarem Vertrauen denen zugethan, welchen er sich angeschlossen hatte. Enge Freundschaftsbündnisse hatte er mit den Päbsten Hadrian und Leo geknüpft, mit dem erstern selbst beschworen. Als er von Hadrians Tode die Nachricht erhielt, beweinte er ihn so, als ob er, nach Eginharts Ausdrucke, einen Bruder, oder den liebsten seiner Söhne verloren hätte, weihte ihm auch ein elegisches Gedicht voll natürlicher Herzlichkeit der Empfindung, das in eine Marmortafel gegraben über Hadrians Grab gesetzt wurde, und in seinen nachher geschriebenen Briefen redet er von ihm als von seinem treuesten Freunde, und der süßesten Treue der Freundschaft *), die zwischen ihnen

*) (Fidelissimo amico et suavissima amicitiae fidelitate.)

bestanden. Gegen keinen aber hegte er so zärtliche Freundschaft, als gegen Angilbert, einen talentvollen jungen Mann aus angesehener Familie, der in Karls Akademie den Namen Homer führte, der ihn auf allen Reisen begleitete, dem er seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug und es selbst nachsah, daß er in heimlicher Ehe mit Karls schöner Tochter Bertha lebte, aus welcher zwei Söhne, darunter der berühmte Geschichtschreiber Nithard, entsprungen sind.

Er selbst, das Urbild der Ritterschaft, war dies auch in der Liebe. Er hatte vier Gemahlinnen nach einander, mit denen er drei Söhne und drei Töchter zeugte, und lebte vor seiner ersten Heirath und nach dem Tode seiner letzten Gemahlin in mehreren unstandesmäßigen Ehen. Er liebte am meisten seine zweite Gattin Hildegardis, welche ihm die drei Söhne gebahr. Im Kreise seiner Familie war er Hausvater im vollen Sinne des Worts, wie Selbstherrscher in seinem Staate. Ein ehrfurchtsvoller Sohn war er seiner Mutter Bertradis, von der gerühmt wird, er habe sich nur ein einziges Mal in seinem Leben mit ihr entzweit, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla, die wenig Jahre vor seinem Tode starb, ein zärtlicher Gatte, und vor allen ein liebevoller Vater seinen Söhnen und

Töch-

Töchtern. Beide ließ er aufs Beste erziehen. Die Söhne lernten außer den Leibesübungen auch Wissenschaften, die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach deutscher Sitte. Und die Bildung seiner Kinder überließ er nicht etwa andern; nein er selbst widmete sich ihr mit Sorgfalt. Nie aß er ohne sie, auf allen Reisen mußten sie ihn begleiten, die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An diesen hing sein Herz so sehr, daß er es nie über sich gewinnen konnte, sie zu verheirathen, oder von sich zu lassen, wie er sagte, weil er zu sehr an sie gewöhnt sei, woraus aber, da sie schön waren, manche heimliche Liebschaft sich entspann.

Legte Karl, wenn es darauf ankam, die Majestät seiner Herrschaft im vollen Glanze zu zeigen, die reichste Pracht aus, so trug er sich hingegen im stillen häuslichen Kreise prunklos wie ein würdiger Familienvater. Er, der den Gesandten des Kalifen für seine kostbaren Geschenke an seltnen Thieren, Specereien und Seidenwaaren, germanische Güter, feine Leinwand und treffliche Jagdhunde sandte, trug, da er bei Prachtaufzügen im Prunkgewande mit einer Krone und reich mit Gold und Perlen geschmückt erschien, im Hause die Kleider von Wolle und Leinwand, die seine Gemahlinnen und Töchter ihm gewebt hatten. Die fränkische einfache Kleidung war seine ge-

wöhnliche Tracht, fremde, die griechische und römische, haßte er, und legte die letzte nur zweimal in seinem Leben, auf Bitten der Päbste Hadrian und Leo in Rom an. Ein starker und großer Stab von Apfelbaumholz mit goldenem schönen Handgriffe stützte gewöhnlich seine Rechte. Er aß stark, doch mäßig, täglich vier Gerichte und ein Wildprett, welches die Jäger ihm am Jagdspieße auftragen mußten, und das er vor Allem liebte, und mäßig war er im Getränk. Um seine Oekonomie bekümmerte er sich genau. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für sein Hauswesen, seine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit solcher Bestimmtheit, Sachkunde und Vollständigkeit zu machen, daß, wie Montesquieu sagt, ein Hausvater daraus lernen könnte, sein Haus zu regieren. Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein, lieben wir in ihm den Menschen, dem kein edles und schönes Gefühl fremd ist, wie nahe bringt ihn uns die, durch höhere Sorgen nicht erstickte, würdige Theilnahme an den kleinern Angelegenheiten des Lebens, dies Wohlbefinden in seinem Hause, und die Aufmerksamkeit, daß da alles in Ordnung sei, kurz diese dem ächten Deutschen eigne Häuslichkeit, womit er ins Leben eingewachsen ist, wie die Pflanze in den Boden, der

ſie trägt und nährt, womit er die Erde lieb hat, während wie die Pflanze die Blüthe der Sonne entgegen treibt, ſeine rege Kraft hinaus in die Welt des Wirkens und Schaffens, ſein kühner Geiſt gen Himmel ſtrebt! Sie öffnet uns einen tiefen Blick in des großen Karls ruhiges Gemüth, mit dem er, von keiner wilden Leidenſchaft durchs Leben gejagt, in allem Gewühl des Kriegens und Herrſchens doch nie das Menſchliche aus der Seele verlor, nie ſich ſelbſt abhanden kam. Sie ſtellt ihn uns dar als das Vorbild der Zeit nicht blos des Heldenthums, des Glaubens, der Liebe, der Poeſie, ſondern auch der Zeit, wo, wie Johannes Müller trefflich ſagt, „jeder ſich ſelbſt genug war, jedes Haus für ſich lebte; keiner ſo geſchickt war, wie wir, in einer Sache, von uns keiner in ſo vielen Sachen geſchickt, wie ſie; keiner vielleicht an Begriffen ſo reich iſt, wie ſie, obgleich unſer Jahrhundert unendlich mehr weiß!" —

Welcher Reichthum großer Eigenſchaften liegt demnach in dem außerordentlichen Manne vereint! Hier iſt der ſtarke, der tapfre Held, der gewaltige Herrſcher, der kluge Staatsmann, der Geſetzgeber und Bildner der Völker, hier der Mann voll heiligen Glaubens und heller Klarheit des Geiſtes, voll glühenden Gefühls für Kunſt, und offnen Sinnes für Wiſſenſchaft, aus

dessen eigner Fülle alles floß, was er in dem weiten Gebiete seines Wirkens schuf, hier der biedre Freund, der liebende Gatte, der zärtliche Sohn, der treue Bruder, der sorgsame Vater, hier der Fürst voll Hoheit und Majestät und der kindlich einfache Mensch, hier, um mit einem Worte alles zu umfassen, der echte Germane. Und so kehre denn die, durch kein Zergliedern des lebenvollen Meisterwerks der Natur zu vollendende Schilderung, in ihren Anfang zurück, sein im Umrisse entworfenes Bild hinstellend als des Hauptes, des Vaters und Repräsentanten der germanischen Zeit, die er ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldensinne und ihrer stillen Gemüthlichkeit, in seiner tiefen Seele trug. Wer ihn als solches anerkennt, hat sein Wesen an sich mit seiner Bedeutung in der Weltgeschichte zugleich erfaßt.

Urtheile man nun, ob Gibbons Ausspruch wahr sei: Karl sei groß, etwa wie die Ruinen von Palmira gehoben würden durch die wüste Gegend umher! Groß freilich ist nur Einer. Aber wenn alles Menschliche nur nach seinem Verhältnisse zu diesem groß genannt werden kann, und übrigens jeder Held der Geschichte nach den Bedingungen, unter denen er existirte, zu würdigen ist, so war Karl gewiß einer der größten, die je lebten. Er trug den Keim und

Grund seiner Größe in sich, ihr Schein bedurfte nicht der dunkeln Umgebung, um heller zu leuchten, und auch wohl in andern Zeiten würde sie glänzend genug sich offenbart haben. Bei Lebzeiten wahrscheinlich nicht *) der Große genannt, hat er den Tribut dieses Namens mit Recht von der Nachwelt erhalten.

Urtheile man ferner, was von den Vergleichungen mit andern ausgezeichneten Männern zu halten sei, denen auch Karl so wenig, als Alexander, Cäsar, oder wer sonst groß ist in der Geschichte, hat entgehen können. Wer ernstlich an die Wiederholung irgend eines Helden in der Geschichte, also auch Karls, durch einen andern dächte, der würde vergessen, daß was einmal eines originellen Mannes Leben und Marke entquollen ist, nie mechanisch in eine vielleicht heterogene Natur versetzt werden, daß vielleicht eine matte Copie, nie aber Wahrheit, daß nur der kalte herzlose Schatten eines warmen kräftigen Lebens durch Nachahmung entstehen kann. Wer aber es unternimmt, irgend einen Fürsten älterer, oder neuerer Zeit mit ihm zu vergleichen, der vergesse nicht, einzelne Züge

*) s. Mabillon Analect. T. II, P. 420.

nicht sowohl, als die ganzen Menschen wie sie waren und lebten, Mann gegen Mann zu stellen, der bedenke ferner, daß äußere Thaten nnd ihr Erfolg nicht des Menschen Inneres, nicht sein Leben und Wesen sind — der sei eingedenk, daß kein Mensch durch das dem Mechanismus unsers Zeitalters eigne Paralleliſiren mit andern klarer werde, daß jeder seinen Lebenskeim in sich trage, der unter besondern Verhältnissen sich eigenthümlich entfalte, und daß nur aus einer durchdringenden Auffassung beider zusammen an und für sich selbst, ein volles und klares Verständniß des Individuum hervorgehen könne.

Karl residirte nicht in Rom, nicht in Paris, sondern als allgemeiner Kaiser der Germanen, wie ihn auch schon sein Eifer für die Stammsprache aller germanischen Völker bezeichnet, in der Mitte seines Reichs, zu Aachen, wo er auch starb im 72sten Jahre seines Alters, nachdem er 14 Jahr als Kaiser, im Ganzen aber 46 Jahr regiert hatte. Er wurde begraben nicht in der Königsgruft zu St. Denis im Frankenlande, sondern zu Aachen im Marienstifte, das er selbst erbauet hatte, wo Kaiser Otto III. noch seine Gruft besuchte, und aus dem Friedrich I. zu feierlicher Heiligsprechung seines großen Vorfahren auf dem Kaiserthron, welche vor glänzender Versammlung der Fürsten

des Staats und der Kirche geschah, die Gebeine desselben erheben ließ.

Was nun dieser große Kaiser der Welt hinterließ, das war nicht sein mit so vielem Blute gestiftetes, mit so großem Kraftaufwande zusammengehaltenes Reich. Schon ein noch nicht volles Jahrhundert nach seinem Tode zeigte es sich, daß dieses Reich, dem er von innen und außen durch kriegerische Anstalten, durch Einrichtung und Gesetze, Ausdehnung, Haltbarkeit und Dauer zu geben so angestrengt sich bemüht hatte, doch nicht um sein selbst willen entstanden war, daß Karl nicht für sich und sein Geschlecht, sondern für eine größere Nachwelt gearbeitet hatte.

Auf eine große europäische Universal-Monarchie, scheint die Anlage unsers Erdtheils nicht gemacht zu seyn, obwohl eine politische Einheit desselben, aber als freier Verband in ihren natürlichen Grenzen sich mit wahrer Selbständigkeit bewegender Völker, an sich nichts Widersprechendes hat, ja vielleicht das Ziel seiner Geschichte seyn mögte. Sehen wir aber, wie in Karls Zeitalter, den Ansatz zu Monarchieen jener Art erscheinen, so können wir annehmen, sie waren nothwendig, um der Geschichte eine neue höhere Richtung zu geben, und verschwinden wieder, sobald sie diesen Zweck ihrer ephemeren Existenz erfüllt haben.

Denn wenn es heißt: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden! so ist es eben so wahr: was Gott und die Natur geschieden hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen! Beides sind ewige sich wechselseitig auf einander beziehende Regeln auch der Politik, deren Verletzung von jeher sich schwer gerächt hat. Geschieht vom Letztern das Gegentheil, so wird das widernatürlich Zusammengetriebene natürlich sich lösen und mit, wenn auch bewußtlosem, Streben sich in richtigere Verhältnisse zu setzen suchen.

Und so geschah es der Monarchie Karls des Großen, einem Reiche, das, um mit dem Geschichtschreiber der Schweiz zu reden, nicht von Einem, nicht von drei Königen regiert werden konnte. Es mußte entstehen, wenn anders ein neues germanisches Europa sich ansetzen und bilden sollte. War es aber der Natur unsers Erdtheils und seiner Völker, so wie dem Streben seiner Geschichte zuwider, daß jene, in eine einzige Monarchie zusammengepreßt, einen einförmigen Lebenslauf viele Jahrhunderte hindurch abwänden, sollten sie vielmehr in freiester Reibung und Kraftäußerung sich entwickeln, bilden und ihr natürliches Verhältniß im großen Völkerstaate Europa's suchen, so mußten nun

auch alle Umstände zusammen kommen, das zu vollführen, was innerlich nothwendig war.

Wer hätte denken sollen, daß aus dem Helden Karl Schwächlinge entspringen könnten? Wer fürchten, daß von drei Söhnen, die bis in späte Zeiten seiner Regierung blühten, kein solcher übrig bleiben würde, der seines Vaters Herrschaft auf starke Schultern zu nehmen nnd aufrecht zu halten fähig wäre? Karls Söhne waren Karl, Pipin und Ludwig, die beiden ersten Erben von ihres Vaters hohem Geiste und Kraft, ausgezeichnet in Kriegen, Karl im sächsischen und wendischen, Pipin im avarischen, und bisher mit Ruhm König von Italien. Auf ihre Nachfolge rechnete Karl so fest, daß er noch im Jahre 806, also 8 Jahre vor seinem Tode, durch ein Testament sein Reich unter sie theilte. Aber seine Pläne waren nicht Pläne der Vorsicht. Die besten seiner Söhne mußten, Pipin 4, und Karl 3 Jahre vor ihm, sterben, eben als von des Vaters sinkendem Haupte die Hoffnung des Karolingischen Stammes und Reiches auf seine blühenden Sprößlinge sich neigte. Nur der schwächste blieb — Ludwig, dessen Regierungsfehler in Aquitanien, wo er bisher König gewesen, sein Vater schon mehrmals hatte wieder verbessern müssen, und der von diesem nichts geerbt hatte, als das gefühlvolle Herz, das

aber, des Geistes entbehrend und der Kraft, gutmüthige Schwäche und Charakterlosigkeit erzeugen mußte.

Dieser nun besieg Karls Thron. Aber schon drei Jahre nach seines Vaters Tode ward es kund, daß nicht mehr die starke Rechte des Karl die Zügel des Reichs lenke. Gleich da begann dessen Auflösung, und nun folgt eine schwache Regierung auf die andre. Die Natur schien die Kraft dieses Geschlechts in Hervorbringung Eines hervorragend großen Mannes erschöpft zu haben, und diese in absteigender Linie immer mehr zu ermatten und zu verschwinden. Er schien eigentlicher Zweck des ganzen Karolingischen Stammes, die übrigen nur untergeordnet, nur zu seiner Erzeugung und seines Werkes Auflösung da gewesen zu seyn. Was nur mitwirken konnte, die Monarchie zu zerrütten und zu trennen, das traf alles zusammen, Untüchtigkeit der Regenten, Uebermuth der Großen, die Karl so nachdrücklich in Schranken gehalten hatte, päbstliche Anmaßung, verheerende Anfälle fremder Völker und Kriege der bisher vereinten nun sich selbst wieder fühlenden Stämme, begünstigt durch die häufigen im Frankenstaate seit Alters üblichen Theilungen, und was fränkisch entstanden war, mußte fränkisch wieder sich lösen. Nicht volle 30

Jahre nach Karls Tode war sein großes Reich zertheilt, und einer Zerstückelung nach der andern Preis gegeben; 73 Jahre nach demselben waren die Bestandtheile der Monarchie unwiederbringlich von einander getrennt; und 87 Jahr nach Karls Ableben keiner seines Geschlechts mehr auf den Thronen der aus jener hervorgegangenen Staaten. „Nach dem Tode Karls," spricht Johann von Müller, „als wäre der oft gemißbrauchte Geist seinem Stamme genommen, war ein unaufhörlicher Wechsel von Schwäche und Lastern bei seinen Enkeln, Kinder wider ihre Eltern, und Brüder gegen einander in unversöhnlichen Kriegen; Entwürdigung der väterlichen Majestät und Fluch über den Söhnen; der Thron Karls des Großen ein Spott für Seeräuber; sein Sohn von zu gerechtem Schmerz verzehrt, seine Enkel geblendet, von Gewissens-Angst gefoltert, in Schmach und Mangel, vergiftet, in Flucht, gefangen, unterdrückt, und nach langem Unglück vom Thron in Dunkelheit verstoßen. Sechzig Jahre lang waren die Karolinger als Hausmeyer durch Verdienste mächtig, hierauf eben so lange als Könige, nicht ohne Blutschuld, gewaltig, und als alle Nationen ihre Augen auf sie gerichtet, fielen sie schrecklicher als die Merovinger!" Wer sieht in dem Allen nicht den Finger der Gottheit? Wer

gedenkt nicht dabei des heiligen Spruches: „Herr wenn ich bedenke, wie du gerichtet hast von der Welt her, so werde ich getröstet?“ —

Aber welch trauriges Loos der Sterblichkeit, hätten die kühnsten Werke großer Männer keine andre Bestimmung, als die Vernichtung von einer unwürdigen Nachkommenschaft! Was war nun die Frucht von Karls rastlosem Streben? wo seine Kriegsthaten? wo sein weises Regiment? seine Gesetze und Anordnungen? In kurzer Zeit war das Alles zerstiebt und zersplittert!

Die Form, welche nur Mittel war, mußte vergehn, das aber, was fortdauern und viele Generationen hindurch fortwirken sollte in der Geschichte, das blieb. Wie das ganze Reich der Franken hatte entstehn und sich durch Chlodwig erweitern müssen, um einen Karl den Großen auf den fränkischen Thron zu bringen, so hatte des letztern Kraft ein mächtiges Reich gestiftet, nicht um dieses Reiches und seines Bestehens Willen, sondern nur um die germanische Welt endlich zu gründen, damit, wenn sie im Ganzen Consistenz bekommen, sie in ihre Bestandtheile wieder zurück träte, in ihrem jugendlichen Leben eine neue Gestalt der Kultur sich entwickelte, und das Wachsthum Europa's fortschritte. Nunmehr öffnet sich ein lichter Schauplatz der

Geſchichte in zuvor dunkeln und verſchloßnen Ländern, und es erhebt ſich das Mittelland Europa's, um deſſen äußern Saum nur griechiſche Kultur in einzelnen Lichtpunkten ſich hingeworfen, das Römerherrſchaft breiter umzogen hatte, und bringt eine ganz neue Seite menſchlicher Bildung zur Erſcheinung. Europa iſt auf ſich ſelbſt zurückgezogen, und ſein neuer germaniſcher Stamm losgeriſſen von dem altrömiſchen Reiche und ſeiner weltlichen Herrſchaft. Nur der Name des römiſchen Kaiſers bezeichnet ſein Haupt, und ſein kirchlicher Vereinigungspunkt, durch alle getrennten Länder und Völker hinwirkend, iſt Rom. In ſeinem Bezirke ſteigen auf und formen ſich die germaniſchen Staaten, Deutſchland, Frankreich und Italien, Spanien, Portugall und England. Sie ſtreben alle auf verſchiedene Art und mit verſchiedenem Erfolge nach Bildung der Verfaſſungen, nach Entfernung des Fremdartigen aus ihren Grenzen und nach Aufnahme des Verwandten. Frankreich, das ſeine Beſtimmung erfüllt hat, tritt zurück, und das Prinzipat geht auf das vorher abhängige Mutterland, auf Deutſchland über, das nun der Mittelpunkt der Europäiſchen Geſchichte wird. In ſeinem äußern Streben nimmt das germaniſche Europa auf mancherlei Weiſe den ſkandinaviſchen Norden und die wendiſchen, ſla-

vischen und ungarischen Stämme in seine Gemeinschaft auf, und reinigt seine Grenzen in Westen von den Saracenen. Diese Herstellung des germanischen Europa in Westen, verbunden mit dem Sturze des Restes vom Römerreiche in Osten, dem Eindringen eines neuen orientalischen Volkes an dessen Statt, das Eröffnen des großen Weltmeeres, über welches hin Europa seine Arme nach fernen Ländern in mannigfaltigen Richtungen streckt, nun mit der ganzen Menschheit Beziehungen anknüpfend, und das bewundernswürdige Zusammentreffen einer tiefen, das innere, wie das äußere Leben der Nationen ergreifenden religiösen und wissenschaftlichen Revolution, die auch die geistliche Herrschaft des neuen Rom erschüttert, schließen das erste Stadium der neu-europäischen Geschichte, und eröffnen das zweite, in welchem die in sich nun fester oder lockerer consolidirten Staaten um die Verfassung des großen europäischen Völkerstaats ringen, und dessen Ablauf ebenfalls durch eine große weit um sich greifende Krisis in unsern bedeutungsvollen Tagen sich ankündigt.

Beilage zu Seite 27.

Theodorichs Schreiben an die Könige der Burgunden u. s. w., wird man hier nicht ungern lesen. „Uebermuth," sagt er in ihm, „der Gottheit immer verhaßt, ist durch gemeinschaftliche Vereinigung zu beugen. Denn wer ein hedeutendes Volk mit gesuchter Ungerechtigkeit unterjochen will, der ist nicht geneigt, auch den Uebrigen Gerechtigkeit zu beweisen. Er wähnt, alles stehe ihm frei, und alles beuge sich, wenn es dem Stolzen gelungen ist, in dem verabscheuungswürdigen Kampfe zu siegen. Ihr deshalb, welche die Kraft des guten Gewissens erhebt und die abscheuliche Anmaßung empört, schickt eure Gesandten mit den meinen und denen des Königs Gundibald an Chlodwig den König der Franken, daß er entweder, Billigkeit achtend, abstehe von dem Kriege mit den Westgothen, und die Rechte der Völker ehre, oder daß er, die Vorstellungen so mächtiger Fürsten verschmähend, den Widerstand Aller erwarte. Was kann der mehr verlangen, dem volle Gerechtigkeit angeboten wird? Offen will ich sagen was ich meine. Wer recht- und gesetzlos verfah-

ren will, der zeigt sich gesonnen, alle Reiche zu zertrümmern. Aber besser ist es, daß man gleich anfangs die verderbliche Anmaßung unterdrücke, damit ohne Schwierigkeit als ein Streit Aller beigelegt werde, was in einen Krieg mit Einzelnen ausarten könnte!"

Apho-

Aphorismen, als Vorgänger eines Versuchs die Gesetze des Universums anzuschauen.

1.

Es giebt nur zwey Wege der Erkenntniß. Einen nennt man den Weg der Erfahrung, den andern den der Spekulation. Wenn man es näher prüft, so werden unter Erfahrungen Vorzugsweise die der äußern Sinne verstanden, als ob solche Erfahrungen mehr auf unsere Gesammtheit und tiefer auf sie wirkten, als Erfahrungen durch innere Sinne. (Wär' es so, so ständen wir den Thieren näher, als den höhern Geistern). Ungeachtet aller Erfahrung ist Irrthum möglich. Erfahrungs-Wissenschaften, wie Physik und Chemie haben oft zum Beyspiel gedient, daß man viele Jahre hindurch, aus Erfahrungen gezogene Sätze für wahr hielt, welche sich späterhin als Fehlschlüsse offenbarten, sich widerlegen ließen. Viele Hypotheſen hingegen, welche für Träumereien gehalten wurden, gelten jetzt als erwiesene, durch Erfahrungen bestätigte Sätze. Aber zu der Zeit, als das nunmehro Widerlegte für Wahrheit gehalten wurde, fand Ueberzeugung

Statt. Ob dieſe wohl eine vollkommene Uebereinſtimmung des Urtheils mit der Empfindung war? Viel ließe ſich alsdann von der Perfektibilität beider erwarten. — Manche Tiefe hielt der Menſch für unergründlich, oder vielmehr es fehlte ihm an Muth das Grubenlicht hinabzutragen, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß es in der Grube erloſch. Er lernte die Luft der Abgründe reinigen, ſtieg hinab, und ſie ſind ihm keine Untiefen mehr. Aber hinwiederum, wie lange mögen wohl die Meteore um die Sonne her für wirkliche Sonnen ſein gehalten worden, weil die Erfahrung lehrte, daß ſie leuchten?

Wenn nun vom Univerſum die Rede iſt und Univerſum Geſammtheit und Ganzes andeutet, ſo darf ich mich wohl des Bildes bedienen, daß es fruchtlos ſeyn würde, erſt das Dach und die übrigen Theile des Hauſes kennen zu wollen, um den Grundſtein zu finden. Auch hier leiten uns äußere und innere Erfahrung ſogleich ins tiefſte Geſchoß zu gehen. Von da aus wird uns der Plan des Gebäudes immer klarer werden, ſo weit nehmlich ihn zu entdecken den Sterblichen beſchieden iſt.

Hiermit wäre das Verhältniß der Erfahrung zur Spekulation, in Beziehung auf das Höchſte und Tiefſte ausgeſprochen. Wenn vom Univer-

sum und seinen Gesetzen, wenn von Gesetzen für die Natur die Rede ist, sollte die Spekulation der Erfahrung vorausgehen. Erfahrungen sollten gesucht, gemacht werden um zu bestätigen, nicht um der Spekulation einen rettenden Faden anbieten zu wollen, denn was ist Spekulation, welche dessen bedarf? Und erhebt sich nicht stets über Kurz oder Lang die Spekulation immer wieder über die Erfahrung und ordnet die Einzelheiten dieser, damit sie bestätigen?

2.

Das Universum (All) ist Gottes Werk. Von Gott sage ich weder er sey in noch außer dem All und eben so wenig er sey das All, sondern ich sage von ihm, er sey unbegreiflich, aber daß er sey, sey denkbar. Es ist nicht Unverstand zu denken, menschliches Erkenntnißvermögen habe Grenzen und es könne irgend etwas für dasselbe Unbegreifliches, aber doch wirklich seyn. Es ist ein Gott möglich, von dem der Mensch kein deutliches Bewußtseyn erlangen, keinen andern als einen formalen und wörtlichen Begriff aufstellen kann. Von der Unmöglichkeit eines Daseyns Gottes, sagt man, ist eben so wenig ein deutliches Bewußtseyn zu erlangen, wie von seinem Daseyn und mithin sey sein Daseyn möglich oder auch unmöglich, ohne jedoch von dem einen,

oder dem andern deutliches Bewußtseyn erlangen zu können. Die Unmöglichkeit an sich aber (als solche) geht nur aus dem deutlichen Bewußtseyn derselben hervor, Möglichkeit an sich (oder als solche) hingegen geht aus dem noch nicht deutlichen Bewußtseyn (undeutlichen Bewußtseyn) hervor und verwandelt sich in Nothwendigkeit durch das deutliche Bewußtseyn. Die Möglichkeit kann der Nothwendigkeit aber nicht der Unmöglichkeit vorausgehen. Was je möglich war, kann nie unmöglich werden. Nicht zwischen Unmöglichem und Möglichem schwebt der Irthum, sondern zwischen Möglichem und Möglichem. Das Unmögliche, als ein durch Kausalität bedingtes Hinderniß zwischem Möglichem und Wirklichem ist nicht das Unmögliche an sich. Unmöglichkeit ist Gewißheit zur Verneinung, Möglichkeit ist Ungewißheit zur Verneinung, Zweifelhaftigkeit ist Ungewißheit zur Bejahung und Nothwendigkeit ist Gewißheit zur Bejahung. Das Mögliche ist nicht unmöglich, und kann nur zweifelhaft seyn.

Unter Natur verstehe ich: Gesondertes und vereintes, geistiges und sinnliches Seyn als solches und Gott untergeordnet als seinem unbegreiflichen Schöpfer. Was sich nun von selbst ergiebt: Univer-

ſum nenne ich das, wofür von einigen die Natur gehalten wurde, den Inbegriff alles Seyns. Ich laſſe es aber dahin geſtellt ſeyn, ob man nicht irre, wenn man überhaupt die Werke Gottes als ein geſchloſſenes Ganze, als Inbegriff zu denken verſucht, denn denkt man ſich das Univerſum als unvergänglich und unbegrenzt, ſo iſt die Idee Ganzes darauf nicht, ſondern nur die Idee Geſammtheit anwendbar. Wäre aber auch das Univerſum unvergänglich und unbegrenzt, ſo iſt hiermit noch nicht ſeine Beginnungsloſigkeit zugegeben, dieſe wird bezweifelt, weil das Univerſum als Wirkung gedacht werden kann, deren Urſache unbegreiflicher Gott genannt wird.

Geſetze endlich des Univerſums und der Natur nenne ich: Kauſal-Bedingungen, nach welchen Univerſum und Natur nur das ſind und das nur ſeyn können, was ſie ſind.

3.

Die Urſache iſt an der Wirkung erkennbar, als das ſich bewährende Geſetz; die Geſetze für Natur und Univerſum ſind erkennbar an Natur und Univerſum, darum aber noch nicht der Geſetzgeber. Der Geſetzgeber iſt wenigſtens an beyden nur in dieſer einen, ſpeziellen Richtung,

als Gesetzgeber nehmlich für Natur und Universum erkennbar. Er selbst kann aber noch mehr seyn als der Gesetzgeber für jede. Der Materialismus erkennt nur jene eine Richtung, der Spiritualismus folgert zu viel aus ihr und der Glaube reicht weiter, klimmt höher.

Da sich der Mensch nie über die Natur und das Universum erheben kann, deren Theil er ist, so kann er auch die Gesetze beider nur zugleich in ihrer Aeußerung auf ihn selbst erkennen. Beginnt er mit Selbsterkenntniß, so kann er zur Erkenntniß dessen gelangen, was außer ihm ist, und so auch umgekehrt. Aber weder bey der Selbsterkenntniß noch bey der Erkenntniß dessen, was außer ihm ist, ist eine Erhebung seiner über sich selbst und die Natur, ein reines Gott-werden unmöglich. Das Erheben über sich selbst gehört zu den verwirrenden, bildlichen Redensarten unsers Zeitalters.

4.

Die Systeme des reinen Theismus und reinen Atheismus bleiben unter den bekannten Systemen die kräftigsten. Ihre Lehrer wußten woher sie ihre Beweißgründe nahmen, was sie bezweckten und erreichen konnten. Man nahm entweder Gott als einen selbstständigen, über das All erhabenen und deswegen unergründlichen

Geiſt an, den man Vorzugsweiſe Gott nannte, (in neuerer Zeit iſt das Wort Gott an die Stelle des Wortes Geiſt herabgeſetzt worden) oder man ſagte: Die Natur iſt ewig aus ſich ſelbſt hervorgehend und es giebt keinen Gott.

Es ward der Beweis für die Nothwendigkeit des Glaubens an das Daſeyn Gottes geführt. Man ſuchte ſpekulirend von fruchtloſen Spekulationen zurückzuhalten. Segen der Aſche Kants!

Die Begriffe von einer Weltſeele und einem Naturgeiſte gingen aus abwechſelnd objectiver und ſubjektiver Unterſuchungsweiſe hervor.

Durch eine alles erzeugende Urkraft iſt noch kein Körper angedeutet, aber auch eben ſo wenig Gott in dem obigen Sinne, welcher die Urkraft beſitzt. So wenig bildlich auch die Idee Urkraft iſt, ſo iſt doch darin, daß ſie ſo wenig bildlich iſt noch nicht der Beweis enthalten, daß das Geſetz für ſie aus ihr ſelbſt hervorgehe. Die Idee aber: Urgeſetz für die Urkraft, führt unvermerkt zurück zur Idee einer ſolchen Einheit, welche der Theismus einen unbegreiflichen Gott nennt. Der Philoſoph daher, welcher von Weltſeele und Naturgeiſt ſpricht hat Gründe für ſich, wenn er leugnet, daß ſein Syſtem dem Materialismus diene, denn die Urkraft des Naturgeiſtes iſt noch kein Körper; aber eben ſo viele Gründe haben ſeine Gegner für ſich, wenn ſie behaupten ſeine

Lehre führe nicht rein zum Theismus. Die Wahrheit iſt: Es wird wahrhaft nichts gewonnen, wenn man Gott nicht Materie, nicht Gott, ſondern Urkraft, Naturgeiſt, Weltſeele, oder wie man ſonſt wolle nennt, denn alle dieſe Benennungen laſſen ſich in Prädikate verwandeln und Gott in jenem höchſten Sinne beylegen, ohne Verſtand und Empfindung zu beleidigen; dieſe Beleidigung aber erfolgt, wenn man Gott in das Prädikat göttlich verwandelt und es dem Naturgeiſte zugeſellt, ſo lange nicht Gott in jenem Sinne als das Nichts und der Glaube an ihn Unſinn zu ſeyn dargethan iſt.

An die Worte Weltſeele, Naturgeiſt (nur formalen Urſprungs) knüpfen ſich leicht und gern Vorſtellungen wie dieſe, daß jenen die Geiſter und Seelen entſprühen wie Funken dem Feuer und hierdurch wird der Schöpfer der Natur mit dieſer ſelbſt in eins verſchmolzen. Die Natur ging hiernach aus ihm hervor, was materiell iſt, nicht durch ihn, als Werk ſeines göttlich- (nicht lediglich geiſtig) freien Willens, der ſich ſelbſt Geſetz iſt. Dies letztere nur entſpricht der Idee Gott.

So lange die Idee, daß Gott unabhängig vom Univerſum und unbegreiflich ſey, als die höchſte anerkannt wird, von der man ſich nur ſagt ſie ſey nicht zu beweiſen, aber es wäre gut

wenn es einen solchen Gott gäbe, so lange spricht selbst das, daß sie als die höchste Idee empfunden wird, zum Theil für das Daseyn eines solchen Gottes und es läßt sich sagen: Ist ein solcher Gott möglich, wie ihn die christliche Religion zu glauben lehrt, so ist ein anderer Gott unmöglich.

Die Philosophie, sie vertheidige nun den, über die Natur erhabenen, unbegreiflichen Gott, oder erhebe die Natur zum Gott, sollte nur diese beiden, die Objekte bezeichnenden, von aller Nebenbedeutung freien Worte Gott und Natur gebrauchen, wie dies auch vormals geschehen ist.

5.

Im Universum, weil es das ist, in der Natur, weil sie Natur ist, oder Verhältniß der Theile zum Ganzen, der Einzelheit zur Gesammtheit in jenem, Verhältniß des Seyns zum Seyn in dieser als Grundbedinguug des Seyns obwaltet, steht alles in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu und auf einander. So das Geistige bezieht sich auf Geistiges und Organisches und beide auf Anorganisches, wie dieses sich auch auf sie bezieht. Jede Erfahrungs-Wissenschaft, welche diese allgemeine Bezüglichkeit leugnet steht noch auf der Stufe düstrer Beschränktheit.

Mit den Ideen einer Welt-Harmonie und Welt-Ordnung ist jene Idee einer Bezüglichkeit alles Seyenden zu einander vereinbar. Die Individualität ordnet sich jener allgemeinen Bezüglichkeit unter. Es gehen die speziellen, individualisirenden, ausschließenden und sondernden Gesetze aus der Bezüglichkeit Aller zu Allem hervor. Sie sind nicht sich vertilgende Gegensätze wie das Zu- und Auseinander. Gesetze, nach welchen die menschliche Seele mit ihrem Körper verbunden ist, heben weder die Beziehung der Seele zu Seelen und Körpern, noch des Körpers zu Seelen und Körpern auf, sondern stehen mit dieser in Uebereinstimmung, sie gingen aus dieser allgemeinen Beziehung hervor, als Bedingung, daß jene individuelle Beziehung bestehen könne. Individualität würde zu seyn aufhören, wenn sie gleichsam Universum im Universum werden könnte. Der Theil kann nie das Ganze seyn, er hat immer Beziehung auf das Ganze, wie dieses auf ihn. Er scheine durch die Heterogenität der Theile immerhin gesondert von Theilen und vom Ganzen, wie er wolle, er kann sich nicht auf das Ganze beziehen, ohne zugleich auf die übrigen Theile sich zu beziehen. Beziehung der Einzelheit zur Gesammtheit begreift in sich Beziehung der Einzelheiten unter sich. Es bedarf gar nicht der Vorstellung eines

aue Weſen geheim durchſtrömenden, magnetiſchen, oder elektriſchen Stoffes, um uns ſagen zu können, daß jene nothwendige, allgemeine Beziehung auch möglich ſey. Die Beziehung des Seyns in allem Seyenden äußert ſich in der Zeit, daher heißt das Geſetz ihrer Aeußerung real und formal Bewegung im reinſten, höchſten Sinne dieſes Wortes und mithin ſind es Form, Geſchwindigkeit und Größe der Bewegung, (Form und Größe ſind Raum an der Zeit) welche das Qualitative, Sukzeſſive und Quantitative jener Beziehung beſtimmen und mehr iſt an der Beziehung alles Seyenden auf einander nicht denkbar.

Alles Gleichzeitige kann in engerer Beziehung, als das Jetzige zum Künftigen, oder zum Vergangenen ſtehen, nehmlich in doppelter, welche Wechſelwirkung heißt. Das Künftige verhält ſich zum Jetzigen nur wie Wirkung zur Urſache. Die Zukunft mit allen ihren neuen Erſcheinungen entkeimt der Gegenwart. Das Vergangene iſt an dem Jetzigen erkennbar, wie die Urſache an der Wirkung. Darum erſcheint auch das Neueſte nicht gänzlich fremd; darum auch iſt aus dem Vergangenen auf das Künftige zu ſchließen, aber nur bedingt. Die Urſache, das Geſetz als ſich ſelbſt bewährend durch die Wirkung (Baſis zugleich des Rechtes

und Strafrechtes) iſt nur Eigenſchaft der Wirkung. Darum erkennt man ſogar an aller ſichtbaren und hörbaren Bewegung, ob ſie durch Druck, Stoß u. ſ. w. hervorgebracht worden iſt, ob man gleich zu gleicher Zeit die allgemeinen Geſetze für Form, Geſchwindigkeit und Größe der Bewegung auch erkennt, denn jene widerſprechen dieſen nicht, ſondern ſind ihnen *untergeordnet*.

Im Keim liegt der kommende Baum verborgen und nur die Wechſelwirkung des Gleichzeitigen iſt es, was uns bisweilen an der Planmäßigkeit in der Schöpfung zweifeln läßt, wenn wir ſehen, wie eines oder das andere erliegt, ehe es das entwickelt hat, wozu die Anlage in ihm iſt. Allein die Zweckmäßigkeit der Geſammtheit liegt *bedingt* in dem Verhältniß des Jetzigen zum Künftigen, nehmlich untergeordnet der Wechſelwirkung des Gleichzeitigen, woraus das geſammte Künftige hervorgeht und wodurch die Ordnung der Geſammtheit als ſolcher erhalten wird. Ohne dieſe würde das Ganze *bedingungslos* und alſo auch *zwecklos* ſich in Einzelheiten zerſpalten jenes Univerſum im Univerſum werden.

6.

Die Bewegung ſelbſt erſcheint am Bewegten nach allgemeinen und auch beſondern Geſetzen

für jede Art des Geſtirns und ſeiner Geſchlechter und Arten der Geſchöpfe. So wirken die Sonnen auf ihre Syſteme, ſo die Erd-Elemente auf ihre Erzeugniſſe.

7.

Iſt eine endloſe Perfektibilität der Geiſter denkbar, ohne jemals Gott zu werden, ſo iſt es auch eine unbegrenzte Perfektibilität des Univerſums. Wenn man betrachtet, wie ſich mit der intellektuellen und moraliſchen Erhebung auch die Sprachen veredeln, (nicht lediglich konzentriren) ſo deutet dies ſchon auf eine Veredelung des Phyſiſchen, welche mechaniſch beginnt und vielleicht auch chemiſch wird, ſo daß aus Umbildung, Umwandlung erfolgt. Alle körperliche Fertigkeit, die nach und nach erlangt wird, deutet auf phyſiſche Veredelung, ſey ſie einſeitig, vielſeitig oder allſeitig. Früchte werden und Krankheiten veredelt.

Es wäre ein kühnes aber lohnendes Unternehmen, nicht allein zu zeigen, wie ſich die Wiſſenſchaft, wie ſich das Menſchengeſchlecht vervollkommt hat, ſondern wie auch die geſammte Natur unſers Geſtirns.

8.

Die Beziehung Aller zum All iſt es, welche der Materialismus oft mit der Ahnung eines Gottes verwechſelt. Die letztere ſteht aber höher.

9.

Mechaniſcher Prozeß erzeugt Form, (der Umbildung fähig) chemiſcher Prozeß hingegen Stoff (der Verwandlung fähig). Beyde Prozeſſe ſind nichts mehr, als das wechſelnde Vorherrſchen des Qualitativen vor dem Quantitativen, oder des Quantitativen vor dem Qualitativen unter dem Sukzeſſiven in dem Begriffe Bewegung. Bewegung als ſolche iſt: Zeit als Geſetz für den Raum. Aber ſie wird vom Räumlichen nur erkannt an dem Räumlichen, an Form und Größe. Die Geſchwindigkeit, bis ins Unendliche verfolgt, wird von uns nur gemeſſen, das heißt Zeit wahrgenommen am Raum.

Indem wir Gott nun als den Schöpfer des Univerſums denken, ſagen wir: In ſeinem Willen als ſolchen ſind Zeit und Raum aufgelößt. Dieſer Wille iſt Einheit, welche ſich äußert; dadurch wird ſie ſchon ein Mehrfaches und Nacheinander, indem die Einheit ſich ſelbſt Geſetz ertheilte und daher alles, was nicht ſie ſelbſt iſt unterordnete dem Geſetz ihrer Aeußerung, der Zeit. So ward dieſe Geſetz für den Raum, Bedingung, daß Räumliches wurde. Auf dieſe Weiſe thut ſich der göttliche Wille als Urſache am Univerſum, als ſeiner Wirkung kund durch die Zeit als Geſetz für den Raum, das heißt

durch Bewegung. Der Wille Gottes nicht als solcher, sondern nur als schaffendes Prinzip genannt und höheres ist unnennbar, äußert sich durch Bewegung, die wir in dieser Beziehung lebendig nennen. Der göttliche Wille gab sich äußere Sukzessivität und dieser in der Wirkung Qualität und Quantität und so ward das Universum, mit seinen Geistern und Körpern in der Zeit und durch das Gesetz der Bewegung.

10.

Weil das Universum ist in der Zeit, so ist das Geistige des Universums zwar frey, aber seine Freiheit bedingt durch die Zeit, mithin auch durch das Gesetz ihrer Aeußerung am Raum durch das Gesetz der Bewegung an sich. Der menschliche Geist ist um seiner Freyheit willen, als der Fähigkeit, nicht lediglich durch Theile des Universums bestimmt zu werden, sondern sich selbst bestimmen zu können, ohne sich über das Universum zu erheben, dem er angehört, noch nicht Gott.

Geist ist individualisirte Freyheit unter der Beziehung Aller zu Allen. So erst giebt es Seelen, welche nicht einer Seele entströmen und in diese zurückkehren.

11.

Was ist, ist im Universum und ist, weil es in diesem ist bis dieses zu seyn aufhört. Vernichtung ist nur durch Gott möglich. Zerstörung ist nicht Vernichtung, sondern nur eine Spezies der Verwandlung.

12.

Der böse Wille ist in der moralischen Welt umwandelnd, ist moralische Antithese. Der gute Wille ist bildend, ist moralische These. Nun treten aber jene Verhältnisse des Quantitativen und Qualitativen unter dem Sukzessiven ein. Daher das Mannigfaltige der Erscheinungen in der moralischen Welt und die Grade der moralischen Eigenschaften.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß moralische und intellektuelle Veredlung auch physische zur Folge haben könne (nicht individuell allein, sondern auch im Allgemeinen) und so die Methamorphose, den Uebergang in eine andere Organisation und jede Einwirkung des Universums auf das Individuelle und Spezielle nach und nach erleichtere. — (Wie traurig, wenn es wahr ist, daß der erhöhte Zustand der magnetischen Hellseher kein veredelter, sondern ein kranker ist).

13.

13.

Wenn man die Abstufungen bildlicher Vorstellungen verfolgt, (und diese Verfolgung ist psychisch wichtig) so zeigen sich Grade, die als solche nicht unbeachtet gelassen werden dürfen.

Wir nehmen Festigkeit des Körpers, Stoff in seinen Theilen, selbst in der Bewegung wahr und alles sogleich als Spezialität. Wir entfernen uns und alles bekommt den Karakter der Geschlechtlichkeit. Wir erkennen erst die Arten der Felsen des Berges, dann nur den Berg, dann nur das Gebirge, dann nur Land. Wenn wir uns über der Erde schwebend wähnen, sehen wir den Erdball im Aether, dann nur Gestirne im Luftraum, dann nur in Eins sich verschmelzenden, bewegten Stoff und endlich verliert sich alle bildliche Vorstellung, alle Vorstellung einer Festigkeit und wir empfinden nur noch das Nacheinander der Bewegung und zwar nicht formlos, aber nur als Formen für die Empfindung und diese heißen Invergenz und Evergenz. Die höchsten Bilder (also für den Verstand) von den Bewegungs-Formen sind die Form der geraden und der krummen Linie. Aber für die Formen der Bewegung an sich empfunden, giebt es kein Bild und es liegen jene Bilder nur in diesen Formen.

Auf unserm Planeten ist das Prinzip der Be-

wegung, angewendet auf das Flüssige, vorherrschend. Die menschliche Einbildung verwandelt daher leichter feste Körper in Flüßiges, als daß sie für das Flüssige sogleich Formen fester Körper fände.

Wir befinden uns mit allen Wesen in einer Fluth der Bewegungen und sind durch diese mit allen Wesen verbunden. Aber die Bewegungen werden nach so großem Maasstabe vollbracht, daß wir uns ihrer nicht generell bewußt werden. Denken wir sie verkleinert und uns dennoch beherrschend, so schwindeln wir, befürchten unsere Selbstständigkeit zu verlieren, und zittern vor der Nähe Aller im Universum. Dies ist eine unächte magische Empfindung, die wir uns selbst erregen. Während wir uns aber der wahren Magie, der ewigen Einwirkung des Alls auf seine Einzelheiten überlassen, ohne diese Einwirkung zu verkleinern, fühlen wir uns ruhig im Genusse unserer Freyheit und finden in der Beziehung Aller zu Allen die Ahnung unserer Unsterblichkeit. Diese Ahnung ist nur möglich, weil der Geist nicht stillsteht, weil Bewegung die Bedingung der geistigen Freyheit im Universum ist. Stillstehen des Geistes ist selbst im seelenkranken Zustand unmöglich. Der Wahnsinn, welcher die fixe Idee hat, steht nicht still, sondern bewegt sich nur nach lediglich einem Objekte hin.

14.

Die Idee endloser Vermehrung der Arten und Geschlechter leitet zur Idee Unbegrenztheit des Universums. Mit beiden steht die Idee der Verwandlung nicht in Widerspruch, so im Geistigen, so im Physischen, aber Verwandlung ist darum noch keine Wiederkehr. Um so dringender jedoch sucht die Seele den Glauben ewiger Vervollkomnung zu retten und gründet diesen nicht auf das Universum, sondern auf den Glauben an die Zweckmäßigkeit des Willens Gottes und giebt dieser Zweckmäßigkeit eine spezielle, ihr, der gläubigen Seele erwünschte Richtung.

Die Gewißheit, daß Gott das Universum nicht zu vernichten vermöge, würde eben die Angst in dem Menschen erregen, als der Gedanke, daß Gott es vernichten werde. Aber der Gedanke, daß er es nicht vernichten will, liegt gleichsam im Mittel und beruhiget.

15.

Religion entkeimt stets der Empfindung, (geistig-sinnlich) Tugend dem Willen (rein geistig) und Religion und Tugend erzeugen die Ahnung einer Seligkeit, oder des Gleichgewichtes geistiger Freyheit und physischer Nothwendigkeit. Diesen Zustand wünschen wir, weil hienieden die physi-

ſche Nothwendigkeit (das Quantitative) vorherrſcht vor der geiſtigen Freyheit (das Qualitative). So ſehnt ſich der Menſch nach Gleichgewicht, aber dennoch nicht nach Stillſtand, alſo ſehnt er ſich vielmehr nach ewiger Perfektibilität, immer die Seligkeit ahnend.

Proben aus altfranzösischen Gedichten.

(Beilage zu der im dritten Heft der Musen, pag. 59. ff. abgedruckten Abhandlung über das altfranzösische Epos.)

Aus dem Heldengedichte von Viane.

Das Gedicht, aus welchem hier Bruchstücke in der Uebersetzung mitgetheilt werden, ist in litterarischer Hinsicht in dem vorhergehenden Aufsatze beschrieben worden. Statt des Reimes im Original ist hier die Assonanz gebraucht, welche wie zuvor gezeigt worden, der altfranzösischen Poesie nicht fremd ist. Die fünf ersten Strophen, welche schon in Kerners Poet. Almanach f. 1812 stehen, sind einer nochmaligen Durchsicht unterworfen worden. Damit übrigens diese Bruchstücke in ihrem Zusammenhang erkannt werden mögen, ist eine darauf berechnete Skizze des Gedichtes beigefügt.

Rainier und Gerhard, Söhne Garins von Montglaive, haben Karln dem Großen wesentliche Ritterdienste gethan. Er giebt dafür dem erstern das erledigte Genua, dem letztern verspricht er das erledigte Herzogthum Burgund. Später aber findet er die Wittwe des Herzogs so schön, daß er ihr seine eigene Hand anträgt. Die Herzogin, schon für Gerhard eingenommen, erbittet sich Bedenkzeit, während welcher sie diesen zu sich beruft. Gerhard findet es sonderbar, daß die Frau sich dem Mann anbiete. Sie beruft ihn zum zweitenmal, und er läßt zurücksagen, daß er vor funfzehn Tagen nicht kommen werde. Hiedurch gekränkt, läßt sie den König Karl zu sich laden und dieser erscheint sogleich. Diesem giebt sie nun ihre Hand, und, um Gerharden zufrieden zu stellen, bewilligt ihm Karl das feste Viane an der Rhone. Gerhard begiebt sich in das Gemach des Kaisers um ihm zu danken und die Füße zu küssen. Die neben ihrem Gemahl sitzende Kaiserin weiß jedoch ihren Fuß so vorzustrecken, daß Gerhard für den des Kaisers den ihrigen küßt. Er bezieht nun Viane und vermählt sich mit der Wittwe des vorigen Gebieters. Geraume Zeit nachher zieht Aimeri, Sohn des Milon von Apulien, Neffe Gerhards, an den kaiserlichen Hof. Einmal in der Abwesenheit des Kaisers erzählt die Kaiserin dem Ai-

meri an offner Tafel, was sie seinem Oheim gethan. Aimeri wirft das Messer nach ihr, beschädigt sie jedoch nicht gefährlich. Von weiterer Rache durch die Umstehenden abgehalten, begiebt er sich nach Viane zu seinem Oheim. Dieser, noch den alten Groll hegend und nun von Neuem aufgereizt, beschließt, den Kaiser zu bekriegen. Der Kaiser zieht vor Viane und belagert Gerharden sieben Jahre lang. Diesem sind seine Brüder Milon von Apullen, Arnold von Beaulande und Rainier von Genua zu Hülfe gezogen, der letzte mit seinem Sohne Olivier und seiner Tochter Aude. Im Heere des Kaisers befinden sich Karls Neffe Roland, Herzog Naims von Baiern u. a. m. Ueber einen Falken Rolands, welchen Olivier aufgefangen, gerathen diese Jünglinge zuerst in Hader. Verschiedene Ritterstücke von beiden und andre Gefechte. Einmal ist die schöne Aude mit andern Damen aus der Stadt gekommen um dem Kampfe zuzusehen; Roland ergreift sie und will sie ins Lager wegführen, sie wird ihm aber von ihrem Bruder wieder abgejagt. Olivier begiebt sich in des Kaisers Zelt, um Friedensvorschläge zu machen, welche jedoch schnöde zurückgewiesen werden; worauf Olivier den Roland auf die Insel unterhalb Viane zum Zweikampf fordert. Die Verabredung wird dahin getroffen, daß wenn

Roland überwunden wird, der Kaiser abziehe, wenn Olivier unterliegt, Herzog Gerhard Viane übergeben und das Land räumen müsse. Es erhebt sich Zank- und blutiger Streit zwischen Olivier und den Baronen des Kaisers. Die Vianer kommen dem erstern zu Hülfe. Allgemeine Schlacht. Die Vianer werden mächtig gedrängt; Gerhard hornt zum Rückzug, faßt Oliviers Zügel, damit dieser nicht im Gefecht zurückbleibe, und eilt mit seiner Schaar in die Stadt zurück.

I.

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Karl es sieht, kömmt er von Sinnen fast,
Lautauf er schreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterschaft!
Wer jetzt mir fehlt: was er zu Lehen hat,
Hab' er in Frankreich Bergschloß oder Stadt,
Thurm oder Veste, Flecken oder Mark,
Es wird ihm all' dem Boden gleich gemacht."
Auf solche Worte kamen All' heran,
Die Schildner drangen auf die Mauern dar,
Mit Hammer schlagend und gestähltem Schaft.
Die von Viane steigen maueran,
Da werfen Stein und Scheiter sie herab,

Und mehr denn sechzig wurden da gemalmt,
Zu Boden mehr denn hundert hingerafft
Der Jünglinge vom schönen Frankenland.
„Herr Kaiser!“ — sagte Herzog Naims im Bart —
„Wollt ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen stark,
Die festen Thürme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einst erbaut mit großer Kraft:
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.
Drum sendet eh' zurück nach Frankenland,
Daß Zimmerleute werden hergebracht!
Und sind sie angekommen vor der Stadt,
So laßt sie bauen Rüstzeug mancherhand,
Davon die Mauern werden hingerafft!“
Der König hört es, all sein Blut aufwallt,
Groß Leid hat ihn befallen.

2.

So sprach der Herzog Naims mit blühndem Kinne:
„Herr Kaiser Karl! es sei Euch unverschwiegen, [50])

---

50) — — — nel vous celerai mie. Sonst auch: ne vos soit pas celé u. dgl. Eine sehr gewöhnliche Form, vergl. Strophe 2. V. 36. Str. 7. V. 12. Str. 26. V. 14 u. 32.

Lied der Nibelungen (Müllers Ausgabe):

So helf' mir Gott! thorrechl ist Euer Sinnen,
Daß Ihr die Stadt vermeinet zu gewinnen
Durch solchen Sturm, solch ungestümes Dringen.
Hoch ist die Mau'r, vom Heidenvolk errichtet;
Bei meiner Treu zur heiligen Marie!
Vor Jahresfrist erobert Ihr sie nimmer.
Laßt euch aus Frankreich Hülf' und Steuer schiken,
Werkleute, die als Meister sich erwiesen,
So werfen sie die alten Mauern nieder."
Der Kaiser hört es, mächtig er ergrimmet.
„Monjoie! — rief er aus mit lauter Stimme —
„Was zögert ihr, ihr meine kühnen Ritter!"
Von Neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, schleudern, in gewalt'gem Grimme.
Und sieh', schön Aude dort, die Minnigliche!
Mit reichem Mantel war sie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meisterlich gesticket;
Die Augen blau, und blühend das Gesichte. [51])

V. 420. Do sprach der gast ze dem kunige daz sol iu unverdaget sin. V. 4510. Daz ir mir furste erloubet so wil ich niht verdagen. Ebenso: V. 566.

51) V. d. Nib. V. 1115 ff.
Er sach die minnechlichen nu vil herrlichsten stan
Ja luhte ir von ir wäte vil manich edelstein
Ir rosen rotiu varwe vil minnechlichen schein.

Sie trat auf der gewalt'gen Veste Zinnen.
Als sie den Sturm, das wilde Toben siehet,
Da bückt sie sich, 'nen Stein hat sie ergriffen,
Auf eines Gascons Helm wirft sie ihn nieder,
Daß sie den ganzen Helmring ihm zersplittert,
Es fehlte wenig, wär' er todt geblieben.
Roland ersah es, mit dem kühnen Blicke,
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieser Seite, bei dem Sohn Mariens!
Wird man die Veste nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen stürm' ich nun und nimmer."
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe: [52])
„Wer seid Ihr doch, o Jungfrau, Adeliche?
Wenn ich Euch frage, nehmt's in gutem Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen."
„Herr! — sagte sie — es bleib' Euch unverschwiegen:
Die mich erzogen, Aude sie mich hießen,
Die Tochter Rainiers, welchem Genua pflichtet,
Die Schwester Oliviers, mit kühnem Blicke,
Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm, er ist erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben,

---

52) Or ne larait ke des or ne li die.
L. d. Nib. V. 6967. 8.
Ezele der riche daz niht länger lie
Er spranch von sime sedele — —

Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens! [53])
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Oliviers, den Rittertugend zieret."
Da sprach Roland für sich, mit leiser Stimme:
„Es thut mir leid, beim ew'gen Sohn Mariens!
Daß Ihr Euch nicht in meiner Haft befindet.
Doch soll es noch geschehn, nach Gottes Willen,
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beschieden
Olivier, der Genueser."

3.

So sprach schön' Aude, die Verständige:
„Herr Ritter! nun ich hab' Euch nicht verhehlt,
Was Ihr von mir erforschet und begehrt:
Nun sagt hinwieder mir, so Euch gefällt, [54])
Von wann Ihr seyd, und welches Eu'r Geschlecht!
Es steht Euch wohl der Schild, mit Reifen fest,
Und jenes Schwerdt, das Euch zur Seite hängt,

---

53) L. d. Nib. V. 52.
Ane reken minne wil ich immer sin.

54) Or me redites cil vos plait verité. Vergl. Str. 22. V. 17. Auch: se il vos vient an gré. Str. 26. V. 22.
L. d. Nib. 3162.
Ob ez dir wohl gevalle. — — —

Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd;
Das flugs, wie ein beschwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unser Heer,
Vor allen Andern scheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mir's in Sinnen steht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt."
Roland vernahm es und er lachte hell.
„Ja, Dame! — sprach er — wahr ist, was Ihr sprecht.
In Christenlanden keine Gleiche lebt,
Noch sonsten, daß ich wüßte."

4.

Als Roland höret, daß sie also spricht,
Entdeckt er ihr sein ganzes Herze nicht,
Doch allerwegen gut er sie beschied:
„Jungfrau! nach Wahrheit geb' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich."
Schön' Aude hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seid Ihr der Roland, welcher, wie man spricht,
Mit meinem Bruder sich zum Kampf beschied:
Noch wißt Ihr wenig, wie so kühn er ist.
Und habt Ihr Kampf beschlossen gegen ihn:
Auf Treue sag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,
Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.

Bei jener Treu, womit Ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht gestern Eurer Haft entwischt,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt."
Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, spottet meiner nicht!" —
Der Kaiser rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert! gebt mir redlichen Bericht:
Wer ist die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland spricht, und er mit ihr?"
„Bei meiner Treue! — Lambert ihn beschied —
Schön Aude ist's, das edle Frauenbild,
Rainiers von Genua, des Tapfern, Kind.
Der Lombard soll sie führen nach Roin."
„Das wird er nicht — versetzt der Kaiser ihm —
Roland hat selbst auf sie gestellt den Sinn.
Eh' stürben hundert Mann, in Stahl gestrickt,
Bevor der Lombard Auden führte hin."
So sprach der Kaiser, Roland aber schied
Von Auden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König sieht es, neckt ein wenig ihn:
„Traut Neffe! — spricht er — was ist Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr sprachet hie?
Wenn irgend Zorn Ihr heget gegen sie:
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!"
Roland vernahm's, sein Blut empörte sich
Aus Schaam vor seinem Oehme.

5.

„Traut Neffe mein! — sprach Karl, der starke Held —
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell'.
Denn aus der Stadt brach Olivier indeß,
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt,
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unsern Zwanzigen das Haupt gespellt,
Und ihrer viel gefangen weggeschleppt.
Die Jungfrau Aude wußt' es wohl vorher,
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt."
Roland vernahm's, schier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angesicht ihm brennt.
Als nun der Kaiser Rolands Zorn gesehn,
Da thät er freundlich ihn beschwichtigen:
„Traut Neffe! — sprach er — zürnet nicht so sehr!
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt, [55])
Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End."
Roland versetzte: „So, wie Ihr befehlt!"
Ein Horn erscholl, es wandte sich das Heer.

---

55) Nos en irons as loges et as treiz.
L. d. Nib. V. 4950.
Do sach man uf gespannen hutten und gezelt. Vergl. V. 2191. 5158. 5794. 6253.

In der Nacht träumt es dem Kaiser, wie sein Habicht mit einem Falken, der aus der Stadt hergeflogen, heftig kämpfe, wie aber zuletzt die Vögel Frieden machen und sich schnäbeln. Ein weiser Meister deutet es auf den Zweikampf der Jünglinge.[56]) Olivier rüstet sich in aller Frühe. Ein alter Jude, Joachim, ist gutmüthig genug, ihn mit vortrefflichen Waffen, (worunter ein Halsberg, welches Aeneas vor Troja erobert,) auszustatten, ob er gleich von Olivier nicht wenig geneckt wird. Die Waffen werden jedoch zuvor vom Bischof eingesegnet. Olivier reitet, Gerhards Abmahnung unerachtet, von dannen, läßt sich auf die Insel übersetzen und stößt dreimal in's Horn. Roland, höchlich erfreut, rüstet sich gleichfalls und gürtet das gute Schwerdt Durandart um. Vergeblich räth ihm der Kaiser ab, der Oliviers so wenig, als Rolands Schaden wünscht.

6.

Roland sogleich ein werthes Roß bestieg,
Man hängt ihm an den Hals 'nen festen Schild,
Dann

---

56) Aehnlich ist Chriemhildens Traum von ihrem Falken und den zwei Aaren. L. d. Nib. V. 48—56.

Dann nahm er in die Faust den starken Spieß,
Das Fähnlein an fünf goldnen Stiften hing.
Vorliegend rennt er an den Zelten hin,
Zur Rhone kömmt er, sonder weitre Frist
Auf seinem werthen Roß er überschwimmt,
Gerad' aus zieht er nach dem Eiland hin,
Wo Olivier, der Kühne, sich befindt.
Herzog Roland sein Pferd ansprengen ließ,
Olivier sieht's, entgegen rannt' er ihm,
Den festen Schild, den wandt' er vor's Gesicht,
Weil Rolands Muth er kannte.

7.

Als Olivier den Roland kaum erspäht,
Kömmt er entgegen ihm, als stolzer Held. [57])
Der Herzog Roland reitet näher her
Und ruft ihm zu: „wer seid Ihr, Ritter? sprecht!
Ein freier Allemann, ein Bairischer,
Flamländer, Normann, oder andrer Held?"
„Nun helf' uns Gott! — versetzt Graf Olivier —
Herr Roland! kennet Ihr mich denn nicht mehr?

---

57) Contre lui vient en guise dome fier. Anderswo: a guise de baron, comme dui chanpeon. Vergl. Str. 12, V. 21. Str. 28, V. 15. Str. 16, V. 2.

L. d. Nib. V. 86.

Er lief uf zuo den gesten eime recken gelich.

Ich bin der Sohn vom tapferen Rainier,
Dem Herrn von Genua, hohen Lobes werth, [58]
Mein Oehm ist Herr Gerhard, der Kriegesheld,
Mein Vetter ist, das sei Euch unverhehlt,
Herr Aimeri, ein Jüngling stolzgeherzt,
Der, dem ihr gestern weggeführt sein Pferd;
Zu rächen meinen Vetter, kam ich her.
Wohl bin ich jenes Tages eingedenk,
Da meine Schwester Ihr, die Liebliche,
Schön' Auden, dannen führtet auf dem Pferd.
Gott, dem getreuen Vater, dank' ich es,
Daß ich sie rettete mit blankem Schwerdt.
Damals bedurftet Ihr der Sporen sehr,
Um heimzukehren zu dem Frankenheer.
Doch sag' ich dieses nicht um Euch zu schmähn,
Vielmehr ersuch' ich Euch, mein edler Held!
Daß Ihr mit Eurem Oehm uns Frieden werbt,
Schön' Auden ließ' ich Euch zum Weibe gern." [59]

---

58) — — — ki tant fait à pr(o) isier. Sonst auch: ki moult fait à pr. oder à loer. Vergl. Str. 21. V. 14. Str. 23. V. 1. 11. Str. 28. V. 20. Ferner: Rollant li proisiè; Rome, France la loe etc.

So ist in dem L. d. Nibelungen: lobelich das gangbarste und allgemeinste Beiwort.

59) Vergl. Str. 9. V. 15.
L. d. Nib. V. 1324. f.

Da sprach Roland: „was hör' ich für Geschwätz?
Wenn ich zu Fuß dich, neben meinem Pferd,
Nach Frankreich führe, als Gefangenen,
Dann nehm' ich Auden, wen es immer kränkt."
„Nein, wahrlich nicht! — antwortet Olivier —
Solang als ich noch lebe."

8.

Olivier war voll ritterlichen Sinnes;
Wie er den Roland so feindselig findet,
Spricht er zu Jenem, inniglich erbittert:
„Herr Roland, bei dem ew'gen Sohn Mariens!
Ein Wahnwitz ist es, muß ich Euch versichern,
Wenn Ihr vermeint in Eurem stolzen Sinne,
Zum Dienste meinen Oehm Gerhard zu zwingen.
In seinem Leben wird er nicht Euch pflichten,
Um ganz Normannenland gestatt' ich's nimmer."
Und Roland sprach: „ich hör', du redest irre;
Nicht einen Elsbeer gilt mir all dein Schimpfen." [60])

Und kummt die schöne vrunhilt in daz lant
So will ich dir ze wibe mine swester geben.

60) Kan ke tu dis ne pris pais une alie. Vergl. Strophe 23. V. 23.

Deutsches Volksbuch von den vier Heymonskindern. Kap. 11. „Ich gebe nicht eine Kirsche um den König Karl."

Wenn Gott den blanken Durandart mir friſtet, [61])
Sollt Du vor Vesperzeit dein Haupt verlieren." [62 a])
Sprach Olivier: „das bin ich nicht gewillet!
Der Herzog Gerhard mit dem kühnen Blicke,
Der hätte davon Schaden."

9.

Die beiden Krieger auf dem Eiland ſtehn,
Zween ſolche Ritter hat man nie geſehn.
Zum Sohne Rainiers ſpricht des Königs Neff:
„Vaſall — ſo ſagt er — laßt die Rede ſtehn!
Viane zu erſtreiten, kam ich her, [62 b])

---

61) Se deus me save durendart la forbie. Vergl. Str. 28. V. 32.
L. d. Nib. V. 9192.
Ez enſi d az mir zebreſte daz nibelunges ſwert.

62 a) Le chief perdrais ainz ore de conplie.
L. d. Nib. V. 771.
E ſich der tac verende ſol ich haben den liv.

62 b) Vergl. Str. 22. V. 26. Str. 28. V. 19.
So im L. d. Nib.: daz ſigemundes kint; ſifrit des kuniges ſigemundes ſun; daz ſiglinde kint; daz uoten kint; des kunen adrianes kint.

Die feste Stadt, mit hohem Wall bewehrt,
Für Karln den Großen, meinen rechten Herrn,
Und seid Ihr tapfer, jetzt bedürft Ihr deß."
Ihm gab Antwort der edel Olivier,
Sprach solche Worte, drob er Preises werth,
Darum mit Recht ihn jeder Ritter ehrt: [63]
„Herr Roland! edler Ritter, tapfrer Held!
Um Gotteswillen, der zum Heil der Welt
Am heil'gen Kreuze litt den Todesschmerz,
Ersuch' ich Euch, bringt diesen Krieg zum End'!
Schön Aude würde dir zum Weib gewährt,
Viane solltest du befehligen;
Herzog Gerhard bewilligt mir es gern.
In großer Schlacht und in des Sturms Gedräng'
Werd' ich dein Panner seyn, dieweil ich leb'."
Roland versetzt: „sprich nicht von Frieden mehr!
Wann ich dich umgebracht mit blanker Wehr,
Wird Viane mein und Aude mir vermählt,
Trotz deinem ganzen Sippe."

10.

Olivier, mit dem kühnen Herzen, spricht:
„Herr Roland! wollt verzeihen, Gott zulieb!
Was Ihr gesprochen, das geschiehet nie.

---

63) L. d. Nib. V. 7562.
Dar umbe lop vil grozen der kune danckvart gewan,

Nein thut, warum ich Euch in Liebe bitt',
Um Gottes willen, der wahrhaftig iſt,
Bewirkt den Frieden, Freunde ſeyen wir!
Um alle Heldenehre wollt' ich nicht,
Daß Ihr beſchädigt würdet je von mir.
Am Ende käme doch, wohl weiß ich dieß,
Mein ganz Geſchlecht darob zu Schand und Schimpf.
Der König und mein Oheim würden nie
Wohlwollend und befreundet unter ſich.
Nein thut, warum ich Euch erſuch' und bitt'!
Ich und mein Oheim, mit dem kühnen Sinn,
Sind Eure Mannen dann mit Eid und Pflicht."
„Traun! — ſprach Roland — du beugſt nicht meinen Sinn.
Nein, tödten oder fangen muß ich dich,
Zum König Karl, der mein Ernährer iſt,
In ſeine Haft dich führen neben mir.
Dort ſollt du bleiben, wahrhaft ſag' ich dieß, [64])
Bis man dich aus dem Lande bannen wird.
Dann wird ſammt Auden Viane mir verliehn,
Gerhard, dein Oehm, der ſeinen Herrn verrieth,
Wird als ein armer Bettelmann entfliehn."

---

64) — — — par verté ie te di. So auch oben Str. 4. V. 4.
L. d. M. B. V. 8225.
— — — daz ſi iu werlich geſtit.

Olivier sprach: „das ist ein leer Gedicht!
Ich bin ein Thor, wenn ich dich länger bitt'.
Mein Gott! wie kam's, daß ich um Gnade rief?
Ein Thor wohl bin ich und ein feiger Wicht. [65])
Hilf du mir, Gott! du meine Zuversicht!
Herr Roland! sint es nun nicht anders ist,
Und mir von Euch nicht Gnade werden will:
Sollt Ihr nicht sagen, daß ich Euch verrieth;
Verwahret Euch! ich widersag' Euch itzt,
Ich hab' Euch wohl gewarnt, bevor ich hieb."
Antwortet Roland; „wohl vernahm ich dich."
Wer nun sie sähe, wie sie beid' ergrimmt!
Ein Jeder sein arabisch Streitroß sticht,
Anderthalb Jauchert trennen beide sich,
Dann bei der Umkehr schütteln sie die Spieß'
Und die gewölbten Schilde fassen sie.
Dann spornen sie auf blühnder Wiese hin,
Der Eine auf den Andern.

11.

Wer nun sie auf einander rennen säh, [66])
Wie sie handhaben, schütteln ihre Speer

---

65) L. d. Nib. W. 7483. 4.
So enweit ir nicht erwinden sprach do danckwart
So ruhet mich min vlehen daz wäre baz verspart.

66) Qui donc veist lun vers lautre adrescier. Vergl. Str.

Und mit den Sporen ſtacheln ihre Pferd'e
Man prieſe ſie mit Fug die beſten Zween,
Die je auf Erden um ihr Recht gekämpft.
Gewalt'ge Stöße han ſie ſich verſetzt,
Die Schilde werden beideſammt zerſpellt,
Die dicken Speer' gebrochen und zerſprengt,
Stark ſind die Halsberg', blieben unverſehrt.
So haben ſich die Ritter angerennt,
Daß unter ihnen biegen ihre Pferd'
Und mit den Knieen ſtürzen auf die Erd'. [67])
Die Ritter ſprengen an einander weg,
Dann kehren ſie, wie Falken, wieder her
Der Eine auf den Andern.

12.

Herr Roland ſaß auf dem Gascogner Roß,
Den Durandart er von der Seite zog,
Trifft den Olivier auf den Helm ſofort,
Daß er die Stein' und Blumen ſchlägt davon. [68])

---

10. V. 36. Str. 12. V. 14. Str. 15. V. 1.

L. d. Nib. V. 8052, 3.

Hawart und hagene zeſamne warn chomen
Er mohte wunder chiesen ders hete war genomen.

67) L. d. Nib. V. 828, 9.

Die ſtege Pintgers die waren alſo ſtarch
Daz im underm ſatle ſtruhte daz marc.

68) Ke * et pieres en abait de randon. Vergl. Str.

Der Streich mit großer Macht hernieder schoß,
Hinter dem Sattel trifft er auf das Roß,
Sprengt den Speerhalt von rothem Siglaton,
Durchhaut das gute Pferd von Aragon
Hernieder an der Niere fort und fort,
Die ganze Schnalle des vergoldten Sporns
Haut er ihm glattweg von der Ferse los,
Daß in zwo Hälften fällt Oliviers Roß
Und in die Erde noch der Degen schoß.
Nun sähet ihr zu Fuß die Ritter dort.
„Monjoie Karl! — Herr Roland laut frohlockt —
Viane stürzt in Trümmer heute noch,
Drin Gerhard, der Verräther, sich verschloß.
Er soll dafür empfangen bittern Lohn,
Am Galgen, als ein Dieb, er hangen soll."
Sprach Olivier: „nun hör' ich Schelmenwort.
Bei Gott steht Alles, der ertrug den Tod,
Sein Segen giebt vor Euch mir Heil und Trost.
Drum bier' ich Euch im Kampfe kecklich Trotz,
Viane zu vertheid'gen und das Schloß,
Gewinnst du nur den Werth von einem Sporn,[69])

---

14. V. 14. Str. 13. V. 7. u. f. f.
L. d. Nib. 147.
Wil der edelen Steine gevellet uf das gras,

69) Jai nen auvois vaillant un esperon. Eine häufig vorkommende Redensart, so auch: valisant un bouton u. dergl. Vergl. Str. 16. V. 43.
L. d. Nib. V. 6161, 3.

Es soll dir kosten hundert Pfunde Golds."
Den Degen zieht er, wie ein Leu erbost,
Und als ein rechter Ritter tritt er vor. —
Wohl stund der Herzog Gerhard sorgenvoll
Auf seines Schlosses höchstem Thurme dort,
Um alles Gold des Königs Salomon
Sprách' er 'ne Stunde lang kein Sterbenswort,
Dann rief er zum allmächt'gen Gott empor:
„Glorreicher! der für uns erlitt den Tod,
Der Lazarus vom Grabe rief hervor,
Der Magdalenen milde Gnade bot,
Den Jonas aus des Fisches Bauche zog:
Wie dieß wahrhaftig ist und unser Trost,
So rette meinen Kämpen heut vom Tod,
Den ihm Roland, des Königs Neffe droht!
Zu groß wär' dieser Schaden."

13.

Schön' Aude steht an einem kleinen Fenster,
Sie weint und seufzet, auf die Hand gelehnet.

Dem schaffe ich solhe hut das sin wirt niht verlorn
Daz iu ze schaden bringe gegen einem halben sporn.

Deutsch. Volksb. von den vier Heymonskindern. Kap. 9.
„für welches wir alles von Ew. Maj. nicht einen einzigen Sporn an unsere Füße bekommen haben, will geschweigen unsere Besoldung."

Als sie den Bruder sieht auf grüner Erde,
Herabgesunken vom kastil'schen Pferde,
Dem guten Pferd, deß Sattel nun geleeret:
Da fühlt das edle Mägdlein solche Schmerzen,
Daß ihr das Herz im Busen will zerbrechen.
Alsbald stieg sie hinab in die Kapelle,
Und vor den Altar ist die Maid getreten:
„Glorreicher Gott! — so hub sie an zu beten —
Der zu der reinen Jungfrau sich gesenket,
Zu dem in Nöthen mancher Sünder flehet,
Laß mir vom Grafen solche Botschaft werden,
Die Gerhard und der König gern vernehmen,
Der edle Frankenkaiser!"

14.

Die Maid unmächtig auf den Marmor fälle, [70]
Mit ihren Thränen hat sie ganz genetzt
Den neuen Mantel und den Hermlinpelz. [71]

---

70) Vergl. Str. 18. V. 17.
L. d. Nib. V. 4784.
Si seic zuo der erden daz si niht ensprach.

71) L. d. Nib. V. 4646. 7.
Do pflac ni wan iammers di vrouwe vil gemeit
Ir wat was vor den brusten von herzen trehen naz.
V. 5313.
Do begond ir aber sulwen von herzen trehen ir gewant.

Zu Gott erhebt sie treulich ihr Gebet:
„Mein Gott! erbarme dich der beiden Herrn,
Zu denen alle meine Freundschaft steht,
Daß sie von Schimpf und Schande bleiben fern!“ —
Nun lassen wir die Jungfrau, die sich härmt,
Und kehren zu Roland, dem Helden werth,
Und zu dem kühnen Streiter Olivier,
Der ganz zu Fuße mit dem Roland kämpft.
Er hält das Schwerdt am goldbelegten Heft
Und trifft den Roland auf den blanken Helm,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederschlägt.
Der gute Degen tief hernieder fährt,
So daß er vorne trifft das gute Pferd
Und an den Schultern durch und durch zerspellt,
Bis in den Boden fährt das gute Schwerdt,
Daß Rolands Pferd mit Einem Streiche fällt.
Olivier sieht es, da frohlocket er,
Wenn wer halb Frankreich ihm gegeben hätt',
Und Orleans, und Erzbisthum Rheims geschenkt, [72])
Es hätte minder ihm erfreut das Herz,
Als daß der Graf Roland zur Erde fällt
Auf der Vianer Insel.

---

72) Vergl. Str. 8. V. 9.
L. d. Nib. V. 1098.
Daz er dafür niht näme eins rîken küniges lant.

15.

Wärt ihr gewesen auf dem Eiland hier,
Wo der Olivier mit dem Roland stritt:
Zween tapfre Herrn, wie diese, lebten nie,
So kühn, so muthig und im Streite wild.
Sie tummeln sich mit ihren Schwerdtern frisch,
Sie thun sich auf die Schilde manchen Hieb,
Vom Helme schlagen sie der Steine viel,
Das Feuer springt, der ganze Platz ist licht.
Solch grimmen Streit sah keines Menschen Kind,
Wie jener war, davon ich sag' und sing',
Und wer ihn sah, nie wieder solchen sieht. — 72)
Der Herzog Gerhard an der Mauer liegt
Und Arnold von Beaulande steht bei ihm
Und Aimeri, so kühn und ritterlich.
Rainier von Genua große Klag beginnt
Um Olivier, den er von Herzen liebt:
„Heil'ge Maria! — Rainier weinend spricht —

---

72) Vergl. Str. 28. V. 38. Str. 30. V. 2. Str. 33. V. 2. L. d. Nib. V. 932—34.

Strit den allerhohsten der inder da geschah
Ze jungest und zem ersten den jeman da gesach
Den tet vil degenlichen diu sifrides hant.
V. 8649.

Sie vochten also grimme daz man ez nimmer mer getuot.

Nimm meinen tapfern Sohn in deinen Schirm,
Daß er nicht unterliege noch entfleh'!"
Auch Karl der Große fleht inbrünstiglich:
„Heil'ge Maria! wahr' den Roland mir!
Ihn krön ich einst zum König."

16.

Auf der Vianer Insel, auf dem Sand,
Bekämpfen sich die Herren beidesammt.
Da fechten sie nach rechter Kämpen Art,
Keiner den Andern schonet oder spart,
Weil wilder sie, denn Leu und Leopard;
Und keiner wär' dem Andern sporenlang
Gewichen um des Samsons ganzen Schatz.
Sie schlagen rüstig sich mit blankem Stahl,
Die Schild' und Helme werden durchgeschlan,
Die goldnen Reife haben wenig Kraft,
Die spalten sie, wie seidenes Gewand.
Vom Stahle fährt das Feuer mit Gewalt,
Die Funken fliegen ringsum überall. 74)
So grimm und bitter sind sie beidesammt,
Daß Keiner irgend vor dem Andern zagt.

---

74) Vergl. Str. 15, V. 8, Str. 22, V. 3,
L. d. Nib. V. 727. 8
Do stoup uz dem helme sam von brenden grôz
Die viwer rote vanchen von des heldes hant.
Vergl. V. 7964, 8006, 8905, 8914.

Sie suchen sich vielmehr mit solcher Hast,
Mit solchem Zorn, ein Wunder ist's fürwahr!
Die Schild' und Panzerringe sind zerhackt,
Daß unter ihnen vordringt das Gewand.
Wenn Gott nicht wär' und seine heil'ge Macht,
Sie blieben vor dem Tode nicht bewahrt. —
In Viane auf dem höchsten Thurme stand
Frau Guiborg, große Klage sie begann,
Mit ihr schön Aude, deren Antlitz strahlt,
Die Hände ringend, mit zerwühltem Haar:
„Ha Viane! schlimme Glut und schlimmer Brand
Mög' dich verzehren ringsum überall,
Nicht Warte bleibe stehen noch Pallast,
Da solche Zween um dich den Kampf gewagt!
Wenn Einer stirbt, wir wissen das fürwahr,
So wird Frankreich verheert und dieses Land."
Die Jungfrau Aude hat sich kurz bedacht,
Zum vielberühmten Arnold von Beauland
Hat sich die Maid mit Rede so gewandt:
„Herr Oheim! sagt uns, was wir fangen an,
Ertheilet Rath, der uns vor Schande wahrt,
Wie man die Beiden dort versöhnen mag!"
„Ich kann's nicht wenden — sprach der tapfre Mann —
Das haben Gerhard und der König Karl
Durch ihren Stolz und Uebermuth gemacht.
Denn unser Ahn, wir wissen das fürwahr,
Der Herzog Beuvon, mit dem blüh'nden Bart,
Hat nie für eines Knopfes Werth gezahlt,

Noch irgend Zins gezollt dem Kaiser Karl
Vom Lehen von Viane."

17.

Noch waren auf der Insel beide Herrn,
Zu Fuße, hatten keine Pferde mehr,
Die hatten sie zerhaun mit blanker Wehr.
Da sprach der Herzog Roland, hartgeherzt: [25])
„Bei meiner Treu zu Gott, Herr Olivier!
Nie sah ich einen Mann von Eurem Werth,
Seitdem die Mutter mich zur Welt gesetzt.
Sint wir uns nun allhier zum Kampf gestellt,
So sei der Streit vollführt im offnen Feld
Bis Einer sieglos oder todt hinfällt,
Und Keiner soll uns helfen, der da lebt.
Bei meiner Treu zum Herrn der Majestät!
Zwei Damen seh' ich an der Zinne stehn,
Die sehr um uns geschrien und sich gehärmt
Und sehr gejammert um den Olivier.
So helf' mir Gott! gar sehr erbarmt mich deß."
Sprach Olivier: „wohl habt Ihr wahr geredt.
Das ist Frau Guiborg, die Verständige,

Und

---

25) — — —, au coraige aduré. Vergl. Strophe 19. V. 38.

L. d. Nib. V. 8594.

Swie grimme hagene wäre und swie herte gemuot.

Und Schweſter Aude, lieblich und geehrt,
Die wegen mein in ſolcher Trauer ſtehn.
Wenn Gott es giebt, der Schöpfer dieſer Welt,
Daß lebend und geſund ich hinnen geh',
Werd' ich noch morgen ihr verkündigen:
Wenn ſie nicht Euch zum Ehgemahl erhält,
Wird ſie in ihrem Leben nicht vermählt
Und Nonne muß ſie werden.

18.

Da ſtunden auf der Au' die beiden Degen,
Wo ſie mit großem Zorne ſich bekämpfen.
Der Herzog Roland, Held von großer Stärke,
Schlug dieſen Tag viel manche Schwerdtesſchläge
Mit Durandart, das ſich ſo wohl bewähret
In Ronceval, am Tage des Verderbens,
Als Roland es verſuchte zu zerſchmettern.
Auch Olivier hub ſeines zum Gefechte,
Auf Rolands rundes Schild hat er's geſchwenket,
Bis mitten in die Wölbung eingeſenket.
Als er dran ziehet, findt er's eingeklemmet,
Das gute Waffen bricht er ab am Hefte,
Vor Viane ſchleudert er's in das Gewäſſer.
Zum Herzog Gerhard kam davon die Mähre,
Daß Olivier, der Held von großer Stärke,
Zerbrochen und geſtümmelt ſeinen Degen.
Schön Aude hört's, ſie fällt ſinnlos zur Erde,

Bald hebt sie wieder sich zu Klag' und Wehe,
Zur heil'gen Jungfrau hat sie laut gefleh'et.
„Olivier, Bruder! weh, der großen Schwere!
Verlier' ich dich, so hat Gott mein vergessen, [76])
Mit Roland würd' ich nimmermehr vermählet,
Dem Besten, der je umgeschnallt den Degen, [77])
Als Nonne würd' ich eingeschleiert werden.
Heil'ge Marie! — sprach Aude, die Verständ'ge —
Da drunten seh' ich meinen Bruder fechten
Und meinen Freund, der mich zur Liebsten wählte;
Und welcher stirbt, wahnsinnig muß ich werden.
O scheide du sie, Königin der Ehren!"
Gerhard vernimmt's, da hat er sich entfärbet,
In Eile hebt er Auden von der Erde,
Hernieder führet er sie in den Tempel,

---

76) Si ie vos pert bien mait deu oblíée.
L. d. Nib. V. 9083. 4.
— — — unt sint erstorben alle mine man
So hat min got vergezzen — —

77) Le millor home ke ainz cainsist despee. In den Fils Aimon heißt es von Regnaut:
Oncques plus vaillant prince ne viesti hauber-gon.
L. d. Nib. V. 9216.
den chuniſten rechen der ie swert getruoc.
V. 9203. 4.
— — — der aller beste Degen
Der ie chom ze sturmen oder ie schilt getruoc.

Wohl hat er Mühe, Troſt ihr einzuſprechen.
Dem König ward die neue Mähr' gemeldet,
Darob' ſich tauſend ſeiner Ritter härmten
Und heimlich weinte da der König ſelber
Unter dem Pelz von Marder. [72])

19.

Als Olivier zerſtückt ſein gutes Schwerdt,
Das in zween Stümmeln daliegt in dem Klee,
Und dort zerhauen ſieht ſein gutes Pferd
Und ſeinen Schild zerſpalten und zerſprengt,
So denkt ihr leicht, ob zornig war ſein Herz.
Denn nirgends ſah er eine friſche Wehr,
Da blickt er auf der Wieſe rings umher,
Von allen Seiten ſieht er ſich geſperrt,
Auf keine Weiſe kann er hier entgehn,
Von Sinnen kam er ſchier vor wildem Schmerz.
Ein groß Erkühnen faßt im Herzen er,
Eh will er rühmlich ſterben auf dem Feld,
Als daß man deſſen ihn bezüchtige,
Daß er zu fliehen je ſich angeſtellt.
Urplötzlich fällt er über Roland her
Mit beiden Fäuſten, alle Herren ſehn's.
Doch Roland merkt, was der im Sinne trägt,

---

72) L. d. Nib. V. 8752.
Er weinet harte sere vil manic uzerwelter Degen.

Drum sagt er ihm, nach tapfrer Männer Recht:
„Herr Olivier! wie seid Ihr stolz und keck!
Zerbrochen habt ihr Eu'r gestähltes Schwerdt,
Und ich hab' eines hier von hohem Werth,
Das nimmer wird zerschlagen, noch versehrt.
Ich bin der Neff' des Frankenköniges,
Hätt' ich dich jetzt besiegt oder verletzt,
In allen Tagen würd' ich drum geschmäht,
Daß einen Waffenlosen ich erlegt.
Hol' dir ein Schwerdt, ganz wie es dir gefällt,
Und eine Flasche Weins oder Clarets!
Mich dürstet sehr, das sei dir unverhehlt."
Olivier hört es und er dankt ihm deß:
„Herr Roland! dankbarlich erkenn' ich es,
Daß Ihr mich so in Sicherheit gestellt.
Wenn's Euch nach Eurer Gütigkeit gefällt,
So lagert Euch ein Kleines hier im Klee,
Bis daß mit jenem Fergen ich geredt,
Der mich geführt auf dieses Eiland her."
Roland erwiedert: „ganz, wie Euch gefällt."
Und Olivier, der Ritter hartgeherzt,
Kömmt an das Ufer, nicht verweilt er mehr, [79])
Er ruft nach seinem Fergen.

---

79) Vient à la rive ni ait plus demoré. Anderswo: ni ait plus terme quis; ni mist arestison; ni vot plus delaier: san point de delaier; sans plus de demoree etc. Vergl. Str. 6. V. 6. Str. 21. V. 1.

Ebenso geläufig ist dem L. d. Nib. eine ganz ähnliche Form:

20.

Der Graf Olivier wandte sich von dann,
Dem Fergen rief er zu in großer Hast,
So sprach der Graf: „nimm meiner Rede wahr!
Geh hin nach Viane, plötzlich, ohne Rast,
Sag meinem Oehm Gerhard, dem tapfern Mann:
Gebrochen sei mein Schwerdt am Griffe hart,
Ein andres soll er schicken alsobald,
Ich werde gut auskämpfen seine Sach',
Im Namen der allmächt'gen Gotteskraft
Und Sankt Moriz, auf den ich trauen darf.
Wein o'r Claret schick' er 'ne volle Flasch'!
Denn großen Durst hat Roland, Neffe Karls."
„Herr! — sagte Jener — ganz wie Ihr befehlt."
Er trat ins Schiff und wandte sich von dann,
Am andern Ufer langt' er rudernd an,
Und stracks nach Viane kam er hingerannt,

V. 5131. 2.
Ezel der vil rike enbeite do niht mer
Er stuont von sime rosse — —
V. 2917.
Si biten da niht langer si riten zuo der stat.
V. 9212.
Ern beite do niht mere er lief her fur den Sal.
Vergl. V. 6967, 4623.

Denn Herr Olivier ließ ihm keine Raſt
Und deſſen große Noth, die ihm bekannt.
Urplötzlich ſtieg er auf zu dem Pallaſt,
Wo er den Gerhard ſieht und eilig ſagt:
„Beim Gott der Gnade! — ſpricht er — Herr Gerhard!
Euch meldet Olivier, der tapfre Mann,
Daß Ihr in dieſer Noth ihm Hülfe ſchafft.
Am ſilbern' Hefte brach das Schwerdt ihm ab,
Schickt ihm ein andres, eilig, alſobald,
Auch Wein oder Claret, 'ne volle Flaſch'!
Denn großen Durſt hat Roland, Neffe Karls."
Und Gerhard ſprach: „es ſei, nach Gottes Rath!
Ein Held iſt Karles Neffe."

21.

Der Herzog Gerhard zögerte nicht mehr,
Den wackern Fergen hat er angeredt:
„Freund! — ſpricht er — Gott behüte dich vor Weh!
Bring Hülfe ſchnell dem wackern Olivier!
So helf' mir Gott, als ich dir's wohl vergelt'!
Auf! nimm die Schlüſſel, in den Keller geh'!
Nimm nach Gefallen Wein, ein Siebentel,
Vom Kellner heiſch' das goldene Gefäß!
Zwei Schwerdter laß' ich dir einhändigen,
Das eine mein, das andre von Rainier,
Dem Herrn von Genua, Vater Oliviers."

„Herr! — sagte Jener — das geschiehet gern.“
Und Joachim war dazumal nicht fern,
Der gute Jude, hohen Lobes werth,
Der Oliviern mit Waffen jüngst versehn.
Er hörte wohl des Volkes großen Lärm
Und jene Mähre, die der Ferg' erzählt,
Da wandt' er sich nach Hause.

22.

Als nun der Jude das Geschrei vernommen
Sowie die Kunde jenes wackern Boten,
Daß Olivier sein stählen Schwerdt gebrochen:
Hat er ein vielberühmtes hergeholet,
Das über hundert Jahr er aufgehoben.
Dem Closamont gehört es, dem ruhmvollen,
Der Kaiser war in Rom, der vielbelobten;
Im Holz unterm Gebüsch hatt' er's verloren
In jener großen Schlacht, der schreckenvollen,
Wo ihn Maucon von Valfondee ermordet.
Zur Erde fiel er mit gespaltnem Kopfe
Und aus der Scheid' ist ihm das Schwerdt geschossen,
Das Gras war dicht, darinne blieb's verborgen.
Nach langer Zeit sind Mähder drauf gestoßen,
Und eine Sense hat es durchgeschroten.
Als sie's gesehn, han sie es aufgenommen
Und dargebracht dem römischen Apostel.
Er sah, wie schön es war, das Heft vergoldet,

Und in der Schrift, die er dran wahrgenommen,
Fand er verzeichnet die wahrhaften Worte:
Daß ihm der Name Altecler erkoren
Und daß es war in Rom geschmiedet worden.
Munificans, der hatt' es wohl beklopfet,
Der war ein Meister von viel großem Lobe.
Mit Fleiße fegen ließ es der Apostel,
Hat in Sankt Peters Schatz es aufgehoben.
Pipin von Frankreich hat es dort genommen,
Am Tage da er erstmals trug die Krone.
Dem Herzog Beuvon gab es der zum Solde,
Vom Herzog hat es Joachim bekommen,
Der ein beladen Maulthier drum geboten.
Und seit der Jude nun es aufgehoben,
Hat nie ein Mensch vom Schwerdte was vernommen
Bis zu der Stunde, da er's vorgeholet
Für den Olivier, welcher hoch zu loben,
Den Sohn Rainiers von Genua.

23.

Der gute Jude, hohen Lobes werth,
Er brachte her das blanke stählne Schwerdt,
Herrn Gerhard, dem Kriegshelden, bot er es,
Dann einem freien Knappen gab es der
Und ließ ihm reichen noch ein andres Schwerdt,
Auch eine Flasche Weins sammt Goldgefäß,
Und alsbald setzte Jener sich zu Pferd,

Ohn' Aufhör bis zum Schiffe spornet er,
Wo ihn der wackre Fährmann übersetzt.
Entgegen gehet ihm Graf Olivier,
Dem giebt er beide Schwerdter, wohlgefählt.
Der Graf erprobte, welches besser wär',
Wohl Alteclere war's, so Preises werth.
Dem Knappen übergiebt er's andere,
Vom Weine schenkt er voll das Goldgefäß,
Vor Roland er sich auf die Kniee senkt,
Und Jener nimmt's, denn sehr bedarf er deß,
Lang trank er, daß den Durst er stillete,
Soviel er wollt', der edle Kriegesheld.
Der Knappe siehet Rolands Haupt gesenkt,
Durch Untreu will er helfen seinem Herrn
Und aus der Scheide zieht er's blanke Schwerdt,
Damit den Roland er zu schlagen denkt,
Hin auf den Nacken, eilig, unvermerkt.
Als dieß gewahrt der freie Olivier,
Als leuchten er und flammen sieht das Schwerdt,
Da fällt er plötzlich über'n Knappen her,
Erhebt die Faust und giebt ihm solchen Treff,
Daß er ihn gleich zur Erde niederstreckt,
Und nachderhand beginnt er ihn zu schmähn:
„Du Hurensohn! wie hielt ich dich so werth!
Statt du auf Pfingsten Ritter worden wärst,
Hast du nun meine Liebe gar verscherzt.
Gleich morgen frühe heb' dich aus dem Feld!
Läßt du dich nach dem Mahle noch erspähn;
Gehangen wirst du, oder hingeschleppt,

An eines Saumthiers Schweif, in alle Welt,
Den Strick am Hals, wie man mit Dieben pflegt.
Schlimm wolltest du erschlagen diesen Herrn
Durch solche groß' Untreue."

24.

Als nun Herr Roland nicht mehr trinken wollt',
Rief er dem Olivier durch kühnen Trotz:
„Laßt nun die Rede von dem Hurensohn! [80])
Wär' ich erschlagen, Frankreich stünd' in Noth
Und ringsum alles Land wär' freudelos,
Und alle Herrn in Kaiser Karls Gefolg,
Sie hätten heute Freud' und Lust verlor'n.
Doch lassen wir nun den Verräther dort,
Mag er zum Teufel gehn, von dem er kommt!
Nehmt Eure Waffen, geht zum Streit hervor!
Wir haben ausgesetzt zu lange schon.
Herr Gerhard soll erzittern heute noch,

---

80) Leissiez ester le plait doublicheor. S. oben Str. 9. V. 4.

Vassauz dist il laisiez vostre plaidier.

L. d. Nib. V. 4563.

Do sprach aber hagne nu lat die rede stan.

V. 4707.

Si sprach in ir zuchten nu lat die rede stan.

Vergl. V. 6894. 9166.

Der uns nach Schelmenrecht in Viane trotzt."
Sprach Olivier: „da hör' ich Thorenwort.
Es stehet Alles bei dem wahren Gott,
Der ihn behüten kann in dieser Noth,
Auf den verlaß' ich heute mich getrost
Und auf mein Schwerdt und meine Waffen sonst,
Daß er mir Muth und Kraft verleihen woll',
Für meinen Oehm zu streiten."

25.

Wohl hört Graf Olivier, mit kühnem Blicke,
Was Roland ihm für trotz'ge Worte bietet,
Dürft' es geschehen, um der Ehre willen,
Nicht stritt' er mehr um alles Gold Paviens.
Er nimmt die Tartsche, faßt sie an dem Griffe,
Hält Alteclere, glänzend und geschliffen.
Roland hält Durandart, die blanke Klinge,
Hat den Olivier tapfer angegriffen,
Gibt starken Schlag ihm auf den Helm Paviens,
Was er erreicht, das haut er ihm zu Splittern,
Bis auf den Helmring ist das Schwerdt geglitten,
Wenn Gott nicht wär', der heil'ge Sohn Ma-
riens,
Es hätte bis zum Ohre durchgeschnitten.
So wandte sich die Klinge nach der Linken,
Da fuhr sie auf den blanken Schild hernieder,
Den hat sie durch und durch entzwei geschnitten
Und selbst den Bauch der Brünne noch ergriffen,

Bis auf den Boden iſt das Schwerdt geglitten.
Olivier ſieht es, all ſein Blut erzittert:
„Gott! — ſpricht der Graf — und heilige Marie!
Wollet mir heute Leib und Leben friſten!
Das iſt kein Scherz, ich merk' es an den Hieben.
Kein' Elsbeer gelt' ich, geb' ich ihm's nicht wieder."
Schwingt Alteclere, die betraute Klinge,
Schlägt Roland auf den blanken Helm Paviens,
Zur linken Seite hat er ihn durchſchnitten,
Bis auf das Hauptnetz iſt das Schwerdt geſchliffen,
Doch Gottes Gnade hat ihn noch geſchirmet,
Nur an dem Ohre ſtreift die gute Klinge,
Mit ſo gewalt'gem Schwunge fuhr ſie nieder,
Daß ſie den Bauch durchhieb vom feſten Schilde,
Bis auf den Boden iſt das Schwerdt geſchliffen.
„Traun! — ſprach Roland — du ſparſt mich nicht mit Hieben!"
Drauf han ſie ſich von Neuem angegriffen,
Einer den Andern, mit gewalt'gem Grimme.
Ein Jeder hat die ſtarke Tarſch' ergriffen,
Sie fechten friſch mit guten Stahles Klingen,
Von ſo gewalt'gem Streit vernahm man nimmer,
Von ſolchem Adel ſind die beiden Ritter,
Daß Keiner, mocht' er's Leben drum verlieren,
Dem Andern wär' um einen Schritt gewichen,
So ſtolz ſind ſie gemuthet.

26.

Wohl ſind die beiden Ritter kühn und ſtolz
Und mehr denn Leu und Leopard erboſt,
Kein Waffenſtück hält ihrem Hieb und Stoß,
So kämpfen ſie, ein Wunder iſt es wohl.
Schön' Aude war in großer Angſt darob,
In Viane auf dem höchſten Thurme dort,
Sie betete mit treuem Herzen ſo: [21])
„Bei deinem heil'gen Namen, reicher Gott!
Der du am Kreuze littſt den bittern Tod,
Am dritten Tag vom Grabe dich erhobſt,
Die Hölle brachſt, zum Himmel ſtiegſt empor:
Wie dies wahrhaftig iſt und unſer Troſt,
So hilf dem Ritter Olivier aus Noth,
Daß ihm nicht Herzog Roland giebt den Tod!
O ſende Frieden unter ſie, mein Gott!
Denn bleibt von jenen Beiden einer todt,
So bleib' ich nicht am Leben."

27.

Viel härmt ſich Aude, klar von Angeſicht,
Sammt Herzog Rainier, Gerhard, dem Marki,
Und all den Andern, die im Schloſſe ſind,

---

21) Das folgende Gebet und Glaubensbekenntniß iſt abgekürzt worden.

Um Olivier, das edle Fürstenkind,
Der mit dem Roland sich in Kampf einließ,
Gewalt'ge Furcht die Kühnsten selbst ergriff.
Graf Roland war so keck und ritterlich
Und Olivier zum Kampfe so geschickt;
Er warf 'nen Schlag dem Roland in's Gesicht,
Den Ring des blanken Helmes er durchschnitt,
Vom Nasenband ein großes Stück er hieb.
Der Streich hernieder auf das Halsberg dringt,
Zerhauet mehr denn sechsundvierzig Ring',
Bis auf den Boden fährt die blanke Kling'.
„Heil'ge Marie! — spricht Gerhard, der Marki —
Um großer Sünde willen muß er itzt
Zu schwerem Schaden kommen."

28.

Herzog Roland ergrimmte nur noch mehr,
Als er zerschnitten sah das Band am Helm
Und sein Halsberg durchbrochen und zersprengt,
Wohl hundert Ringe liegen in dem Klee.
Mit Durandart der Held sich trefflich wehrt,
Er dringet Schritt vor Schritt auf Olivier,
Giebt großen Schlag ihm auf den stähl'nen Helm,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederschlägt.
Groß war der Schlag, den ihm der Held versetzt,
Hernieder fuhr das wohlgestählte Schwerdt,
Schlägt hundert Ring' vom guten Halsberg weg,
Vom linken Arme strömt das Blut so sehr

Und auf die Kniee sinkt der Sohn Rainiers.
Deß schämt er sich, ich sage das mit Recht,
Und wieder springt er auf als wilder Kämp',
Als guter Ritter setzt er sich zur Wehr.
Er ruft zu Gott, dem mächt'gen Herrn der Welt,
Daß er von Tod und Schaden ihn errett',
Damit er wiederseh' sein gut Geschlecht,
Den Herzog Gerhard, hohen Lobes werth,
Die Schwester und den Vater, Herrn Rainier.
„Herr Roland! — also sprach Graf Olivier —
Ist das Schoiose, Karls, des Stolzen, Schwerdt,
Damit du mir so reichlich Streiche zählst?"
„Nein, lieber Herr! — versetzt Roland, der Held —
'S ist Durandart, mein Schwerdt mit goldnem Heft,
Damit ich Euch noch so zu strafen denk',
Daß sich Herr Gerhard schwer darüber kränkt,
Denn der hat Euch gesandt zu dem Gefecht."
„Da bist du falsch daran — sprach Olivier —
Heut' ist der Tag, da du mir büßest schwer,
Wenn Gott mir wahrt die Waffen."

29.

Als Olivier sein gutes Halsberg sieht,
Das Roland ihm zerspaltet' und zerriß
Mit Durandart, der wohlgeschliffnen Kling'
Im Herzen ist er mächtig drob ergrimmt,
Faßt Alteclere, beßres gab es nie,

Auf Rolands Helm das ſtarke Schwerdt er ſchwingt,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederwirft.
Der Streich fährt nieder, auf's Halsberg er trifft,
Haut ihm ein Stück hinweg und zögert nicht,
Vor Roland fällt es auf die Wieſe hin.
„Gott! — ſpricht Roland — wie dieſer da mich trifft!
Gar trefflich ſchneidet die geſchliff'ne Kling'
Und dieſer Jüngling kämpfet tugendlich,
Er liebt mich wenig, wohl vermerk' ich dieß."
Olivier hört es und antwortet ihm:
„Herr Roland! wohl begreif' ich Euren Sinn;
So helf' mir Gott, der ſonder Anfang iſt!
Groß Unrecht hattet Ihr vom Anbeginn.
Ungern geſchah's, daß ich zum Kampfe ſchritt,
Doch wenn's gefiele dem glorreichen Chriſt,
Daß ich ein wenig Euren Stolz zerknickt',
Deß wär' ich hoch erfreuet."

30.

Dort auf der Inſel ſteht das tapfre Paar
Daß man ſo kühne Streiter niemals ſah,
Gewaltig ſchlagen ſie ſich mit dem Stahl.
Und ſieh! Herr Gerhard auf der Mauer ſtand,
Der freie Herzog dieſe Worte ſprach:
„Olivier! helf' dir Gott an dieſem Tag,
Der Herr der Welt, nach ſeinem weiſen Rath!

Bezwingst du heute den Herzog Roland,
Daß du ihn sieglos oder flüchtig machst:
Nie wird der König mehr uns zugethan
Und nimmer wird er zum Vergleich gebracht."
Auch andrerseits der mächt'ge König Karl
In seinem Hauptgezelte betend lag.
Wo er herzinnig den Erlöser bat,
Daß er den Neffen Roland ihm bewahr',
Daß er nicht sieglos werde noch verzagt,
Zu große Schande wär' es.

31.

Dort auf der Wiese stunden beide Kämpen,
Ein Jeder in der Faust den guten Degen,
Sie haben sich die Rüstung so zerfetzet,
Ein Wunder ist es, daß sie noch am Leben. [82])
In Viane drin erhob man lautes Wehe, [83])

---

82) Ke cest mervoille kil nont la vie outree. Vergleiche Strophe 16. V. 17. Str. 26. V. 4.

L. d. Nib. V. 9237.

Man sagt ez noch für wunder daz do dietrich ie genas.

Vergl. V. 8083. 8101.

83) Dedans viane en font moult grant crie.

L. d. Nib. V. 8742 3.

Do hort man allenthalben iammer also groz
Daz pallas und turne von dem wuofe erdoz.

Und jenseits waren sie in großen Aengsten
Im Heere Kaiser Karles, des Graubärt'gen.
Da haben hundert Rittersleut' in Schnelle,
Geheim und still, die Waffen angeleget,
Und unter Viane lauern sie im Felde
Auf Olivier, den Herrn von großer Stärke,
Dem sie das Haupt wohl abgeschnitten hätten.
Dem Kaiser aber ward die Mähr' erzählet,
Bei seinem Barte schwur er, wild erreget:
Und wär' es der Geprieſenſte des Heeres,
Wenn er den Olivier zu Schaden brächte,
An einen Baum sollt' er gehenket werden.
Als Jen' es hören, schnell sie wiederkehren,
In Frieden schau'n sie zu dem Kampf der Helden
Und legen ab die Waffen.

32.

Zu Fuße kämpfen dort die beiden Herrn,
Schwer treffen sie sich auf die lichten Helm',
Daß Feuer aus den Stahles Klingen fährt.
Die Schilde haben sie sich so zerfetzt,
Die Halsberg' so durchbrochen und zersprengt,
Es war vom Ganzen nicht die Hälfte mehr.
Da sann Herzog Roland, der Kriegesheld,
Wie er versuchen könnt' den Olivier,
Den man solch einen frommen Ritter nennt.
„Herr Olivier! — so sprach Roland, der Held —
Krank bin ich, länger hab' ich deß nicht Hehl,

Drum legt' ich gerne mich ein Weniges,
Um auszuruhn, denn sehr bedarf ich deß."
„Das thut mir wahrlich leid! — sprach Olivier —
Viel lieber zwäng' ich Euch mit blankem Schwerdt,
Als daß Euch andres Uebel niederschlägt.
Nun geht und legt Euch, wenn es Euch gefällt!
Wind will ich machen, daß Euch kühler werd',
Bis zu der Stunde, da die Kraft Euch kehrt."
Roland vernimmt es und ihn wundert sehr,
Mit lauter Stimme ruft der wilde Kämp':
„Herr Olivier! was habt Ihr da gewähnt?
Allein um Euch zu prüfen, ist's geschehn.
Vier Tage föcht' ich fort, unausgesetzt,
So daß ich Speise nicht, noch Trank begehrt."
„Und traun! auch ich! — versetzt Graf Olivier —
Nun schreiten wir von Neuem zum Gefecht!"
Und Roland sprach: „das ist Euch gern gewährt,
Fürwahr! bis morgen Abend kämpf' ich gern."
Von Neuem da der wilde Streit sich hebt,
Doch hat der Schweiß sie beide so bedrängt,
Der ihnen an den Schenkeln niederfällt,
Daß Keiner weiß, wie er sich länger helf'.
Roland ersieht es und ihn wundert sehr:
„Herr Olivier — so sprach Roland, der Held —
So mächt'gen Ritter sah ich nie vordem,
Der so mich ausgedauert im Gefecht."
„Herr Roland! spricht zu ihm Graf Olivier —
Solang mir Gottes Hülfe nicht entsteht,

So weiß ich, daß kein Mensch auf Erden lebt,
Der mich zu Schaden brächte."

33.

Von Neuem haben sie den Kamf begonnen,
Hart ist der Sturm und grimmig wird gefochten,
Von wildern Streitern hat man nie vernommen,
Und nimmer wär' die Schlacht zu End' gekommen,
Bevor der Eine seinen Leib verloren:
Wenn Gott nicht hätte jenen Bund geschlossen,
Den sie in ihrem Leben nicht gebrochen,
Bis zu dem Tag, da er getrennet worden
In Ronceval, in jenem wilden Forste, [84])
Durch Ganelon, ihn treff' die Rache Gottes!
Der sie verkaufet hat dem Heidenvolke,
Dem König Marsil, welchem Gott es lohne!
Niemals betraf noch Frankreich, das ruhmvolle,
So leidig großer Schaden.

---

84) Vergl. Str. 36. V. 13. 42.
L. d. Nib. V. 6988. 7.
Volker und hagene gescheiden sich nie
Nuwan in eime sturme an ir endes zit
Daz musen beweinen vil schone junchfrowen sit.
Vergl. V. 2539, 4268, 4871.

34.

So lange trieben sie das wilde Stürmen,
Bis schier der Tag gegangen war zur Rüste.
Doch haben sie zu rasten kein Gelüste,
Weil bittrer Grimm sie stachelt und entzündet.
Ein Jeder hält das bloße Schwerdt gezücket,
Das er dem Andern theu'r verkaufen würde.
Da sank 'ne Wolke zwischen die zween Kühnen,
Die ihnen alsobald den Blick umdüstert,
Ganz ruhig stehn sie, daß sich Keiner rühret,
Und solches Grauen kam dem Keckſten über:
Nicht sagen konnten sie: Gott send' uns Hülfe!
Und sieh! ein Engel steigt aus Wolkenhülle,
Der sie im Namen Gottes freundlich grüßet:
„Ihr freien Ritter! Ehr' ist Euch erblühet,
Doch allzu lange treibt Ihr dieses Stürmen.
Nun hütet Euch vor solchem Streite fürder!
Denn Gott der Herr verbeut's und ich verkünd' es.
Doch an dem Heidenvolk, in Spanien drüben,
Werd' Eure Kraft ersehen und geprüfet!
Dort mag wohl Eure Tapferkeit sich üben,
Um Gottes Liebe werbend!"

35.

Erschrocken standen beide Herren dort,
Als sie vernommen den Befehl von Gott.
Der Engel sprach: „entsetzet Euch nicht so!
Denn Gott entbeut es Euch vom Himmel hoch,

Daß Ihr nun lasset diesen wilden Zorn,
In Spanien an dem ungetreuen Volk,
Da werde, wer ein Kühner sei, erprobt,
Im weiten Lande König Marsilions!
Der Saracenen Reich erobert dort,
Also erhöhet Eures Gottes Lob!
Einst erndtet Ihr dafür viel reichen Sold
Und Euren Seelen wird es wohl gelohnt,
Zu sich hinauf, zu seines Himmels Thron,
Wird Gott sie einst erhöhen."

36.

Als nun den Engel angehört die Herrn,
Der ihnen als von Gott den Kampf verwehrt,
Dem königlichen Herrn der Majestät:
„Wahrhaft'ger Gott! sei höchlich uns verehrt,
Daß du der Botschaft uns gewürdiget
Durch deinen Engel, der mit uns geredt!"
Der Engel ungesäumt sich dannen hebt,
Und nicht verweilen mehr die beiden Herrn,
Des heil'gen Geistes Licht hat sie erhellt,
Sie han sich unter einen Baum gesetzt,
Da haben sie beschworen und bestärkt
Genossenschaft bis an ihr Lebensend.
Roland begann, der Ritter hartgeherzt:
„Herr Olivier! nun sei Euch unverhehlt

Und meine Treue sei dafür verpfändt: [85])
Ich lieb' Euch wie sonst Keinen, der da lebt,
Als den gekrönten König, meinen Herrn.

---

85) Je voz plevis la moie loialté.

L. d. Nib. V. 2283.

Des sece ich iu ce burgen min truse hie ze hant.

Am Schlusse dieser Parallelstellen ist noch im Allgemeinen zu bemerken, daß viele von den aus dem Roman von Viane hier ausgehobenen Redeformen und andere demselben ähnliche auch in dem altfranzösischen Gedichte von den Aimonskindern gangbar sind, und gewiß ebenso in den übrigen Heldengedichten.

In den fils Aimon ist noch besonders der Gebrauch des Wortes: corps, merkwürdig, welches nicht blos da erscheint, wo eine nähere Beziehung auf den Körper oder körperliche Thätigkeit statt findet, sondern auch da, wo nur eine entfernte oder gar keine Beziehung dieser Art vorhanden ist und nur eine Persönlichkeit überhaupt bezeichnet werden soll; auf ähnliche Weise wie in dem Lied d. Nibelungen das Wort: Liv, auf jedem Blatte gefunden wird. Ich hebe aus beiden Gedichten einige Stellen aus und zwar vorzüglich solche, in welchen die allgemeinere Bedeutung zu Grunde liegt:

Fils Aim.

Dimenche au bel matin que mon corps courz tenra. —

Oncques en mon lignage traitour ne regna
Fors mon corps seulement — —.

Nun Gott will, daß wir uns betheidigen,
Werd' ich nie Stadt besitzen, noch Castell,
Nicht Burg noch Flecken, Thurm noch festes Werk,
Das du nicht hälftig mit mir theiletest,
Und Auden führ' ich, wenn es dir genehm.
Vermag ich's, eh der vierte Tag vergeht,

Bailliés moi une corde mon corps se pendera
Fasse tu me rendre es le mien l'occira
Jay deseroi le pendre si que mon corps vouldra
Faire de moy justice de ce que meffait a. —

Si devenrez hermite et mon corps avec ty.

(Auch das Wort char [chair] wird auf diese Weise gebraucht.)

L. d. Nib. V. 2930.

Des was in grozen trouden maniges riters lip.

V. 3163.

Wie mich hat gehönet siner swester lip.

V. 4570.

Do sprach aber hagne daz gerätet nimmer min lip.

V. 5145.

Do enpfiench si sus mit gruoze maniges riters lip.

V. 5812.

Swen du sehest weinen dem troste sinen lip.

V. 7884.

Des wart vil unmutes der frowen chriemhilden lip.

V. 9182.

— — — wie zimt daz helede lip.

Daz si suln schelten sam diu alten wip. u. s. f.

Wird von dem König Friede dir gewährt.
Und wenn er nicht verwilligt mein Begehr,
Wenn er nicht gütlich Alles zugeneht:
Werd' ich zu Euch in Eure Veste gehn;
Dann fehlt's ihm nicht an Krieg, solang er lebt."
Olivier hört es und er dankt ihm deß,
Zu Gott er seine beiden Händ' erhebt:
„Glorreicher Herr! sei höchlich mir verehrt,
Daß du mit diesem mich betheidiget!
Herr Roland! nun es sei Euch unverhehlt,
Ich lieb' Euch wie sonst Keinen, der da lebt.
Die Schwester geb' ich Euch von Herzen gern,
Mit dem Beding, wie ich zuvor gemeldt,
Daß uns von Karlen Friede wird gewährt.
Nun stricket ab den steingeschmückten Helm,
Daß wir an's Küssen und Umhalsen gehn!"
Und Herzog Roland spricht; „von Herzen gern!"
Also entblößen sie die Häupter schnell,
Mit rechter Liebe küssen sich die Herrn.
Dann setzen sie sich in den grünen Klee,
Geloben Treue sich von ganzer Seel'
Und Brüderschaft bis an ihr Lebensend',
So schlossen sie den Frieden.

Roland kehrt ins Lager zurück und räth dem Kaiser zum Frieden, als aber dieser sich weigert,

so schwört er, das Schwerdt nicht mehr umzugürten. Karl zieht auf die Jagd und verliert sich, bei Verfolgung eines Ebers, von seinem Gefolge. Herzog Gerhard und die andern Herren von Viane, welche Kundschaft von dem Jagen erhalten, sind durch einen unterirdischen Gang in den Wald gekommen und überfallen den verirrten Kaiser. Aimeri räth, ihn zu tödten. Gerhardt aber und die Andern fallen vor Karln auf die Knie und bitten ihn um Frieden. Der Kaiser bewilligt denselben und begiebt sich mit ihnen durch den unterirdischen Gang in die Stadt, wo er die Nacht über aufs Herrlichste beherbergt wird. Auden, die ihm ausnehmend gefällt, erbittet er sich für seinen Neffen Roland. Am Morgen setzen sich Karl und Gerhard mit 2000 Vianern zu Pferde, Alle festlich gekleidet, ohne Waffen. Mit Freudengeschrei reiten sie dem Lager zu. Die Franken, noch in der größten Bestürzung über den Verlust ihres Kaisers, meinen, die Vianer wollen diese Gelegenheit zu einem Ueberfalle benutzen. Sie reiten ihnen gerüstet entgegen. Karl lacht darüber, reitet allein voraus, zeigt sich den Franken und verkündet ihnen den Frieden. Am Feste des h. Moritz wird Aude mit Roland verlobt. An demselben Tage kom-

men Boten an, welche den Einfall der Saracenen in Gascogne melden. Karl setzt einen Tag fest, woran man sich zum Heereszuge sammeln solle. Dem Gerhard und dessen Brüdern überträgt er die Hut des Reiches während seiner Abwesenheit. Roland giebt Auden seinen Ring, sie ihm dagegen eine weiße Fahne. Das Hochzeitfest aber vereitelt der Tag von Ronceval.

Epigramme des Platon.

(Aus dem Griechiſchen.)

Zueignung an F. Schleiermacher.

Du, der zaubernd beherrſchet den Urquell griechiſcher Weisheit,
Daß die geheiligte Fluth deutſche Gefilde durchſtrömt,
Gütig empfange die Blumen, die treu nachfolgen dem Strome,
Gern ihr ſchönes Geſchlecht weiterverpflanzend mit ihm!

1.

Auf zu den Sternen du blickeſt, mein Stern: ach, wär' ich der Himmel
Alle die Augen alsdann ſehen hernieder auf dich!

2.

Küſſend den Agathon, hielt' ich die Seele noch kaum auf den Lippen,
Denn, die ärmſte, ſie kam gänzlich hinüberzugehn.

3.

Nun ich einmál von dem Nichts, dem Alexis, ge-
sagt, daß er schön sei
Anzuschauen, und gleich wendet sich alles
ihm zu;
Herz, was zeigest dem Hunde den Knochen du?
bald ja der Kummer
Nachkommt; klagest du nicht also des Phädros
Verlust?

4.

Ich bin ein Apfel; mich werf' ein dich Liebender,
aber, Xantippe,
Nicke mir hold; ich, du, beide verwelken wir so!

5.

Ich mit dem Apfel dich werfe; du aber, wenn frei
du mich liebest,
Nimm ihn, und schenke dafür blühender Liebe
Genuß;
Bist du jedoch mir gesinnt, wie du nie sein mögest,
so nimm ihn
Dennoch, und schaue wie kurz währet die Ju-
gendgestalt!

6.

Archeanassa besitz' ich, die Buhlin aus Kolophon,
welcher

Auch in der falligen Stirn zündende Liebe noch wohnt;
Dieser zuerst abstreifend die Erstlingsblüthe der Jugend,
Durch welch flammende Gluth kamet ihr Liebende da!

7.

Ich hochmüthig vorher durch Hellas strahlende Lais,
Hegend im Vorhof sonst liebender Jünglinge Schwarm:
Weihe den Spiegel anitzt der Paphia, weil ich mich so nun
Sehen nicht will, wie vorher aber ich war, nun nicht kann.

8.

Auf einen ehernen Frosch.

Diesen Freund der Nymphen, den regenliebenden, feuchten
Sänger, den Frosch, von des Quells leichtem Gerieſel ergötzt,
Bildet' ein Wandrer aus Erz, und weiht' als Zeichen des Danks ihn,
Daß er im heißen Gefild brennenden Durst ihm gelöscht;

Denn dem Schmachtenden zeigt' er den Quell, zu glücklicher Stunde
Mit beidlebigem Mund singend im thauigen Thal;
Aber der führenden Stimme darauf nachgehend mit Sorgfalt,
Fand der Wandrer des Quells süßen, begehrten Trank.

9.

Auf die Bildsäule der Aphrodite vom Praxiteles.

Durch aufwogendes Meer kam einst Kythereia nach Knidos,
Wollte das herrliche Bild schauen der eignen Gestalt.
Als sie nun ganz es betrachtet in ringsum offener Gegend,
Fragte sie: wo denn sah nackend Praxiteles mich?
Nicht Unerlaubtes erblickte Praxiteles, sondern das Eisen
Bildete so dich, wie stets Paphien Ares begehrt.

10.

Auf dieselbe.

Weder Praxiteles hat dich gebildet, weder das Eisen,

Sondern du ſelber, du ſtehſt da, wie vor Paris Gericht.

11.

Suchend ein Heiligthum, das niemals wieder zerfiele,
Fanden die Chariten dies in Ariſtophanes Geiſt.

12.

Neun iſt die Zahl der Muſen nach Einigen; aber mit Unrecht!
Siehe! die zehnte, ſie kommt, Sappho, von Lesbos daher.

13.

Auf das Bild des Pan.

Setze dich nieder allhier, am geſchwätzigen, hochumlaubten
Wipfel, der leiſ' im Gedräng flüchtiger Zephyren wogt,
Und dir wird die Syringe bei meinen rauſchenden Bächen
Linde der Augen Paar ſänftigend wiegen in Schlaf.

14.

Auf ein anderes Bild des Pan.

Schweiget, Dryaden im Wald des Gebirgs, ihr Brunnen vom Felsen
Schweiget, und vielgemischt Blöken der Heerden, auch du!
Weil Pan selber nun singt auf wohlertönender Syrinx,
Feucht die Lippe gefügt auf das verbundene Rohr.
Und es beginnen umher, mit munterem Fuß aufschwebend,
Hamadryaden Tanz, Tanz Hydriaden umher.

15.

Auf einen Satyr an der Quelle, und den schlafenden Eros.

Bromios künstliche Hand hat diesen Satyr gebildet,
Hauchend in dumpfen Stein Leben durch göttliche Kunst.
Jetzo den Nymphen bin ich verwandt, denn statt des vorher'gen
Röthlichen Weines geuß labendes Wasser ich aus.
Lenke den Fuß vorsichtig, daß nicht du in Eile den Knaben

Aufstörst, welcher vom Schlaf milde besänftiget ruht.

16.

Auf die silberne Bildsäule eines Satyrs.

Nicht ihn gestaltet, in Schlaf nur gesenkt ihn hat Diodoros;
Stoß' ihn nicht an, er erwacht: siehe! das Silber, es schläft.

17.

Auf einen Siegelring.

Fünf sind Rinder gebildet in diesem kleinen Jaspis,
Gleich als ob sie beseelt weideten alle daher.
Ja, vielleicht auch entsprängen die Jüngeren; aber die kleine
Heerd' ist strenge gebannt jetzt in dem goldnen Gehege.

18.

Einst ein Mann fand Gold, und ließ nun den Strick; der das Gold ließ
Aber, und nicht mehr fand, hing sich am Strick, den er fand.

19.

Alles entführet die Zeit; ihr daurendes Walten verwechſelt
Namen zugleich und Geſtalt, auch die Natur und das Glück.

20.

Ich Nußbaum, zu der Wanderer Luſt am Wege gepflanzet,
Für Steinwürfe zum Ziel hab' ich den Knaben gedient;
Ganz nun den Wipfel zerknickt, und die blühenden Aeſte zerſchmettert,
Steh ich, vom häufigen Wurf kräftiger Arme verletzt.
Alſo ergeht's Fruchtbäumen; o mir unſeligen! wahrlich
Mir zum Verderben allein hab' ich die Früchte gebracht!

21.

Unter den Lebenden ſtrahlteſt vorher als Stern du des Aufgangs,
Hesperos glänzeſt du jetzt ſterbend im Schattengebiet.

22.

Thränen der Hekabe wohl und den ilioneiſchen Weibern

Gaben bei ihrer Geburt ſpinnend die Mör[e]
zum Loos.
Dir auch, Dion, entriß den Siegspreis herrliche[r]
Thaten
Göttergeſchick; es entſchwand glänzender Hoff[nung]
nung Gewinn.
Ruhſt nun im weiten Gefilde der Heimath, theuer
den Bürgern,
O du, welcher mein Herz liebend in Flammen
geſetzt!

23.

Einſt des ägäiſchen Meers hochbrauſende Wogen
verlaſſend
Ruhen wir mitten im Land jetzt um Ekbatana
her.
Gruß dir, Heimath einſt, ruhmvolles Eretria, Gruß
dir,
Nachbarliches Athen, Gruß dir, geliebteſtes
Meer!

24.

Wir ſind euböiſchen Stamms von Eretria; nahe
bei Suſa
Ruhen wir; ach! ſo weit unſeren Landen ent-
rückt!

25.

Hier im Grab ein Schiffer, in jenem lieget ein Landmann;
Also gemeinsam ist Als dem Meer und dem Land.

26.

Einen Schiffer erblickst du, den selbst mitleidige Meerfluth
Auch des letzten Gewands noch zu entblößen gescheut.
Aber ein Mensch auch dieses mit frevelnder Hand mir hinwegnahm,
Lud für solchen Gewinn solches Vergehen sich auf.
Mög' er es denn anziehn, und so zu dem Hades hinunter,
Wandern, und Minos ihn dann sehen in meinem Gewand!

27.

Heil, Seefahrer, begleit' auf dem Meer euch, Heil auf dem Lande;
Wisset, ein Seemann ruht hier, wo ihr schiffet vorbei!

28.

Dieſer Mann war freundlich den Fremdlingen, theuer den Bürgern,
Pindaros, welcher den wohltönenden Muſen gedient.

29.

Als zum Hain wir gelangt, dem dichtumſchatteten, fanden
Purpurnen Aepfeln gleich wir darin den Sohn der Kythere.
Weder führt' er den Köcher voll Gift, noch die krummen Geſchoſſe,
Sondern ſie hingen umher auf ſchönbelaubeten Bäumen.
Aber er ſelbſt, vom Schlummer in Roſenkelchen gefeſſelt,
Lag ſanftlächelnd im Schlaf, und es ſtiegen ihm gelbliche Bienen
Auf die wachsgeformten, die labenden Lippen hernieder.

30.

Kypris ſprach zu den Muſen: Ihr Jungfraun, ehrt Aphroditen,

Oder ich ſende zu euch Eros in Waffengeſchmeid.'
Ihr die Muſen darauf antworteten: ſolches dem Ares
Drohe du; uns nicht fliegt dieſes geflügelte Kind.

Epistel an Thrasys.

Daß du, o Freund, obwohl du dereinst mit sicherem Meißel
Ragender Säulen Gebälk, zum Halte der Tempel- und Zierrath,
Auszuhauen gedenkst und zu thürmen der Herrscher Paläste,
Dennoch die Mus' anflehst, die mit gleitendem Finger das Wort aus
Saiten erweckt, ruhmwürdig erscheint mir solches Beginnen.
War ja Saturnius doch ein Vater den neun Pieriden,
Allen verlieh er die einzige Kunst und getheilt in die Gabe
Folgen sie alle gesammt, zum Chore gereiht, dem Apollon.
Wer kaltsinnig Homers Leibgürtel der holden Cythere,
Oder Elysische Au'n, Virgilius Werk, nach Gebühr nicht

Preis't und im Herzen bewahrt, dem wird leblos das Gemälde,
Ob er Arkadia's Flur darstell', ob Phöbos den Hirten,
Immer und ewig verbleiben, so viel er auch strebt und sich anstrengt.
Gleichfalls rühmt sich umsonst des Gesangs, wer Laokoon ringend
Sah mit dem kreisenden Paar Giftnattern, die Kinder daneben,
Angstvoll, nah dem verderblichen Tod, Scheusalen ein Opfer,
Und nach der Schule Gesetz aufsucht, was gelehrt er bewund're,
Solchen erscheint abhold der Pierische Chor und sie alle
Achten ihn nicht, der allein von den Schwestern die eine verachtet.
Ehrst du jedoch vornehmlich den Führer des Reih'n, so begleitet
Nicht ungern dich jegliche Mus' und der holde Gesang tönt
Nicht dem Lyäus allein und dem Zwillingspaar und Achilleus,
Singt lobpreisend nunmehr auch das Wunderge bäu zu Eleusis,
Auch des Olympischen Gottes Gebild und die Kunst des Apelles.

Denn der Gesang nur kann auch preisen verschwisterte Künste;
Was sie gebaut in Athen und in Rhodos aus Erze gegossen,
Kündet er flugs fernwohnendem Volk; dem Böoter und Thraker,
Gleichwie wandernd ein Mann auf der Rückkehr oder daheim auch,
Viel Seltsames erzählt, was er fern anschaute, daß Allen,
Wer ihn vernimmt, das Gemüth alsbald zum Reisen bewegt wird.
Also verehrt, wetteifernd zugleich, der Gesang auch der andern
Musen erhabene Werk' und erfreut sich jedes Gewinnes,
Welchen die reiche Natur zahllos der verschwisterten Kunst beut.
Traun! kein bildender Meißel und kein Sicyonischer Pinsel
Hätte das rührende Bild der vor Lieb' ausathmenden Dido
Herrlicher je vor die Seele geführt als der blühende Maro;
Und wie Phidias dort Ehrfurcht und Erstaunen dem Griechen,
Der vor des Zeus Allmacht, mit dem Blitze gerüstet, zurückbebt,

Mächtig gebeut, so erregt das Gemüth uns Vater Homeros,
Singt er lebendiges Wort, wie der König der Götter und Menschen
Nachtende Wimper bewegt, daß zittert der ganze Olympos —
Was auf Erden erblüht und geschieht beim Menschengeschlechte,
Was Jahrhunderte sah'n, ja selbst was im Erebos unten,
Was hoch auf dem Olymp bei den seeligen Göttern sich zuträgt,
Alles bewahrt der Gesang, doch viel in Gestein und in Farben
Künden verschwisterte Musen zugleich der besungenen Wunder.
Nur was tief in der Brust unendlich sich regt, das allein spricht
Aus der Gesang vielfach in beseeleter Worte Verknüpfung.
Da wird frei die Natur und verschönt, namlos ist des Bildes
Hohe Bedeutung, der Geist spricht nur dem verwandteren Geist zu,
Und was die Götter nur seh'n, allkundig, das weiseste Wort nicht
Wieder den Sterblichen sagt, das bewahret des Bildes Geheimniß.

Andere dichten zugleich, nicht allein wer ſingend den Gott hört —
Hätte Praxiteles je, Lieb' athmend, die Knidiſche Venus
Göttlich geſchaffen, wofern er der Bruſt urtiefes Gefühl nicht
Mächtig geweckt, daß erhöht die Natur ihm Göttergebild ward?
Alſo erhebſt du dereinſt manch herrlich Gebäu, das umher weit
Alle die Meiſter der Kunſt, die es ſeh'n, lobpreiſend bewundern,
Wenn du dichtend gebaut. Denn erweckſt du zierliche Bilder,
Welche Natur darbot und die ſinnig belebende Vorzeit,
Wird kein Meiſter es tadeln, doch ſcheint ihm erhaben und herrlich
Nimmer das Werk, wenn das innre Gemüth nicht tief dir erregt ward,
Kühn und behend, wie die Brücke ſich ſchwingt ob der gähnenden Felskluft,
Dir der Gedank' entſtand, ſinnvoll das Gebäu ſich erhoben —
Alſo dichte nunmehr, Freund Thraſys, und bringe ſofort mir
Manches gefeilte Gedicht, daß Ohr und Gemüth ſich erfreuen;

Doch Buchhändlern und Säulen vertrau' niemals was du dichtest.
Hat es das Forum gesehn, alsbald schrei'n tausend der Stimmen,
Dich zu verschlingen, dir nach aus der Kritiker gierigem Volke,
Bald Irrfelsen vergleichbar, an die nicht schüchterne Tauben
Selber sich straflos na'hn, die dem Zeus Ambrosia bringen,
Bald auch der Scylla gleich, die mit sechs Häuptern auf einmal
Dir sechs Kinder entrafft, sorgfältig gehegt und erzogen.
Willst du jedoch zum Parnassos hindurch den geengeten Meerpfad
Dann, wie Odysseus, nicht an den Alles zermalmenden Felsen,
Wähl' an der Scylla den Weg, wenn das Gold dir nicht etwa zu lieb ist,
Nicht mit Blute bezahlst du immer den Zoll für die Durchfahrt,
Oft für Kinder entrafft sie gerundete Bilder der Cäsarn.

Schöne Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Zweiter Theil. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen 1812.

Indem wir das Fortschreiten des schönen Werkes mit unserer Anzeige würdig zu begleiten wünschen, stören uns sogleich in Gedanken zwei Leser, die unserer frohen Stimmung entgegen und uns zu beschwerlich sind, als daß wir nicht suchen sollten, durch einige Worte für immer mit ihnen abzumachen.

Der eine Leser, schon bei Jahren, mit leidlichem Verstande begabt, mit einigen Kenntnissen und zufälliger Belesenheit ausgerüstet, durch die große Welt nothdürftig erzogen, aber durch günstige Umstände bewußtlos in der Nähe dessen gehalten, was in der Meinung für groß und bedeutend gilt, frühzeitig ohne Sehnsucht an dem

Merkwürdigsten und Schönsten vorbeigeführt, und übersättigt davon ohne Genuß: dieser, in allen Einsichten verspätet und hinter dem Zeitalter zurück, findet sich nicht eher in irgend eine Bewunderung, als bis sie zur ganz gemeinen geworden ist; er möchte jedes Urtheil von der Zeit abwarten, und weil dies auch deßhalb mißlich wird, weil jenes sich oft in Jahrhunderten, ja gar nicht entscheidet, und die Gegenwart doch irgend eine Meinung erheischt, so nimmt er das Gewisse fürs Ungewisse, und tadelt im voraus, weil der Tadelnde doch immer über dem Getadelten, der Lobende jedoch meist unter dem Gelobten zu stehen scheint. Er tadelt auch das vorliegende Buch, weil er einen heftigen, eindringlichen Reiz für seine stumpfe Neugier, einen glänzenden Schein für seinen unsichern Verstand, und eine weichliche, rührende Absicht für sein mattes Gemüth darin vermißt.

Der andere Leser ist noch jung, hat einiges Gefühl, gesetzlose Einbildung und ausgebreitete Gelehrsamkeit, die jener dient, weiß genug von der Schule, und wenig von der Welt, verachtet aber deren herrlichste Erscheinungen in flachem Selbstvergnügen, oder entstellt sie durch überflügelnde Schwärmerei, ist so eigensinnig wie jener erstere lenksam, und dünkt sich in allem dem Zeitalter weit voraus, während er nur neben

an auf der Seite in ein Sackgäßchen gedrungen ist. Dieser möchte gern nur immer neue Bewunderung anregen, und gleich wieder, sobald sie sich festsetzen will, umstoßen, und durch andere überbieten; denn er fürchtet sich den Schein zu bekommen, als bleibe er stehn, während das Zeitalter fortrückt, und so behagt ihm nur das Außerordentliche, Abgesonderte, das noch niemand anerkannt hat. Was jenem nicht gemein genug war, ist es diesem schon zu sehr, und so tadelt auch er das vorliegende Buch, weil es gelassen einhergeht, wo er springen muß, weil es die gebahnte Straße den abentheuerlichen Wildgängen vorzieht.

Diese beiden Leser, welche sich gegenseitig verwerfen, aber oft mit einander einig zu sein scheinen, haben es gar nicht mit Göthen, sondern nur mit einander selbst zu thun, und indem wir sie bitten, ihren Streit mit aller Heftigkeit zu führen, möge diese Schilderung diejenigen unserer Leser, welche zu der Partei des Einen oder des Andern gehören, bei ihren Anführern hier am Eingange unseres Weges zurückhalten, und in Zauberbande legen, bis wir bei unserer Rückkehr sie wieder in die Welt, wo für Alle Raum ist, entlassen. Die Andern aber mögen uns gütig nachfolgen.

Es geschieht wohl, daß man etwas bloß deß-

wegen nicht in seinem ganzen Umfange ermißt, weil es uns als zu nahe Gegenwart bedrängt. Die Folgen einer That oder eines Werkes gehören nothwendig in die Würdigung seines wahren Daseins, und diese unendlichen Reihen von Lebensgestaltungen, welche die Folge der Zeit daran knüpft, gehören dem Gedanken schon in seinem ersten Keime an, bevor er noch in die Geschichte völlig eintrat. Wir können daher beim Anblick einer jetzigen Begebenheit aus ihrer innern und geistigen Größe ihre wahre Größe, wozu auch die geschichtliche und körperliche gehört, nur ahnden, und alles Bewußtsein darüber, alles überschwängliche Voraussetzen, vermag nicht ein wahres Bild der Bedeutung zu geben, welche der Zusammenhang der Welt daran ausbilden und darüber verbreiten wird, daß man alsdann an dem Gewordenen erkennen mag, welche Kraft und Fülle dem ersten Entstehn inwohnte. In einer Anzahl von Jahren also, wenn ein zweites, drittes Geschlecht schon in den hohen Schattenwölbungen dieser jungen Pflanzung wandelt, und Laub und Früchte vielmals davon eingesammelt hat, dann kann ermessen werden, welcher Segnungen die Hand des Mannes, der hier pflanzte, würdig ist. Als Ahndungen also nur, und geahndete Bruchstücke eines künftigen Urtheils, möge alles gelten, was wir uns über ein Buch, das

zu den außerordentlichsten Erscheinungen deutschen Lebens gehört, zu sagen erlauben. Denn weltwirkend muß es in jedem Fall genannt werden, weil es durchaus mit jenem großen Geschichtsgeiste geschrieben ist, den die Geschichte immer wieder als bildende Thätigkeit bei ihren folgenden Schöpfungen zu Hülfe nimmt, ein Geist, den wir in den Büchern eines Tacitus und eines Machiavelli auf einzelne Menschen und ganze Staaten gewaltig einwirken sahn, und hier, in dem beschränkteren Stoffe, wahrlich nicht minder groß erblicken, als dort. Wie in den kleinen Kreisen von Rom und Florenz eine lebendigere Menschheit uns anregt und ergreift, als in den weiten Gränzen von China, und die Erörterung einer einzelnen Bürgerschaft von Griechenland uns, ungeachtet Schlözers Einwendungen, wichtiger geblieben ist, als die Kunde des großen russischen Reichs bis jetzt war, so kommt es auch hier zuvörderst auf den innern Werth des Dargestellten an, und das Leben eines Privatmannes, eines Weltweisen oder Dichters, kann in dieser Rücksicht wichtigere Ausbeute, auch für die Staatengeschichte, darbieten, als das mancher Herrscher, welche die Welt durchstürmt haben, ohne sie zu bilden.

Was wir von dem ersten Theile gerühmt haben, daß nicht bloß Einzelnes, sondern eins

ganze Welt und Zeit, mit allen ihren leisen und plötzlichen Verwandlungen, wie durch ein neues Leben unsern Augen hell und deutlich wird, das geschieht in diesem zweiten mit mächtigerer Ausbreitung, und eignet sich immer größere, glänzendere Kreise an. Mit der Entwickelung des Menschen, die ganz ihm gehört als unantastbares Geheimniß, vereinigt sich die Entwickelung des Dichters, die den Freunden der Dichtkunst schon Ansprüche zuließ auf entdeckendes Forschen, und diese geht endlich in die Entwickelung der ganzen mitlebenden Zeit über, die der vollständigsten Oeffentlichkeit als Gemeingut angehört. So sehn wir denn die Ereignisse der Völker und Staaten, die allgemeinen Lagen und Sitten der Menschen in ausgedehnterem Zusammenhang an die näher verbundenen Schicksale der Denkarten und Bücher, die Erscheinungen der Kunst und der Sprache, die Eigenthümlichkeiten der Gelehrten und Künstler, und endlich diese an die engverknüpften Begebenheiten und Handlungen, an den Schmerz und die Freude, an die Weisheit und Thorheit eines menschlichen, wahrhaften, tiefen und großen Gemüths gereiht, zu Einem edlen und reichen Ganzen schön verbunden. Wer eine dieser dreifachen Beziehungen unbeachtet ließe, der könnte auch die andern nur unvollkommen und verschoben auffassen. Hiezu kommt, daß Göthe's Bil-

dung in eine Zeit fällt, wo sie mit der gesammten Bildung der Deutschen gleichmäßig fortschritt, und die jugendliche Kraft seines Geistes mit der Jugend der Sprache und Litteratur aufwuchs, und mit ihr groß und reif wurde, so daß er nun, wie damals dem kleinen Gebiet deutscher Anlagen mit seinem kräftigen Aufstreben, so jetzo dem mächtigen und übergroßen Reiche deutscher Bildung mit herrschender Erhabenheit gewachsen ist. Wegen dieser nothwendigen und innerlichen Verbindung des dem Anscheine nach so verschiedenartigen Stoffes, sind daher die einzelnen Gegenstände einander an Bedeutung nicht so ungleich, als eine bloß äußere Schätzung sie bestimmen würde, und es wird vollkommen erklärlich, wie so Göthe bisweilen eine unbedeutende Bemerkung, eine vorübergehende Aeußerlichkeit eben so wichtig behandeln kann, als einen Gegenstand, der unser Herz oder unsre Einsicht dringender in Anspruch zu nehmen scheint. Dieser Gleichmuth, diese Art naturgeschichtlicher Gerechtigkeit, verdient eben so sehr unsere Bewunderung, als unsern Dank, denn eben diese weise Mischung von Großem und Kleinen, woran das Leben sich am eigensten abspiegelt, ist es, was uns den Eindruck des vollen, wahren, unergründlichen Lebens giebt.

Der Zeitraum, welchen dieser zweite Theil schildert, umfaßt den Aufenthalt auf der Universität, mit allen den erwartungsvollen, muntern, zarten und kräftigen Zuständen, welche diese glückliche Zeit mit sich bringt. Die damalige Kindheit der deutschen neuern Litteratur, das unsichere Schwanken ihrer Richtung, und die frühe Zufriedenheit mit ihren spärlichen Gaben, sind hier mit all der Liebe und Aufmerksamkeit behandelt, welche der erste, in seinen Folgen so bedeutende Umschwung der Geistesregungen eines großen Volkes verdient, und jetzt um so mehr verdient, als ein Dünkel späterer Zeit jene mit ungerechter Verachtung verspottet hat, und doch vergebens die allgemeine Begeisterung sucht, die verbreitete, anhaltende Wirkung wünscht, welche diese einfachen, gutgemeinten Anfänge hervorbrachten. Das große Stück einer Litteraturgeschichte, welches wir auf diese Weise erhalten, ist so lebendig und wahr, das Verhältniß der schönen Kunst zum gesellschaftlichen Leben, zu den Fortschritten der Nachbarn, und den eigenen, schroff abgesonderten strengen Wissenschaften so richtig und geistreich aufgefunden und durchgeführt, an solch glücklichen Fäden, jedesmal den unmittelbarsten und sichersten, fortgesponnen, daß wir zweifeln müssen, ob alle Kunst und Weisheit des Geschichtschreibers im Stande wäre, jene Gegen-

stände zu dieser vollen Anschaulichkeit zu bringen, die ihnen der Dichter vermittelst seiner Persönlichkeit hier verliehen hat. Wie erhellt sich die Beurtheilung Gellerts und Rabeners an dem ruhigen und stillen Hintergrunde, den der Eindruck Sachsens, und Leipzigs insbesondere, in dem Gemüth des Jünglings hervorbringt! Wie deutlich erscheinen Gleim, Ramler und Lessing durch den Zusammenhang, in welchen sie mit dem siebenjährigen Kriege, mit Preußen, und seinem großen Könige gestellt sind! Hier sei denn auch dankbar erkannt, was Göthe zum Lobe Preußens ehrenvoll sagt, und zur Vertheidigung Friedrichs II. gegen die Anklage, daß er die deutsche Sprache vernachläßigt habe, so vollständig und erschöpfend ausspricht, in wenigen Worten, die mit dem, was andre große Männer, wie Mirabeau und Friedrich August Wolf, Treffliches darüber gesagt, würdig zusammenstehn. Wie geistreich und glücklich ist das bekannte Gleichniß von Kleists Bilderjagd hier erneut und belebt! Wie groß erscheinen Lessing und Winkelmann in erhabener Ferne, bloß durch ihre mächtige Wirkung in den erregten Gemüthern! Wie treffend und fein ist der Unterschied ausgedrückt, welchen der verschiedene Stand der Dichter in der weltlichen Währung der Dichtkunst macht! Endlich

erscheint Klopstock, der zuerst die Dichtkunst zu äußerer, selbstständiger Würde erhob, und als Dichter in einen Rang trat, der früher sich nur zufällig mit der Kunst vereinigte. Das edle, reine Bild, welches hier von Klopstock aufgestellt wird, mag uns desto mehr erfreuen, je weniger wir von unserem Verfasser, seiner Eigenthümlichkeit nach, Vorliebe für einen Dichter zu erwarten hatten, der in so vielen Dingen das Gegentheil von ihm ist. Durch Stoff sowohl, als Behandlung dem Tadel ein unabsehbares Feld eröffnet; allein die milde Ruhe, die Abgezogenheit und Tiefe eines so weisen Geistes herrscht versöhnend über das Ungleiche, und fühlt sich einig nnd vertraut mit allem Würdigen und Großen. Schonend daher, aber gleichwohl hinreichend, ist der gefällige Tauschhandel des Lobes und Weihrauchs gezeigt, in welchen Klopstock und Gleim nach und nach geriethen, und der, nach dieser Erwähnung, wohl für immer unmöglich geworden ist, wenigstens für diejenigen, die ächten Lobes werth sind.

In einer nähern, als bloß litterarischen Beziehung, vielmehr in aller Macht persönlichen Einflusses, erscheint Herder, anfangs in Leipzig nur vorübergehend, dann aber in Straßburg mit anhaltendem Nachdruck. Wir andern, die wir

diesen geistreichen Mann nur aus seinen Schriften, und aus dem, was der Ruf von ihm erzählte, gekannt haben, mußten wohl billig erstaunen über das Bild, das mit so ganz andern Zügen ausgestattet ist, als wir erwarten konnten. Die strenge Heftigkeit und das herrschende Anregen, die hier als Eigenschaften desselben vorkommen, und mit einer unwiderstehlichen, keines weitern Zeugnisses bedürfenden Wahrheit gezeichnet sind, erklären uns manches spätere Mißlingen in Herders gelehrter Laufbahn, das uns bisher eben so unerklärlich, als unangenehm, und daher doppelt störend für das sonst so herrliche Bild des Mannes war.

Der Raum verbietet, in alle Verhältnisse, welche dies Buch näher oder entfernter darzeigt, genauer einzugehn. Doch müssen wir vor andern, welche, wie Oeser in Dresden, Salzmann und Jung in Straßburg, sich eines anderweitigen selbstständigen Andenkens erfreuen, noch zweier Personen erwähnen, von welchen schwerlich irgend etwas außer dem hier Gesagten übrig ist, nämlich des Erziehers Behrisch in Leipzig, und des Ludwigsritters in Straßburg. Shakespeare selbst hat niemals eine reichere und tiefere Kunst der Charakteristik, kein gelungeneres Erfassen der Erscheinung, noch vollkommneres

Durchschauen des bewegten Menschengemüths gezeigt, als hier der Meisterschaft unseres Dichters mit diesen eben so sonderbaren, als ergötzlichen Figuren gelungen ist. Auf gleicher Höhe steht in dieser Rücksicht nur noch die göttliche Schilderung der Schwester, und, wegen der zur Einsicht gewordenen Empfindung, die vortreffliche Beschreibung des Zustandes seiner Gesundheit, und die Geschichte der Einflüsse, durch welche sie zerrüttet worden.

Betrachten wir nun näher, was den Dichter selbst angeht, so können wir nicht umhin zu bemerken, daß seiner Entwickelung, die wir in den frühern Jahren durch die günstigste Umgebung so glücklich gefördert sahen, keineswegs die Welt so willig mehr entgegenkommt, sondern schon jetzt die Zeit beginnt, da er für die Welt Neues erringen soll, und daher unbegleitet vorwärts gehn muß. Für uns freilich ist es ein Glück, daß dieser göttliche Geist so früh an die Gränze gelangte, wo er nur weiter konnte, insofern er seine ganze Zeit, sein Volk und seine Sprache mit sich nahm und weiterbrachte, und gewiß wäre unsre ganze Bildung langsamer das geworden, was sie ist, wenn nicht die ungeduldigen Antriebe solcher im Widerstande erstarkten Kräfte sie gewaltsam gefördert hätten: ihm selbst aber mußte

daraus manches Leiden entſtehn. War er doch nicht zunächſt berufen, die Sprache als ſolche zu bilden, und ſtand in ängſtlicher, ungewiſſer Erwartung da, als ſie, ſein köſtliches Werkzeug, noch nicht fertig war, da er ihrer ſchon lebhaft bedurfte; andere, vorzüglich Klopſtock, mußten es ihm erſt bereiten, und drangen noch eben zu rechter Zeit mit ihrem Wirken durch, um ihn nicht ein gar zu ſchlechtes Werkzeug finden zu laſſen, das er ſelber jedoch ſpäterhin am meiſten vervollkommnen half. Und wer weiß, was gleichwohl alles verloren gegangen iſt dadurch, daß er nicht früh und bald eine muſterhafte Form vorhanden gefunden für dichteriſche Regungen mancher Art, da auch ſogar das eigne Erfinden in dieſer Rückſicht durch die vielfache Bekanntſchaft mit fremden, aufdringlichen Muſtern gehemmt und geſtört war. Es iſt rührend und herrlich anzuſehn, durch welche Verwirrung und Unſicherheit, die in der Zeit lagen, durch welches rathloſe Schwanken, das die Umſtände immer erneuerten, ſein Geiſt ſich durchwinden, welche Vorurtheile und Ungebilde in allen Dingen er bekämpfen mußte, und zu welcher Reinheit und Größe er ſich erhoben hat. Dies war nicht allein in den Gebieten des Wiſſens und der Künſte, denen er ſich hingab, ſondern auch vorzüglich in Abſicht

des Glaubens an die überirdischen Dinge der Fall. Was hierüber vorgetragen wird, ist auf eine großartige Weise lehrreich und beruhigend. Die schöne Darstellung des Christenthums, sowohl des katholischen, als des protestantischen, ist ein erhabenes Gegenstück zu den biblischen Geschichten des ersten Theils, und ruft wie diese in dem, was wir göttlich verehren sollen, und so unmenschlich mißhandelt sehn, zunächst das Menschliche wieder hervor. Wie hoch steht diese milde Weisheit und diese strenge Geschichtsansicht über dem thörichten Wahn und Eifer, mit welchem abergläubische Schwäche jetzt so häufig in erzwungener Frömmigkeit erscheint!

Führt ein würdiger Ernst uns die verschlungenen Pfade des zu den höchsten Zielen aufstrebenden Geistes, so wird dagegen die heiterste Anmuth uns Führerin auf den schönen Wegen eines jungen, erglühten Herzens, um welches sich die Liebe mannichfach bemüht. Die frühe Zuneigung zu Gretchen sehn wir völlig mit der abgeschlossenen Kindheit verlöschen, auch eine spätere Neigung in Leipzig, deren eigensinnige Eifersucht am Ende unwiederbringlich zerstört, was sie erhalten gewollt, geht nur vorüber, doch nicht ohne schmerzliche Nachwirkung. Desto ernsthafter, wenigstens von der einen Seite, und schon ver-

wickelter ist der Umgang mit den beiden Töchtern eines Tanzmeisters in Straßburg, die als liebenswürdige Französinnen angenehm und eigenthümlich sich zeigen. Wir sehn die Launen des Liebegeschickes schon sich regen, welches Liebe und Verschmähung, Gleichgültigkeit und Gefallen ungleich mischt, und, indem Entsagung und Eifersucht gemeinschaftlich wirken, auch einen Fluch herbeiführt, der uns für die Folge besorgliche Ahndungen erweckt, und um so ängstlicher macht, als schon die Ereignisse, an denen er sich erfüllen kann, vor unseren Augen sich vorbereiten. Denn es ist mehr, als wahrscheinlich, daß die glückliche Familie, die in uns das freundliche Bild des guten Landpriesters von Wakefield angenehm erneuert, dem Vorbilde auch darin gleichen wird, daß ein großes und unerwartetes Unglück, in welchem der eingeführte und wie dort anfangs verkleidete Fremde eine große Rolle spielen wird, ihren Frieden stören soll. Man kann übrigens mit Wahrheit behaupten, daß niemals ein reizenderes Gemälde schönen Landlebens, mit solch waldgrüner, behaglicher und doch abgesonderter Natur, mit solch frischen, unbefangenen Menschen, und in solch heitern Ereignissen, ausgeführt worden ist, ja man kann es als ein Bruchstück eines Romans ansehn, der, wenn er ge-

ſchrieben wäre, und als Ganzes dieſem Einzelnen entſpräche, das Größte ſeyn müßte, was jemals aus Dichterhänden hervorgegangen. Man betrachte nur, wie ſcharf und deutlich das jedem Augenblicke zugetheilte Leben hier gefaßt und hervorgehoben iſt in ſeiner Eigenheit, wie rein die äußere Welt, wie hell die innere daſteht, wie glücklich Sitten, Orte, Bewegungen und Ruhendes, Gemüth und Körper in wechſelſeitige Verbindung geſetzt worden, und wie kunſtreich der ganze Zauber lebendiger Darſtellung ſich unvermerkt in kaum zu verfolgender Abwechſelung bald an innere, bald an äußere Fäden des zarten Gewebes heftet. In dieſer Kunſt erkennt unſer Dichter keinen, weder der Alten, noch der Neuern, über ſich.

Jeder, der für ſeine Zeitgenoſſen von ſeiner Zeit ſchreibt, kommt nothwendig in den Fall, vieles verſchweigen zu müſſen, was an ſich recht gut geſagt werden könnte, und der Nachwelt ſogar gern gehören möchte, wenn es nur die Mitwelt überſpringen könnte. Aber wie im Leben ſelbſt jeder Menſch durch ſein perſönliches Auftreten ſich ganz dargiebt, vieles nur eben nicht ſagt, ohne grade es zu verhehlen, und vieles unbefangen ſehn läßt, was ausdrücklich zu zeigen ſich nicht geziemen würde, auf eben dieſe Weiſe verſchweigt auch Göthe vieles, ohne grade darum

es zu verheimlichen. Wer nur Sinn und Liebe hat, wird deshalb doch nichts vermiſſen, ſondern im Gegentheil den Dichter eben ſo groß finden in dem, was er verſchweigt, als in dem, was er ſagt. Wir finden ſogar hin und wieder den glücklichen Maaßſtab für die Geltung ſeiner Angaben, und ſehn z. B. aus Stillings Leben, worin dieſelbe Zeit, die Göthe für ſich ſo beſcheiden, und gelaſſen ſchildert, mit begeiſterten und ihn erhebenden Zügen erſcheint, welch klare Mäßigung und welch hohe Stille auch in der Schilderung der andern Zeiten uns die volle Gluth ſeiner jugendkräftigen Erſcheinung abſichtlich mildern mag.

Es iſt noch übrig ein Wort von denjenigen unmittelbaren Beziehungen zu ſagen, welche dieſer Theil auf noch vorhandene Werke Göthe's enthält. Auch hier beſtätigt ſich aufs neue der alte Satz, daß in jedes Dichtergebild, in jede Darſtellung der Welt das eigene Leben des Dichters hineindringen und gleichſam darin weiterwuchern muß; dies zeigen die noch in Leipzig geſchriebenen Luſtſpiele, die Laune des Verliebten, und die Mitſchuldigen, ſo wie die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, wozu die Aufſätze eines frommen Fräuleins von Klettenberg, die mit ihren Gleichgeſinnten in Frankfurt vortrefflich geſchildert wird, Veranlaſſung und Vorbild waren.

Von den großen Riesengebilden des Götz von Berlichingen und des Faust, die schon in Straßburg in des Dichters Brust sich mächtig bewegten, ist wenigstens angedeutet, welche Stimmungen und Ansichten fortfuhren, sie zur Reife zu bringen. Der biedere Lerse im Götz findet sich als lebender Mensch nachgewiesen; ein Lied, das zwar nicht genannt aber ziemlich sicher zu errathen ist, sehn wir aus Ort und Sehnsucht sich hervorwinden; manche Erörterungen auf schönen Reisen durch den Elsaß und das Zweibrückische, so wie der Eindruck des ganzen Aufenthalts in Straßburg selbst, werden viele Bilder und Töne erwecken, welche verwandt mit solchen, die in den Schriften zerstreut leben, sich zusammenfinden, und dem Leser der Götheschen Werke schon längst nicht fremd waren. Besonders merkwürdig sind auch die Worte über altdeutsche Baukunst und den Straßburger Münster, dessen Anblick schon früh die lebhafte Begeisterung entzündete, aus welcher das schöne Denkmal hervorging, das in Herders Blättern von deutscher Art und Kunst Göthe dem großen Baumeister Erwin von Steinbach gesetzt hat; die theilnehmende Freude an dem verdienstvollen Werk über den Dom zu Kölln, welches bald erscheinen wird, giebt auch noch die Veranlassung den auf dem Titel bedeutungsvoll stehenden Spruch in einem abgeson-

derten, einzelnen Bezug sinnreich dem Buche selber einzuverleiben. So weit das Einzelne! Die große, allgemeine Beziehung aber, in welche Göthe alle seine Werke mit diesem Buche setzt, indem er sie Bruchstücke einer großen Confession nennt, welche vollständig zu machen diese Schrift ein gewagter Versuch sei, diese mag hier am Schlusse denjenigen, welchen sie neu ist, als ein großer Gegenstand zu würdigem Nachdenken hinterlassen werden, zugleich aber denen, welche sie lange gewußt und gefühlt und im tiefen Herzen heimlich getragen, die glückliche Gelegenheit geben, dem Dichter dafür, daß er ihre Ueberzeugung auch selbst aussprechen und bestätigen wollen, ihren gerührten Dank mit tiefer Verehrung darzubringen.

Schöne Litteratur.

Clorinde, eine Tragödie in fünf Akten von Heinrich Loeft. Berlin 1811, in der Realschulbuchhandlung.

Verschiedentlich und auf sehr verschiedne Weise ist in unsrer Literatur die Rede davon gewesen, unser Drama, vorzüglich das ganz eigentlich zur Aufführung bestimmte, — denn wir haben immer darin einen lobenswürdigen, und dem Reichthum unsrer Bestrebungen angemessenen Unterschied behauptet — dem Drama der französischen Bühne anzunähern, in Milde, gesitteter Zartheit, und besonnener Anwendung der Reflexion. Daß die bald vielgepriesenen, bald vielverschrienen drei Einheiten in ihrer pedantisch strengen Beobachtung dabei nichts Wesentliches seien, darüber sind wohl alle Deutschen einig, die sich selbst verstehen; um so mehr, da selbst die französische Bühne ihre minder oder mehr entschlossnen Widersacher jener Beschränkungen aufzuweisen hat,

und selbst da, wo man sich ihnen scheinbar unterwarf, doch manch ein Sophisma helfen mußte, sich aus den Banden, die man nicht verletzen wollte, herauszumanövriren, indem bald die 24 Stunden, bald die Säle, in welchen die Handlung spielen sollte, durch mühselige Berechnung von Zeit und Raum zu einer Länge und Breite ausgedehnt wurde, welche am Ende auch den gemeinsten Sinnen unnatürlicher vorkommen mußte als das Vorüberziehen ganzer Jahre zwischen den Acten. Es kann also bei obigem Wunsche, wie gesagt, von der Stunden- und Zimmerbeschränkung im wörtelnden Sinne die Rede nicht sein; wohl aber von dem milden Verweilen der Muse bei einander räumlich nahen, sich unmittelbar folgenden Begebenheiten, welches selbst eine Friedlichkeit, eine, man möchte sagen, gesellige Anmuth um sich her verbreitet, davor die trotzigsten Aeußerungen der Kraft in aller Zierlichkeit hervortreten, ohne das Mindeste von ihrer Bedeutsamkeit zu verlieren. Wenigstens etwas Aehnliches wohl hat den französischen Tragikern bei ihren mehrsten Bestrebungen vorgeschwebt, und es wäre nicht das erstemal, daß es unsrer Nation gelänge, ein poetisches Problem mit Besonnenheit zu lösen, welches die überrheinischen Nachbaren in räthselhaften Glanzlichtern umblitzte.

Wo und wie oft dergleichen im vorliegenden Falle von uns schon geschehen sei, geht über die Gränzen dieser Beurtheilung hinaus, aber unbedenklich zählt Recensent die uns von Hrn. Loest geschenkte Dichtung zu den trefflichsten dieser Gattung. Man fühlt sich gedrungen, unsres Altvaters Claudius Rheinweinverse darauf anzuwenden:

— so edel und so stille,
Und doch voll Kraft und Muth.

Daß die ganze Erscheinung als ächtdeutsch und originell zu betrachten sein, liegt schon in allem frühergesagten. Auch haben wir Germanen es ja bereits auf mannigfache Weise beurkundet, daß wir die fremde Eigenthümlichkeit eben so wohl zu verstehen und festzuhalten, als in einen und denselben Guß mit unsrer — man dürfte im Verhältniß zu fast allen Europäern sagen: mütterlichen Nationalität zu verschmelzen wissen. Daher gereicht es dieser Clorinde zum Lobe, daß sie und ihre Umgebungen den Bildern, welche Tasso von derselben Heldin aufführte, genau verwandt sind. Dennoch ist Alles so behandelt, wie man etwa aus einem herrlichen Mythos sein eigenthümlichstes Leben und Sein in der Darstellung entwickelt. Schon aus diesem Grunde müßte der Sänger des befreiten Jerusalem, auf diese Dichtung herniederblickend, einen

einen neuen Lorbeer darin erkennen, welcher seine Schläfe ziert. Denn eben das organische, eigenthümlichste Fort- und Ausbilden der Sprossen ist des ersten Pflanzers erfreulichster Lohn. Wir erkennen hier sowohl in Erminiens zarter Wehmuth, als in Argant's heldenmüthigem Weltüberdruß, und in Clorindens gehaltner Siegslust und heroischer Resignation den Drang, welcher ein edles Herz und einen kühnen Sinn begeisterte, die heiligsten Geheimnisse seines Innern der Poesie anzuvertrauen.

Dem Recensenten bleibt nächstdem nichts zu sagen, als die Aeußerung seines lebhaften Wunsches, daß kein empfängliches Gemüth vor dieser Darstellung unbeachtend vorüber ziehen möge. Sie ist allen reinen Sinnesarten, ob in, ob außer irgend einer Schule genährt, zugänglich. Die Sprache ist in hoher Anmuth und Klarheit der Idee des Ganzen angemessen. Wenn irgend besondres, als einzeln lobenswerth an kräftiger Zier des Ausdrucks herausgehoben werden soll und darf, so hält Recensent die Schilderung Tancreds von der glühenden, asiatischen Hitze nach der Schlacht am Euphrat, und die fast Romanze werdende Geschichte der Sclavin:

Mandane saß am wilden Feigenbaume u. s. w.

am geeignetsten dazu.

Beim vollen Ueberblicke sehen wir ein Meer

vor uns, wo sich die reichsten Elemente in opernmäßiger, feierlicher Pracht und tragischer Haltung zu einer milden, beruhigenden Einheit verbinden.

Sehr zu loben ist die Verlagshandlung wegen der anmuthigen Form, worin sie diese Dichtung vor der Welt hat auftreten lassen.

Notiz.

In Nr. 239. der Allg. Lit. Zeit. befindet ſich eine ſinnvolle Recenſion meiner Zeitſchrift, die Jahreszeiten, wo der Wunſch geäußert wird, ich möge die Quelle angeben, aus welcher ich mein dort abgedrucktes Mährchen Undine genommen habe. Mit Vergnügen begegne ich der wohlwollenden Anfrage, berichtend, daß ich aus Theophraſtus Paracelſus Schriften ſchöpfte. Ich benutzte die Ausgabe von Conrad Waldkirch zu Baſel, vom Jahre 1590, in deren neuntem Theil S. 45. das Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris, et de caeteris spiritibus mir das ganze Verhältniß der Undinen zu den Menſchen, die Möglichkeit ihrer Ehen u. ſ. w. an die Hand gab. Der alte Theophraſtus ereifert ſich gar ernſtlich darüber, daß Leute, die an Waſſerfrauen verehlicht ſeien, ſolche oftmals für Teufelinnen hielten, und ſich nicht mehr nach deren Verſchwinden für gebunden erachteten, ſondern

vielmehr zur zweiten Ehe schritten. Das bringe aber den Tod, und zwar verdientermaaßen. Zum Beleg erzählt er, ein Ritter Stauffenberg sei am zweiten Hochzeittage durch die Rache der beleidigten Wasserfrau gestorben. Alles übrige im Mährchen ist meine Erfindung.

La Motte Fouqué.

Ankündigung.

Demjenigen Theil des Publikums, das an den Untersuchungen über die alte nordische Geschichte, Dichtkunst und Mythologie Antheil nimmt und den insonderheit die Ansichten und Erörterungen angesprochen haben, die ich unlängst bei der Bearbeitung der Edda mitgetheilt habe, zeige ich an, daß sobald dringende Arbeiten (die Vollendung der schwedischen Geschichte, deren letzter Band hoffentlich Ostern an's Licht tritt) es mir verstatten werden, eine kleine Schrift; Ueber den Begriff und Werth der histor. Kritik, nebst Nachträgen und Ergänzungen zu den bisherigen Untersuchungen über nordische Poesie und Dichtkunst erscheinen soll; in derselben sollen einige streitige Puncte noch näher erörtert, durch neue Zeugnisse bestätigt werden; zugleich werde ich dem Unfug ein ernstes Wort entgegen setzen, den Unwissenheit gepaart mit einer gewissen Schwärmerei und Dummdreistigkeit, mit Tradition, Sage, Zusammenhang derselben u. s. w. treibt: es führen hierüber die Herrn Brüder Grimm, die sich

in einigen Recensionsanstalten einen Schauplatz für ihre Klopffechterei eröfnet haben, das lauteste Wort: sie haben, der eine in den Heidelberger Jahrbüchern, der andre in der Leipziger Literaturzeitung, versucht, auch an mir mit ihren stumpfen Waffen zu Rittern zu werden: nicht um mich gegen Angriffe der Art zu vertheidigen, sondern um auf die wenige Wolle bei dem vielen Geschrei aufmerksam zu machen, werd' ich jene beiden merkwürdigen Rezensionen genau durchgehn, und unwiderleglich zeigen, daß es den Herren Brüdern an allem kritischen und philosophischem Talent, an aller gründlichen Einsicht gebricht: in einem kurzen Aufsatz in der A. L. Z. von Halle hab' ich schon ein Paar Beispiele angeführt: hier vorläufig noch eine Probe von der gröbsten Unwissenheit, die mir so eben aufstößt: sie haben eine Sammlung von Kinder- und Hausmährchen drukken lassen, die Beifall verdienen würden, wenn nicht die wenigen guten Sachen von dem elendesten, abgeschmacktesten Zeuge, das sie unbedenklich zusammengerafft haben, gleichsam ganz erstickt würde: auf der vorletzten Seite liest man wörtlich Folgendes:

„Der Schnee ist Mehl. Hier wird vielleicht eine Stelle Rumelands (alt Meistersgesangbuch CCCXXII) klar:

„Swan so der sne gevallen ist, so hor ich dat vil dicke

„Man sprichet: gib den Wynden Brot, er (es) hat gesunget,
„Swer syne guten Wynde laz in hungernot verderben den Sumer lanc
„Der mac des Winters in dem sne vil lutzel mite ir erwerben ir macht ist krank.

„soll hier der fallende Schnee das Mehl bedeu„ten, woraus man den hungrigen Winden Brod „backen solle? daß die Winde hungrig, vielfres„send sind, erhellt aus der nordischen Mythe, „Vafthrudnis mal 37, der Wind heißt Hräsvelgr, (cadaverum helluo)"

Schon diese Stelle ohne der Fortsetzung für jetzt zu gedenken, beweist meinen Ausspruch: wie ist es möglich, daß wer nur ein einziges altdeutsches Gedicht mit Aufmerksamkeit gelesen hat, eine so einfache wasserklare Stelle auf eine so grobe, lächerliche Art mißverstehen kann? Wer, der nicht wie die Herrn Brüder Grimm in Einer Idee ganz befangen ist, sieht nicht, daß hier von Windhunden die Rede ist, die nicht blos im Winter zur Jagdzeit, sondern auch im Sommer gefüttert werden müssen. Leichenschwelger vom Winde gebraucht ist allemahl Unsinn: und daß die Herrn Brüder diesen isländischen Ausdruck nicht zu deuten wußten, beweißt daß sie sie vom Isländischen grade soviel als vom Altdeutschen verstehen: er kann nur metonymisch erklärt werden: der Wind heißt: Rargur Husu,

Uhdar or Seglu, der Wolf der Häuser, Holzungen und Segel; nun läßt sich nach den Regeln der isländischen Dichtkunst alles was vom Wolf gesagt werden kann, auch auf den Wind übertragen, mithin erklärt sich's, warum er poetisch Leichenschlinger heißt. — Aehnliche, ja noch weit gröbere Verstöße sollen in der angekündigten Schrift in großer Menge nachgewiesen werden. Mir ist es in der That sehr unangenehm, meine Zeit mit solchen Erörterungen verderben zu müssen; indessen leiste ich der Wissenschaft vielleicht dadurch den, wenn auch nur kleinen Dienst, daß Leser, denen es an Zeit und Gelegenheit fehlt, sich selbst mit diesen Studien zu beschäftigen, durch die Rede und anmaßende Sprache, worin sich die Unwissenheit brüstet und wodurch sie ihre Blöße zu verstecken sucht, selbst für den Augenblick nicht verblendet werden; für den Augenblick sage ich; denn Verwirrungen der Art werden in kurzer Zeit vergessen. Der Rudbeckianismus, dessen Theorie in der angezeigten Schrift kürzlich entwickelt werden soll, hat kaum seinen Urheber überdauert und um wie vieles unglücklicher sind die Träumereien der Herren Grimm?

Berlin im Dezbr. 1812.

Fr. Rühs.

Uhdar or Seglu, der Wolf der Häuser, Holzungen und Segel; nun läßt sich nach den Regeln der isländischen Dichtkunst alles was vom Wolf gesagt werden kann, auch auf den Wind übertragen, mithin erklärt sich's, warum er poetisch Leichenschlinger heißt. — Aehnliche, ja noch weit gröbere Verstöße sollen in der angekündigten Schrift in großer Menge nachgewiesen werden. Mir ist es in der That sehr unangenehm, meine Zeit mit solchen Erörterungen verderben zu müssen; indessen leiste ich der Wissenschaft vielleicht dadurch den, wenn auch nur kleinen Dienst, daß Leser, denen es an Zeit und Gelegenheit fehlt, sich selbst mit diesen Studien zu beschäftigen, durch die Rede und anmaßende Sprache, worin sich die Unwissenheit brüstet und wodurch sie ihre Blöße zu verstecken sucht, selbst für den Augenblick nicht verblendet werden; für den Augenblick sage ich; denn Verwirrungen der Art werden in kurzer Zeit vergessen. Der Rudbeckianismus, dessen Theorie in der angezeigten Schrift kürzlich entwickelt werden soll, hat kaum seinen Urheber überdauert und um wie vieles unglücklicher sind die Träumereien der Herren Grimm?

Berlin im Dezbr. 1812.

Fr. Rühs.

Inhalt

des vierten Heftes.

Ueber die Bestimmung des Gelehrten. Zweite Vorlesung, von J. G. Fichte. Seite 1

Karl der Große. Eine Vorlesung. . . . 22

Aphorismen, als Vorgänger eines Versuchs die Gesetze des Universums anzuschauen, vom Dr. Freiherrn von Seckendorf. . . 51

Proben aus altfranzösischen Gedichten, von Dr. Ludw. Uhland. 101

Epigramme des Platon, aus dem Griechischen, von K. A. Varnhagen von Ense. . . 156

Epistel an Thrasys, von J. G. S. . . . 168

Schöne Litteratur. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Zweiter Theil. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen 1812. Rezensirt von K. A. Varnhagen von Ense. 174

Elorinde, eine Tragödie in fünf Akten von Heinrich Loest. Berlin 1811, in der Realschulbuchhandlung. Rezensirt von F. H. K. 192

Notiz. Von La Motte Fouqué. . . . 198

Ankündigung. Von Fr. Rühs. . . . 200

Die Musen.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Jahrgang 1813.

Erstes Stück.

Januar. Februar.

Berlin, bei J. E. Hitzig.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle zwei Monate ein Heft in einem gefärbten Umschlage. Drei Hefte machen einen Band, und zwei Bände einen Jahrgang aus.

Der Jahrgang kostet in Berlin 4 Rthlr. Preuß. Courant, in entfernteren Gegenden nach Verhältniß der Entfernung etwas mehr.

Man abonnirt für einen Band oder halben Jahrgang auf einmal. Einzelne Hefte können nur für 20 Gr. erlassen werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Beiträge werden nur dann sicher an die Herausgeber gelangen, wenn sie unter Addresse des Verlegers eingehen.

Berlin, den 1sten Januar 1813.

Julius Eduard Hitzig.

Die Muſen.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Jahrgang 1813.

Erſter Band.

Januar bis Juli.

Berlin, bei J. E. Hitzig.

G H BIBL. I. WEIMAR

An die Leser.

Als wir die Herausgabe dieser Zeitschrift zuerst unternahmen, hatten wir dabei den Zweck, sie zu einer Sammlung zu machen, in welcher solche Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst, die, der Beachtung und Erhaltung würdig, durch Vereinzelung leicht hätten übersehen werden und verloren gehen können, niedergelegt und demjenigen Publikum überliefert werden sollten, für welches sie ihrer Natur nach bestimmt waren. Dieser Zweck umfaßt ein großes Gebiet, da er nichts ausschließt, woran sich auf der gegenwärtigen Stufe der Bildung eine allgemeinere Theilnahme erwarten läßt, und unsere Hoffnung auf die Erreichung desselben gründeten wir eines Theils auf die Theilnahme würdiger Mitarbeiter, andern Theils auf das Bedürfniß Bildung suchender und befördernder Leser. Durch die Aufnahme, welche die Musen seit ihrem ersten Erscheinen gefunden haben, ist unsere

gen einſaugt; da doch der Menſch in dieſer Hinſicht dem ungebornen Kinde gleicht, welches dem großen Körper, in deſſen Schooße es ruhet, verbunden lebt, ſich geſtaltet und ſich nährt. Wie hätte man jenen Ausſpruch über den Alkibiades wiederholen können, daß die Natur in ihm habe zeigen wollen, was ſie im Guten und Böſen vermöge, wenn man nicht vergeſſen hätte, daß das reine Licht in der Berührung mit dem Körper erſt zur Farbe wird. Plutarch, den nur ein hergebrachtes Vorurtheil für einen Meiſter in ſeiner Darſtellungskunſt gelten laſſen kann, hat, indem er dieſen Hang zur Biographie befördert und bekräftigt, zugleich die meiſten Uebel, die dieſer Form ankleben, jedem Betrachter in ſich enthüllt. Faſt an keinem Manne aber unter andern hat er, jenem Geiſte huldigend, das wahre ſtaatsbürgerliche Verhältniß mehr verwiſcht, als an dieſem Ariſtides. Er hat ſich daher auch in die offenbarſten Widerſprüche über ihn verwickelt. Die Neueren aber, die mit einem nur für perſönlich ſittliche Verhältniſſe empfänglichen Sinn, der in ſtrenger, das öffentliche Leben ausſchließender Monarchie gebildet

war, hinzutraten, haben diese Ansicht von Aristides befestigt, und wo möglich erweitert, indem man keine Rücksicht nahm auf die Umgebungen, in welchen er lebte. Die Erscheinung und Wirksamkeit dieses Mannes fällt aber in eine Zeit der athenienſischen Geschichte, wo dieſer merkwürdige Staat gerade in der wichtigſten Entwickelung ſeiner Formen und ſeines Geiſtes begriffen war, und jener Mann, mit welchem wir es zu thun haben, hat mehr oder minder an dieſer Umgeſtaltung der Dinge bedeutenden Antheil genommen. Nach langer Verwirrung hatte in den Gemüthern die Sehnſucht ſich geregt nach einer feſtſtehenden und doch freien bürgerlichen Verfaſſung, welche ſo viel als möglich die Gleichheit und den ſichern Einfluß des idealen Geſetzes gegen alle perſönliche Willkühr ſichert, eine Sehnſucht, welche nach Ariſtoteles den politiſchen Charakter ausmacht, wodurch ſich Europa von Aſien unterſcheidet, und weswegen auch Herodot, in der Erzählung von der Berathſchlagung der Paſagarden nach der Ermordung des falſchen Smerdis, den gethanen Vorſchlag, eine republikaniſche Staatsform zu bil-

den, seinen griechischen Lesern als etwas Unglaubliches kaum mitzutheilen wagt. Es hatte Griechenland diesen Geist gezeigt in seinen verschiedenen Uebergängen von Alleinherrschaft zu einem Gemeinwesen, und in den darauf folgenden Kämpfen zwischen der Aristokratie und Demokratie; in diesen letztern Bewegungen war Griechenland eben begriffen gewesen, und zwei Gesetzgeber hatten versucht ihnen Gestalt und Bildung zu geben, zuerst Solon, indem er dem aus der Art der Bevölkerung Attika's vielleicht entstandenen absondernden Stammgeiste, der den Bürgern ein ungleiches Verhältniß zu dem Staate gab, den in den ersten Zeiten mit Geist und Gesinnung inniger zusammenhängenden Reichthum des Grundeigenthums entgegensetzte, dessen Maaß von nun an die bürgerliche Wichtigkeit bestimmen sollte; und Klisthenes, welcher belehrt durch die Tyrannis des Pisistratos, die alte Stammeintheilung, welche Solon gelassen hatte, durch seine neue Eintheilung in 10 Stämme vernichtete. So schien erst das Gerüste der solonischen Verfassung gestützt und gesichert, denn Klisthenes Name ward immer von dem eifrigsten

Verehrer der solonischen Verfassung, dem Isokrates, als verbunden und einig mit dem Solon genannt. Dieser Zeitabschnitt aber, worin sich alles dieses begab, war gleichsam die Empfängniß- und Geburtsstätte des geistigen Aristides, hier bildete er den Zusammenhang seiner staatsbürgerlichen Ansichten, und durch Theilnahme an diesen Bewegungen, gründete er wahrscheinlich sein Ansehen und seine Bedeutsamkeit. Denn ausdrücklich nennt ihn Plutarchos einen Freund des Klisthenes, und Schüler solonischer Weisheit. Allein der wohlberechnete Bestand der Dinge ward erschüttert durch die neue Laufbahn auf welche Athen gerufen ward, durch die ewig denkwürdigen persischen Kriege, deren Bedeutsamkeit um so größer erscheint, je mehr man darin einen Kampf sieht zwischen dem Geiste Europens und Asiens, deren Entgegensetzung Herodot selbst in mancherlei Beziehungen anzuzeigen nicht unterläßt, bei der ganzen Erzählung derselben. Dieser Gesichtspunkt leuchtet um so mehr ein, wenn man den gleichen Sinn, in den für die römische Geschichte eben so denkwürdigen karthaginiensischen Kriegen wiederholt findet, und

wenn man immer fortlaufend die Kreuzzüge, die Schlacht Karl Martels bei Tours gegen die Mauren, die hartnäckigen Kämpfe gegen die Türken, und vieles andere, was dem Kundigen sich leicht darbietet, als verbrüdert mit jenem Kampfe ansieht, der auf den Ebenen von Marathon gefochten wurde. Um so mehr kann man auch glauben, daß dieser erste Sieg, der auch Aristides Schwerdt mit Lorbeern umwand, auf den Geist Griechenlands, und auf die von ihm begeisterten Gemüther zurückwirken, und die alte Ordnung der Dinge in neue Bewegung bringen mußte. In diesem Raum zwischen dem ersten und zweiten persischen Kriege beginnt nun aber auch das wahre eigenthümliche Leben des Aristides, und in ihm drängen sich seine merkwürdigsten Thaten zusammen, auch die meisten Nachrichten, die Plutarchos von dem Aristides mittheilt, gehören unstreitig in diese Zeit eines neuen Daseyns. Alles Leben aber entwickelt sich im Kampf und Gegensatz, wo die Freiheit den Kräften einen ungehinderten Spielraum gewährt. Daher traten in Athen, gleich wie im menschlichen Muskelsystem, der Bewegung des einen

Muskels durch seinen Antagonisten entgegengewirkt wird, auch immer die verschiedenen Meinungen und Bestrebungen in verschiedenen Gegensätzen kräftiger und geistreicher Männer einander gegenüber, und so sehen wir denn um diese Zeit gegenüberstehen den Aristides und Themistokles. Plutarchos hat nicht besonders die Gesinnungen und Meinungen des Aristides herausgehoben, durch welche derselbe veranlaßt wurde ein Gegner des Themistokles zu seyn, als daß er im Allgemeinen den Aristides einen Freund der Aristokratie nennt, und daraus die Feindschaft des Themistokles ableitet. Der genauere Zusammenhang wird aus folgender Betrachtung einleuchten. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß Themistokles zuerst rieth, gegen das zu vermuthende Ungewitter, welches in Persien sich bildend, von neuem sich über Griechenland zu entladen drohte, in den Schiffen einen Ableiter zu errichten, und den furchtbaren Wetterstrahl in die Fluten des Meeres herabziehend zu vernichten. Dieser Vorschlag des Themistokles scheint die wichtigste Veranlassung des Streits gewesen zu seyn. In wiefern aber dieses Ver-

anlassung eines Widerspruchs werden konnte; brauchen wir blos an jene schon oben gemachten Bemerkungen über den politischen Charakter Griechenlands zu erinnern, und sie in eine nähere Beziehung mit dem eben in Rede Seyenden zu setzen. Bei jenen oben genannten Bewegungen eben zwischen der Demokratie und Aristokratie, fanden sich die Griechen stets in dem gefährlichen Falle zu entscheiden, wie sich vereinigen ließ die Aufgabe einer allgemeinen Freiheit durch Theilnahme aller an der Verwaltung, mit einer sichern Erlangung wahrer Würdigkeit bei den Verwaltenden, die von der Gesinnung und von der Einsicht bei ihnen abhing. Mancherlei Versuche wurden gemacht diese beiden Forderungen auszugleichen, ohne daß irgend eine Auflösung eine dauernde und lobenswerthe Gestalt annehmen konnte. Jener eben erwähnte Rath und Vorschlag des Themistokles nun, stellte diese beiden Formen und die Lösung ihres Verhältnisses, das bis jetzt noch sehr zum Vortheil der Aristokratie war, auf eine große Spitze. Von den beiden Elementen, auf welchen der Mensch sich mit seinen Kämpfen gegenüberstellen

kann, nämlich dem Waſſer und der Erde, war das letztere Element, die Erde allein erſt verſucht in Athen, und der Sieg bei Marathon hatte dieſen Staat zugleich in der Prüfung auf das ſchönſte bewährt. Es hing zu gleicher Zeit mit dem innerlichſten Weſen der Verwaltung zuſammen, dieſes ſo zu laſſen. Die frühere alte Zeit kannte keine ſtehende Heere von Söldnertruppen; Landwehren, Nationalmilizen oder Nationalgarden waren es, welche die Vertheidigung des Vaterlandes übernahmen, welches auch ganz angemeſſen war der einfachen Weiſe des Krieges und der einfachen, kräftigen Lebensweiſe. Dreierlei Arten von Truppen werden durch die Form dieſes Geiſtes des Krieges erfordert. Reiterei, ſchwerbewaffnetes Fußvolk und leichte Truppen, welche den ſchweren Körper der Phalanx wie bewegliche Flügel umgaben. Da nun die Bewaffnung dieſer drei Arten, und die Schwierigkeit ſie und ſich ſelbſt zu erhalten, verſchieden war, ſo ſtieg die Wichtigkeit dieſer Truppen in Verhältniß zu derſelben, indem alles mit eigenen Koſten beſtritten werden mußte; die reichſten Bürger dienten zu Pferde, nächſt ihnen die

Wohlhabenden dienten im Phalanx, und der ärmere Theil bildete die leichten Truppen. Da nun geistige und weltliche Kraft sich auf das innigste verschmelzen sollte, so gab die Stellung im Heere auch den Platz im Staate. Das stolze Roß erhob den Ritter nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auch in der Volksversammlung über die Menge. Der Glanz des Waffenschmucks bei dem Hopliten war der Wiederschein seines bürgerlichen Glanzes, und die Beweglichkeit der Leichtbewaffneten, kündigte ihre Gewichtlosigkeit am besten an. Krieg und Friede, Ruhe und Bewegung ging von derselben Kraft aus, und die, welche mit begeisterndem Haß gegen Außen gekehrt, vernichtet hatten, bildeten schöpferisch mit begeisterter Liebe in sich selbst zurückgekehrt das Einheimische. Die höhere Gefahr war der Preis, um welchen die Ehre gekauft wurde, darum ward sie auch nicht hingegeben um Geringes, und das Gefühl der eigenen Würde konnte niemals bleiben, ohne die Gesinnung, welche das Ganze umfaßt, weil sie in der Wirksamkeit für dasselbe gewonnen wurde. Diese innere und lebendige Verschmelzung der

bürgerlichen und kriegerischen Würdigkeit der Idee und der Kraft, schien nun der Vorschlag des Themistokles zu stören auf eine zwiefache Weise. Wurden die Schiffe die wahrhafte Mauer und der wahre Schild der Stadt, so fiel der Werth und die Bedeutsamkeit jener Bürger, die bis jetzt die Hauptvertheidigung der Stadt geführt hatten, hinweg. Die vielen Ruderer, deren die Schiffe bedurften, und von deren Thätigkeit und Geschicklichkeit die Bewegung der Schiffe und der Sieg im Kampfe abhing, traten natürlich in Bedeutsamkeit und Wichtigkeit jenen gleich, ja droheten die Würde jener gering zu machen, gegen ehemals; sie raubten, nach dem Ausdrucke eines alten Geschichtschreibers, den Bürgern Schild und Spieß und verwandelten es in Steuer und Ruder, und mußten die Zeit herbeiführen, in welcher es, wie dort in der Komödie des Aristophanes heißt, „o du Rudervolk, du Staatrettendes." Zugleich war es natürlich, daß das Geschäft auf diesen Schiffen in die Hände der weniger angesehenen Bürger fallen mußte, wegen der Art und Beschaffenheit der Arbeit, die mehr dem Mechanismus als ei-

ner freien Gesinnung angehörte, mehr der mühsam erworbenen Uebung, als dem schnellen und freien Entschlusse. Die Verachtung, welche der mehr ritterliche Geist dagegen hatte, zeigt sich auch in dem Schimpfnamen, den nach Aristophanes die Athenienser sich mußten gefallen lassen, und der in Hinsicht ihres vielen Sitzens auf den Ruderbänken das Gegentheil von dem ausdrückte, was der Beiname Καλλίπυγος von der Venus sagen wollte. Wie sehr aber wirklich die Schiffskunst eine mechanische Uebung voraussetzte, das zeigt Perikles selbst in einer Rede beim Thukydides, wo er, um den Athenienfern Muth zu machen, sagt: „die Schiffskunst, ist eine wahre Kunst, und es ist so wenig möglich sie beiläufig zu treiben, daß man vielmehr nichts anders neben ihr treiben darf.“ Das Schiff selbst ist ein Werk menschlicher Kunst, ruhend auf der Regel eines todten Mechanismus, der größte Eifer der Menschen scheitert an dem kalten Gesetze der Natur, wenn er ihm sich nicht unterwirft, und der Wille der alles lenkt, muß erst ein trügerisches und schwankendes Element versöhnen und gewinnen. Kurz das Naturgesetz

tritt in den Kampf mit der Welt der Freiheit. Es war dies ein ähnlicher Kampf als der ist, welcher in dem Innern der Kriegskunst selbst sich entwickelt, wenn auch hier der Mensch anfängt, die Kräfte der Natur mit ins Spiel zu ziehen, und die kriegerische Tapferkeit an eine künstliche Einsicht knüpft, welches nicht bloß die Erfindung des Pulvers gethan hat, als dieses besondern chemischen Stoffs, sondern welches auch die griechische Kriegskunst erlebte, weil der Mensch jedesmal auf diese Entwickelung seines Daseyns kömmt. Ist ja doch auch die Klage, welche der neue Rittergeist in jener schönen Stanze des Arioists erhebt, über die Erfindung des Pulvers, und der dazu gehörigen Werkzeuge, nur der Nachhall von jener, welche Archidamus, der spartanische König, beim Anblick der aus Sicilien gebrachten Belagerungswerkzeuge aussprach: „nun ist die Tapferkeit verloren.“ Und so mochten also auch alle ausrufen, welche zu jener Zeit sich dem Vorschlage des Themistickles widersetzten, und darin eine Zerstörung der alten Tapferkeit, und der alten bestehenden, die Aristokratie in einem nothwendigen Uebermaaß be-

günstigenden Staatsformen sahen. Man darf nun nicht zweifeln, daß Aristides, der Freund der Alkmäoniden, dazu gehörte, als er sich dem Themistokles widersetzte, da in diesem Gegensatze ihrer Ideen auch offenbar der Gegensatz ihrer Charaktere liegt.

Es lebt ein eigner Zauber in der Gewalt neuer Ideen, ähnlich dem, welchen die Seele eines begeisterten Dichters empfindet beim Anblick des Frühlings, wo wir den Durchbruch der frischen Lebenskraft in den mannichfaltigen Keimen und Blüten schauen. Es ist ein freudiges Jauchzen der Seele darüber, daß die Lebenskraft des Menschengeschlechts noch nicht erstorben ist, sondern daß sich die urewige Schöpfungs-That von neuem wiederholt, und die dunkle Ahndung, in deren Schleier verhüllt, die Gestalt der Zukunft dem Menschen näher tritt, dehnt sein Daseyn aus zum Gefühl einer wahren Unendlichkeit. So war die Seele des Themistokles; nicht die Trophäen des Miltiades ließen ihn nicht schlafen, sondern es war das Heimweh nach der Zukunft, die in ihm träumte. Er wandelte zwischen den Frühlingskeimen seines

Staats. Er glich in der Klarheit, womit er vor sich schaute, dem Sonnenlichte, und in der Begeisterung womit er in den Zeitgenossen, ihnen selber unbekannt, die Ahndungen weckte, der Sonnenwärme. In ganz anderer Gestalt trat Aristides ihm entgegen, sinnend sich stützend auf die Gestalt der Vergangenheit. Die Klarheit ihres Daseyns stellt sich kein unwürdiger Gegenstand dem Halbdunkel der Zukunft gegenüber, und die beharrliche Kraft, in welcher etwas besteht, erinnert nicht weniger an die Lebenskraft, als die gährende Schöpfung, die etwas neues erzeugt. Die Gewohnheit, mit welcher sie alles einwiegt, wird den Gemüthern theuer durch die Würde des Rechts, womit das Bestehende sich jedesmal schmückt. In einen natürlichen Zusammenhang damit tritt daher auch die Eigenthümlichkeit des Aristides, welche ihm den Beinamen des Gerechten gegeben und verdient hat.

Zuerst nämlich scheinet die Behauptung alter und bestehender Zustände demjenigen am eigenthümlichsten zu seyn, der dem Rechte, als der alleinigen höchsten Aufgabe des Staats huldigt,

und folglich vereinigte sich die menschliche Gesinnung und die staatsbürgerliche Rolle im Aristides am natürlichsten. Es hieß Aristides der Gerechte, wie Themistokles der Schöpferische heißen sollte. Aber es liegt überhaupt ein Sinn in diesem Beinamen, der, wie es mir scheint, gerade am meisten gemißdeutet worden ist. Denn dieser Zusatz bezeichnet nicht eine Privattugend des Mannes, sondern eine Beziehung auf das öffentliche. Jeder von beiden, wenn er seinen Ideen und Grundsätzen Sieg und Beharrlichkeit verschaffen wollte, mußte zugleich die allgemeine Kraft des Volkswillens leihen, von dessen Antheil oder Widerstand Gewinn oder Verlust abhing. Nun gab es aber zwei große Schauplätze in Athen, wo das Volk waltete, und wo man auf dasselbe wirkte: die Gerichtshöfe und die Volksversammlungen, an welche beiden Punkte auch nach einer Stelle des Thukydides im 8ten Buche *), sich die politischen Klubs anknüpften, von

*) Πείσανδρος τάς τε ξυνωμοσίας, αἵπερ ἐτύγχανον πρότερον ἐν τῇ πόλει οὖσαι, ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς ἐπελθών u. s. w. Auch noch an einer Andern Stelle setzt Thukydides entgegen: τὰς ἀγωνιζομένας καὶ ἐν δικαστηρίῳ καὶ ἐν δήμῳ.

von denen alles ausging. Nach der Einrichtung Solons nämlich war nicht ein besonderer Stand, welcher das Recht verwaltete, wie etwa die Rechtsgelehrten neuerer Zeit, noch übte dies Geschäft eine besondere Körperschaft, wie etwa der Senat zu Rom und Sparta, sondern die ganze Masse der Bürger saß zu Gerichte. In diesen Versammlungen konnte man einen Einfluß sich verschaffen, wenn man Klugheit und Einsicht bewährte in der Ausgleichung, welche das bestehende Gesetz an das Einzelne macht, wenn man den Windungen des Unrechts nachspürte und seinen künstlichen Verwirrungen die Offenheit des Rechts entgegensetzte. Dieser Ort war die Werkstätte, wo ein abgeleitetes Leben sich bewegte. Die Volksversammlung war als das Urleben anzusehen, wo der Staat sich selbst nach außen und nach innen zu eignen Bildungen umschaffte und umgestaltete, wo die höchste Beweglichkeit waltete, und wo nicht sowohl das Recht, als das Rechte, was die Zeit wollte, geboren wurde. Was bedarf es noch einer Erinnerung, daß Themistokles hier wirkte, Aristides dort; daß die Armuth und die durch sie gestützte

Uneigennützigkeit, des Aristides Charakter, der Meinung ein wahres Unterpfand für diese Wirksamkeit war, wie dagegen die stolze Verschwendung den schöpferischen Sinn ahnden ließ in Themistokles. Jener Beiname des Aristides will also nichts anders bezeichnen, als den Einfluß, welchen er sich auf diesem Wege erworben hatte, ähnlich dem, was Cicero in Beziehung auf einen berühmten rechtsgelehrten Römer seiner Zeit sagt, dem er eine gerichtliche Herrschaft zuschreibt, ein regnum judiciale. Daß dieses die wahre Bedeutung jenes Beinamens des Aristides war, daran läßt sich nicht zweifeln, wenn man bei Plutarchos liest: daß Themistokles den Aristides als einen gefährlichen Bürger dargestellt habe, der die Entscheidung aller Processe an sich ziehe, und dadurch sich eine Herrschaft verschaffe, die keiner Leibwache bedürfe. In jenem Prachtstücke der Bewunderung daher, wo der athenienſische Bürger, dem Aristides seinen eignen Namen auf das Verbannungstäfelchen schrieb, auf die Frage, warum er denn den Aristides verbannt wissen wolle? geantwortet haben soll: weil es ihn är-

gere, daß jener immer der Gerechte heiße, erscheint dieser Bürger nicht so abgeschmackt, als man glauben könnte, indem allerdings nicht die Gerechtigkeit, sondern der gerichtliche Einfluß den Aristides gefährlich machen konnte. Es ließe sich auch kaum begreifen, wie ein Mann, der in unserm gewöhnlichen, nur auf Privatverhältnisse sich beziehenden Sinne des Worts, gerecht gewesen wäre, in einem solchen Staate wie Athen zu irgend einer Bedeutung hätte kommen können, und man kann gewiß versichert seyn, daß wenn Aristides nichts größeres gethan hätte, als seinen eignen Namen auf ein Verbannungstäfelchen zu schreiben, die Geschichte seinen Namen in ihre Tafeln nicht würde eingegraben haben. Es ließe sich ferner kaum zusammenreimen, wie ein in dem gewöhnlichen Sinn gerechter Mann hätte sagen können: dem athenienſischen Staate werde nicht eher wohl seyn, als wenn er und Themistokles in die Verbrechergrube hinabgestürzt würden, ein Ausspruch, den der christliche Bischof Gregorius Nazianzenus mit Begierde ergreift, um den Heiden ihren größten Tugendhelden als einen Schächer darzustellen,

der aber nach unserer Ansicht sehr erklärlich ist. Noch weniger aber mögte im Ganzen zu der gewöhnlichen Ansicht passen ein Ausspruch, den Plutarchos von ihm außerdem anführt, nämlich der, daß man in öffentlichen Verhandlungen das Nützliche dem Gerechten vorziehen müsse. Indessen was diesen letzten Umstand betrifft, so mögte man diese Behauptung des Aristides in eine zweite Epoche seines Lebens versetzen, die einen von der ersten verschiedenen Geist hatte. Nachdem nämlich Aristides zuerst dem Themistokles unterliegend, und durch den Ostrakismos verbannt, seinem Gegner hatte weichen müssen, war er, zurückgerufen als die persische Macht ankam, Zeuge geworden, wie die Ahndungen des Themistokles sich verkörperten bei der Insel Salamis, und der Ruhm athenienſischer Schiffskunst sich über ganz Asien verbreitete. Als er nun auch sah, wie die allgemeine Stimmung so forttönte, wie sie Themistokles angeschlagen hatte, wie aller Widerstand vergeblich geworden war, da scheint er sich selbst dem allgemeinen Strome hingegeben zu haben. Ich will nicht bloß erwähnen das Gesetz, durch welches er nun

dem ganzen Volke die Archontenwürde Preis gab, erzwungen von dem siegreichen und bewaffneten Volke, nothwendig gemacht durch den im persischen Kriege sehr bedeutend veränderten Besitzstand der Bürger *), und weniger entscheidend, weil die Stellung der Archonten in der Verwaltung des Staats sich zu verändern begann; sondern darauf mögte ich aufmerksam machen, daß wir ihn in Verbindung mit Kimon, dessen Seele die neue Idee des zerstörenden Kampfes gegen Persien mit der frischesten und ersten Begeisterung auffaßte, auf dem Meere geschäftig finden, die von Themistokles begonnene Seeherrschaft auszubilden, und das neue Abgabensystem zu gründen, durch welches Athen sich diese Herrschaft wahrhaft ergiebig machte, und welches vielleicht von Aristides durch die Behauptung, daß man das Nützliche dem Gerechten vorziehen müsse, vertheidigt werden sollte. Man kann glauben, daß die eben angeführte Vorstellung von der nothwendigen Bekämpfung Per-

*) Anmerk. Man sehe bei Plutarch die wegen dieses Umstandes kurz vor der Schlacht versuchte Verschwörung vieler vornehmer Männer.

ſiens, die ſich der ganzen griechiſchen Welt, als ein herrſchender Gedanke tief einprägte, und das ward, woran ſich alle helleniſche Gemüther, durch beſondere Partheiungen noch ſo ſehr entzweit, als gleichgeſinnte Brüder wieder erkannten, daß dieſe neu entſtandene Idee allein dieſe Umwandlung erklärlich macht. Eine Seemacht ſchien allein die Möglichkeit zu gewähren, die aſiatiſchen Länder frei zu erhalten und Perſien in Furcht. Zuletzt verliert ſich daher auch Ariſtides, indem er keinen Gegenſatz mehr bildet, ſo ſehr in die allgemeine Geſinnung und Wirkſamkeit, daß ſeines Todes kaum einer Erwähnung geſchieht, und er ungenannt von dem Schauplatze abtritt. Es iſt daher um ſo merkwürdiger, wie Platon, der gegen die athenienſiſchen Staatsmänner, Themiſtokles, Kimon und Perikles, ſo hart urtheilt, wie gegen die Dichtkunſt ſeiner Zeit, allein den Ariſtides ausnimmt, als den einzig Würdigen. Man muß glauben, theils daß er ihn liebte als einen Verfechter der Ariſtokratie *), theils daß

*) Anmerk. Dieſes würde auch beſtätigen, daß man in jenem Geſetz über die Archontenwürde kein entſchiedenes demagogiſches Kunſtſtück ſehen dürfe.

er erfüllt von seinem in der Idee entworfenen Staate, der unverwickelt war in die Naturbeziehungen, welche Staaten und Völker in der Fortschreitung ihres Innern und in ihren Beziehungen nach außen haben, den Mann besonders verehrte, der voll Begeistrung war für das Recht, das in seinem allgemeinen, von allen Zeitbedingungen abgezogenen Sinn gefaßt, am schönsten die Bedingung alles sittlichen Bestehens der Staaten auszusprechen scheint, während jene anderen Männer vorherschend den Naturbeziehungen folgten, und die Andeutungen derselben in sich aufnehmend, als ihre Grundsätze und Meinungen aussprachen. Allein noch merkwürdiger als diese Ansicht des Philosophen ist, daß die Geschichte an dem Ende des athenienſischen Daseyns einen ähnlichen Gegensatz aufzuweisen hat, in dem Demosthenes und Isokrates, als wir hier im Anfange, in dem Aristides und Themistokles nachgewiesen haben, und daß darin das politische Leben Athens einen eben solchen Kreislauf vollendete, als von der helleniſchen Philosophie bemerkt worden ist, die von der Mythologie ausgehend, zu derselben zurückkehrte.

Aber wie die Mythologie, welche der Philoſophie voraufging, einen andern Charakter trug, als die welche ihr folgte, ſo ſind auch hier, auf dem ſtaatsbürgerlichen Gebiete die Beziehungen, in welchen ſich die Doppelcharaktere des Ariſtides und Themiſtokles, des Demoſthenes und Iſokrates mit einander berühren, verſchieden. Vergangenheit und Zukunft ſind Dinge, die ſich am Ende eines Völkerlebens ganz anders verhalten als am Anfange. Dort, am Ende, iſt die Vergangenheit gleichſam die Rückerinnerung der Jugend, eine erfriſchende Kraft, und die Zukunft ſcheint um ſo gedeihliger zu ſeyn, je mehr ſie ſich mit der Vergangenheit wiederum ſättigt, ſie iſt nur ein Planet, der mit geliehenem Lichte leuchtet; im Anfange der Entwickelung eines Volks aber iſt die Zukunft eine Welt, die mit eignem Lichte um ſo mehr ſtrahlt, je mehr ſie ſich von der Vergangenheit und ihrem ſtillen Beſtehen entfernt. Darum kann Demoſthenes auch der Schöpferiſche heißen, ſo gut wie Themiſtokles, aber nach jener eben angedeuteten Umkehrung, und eben ſo darf man den Iſokrates ſo gut wie Ariſtides den Gerechten

nennen, aber in gleich verschiedenem Verhältniß. Demosthenes glich dem Abendhimmel, der durch den noch in der Höhe gefaßten Widerschein der Sonne seine Wolken röthet und mit dieser Röthe die unter ihm liegende Erde zu erhellen strebt, über die sich die Schatten der Nacht schon gelagert haben. Themistokles aber trat aus der Nacht hervor wie die Sonne selbst. Die Hofnungen des Demosthenes glichen jenen täuschenden Träumen, wo wir uns mit Abgeschiedenen wie mit Lebendigen unterhalten, aber durch das Erwachen aus der Täuschung gerissen werden; des Themistokles Erwartungen aber glichen jenen schönen Zufällen, wo wir von dem erwarteten Freunde träumen, der schon an unserm Lager steht, um uns beim Erwachen zu umarmen. Eben so stehen sich einander gegenüber Isokrates und Aristides. Wie der Letzte kämpfte für die alte Würde des aristokratischen Ansehens, so sehnt sich Isokrates in seiner areopagitischen Rede nach der Sittenstrenge und Würde dieses alten aristokratischen Mittelpunkts, zurück; Aristides, das Alte behauptend, voll Furcht vor der Zukunft, Isokrates, das Alte zurückrufend,

aus Beſorgniß über die Gegenwart. Wie Ariſtides die Gerechtigkeit als Erſatz feſthielt für die Erwartungen, welche Themiſtokles erregte, ſo zeigt Iſokrates in ſeiner Friedensrede die Gerechtigkeit als Troſt für die verſchwundene alte athenienſiſche Größe, welche Demoſthenes zurückrufen will, und wie endlich dem Ariſtides der Gedanke von der Bezwingung Perſiens ein Vermittler wurde, um ihr mit der Entwickelung der Dinge, die ihn in ihren Strom mit fortzog, auszuſöhnen, ſo war der gleiche Gedanke dem Iſokrates das Heilmittel, womit er allen Schmerz ſeiner Zeitgenoſſen zu ſtillen ſuchte, und, wie ſeine Rede an Philippos zeigt, die Beruhigung mit welcher er die neue macedoniſche Macht aufkeimen ſah, vor deren gewaltiger Kraft ſein eigenes Vaterland untergehen mußte.

J. G. Woltmann.

Schickſale der bildenden Künſte unter Maximilian, König von Bayern.

I. Der Architektur.

München beſitzt keine Monumente der älteſten Art; ihre merkwürdigſten Alterthümer beſtehen in Gebäuden des ſogenannten gothiſchen Stils der ſpäteren Zeit, das iſt, des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Die Burgkapelle, die zu den älteren gehört, macht eine zierliche und mahleriſche Maſſe; die verlaſſene Kirche St. Salvator, neben dem Herzogl. Stalle, hat einen ſchlanken Thurm von treflicher Arbeit in gebranntem Steine, die an Genauigkeit keinem Römerwerke nachgiebt. Die Frauenkirche iſt kein elegantes, aber ein impanirendes Werk; aber die innere Halle dieſes Tempels iſt groß und heiter. Endlich bieten die großentheils erhaltenen Ringmauern

der alten Stadt, gefällige und mahlerische Massen. Zu übereilt hat man den höchsten Thurm des Sendlinger Thors abgetragen, welcher mit seinen Nebenthürmen der reinen Form vieler Italienischen, und überhaupt südlichen Thore, die als bedeutend in topographischen Prachtwerken aufgenommen worden, sehr nahe kam. Noch vor einem Jahrhunderte blickte er auf Thaten festen Nationalsinnes und patriotischer Tapferkeit, nun stehen noch die Ruinen seiner Fundamente, die zum Ueberfluß weiß übertüncht worden; ein ärmlich in der Ruine aufgebautes Wachthaus vermehrt das Sonderbare des Anblicks.

Gegen Ende des sechszehnten, zu Anfang des siebenzehnten Säculi begann ein neuer, dem klassischen der Italiener verwandter Stil im bauen. Der große Maximilian errichtete die jetzige Residenz; was darin den Neuerungen entgangen, zeugt von der ernsthaften Prachtliebe eines königlichen Fürsten. Der lange Gang zu dem nordwestlichen Winkel des Pallastes, die große Treppe, verschiedene Gemächer, und vorzüglich das Locale des sogenannten Antiquariums, sind sehens-

würdige Denkmäler der Zeit, da Maximilian und unter ihm der achtungswürdige Mahler Peter Kandid, Werke ausführten, mit denen sich in Bezug auf den Umfang und die Vereinigung der drei Künste, Mahlerei, Architektur und Bildhauerei, in Deutschland nichts vergleichen läßt. Das ehemalige Jesuiter-Kollegium schließt sich zuerst an diese Epoche an; die dazu gehörige Michaeliskirche, eine weit gewölbte Halle, die durch den gleichen Geschmack der Theile mit dem Ganzen vergessen macht, was gegen die willkührliche Anwendung antiker Ornamente zu erinnern wäre, ist ein wahrhaft treffliches Werk.

Einige Menschenalter später ward die herrschende Bauart ganz italienisch. Das ernsthafte Stift der Elisabethinerinnen und die Kirche der Theatiner sind gänzlich aus dem römischen Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts geflossen, und lobenswürdige Werke.

Nun kam, wie überall, die Zeit des neufranzösischen Geschmacks. Bisweilen mußte sich derselbe nach italienischen Ideen modeln, wie an der Façade der Theatiner, dem königlichen Schlosse zu Schleisheim, und dem Pallast der

Familie Porzia bemerklich ist. Endlich aber ward er der unbeschränkt herrschende, wie im Pallaste des Finanzministeriums, und der Sommer-Residenz zu Nymphenburg zu sehen.

Als der Graf von Rumford in das Ministerium Carl Theodors aufgenommen wurde, fand er diesen Geschmack in großer Schwäche, aber nicht geringerer Allgemeinheit vor. Dieser ausgezeichnete thatlustige Mann, von ökonomischen Ideen genährt, vielleicht einseitig für das Eigenthümliche seines doppelten Vaterlandes eingenommen, suchte mit aller Lebhaftigkeit, die ihm eigen ist, den nackten, magern Stil von England einzuführen. Es gelang ihm in der That, den Geschmack in München unglaublich zu verderben. Nicht genug, daß unter seiner Leitung eine große Menge schwächlicher Gebäude in übergroßer Schnelligkeit aufgeführt wurden, daß sogar das Handwerk zu zimmern und mauern gleichsam verloren ging, verbreitete sich auch auf dem Lande die Gewohnheit, spitz zulaufende Dächer scharf auf die Hauptmauern anzusetzen, und bedrohete den uralten Stil der rhätischen Gebirge, den manche Antiquare mit den For-

men doriſcher Tempel verglichen. Beiſpiele der Geſchmackloſigkeit dieſer Zeiten bleiben verſchiedene Häuſer des Schönfeldes, die man einem willkührlich krumm geleiteten Wege zu Liebe, übereckes geſchoben; die Brandwachen und Sprützenhäuſer — an dem des Angerplatzes iſt eine Ruſtike, die weiß und grau abgezeichnet, bis an die Eckpfeiler durchgeführt, ſo daß die Mauern ſtreifigt gegen die Luft ausgehen, von der ſchlechten Form und dem elenden Ornament nicht zu reden; — endlich die halbrunde Maſſe von Wohngebäuden außerhalb des Carlsthores.

Die Baukunſt war nunmehr großentheils in die Hände der Handwerker und Dilettanten gerathen, und da der Baiern natürlicher Sinn für Reichlichkeit bald nach größerer Fülle verlangte, ward die Verzierung aus Kupferbüchern der ſchlechteſten Art verabreicht. Viele derſelben ſind mit ſo großer Treue dieſen Werken nachgebildet, daß man ſie auf deren Blätterzahl nachweiſen könnte.

Der jetzigen Regierung entging auch dieſer Mangel nicht. Verſchiedene Künſtler, die bisher in den Provinzen gewirkt, andere, die in der

Hauptstadt selbst zu neuer Achtung und Wirksamkeit hervorgezogen wurden, noch andere, die sich im Verlaufe der ersten Regierungsjahre Maximilian Josephs gebildet hatten, erwuchsen unter der Leitung des Direktor Langer zu einem Institute, das zunächst dem praktischen Unterrichte aller bildenden Künste gewidmet, in anderer Form, als Kunstcommittée, ein achtungswürdiger Rath über Angelegenheiten des Geschmacks geworden. Mit unbestechlicher Wahrheitsliebe alle Vorwürfe dieser Art zu prüfen, war die Aufgabe dieses Rathes, der in vielen Fällen bereits huld- und vertrauensvoll vernommen worden.

Wie aber alle Rüge Tod, und nur das Beispiel Leben bringend ist, so war das nächste Bedürfniß der Baukunst ein ausübender Architekt, von gründlichem Verdienst. Das Vaterland, vom fremden Einflusse häufig irre geleitet, hatte an seinem Busen einen Sohn erzogen, der Stifter einer aus nationaler Einsicht hervorgehenden Bauschule seyn sollte. Herr Carl von Fischer hatte frühe Proben seines Genius abgelegt; durch das Haus des Herrn Minister von Salambert

am

am Eingange des öffentlichen Spazierganges, wurden Kenner zuerst auf seine Talente aufmerksam. Dieses Gebäude hat bei vielen Fehlern im Ganzen, welche die Jugend des Künstlers und die Laune des Bauherrn entschuldigen, vortreffliche Theile und Wirkung. An der Verjüngung der Säulen, der Verzierung der jonischen Kapäufe und des Gebälkes, erkannte man den denkenden Künstler. Noch hatte Herr Fischer die Alten nicht gesehen, aber alle Lehrbücher sind mehr oder weniger fehlerhaft; zwischen Vignola und Scamozzi schwankend, erfand er ein neues Verhältniß des Gebäudes zur Säulenhöhe, das ihm unbewußt den Alten näher gerückt war, als die Vorschriften der Lehrbücher.

Als er nunmehr auf Reisen ging, machte er sich zunächst mit den praktischen Verdiensten der Franzosen, vorzüglich um Theaterbaukunst, vertraut; seine Sammlungen und Arbeiten über diesen letztern Gegenstand sind unermeßlich. Dann ging er über Nismes den Alterthümern nach, stets die großen Künstler des neuern Italiens mit jenen vergleichend. Dieses war sein eigenthümliches Feld; der gesunde Verstand antiker

Construktion, die muntere Mannigfaltigkeit der Ausladungen, der natürliche Wuchs ihrer Verzierung war ihm eher angeboren als erlernt; so erklären wir uns den zu ungeheurem Reichthum gesammelten Vorrath vortreflicher Studien nach Fragmenten und ganzen Bauwerken, an denen das richtige Verständniß und tiefe Gefühl mehr noch zu bewundern ist, als die kräftige Art der zeichnenden Darstellung. Ihm gelang es, aus freier Hand Ornamente zu zeichnen, für die Scamozzi und Andere Zusammensetzungen aus Zirkelschnitten gaben, welche nie der Grazie alter Verzierungen gleich kommen konnten. Aber mit unbestochen prüfendem Auge das Ornament der Neuern verwerfend, sättigte er seinen Geist nichts desto weniger an der Treflichkeit der Massen in den großen Kunstwerken des Bramante, San-Gallo, Palladio, Vignola und Scamozzi.

Herr Fischer war zum Professor der Architektur bei der neuen Akademie der bildenden Künste durch Herrn Langer vorgeschlagen, und von dem Könige ernannt worden; seine künstlerische, ausübende Laufbahn hatte er sich selbst zu eröffnen. Doch, so wenig zu erwarten gewesen,

daß die Einführung eines gedachteren Stils, dessen Anwendung nicht, wie früher, mit frevelhaftem Leichtsinn zu beginnen war, ohne Widerspruch und Hinderniß statt finden würde, so wenig hätte man auf ein schnelles Durchdringen des Bessern hoffen können, das in der That sich ereignete. Wenige Monden nach der Heimkehr des Künstlers begann derselbe für verschiedene Privaten schätzbare Werke; so ist das Haus des Freiherrn von Asbeck und dessen Nebengebäude durch zweckmäßige Einrichtung, Wahl und Vollendung innerer und äußerer Verzierung und dadurch merkwürdig, daß es bei uns den Wendepunkt des Geschmackes im Bauen bezeichnet. Die Vorderseite desselben verliert sich an einem großen Platze, und ist ohne Wirkung, aber die Gartenansicht erinnert bei aller Eigenthümlichkeit an die Anmuth und Zierlichkeit kleiner Villen, als etwa der Farnesina zu Rom in Trastevere. Die Nebengebäude, in denen mehr von dem ist, was man Architektur zu nennen pflegt, können den Hintergrund jedes Gemäldes von irgend einer alten Begebenheit schmücken. Es sind die Formen, die Nicolaus Poussin in sei-

nen Hintergründen liebte. Der Geheimerath von Hartmann ließ ebenfalls einen achteckigen Saal seines Landhauses zu Ismanningen nach Fischers Angaben zieren. Endlich unternahm der Baron Asbeck mehrere andere Privatgebäude, die noch von allem Schmucke unbekleidet, größere Wirkung, als die früheren versprachen.

Wir können hier nicht umhin, des Eifers zu gedenken, mit dem sich die Bildhauer und Stukkatoren Gebrüder Schwanthaler, und der Bildschnitzer Schöpf dem reinern Gefühl des Ornamentes hingegeben haben. Die ersteren fertigten nach Angabe Herrn Fischers, im Geiste der Alten, außer unzähligen anderen Verzierungen, zwei beträchtliche Friese in Stuck für den Saal des Asbeckischen Hauses und den andern der Villa des Geheimenrath Hartmann. Auch sind ihnen mehrere Kapitäler in Stein vortreflich gerathen. Der andere schnitzte geistvoll Kränze an den Hauptthüren, Kapitäler und andere Verzierungen des Innern des Asbeckischen Hauses.

Unter den öffentlichen Autoritäten begann zuerst die Stiftungs-Sektion Herrn Fischers Rath einzuziehen; sie ließ ihn die Façade des

schon vorhandenen Hospitals der barmherzigen Brüder verzieren. Der ungünstigen Verhältnisse des alten Gebäudes ungeachtet, giebt dieses Werk durch die Größe vieler Fensterabstände, die Schönheit des Gebälkes, der Verdachungen u. s. w. einen treflichen Eindruck, vorzüglich etwas im Profile. Die Erneuerung der Façade der nunmehr eingezogenen Elisabethinerinnen, war durch die musterhaften Austheilungen des alten Gebäudes günstiger vorgezeichnet. Das Gebälk blieb. In ähnlichem aber klassischem Charakter wurden die vorhandenen Fenster verziert, die schlechten und neuern Ornamente des Einganges weggeworfen, und durch eine ruhige Einfassung des Bogens ersetzt. Wie es auch manchem scheinen möge, so ist es doch ein Verdienst, alte Werke, wenn sie einmal denn erneuert werden müssen, in ihrem Sinne nur bessernd, nicht zerstörend zu ändern — mit größerer Freiheit nach eigenem Sinne zu bilden, unternahm er die Veränderung der Pfarrkirche am Angerplatze dieser Stadt. Das alte Gemäuer dieses bisher unbedeutenden Gebäudes verblieb, doch ward ein ganz neues Werk daraus. In-

dem sich das mittlere Schiff über die Nebenschiffe erhebt, erhalten die Seiten ein doppeltes Gebälk. Die Vorder-Ansicht zeigt einen ruhigen Raum; die Mauer ist nur durch den großen Haupteingang unterbrochen, dessen Einfassung und Verdachung musterhaft profilirt ist. Ein anderes Zeugniß seines Reichthums an Erfindung gab er im Auftrage der Königin durch den Bau eines Belvederes im Garten zu Biederstein. Sechs große, sechs unverhältnißmäßig kleinere Marmorsäulen, die schon vorhanden, sollten dazu verwandt werden. Sinnreich dachte sich der Künstler eine gegen die Landschaft offne Halle, deren Decke von jeder Seite durch zwei Säulen unterstützt wird, im Hintergrunde eine halbrunde Nische für ein Sopha. Zu den Seiten hinter den Säulen sind zwei oblonge, mehr gedeckte Räume, in den Ecken der Rückseite brachte er eine Windeltreppe an, die zum Belvedere führt. Dieses ist eine offene Platteforme, von der man in den tiefer liegenden Wald des öffentlichen Spazierganges, über denselben hinaus auf die majestätische Alpenkette des Bayerischen Hochlandes sieht. Hier sind die kleineren

Säulen als reich geschmückte jonische Ordnung zur Unterstützung drei kleiner oblonger Hallen aufgewandt, welche die Platteforme umgeben. Der ganze obere Theil ist nicht als ein Stockwerk, sondern als ein Aufsatz — Attike — behandelt; das Hauptgebälk schließt das Gebäude unter demselben; so ist aus dem Mißverhältnisse selbst ein reines Verhältniß hervorgegangen.

Bald wurde Herr Fischer über die meisten öffentlichen Bauten consultirt, in die königliche Baucommission gezogen, und endlich ihm provisorisch der Auftrag gegeben, die Geschäfte des letzt verstorbenen Architekten von Schädel zu versehen. Dieses alles berechtigt zu den höchsten Erwartungen von dem, was fürder unter einer thätigen und ruhmbegierigen Regierung auch in der Baukunst geleistet werden wird. —

Der stereotypische Druck, eine ursprünglich in Deutschland gemachte Erfindung.

Mit Original-Aktenstücken.

Aller Streit über Erfindungen ist eitel. Der Geist des einzelnen Menschen allein erzeugt ja nicht den bildenden Gedanken, sondern er ist ein Eigenthum der Menschheit überhaupt, und alles was die gesammte Vorwelt über denselben Gegenstand gedacht, was sie, um ihn endlich real darzustellen, vorausgebildet hat, faßt das Gemüth des Menschen auf, und bildet es fort, und übergiebt es der Nachwelt, bis es zur Reife gediehen ist, und auch durch die äußeren Umstände, durch die Gestaltung der erscheinenden Welt in diesem Momente der Zeit, nicht mehr verhindert wird, als genießbare Frucht hervorzutreten. Wer vermag nun den wahren Urheber zu nennen des Pro-

dukts, an dem die ganze Menschheit gebildet hat? daher kommt es, daß man von den wichtigsten Erfindungen den Urheber nicht zu nennen vermag, weil die Ausbildung der Idee durch eine Reihe von Generationen so unmerklich fortging, daß man nicht im Stande war, irgend einen Menschen als den ersten Besitzer namhaft zu machen. Und dennoch pflegt man so gern den Eintritt des Gedankens in die Welt der Erscheinung Erfindung zu nennen und an einen Namen zu knüpfen, den man der Verehrung der Nachwelt überantwortet, so wie in den Zeiten des Heidenthums der religiöse Sinn sichtbare Gegenstände der Anbetung aufsuchte. So geschieht es auch, daß dieselbe Erfindung in mehreren Gemüthern zugleich vollkommen klar und vollendet dasteht: aber hier verhindern die Verhältnisse der Umgebung ihre Realisirung, und dort tritt sie durch die Umstände begünstigt ans Licht und verklärt den Namen ihres Urhebers, der doch nicht der einzige ist. Eben so oft war eine Erfindung schon früher durch einen Mann vollendet, den die Umstände, sie zu realisiren, verhinderten, und später erst tritt sie aus dem

Kopfe eines andern in die Wirklichkeit, der nun als der Erfinder genannt und verehrt wird. Ist das Verdienst des Erstern darum geringer, weil ihn Glück und Zufall weniger begünstigten? — Als Beispiel des letztern Falles lassen wir folgende zwei Aktenstücke hier abdrucken, deren Authenticität durch Vorzeigung der in den Händen des Verlegers befindlichen Originale, bewiesen werden kann, und welche darthun, daß die Erfindung der Druckerei durch Stereotypen, die, wenn sie allgemeiner gemacht und zu den besten Zwecken angewandt wird, für die Menschheit vom höchsten Interesse ist, bereits im Jahre 1769 in Berlin durch den verstorbenen Geheimenrath und Generalfiscal d'Anières vollständig gemacht worden ist.

W. N.

I.

Brief des Geheimenrath d'Anières an den Herrn Geheimenrath Erman hierselbst.

Vous vous rappellerez, mon cher ami, que nous parlions, il y a quelque temps chez mon père, du projet d'établir pour l'Ecole de Charité une imprimerie de la

Bible françoise à l'instar de celle de Halle.

Cette Idée m'est revenue il y a quelques jours, et je me flatte d'avoir trouvé quelque chose de neuf sur cette matière.

Dans la situation violente où je me trouve, il est consolant d'avoir une ressource; peut-être mes vues sur cet article me la fourniront-elles.

Vous les trouverez dans le papier ci-joint; mais j'exige absolument:

1. le secret parfait et
2. de rester maître des conditions que je pourrois faire à la Direction de l'Ecole de Charité,

voulant d'ailleurs faire tourner à son profit une partie considérable de ce que je pourrai découvrir sur cette matière.

Je vais travailler, sans m'ouvrir à personne, à m'assurer des calculs et des manipulations.

Si je meurs avant de l'avoir retirée, vous pourrez remettre l'incluse avec prudence à la Direction de l'Ecole de Charité et je

souhaite, que dans le cas où il y auroit du profit à faire usage de mes idées, la moitié du profit revienne à mes enfans, si j'en ai, et si je n'en avois point, à ma femme et à mes frères et soeurs; savoir à ma femme pour un tiers et aux autres par portions égales entr'eux avec substitution entre tous.

Il se peut fort bien, que mes idées soyent romanesques, mais dans ce moment, elles ne me paroissent point l'être, et je serois coupable, si je risquois d'enterrer un secret utile.

C'est à votre amitié que je confie ma découverte ou ma sottise. Le temps en décidera.

d'Anières.

ce 2 Mars 1769. à minuit.

II.

Plan zum Druck der französischen Bibel mit Stereotypplettern.

Les profits considérables que la maison des Orphelins de Halle a fait sur la Bible se comprennent aisément.

Un libraire qui fait une édition de la Bible ne peut compter que sur quelques milliers d'exemplaires de débit; encore ne peut-il pas espérer, quand il tireroit 4 à 6000 exemplaires, de les débiter si vite, parce-qu'il ne peut pas les donner à un prix beaucoup au dessous des prix ordinaires, et s'il s'avisoit d'en tirer 12 à 15,000 exemplaires, le capital en papier seroit trop fort.

Cependant la librairie de Halle, qui a très considérablement profité sur la Bible, a fait une avance de près de —— écus, seulement en caractères, dont il faut environ quatre millions, sans compter les frais de composition, correction et autres communs à tout éditeur.

Il s'agit de trouver une méthode, qui donnant le même avantage qu'a eu la librairie de Halle, n'expose pas à des fraix aussi énormes.

Cette méthode est toute simple. Elle consiste à prendre une page d'impression composée à l'ordinaire en caractères mo-

biles, à prendre l'empreinte de cette masse de caractères, soit en gypse, ou en terre argilleuse, ou encore en métal, à fondre sur cette empreinte une page d'une seule pièce en métal, laquelle servira à tirer les exemplaires.

Les avantages de cette méthode sont évidents.

1. Une page octavo du plus fin caractère ne peut pas prendre 4000 caractères, pas même 3000, mais on en passe 4000, parcequ'il peut se trouver, qu'il faille plus d'une sorte de caractères pour une page que pour l'autre.

2. La composition se faisant à l'ordinaire, il n'est pas nécessaire que le compositeur soit du secret.

3. L'empreinte en gypse ou en terre argilleuse, fut ce même en métal, ne peut pas couter beaucoup.

4. Les masses de métal tirées sur ces empreintes ne sauroient faire un capital proportionné au capital que demandent 4,000,000 de caractères, attendu, qu'une li-

vre de plomb en masse ne vaut pas la centième partie de ce que vaut une livre de caractères.

5. Avant de tirer cette empreinte, on peut tirer sur les caractères mobiles autant d'épreuves que l'on veut pour achever la correction.

6. L'empreinte gypseuse ou argilleuse peut être conservée pour servir après un long temps à refondre de nouvelles masses sur lesquelles on imprime.

NB. C'est un des défauts de l'imprimerie de Halle, de ne livrer depuis quelques temps que des exemplaires peu lisibles, par ce que les caractères sont usés.

Ces avantages sont évidents, mais il y en a un plus précieux.

Après avoir retiré les premiers fonds sur les premiers milliers d'exemplaires, on peut avec les mêmes caractères faire composer et imprimer tous les ouvrages d'un débit sûr, comme Bibles en diverses langues, auteurs classiques grecs, latins et françois etc.

le tout à un prix si bas, que nul imprimeur n'oseroit tenter une contrefaction.

Avec le temps on pourroit étendre l'utilité de cette manipulation en l'appliquant aux planches gravées; on sait combien les épreuves diminuent de valeur, après les premières centaines; d'après cette méthode on pourroit en tirer 100,000 également belles. Berlin, ce 2 Mars 1769.

d'Anières.

Si la méthode susdite avoit de trop grands inconvénients, il y auroit encore une ressource.

On pourroit, au lieu de fondre les caractères saillants qui servent à l'impression dans des matrices frappées au poinçon, former des caractères mobiles non saillants, mais frappés au creux par le poinçon, composer avec ces caractères en creux et fondre sur ces masses de caractères mobiles des masses solides qui serviroient à tirer les exemplaires. —

Originalschriften Luthers, Melanchthons, und Friedrich Wilhelm des Großen.

Die Größe einer Nation, das ist die Kraft ihrer Thaten und der Adel ihres Geistes, kann weder erhalten, noch, wenn sie einmal verloren ist, zurückgerufen werden durch eine leere, prahlende Erinnerung an die Thaten die sie vormals vollbracht hat, an die Männer, die sie einst zum Ruhm führten. Nur durch Bewahrung des innern Keimes, aus dem jene Größe hervorblühte, der Reinheit des Gefühls und des Willens, kann sie erhalten werden. Ist aber dieser Keim noch vorhanden, so vermag nichts so sehr ihn zu nähren, zu stärken, zu bilden, als die Erinnerung an eine schöne Vorzeit. Wir

Deutſchen glauben es, daß wir den Keim noch in uns hegen, und ſchon dieſer Glaube ſelbſt iſt ein Beweis dafür. Auch unſre Vorzeit halten wir noch werth und heilig, und zeigen dieſes äußerlich weniger durch prachtvolle Denkmäler, als durch eine liebevolle, nie unterbrochene Erinnerung an die Edeln und Großen, die uns vorangingen, und durch ſorgſames Aufſuchen und treues Bewahren auch des kleinſten Gegenſtandes, der noch Spuren ihrer Wirkſamkeit an ſich trägt. So ſchafft jeder große Deutſche ſich ſelbſt ſein Monument, das unvergänglich iſt, ſo lange die Nation beſteht. Laßt uns alſo nicht klagen, wenn keine Subſcription im Stande iſt, ein ſteinern oder ehern Denkmal zu Luthers Angedenken aufzurichten, das er für uns ja mit dem nievergänglichen Buche ſelbſt verknüpft hat, das in tauſend Kirchen, und das in unſern Herzen lebt. Wo aber eine Schrift ſich findet oder ein Zeichen, das er oder ein anderer der Großen durch ſeine Hand zur heiligen Reliquie geſtempelt hat, das laßt uns ſorgſam bewahren, und einander mittheilen zur Erinnerung und Belebung.

Dieſes Wort ſoll zur Begleitung dienen, nicht zur Rechtfertigung, für die Mittheilung der folgenden Urſchriften dreier großen Deutſchen, Luthers, Melanchthons, und Friedrich Wilhelms des großen Kurfürſten. Sie könnten unbedeutend erſcheinen, angeſehen in ihrem Verhältniß zu dem Leben der Männer ſelbſt, wichtig und bedeutend aber ſind ſie für uns, denn ſie zeigen uns die Art ihres Wirkens und Seyns, auch in den Handlungen, die nicht ſowohl eingreifen in die großen Bewegungen der Geſchichte, als in die Geſtaltung ihrer beſchränkteren Gegenwart. So dürfen wir hoffen, daß die Gleichgeſinnten ſie aufnehmen werden mit eben der Liebe und Freude, die wir bei ihrer Mittheilung empfinden. Der Dank dafür aber gebührt einem unſerer Mitbürger, aus deſſen Hand wir ſie empfingen, Herrn Benoni Friedländer. Dieſer Mann, der mit gleicher Liebe und Kenntniß des Alterthums merkwürdige und ſeltene Denkmäler aufſucht und ſammelt, und durch Fleiß und Einſicht beſonders eine der vorzüglichſten und reichſten Sammlungen alter Münzen bei ſich vereinigt hat, iſt zugleich der Eigenthümer

eines großen Schatzes von ächten Handschriften berühmter und großer verstorbener und lebender Männer, sowohl deutscher Nation als fremder. Er verdient solche Schätze zu besitzen, denn er verwaltet sie mit Liberalität und anspruchlos. Seine Sammlungen sind weniger bekannt, als sie verdienen, allein wir wünschten nicht, daß seine Bescheidenheit den Nutzen verringern möchte, den sie stiften können, wenn Männer von gleichem Streben zu ihrer Kenntniß gelangen, und sich seiner Gelehrsamkeit und der Gefälligkeit, mit der er sie mittheilt, zur Erleichterung ihrer Studien und zur Erweiterung ihres Wissens bedienen wollen. Da er uns den Gebrauch seiner Handschriften gütig verstattet, so können wir den Lesern dieser Blätter die Hoffnung geben, ihnen auch in den folgenden Heften manches mitzutheilen, was als Andenken an die Größe des Urhebers, ihrer Liebe und Betrachtung werth ist.

W. N.

I.

Dem Edlen vnd wolgepornen Herrn Herrn Georgen grafften zu Wertheym ꝛc. meynem gnedigen Herren

Gnad frid von Christo. Gnediger Herr Ich hab E. G. Prediger sampt E. G. schrifft auff meyn bestes empfangen, vnd aller seyner frage. so viel myr Gott verlihen berichtet. wie er E. G. anzeygen wirtt. Ich byn froh das Christus E. G. mit solchem man beratten. hoff E. G. werde ob yhm hallten vnd mit der Zeyt erfaren das eyn rechtschaffener man sey. der E. G. gefallen wirt. Denn D straus hatt seynen kopff. vnd machts itzt zu Eysenach auch. wie er kan. vnd lesst vns sagen vnd schreyben. Ich hab aber E. G. disem prediger gesagt vnsere weyse hie zu Vittemberg. das er zuvor das wortt wol treybe. ehe man ettwas endere. bis man sehe wie der Glaube vnd die Liebe zunympt ym volck. Es weren denn offentliche vnd vnleydliche stuck widder das Evangelio. wie wol man dieselben auch zuvor wol straffen durchs wortt vnd das volck verstendigen muß. Ich

hoff er werde sich recht hallten. Gott behutt E. G. Amen. zu Vittenberg. am Mittwoch nach Viti 1523.

E. G.

Diener
Martinus Luther.

II.

DEn Erbarn weisen und fürnemen Herrn Burgemeistern vnd Radt der Stadt Tangermund, meinen gunstigen Herrn.

Gottes Gnad durch seinen Eingebornen Son Jhesum Christum unsern Heiland und warhafftigen Helffer zuvor, Erbare weise fürneme gunstige Herrn, Ewr Erbarkeit alß verstendige christliche Regenten wissen das gottliche Weißheit beides verkündigt hatt, nemlich das in dieser letzten Zeit, grössere vnruhe sein werde, denn zuvor gewesen, das aber gleichwol der allmechtige Son Gottes yhm ein ewige kirchen für vnd für, biß zur vfferweckung der todten, samlen will, vnd eben in diesem volk die reyne Lehr des Evangelij gepredigt wirt, will darumb das alle

menschen, Ein ieder nach seinem stand, zu pflantzung vnd erhaltung christlicher Lehr, hülff thun, derhalben thun Ewr. Erbarkeit loblich, das sie Kirchen vnd Schulen erhalden, vnd yhr arme Jugent zum studio fürdern, nu ist Ewr. Erbarkeit zeiger dieser schrifften Bartolemeus Plank, Eins armen Burgers son zu Tangermund, bekant, vnd wissen E. E. seins Vatters armut, diweil denn diser Bartolemeus seer zuchtig vnd im lernen vleissig ist, vnd gute hoffnung zu seinem studio zu haben, bitt ich neben yhm, E. Erbarkeit wollen yhm, umb Gottes willen Ein jerliche hülff zum studio vaterlich verordnen, dagegen wirt Gott gnediglich viel straffen lindern, wie der Son Gottes spricht, wer dem geringsten vnter den meinen umb der Lehr willen Einen trunk wasser gebet, der wirt belohnung haben, der selbige allmechtige Son Gottes Jhesus Christus wolle E. Erbarkeit vnd die Ewren alle zeit gnediglich bewaren vnd regiren, den 18 Augusti 1553.

Ewr. Erbarkeit

williger

Philippus Melanthon.

III.

Auf der Rückseite des Titelblattes der seltenen Ausgabe von:

Confessio oder Bekantnuc des Glaubens, etlicher Fürsten und Stedte, vberantwort Keiserlicher Maiestat, auff dem Reichstag, gehalten zu Augspurg, Anno 1530. u. s. w. Wittemberg 1540. 4to.

steht von Melanchthons Hand:

„Paulus ad Colossenses. Cap. *)

„Die rede Christi soll in Euch wohnen „reichlich in aller weisheit und soll Euch „vntereinander lehren und erinnern.

„Merkt dises wort, wohnen, wo man „gottliche lehr hertzlich betracht vnd mit „glauben annimmt, da wohnet gewisslich „Gott im selbigen hertzen.

„scriptū manu Philippi Melanthonis."

*) Die Zahl des Kapitels ist nicht beigeschrieben.

IV.

Friedrich Wilhelms des Großen selbst verfertigtes und eigenhändig geschriebenes Gebet.

O Almechtiger Herr Herr, Alle deine straffen vndt zugtigungen so ich von Deiner vatterlichen Handt empfange, seindt nur alle zeichen deiner Gnaden, gegen mich, den ein Vatter so sein Kindt liebet, zuchtiget selbiges, verlei mir die Gnadt, da ich Sie auch also erkenne vndt aufnehme, das du dadurch recht dein vatterliches Hertze gegen mich erweisset vndt mich pruffest, auf das ich mich ahn dich desto fester in inbrunstiger Liebe Vertrauen vnd Hofnung zu volführung deines heilligen Willens halte, vndt gewis des Ewigen Lebens vndt Seligkeitt versichert sein, vndt in Ewigkeitt genissen moge. Amen.

Der Andreasabend.

„Laß es doch lieber seyn, Bärbchen; man soll den Erbfeind nicht versuchen, sagte die schöne, fromme Jungfrau Margareth zu ihrer Jugendgespielin; der liebe Gott hat dir viel Schönes und Erfreuliches beschcert. Da muß ein frommes Menschenkind sich auch genügen lassen.“

Bärbchen war ein leichtgemuthetes, fröliches Dirnchen, der es in ihrem Leben noch an nichts gefehlt hatte; ja, durch ein günstiges Geschick war sie sogar über die Zerstörung, welche ihre Vaterstadt Magdeburg vor wenigen Jahren erst betroffen hatte, fast schreckenlos hinüber gehoben worden, indem sie sich gerade damals auf einer fernen Reise befand. Sie wohnte jetzt wieder mit ihren reichen Aeltern zur Miethe im obern Geschosse des Hauses, das Margareths

Mutter, einer armen frühverlassenen Wittwe, als Ueberrest aller vormals reichlichen Weltgüter zurückgeblieben war. Die beiden Mädchen hielten jedoch an ihrer Freundschaft fest, wie verschieden es auch um ihre Glücksumstände aussah, und wie beinahe noch verschiedener um ihre ganze Sinnesweise, nur daß ein guter deutscher Grund von Treue und Frömmigkeit in allen Beiden lag. Einen Abend um den andern pflegte Bärbchen zu Margareth herunter zu kommen, und dann wieder Margareth zu Bärbchen hinauf, und so saßen sie auch heute in dem Stübchen der Wittwe, die zu einem Krankenbesuch ausgegangen war, am Heerdesfeuer beisammen, Jede den Wocken ämsig und sorgsamlich drehend. — „Was hat es denn weiter auf sich, Gretchen? begegnete Bärbchen der sorgsamlichen Vermahnung. Es ist ein Spaß, den Muhme Suse sich ausgedacht hat, und weiter nichts.“ — „Muhme Suse gefällt mir nicht, sagte Margareth, und ihre Späße noch weit minder. Was das für ein Gedanke ist! Soll sich da ein frommes, ehrbares Mädchen am heiligen Andreasabend in eine dämmerige Stube hinsetzen,

und mit wunderlichen Worten und Geberden fragen, wer ihr künftiger Verlobter seyn wird, und endlich gar die Geister anrufen, daß sie ihr seine Gestalt zeigen sollen! Bärbchen, die Sache taugt an und für sich schon nicht. Wer weiß welchen gräulichen Teufelsspuk man sich hereinrufen könnte. Und bedenke doch nur, wie ernst die Zeiten sind. Kaum drei Jahre sind es her, daß der böse Tilly unsere schöne Stadt Magdeburg in Staub und Asche legte, so daß nächst dem hochherrlichen Dom nur wenige Häuser unversehrt geblieben sind, worunter durch Gottes ganz wunderbarliche Gnade eben das unsere mit gehört." — „Nun, lachte Bärbchen, da hat das Haus ja Glück, und man darf sich um so eher eine etwas dreiste Frage darin herausnehmen." — „Ich meine nicht, entgegnete Margareth. Wenn ich so durchhin gehe durch unsere Stadt, und sehe die halbzerschossenen Häuser an, und die Halbverbrannten, und in vielen Straßen noch immer das hohe Gras, und ich komme dann wieder an unsere reinliche, gut erhaltene Wohnung, — nieder zieht es mich fast auf die Knie, weil ich meine Unwürdigkeit so

gar tief fühle, und ich möchte nur gleich ein frommes Gelübde thun für meine ganze übrige Lebenszeit, um doch etwas zu leisten für eine so ganz überschwängliche Huld." — „Es mag tiefern Eindruck auf dich machen, sagte Bärbchen, denn du hast den ganzen Lärm selbsten mit erlebt, und bist nur kaum errettet worden im Dom durch des ehrwürdigen Prediger Bakius Fürsprache. Es muß wohl recht rührend gewesen seyn, wie der so in den Kirchthüren gestanden hat, und dem wilden Feldobersten Tilly die lateinischen Verse vorsagte, daß dessen steinern Herz sich erbarmte, und euch lieben Leuten, die ihr zu Hunderten in der Kirche standet, allzumal Gnade angedeihen ließ. Mich hat's weniger bewegt, wie sie mir's mondenlang nachher im prächtigen Wien vorbrachten, und meine Aeltern fanden sich auch leichter darin, weil sie doch nicht selbst mit dabei gewesen waren." — „Wie wird dir denn aber, fragte Margareth, wenn du die vielen Todtenkreuze auf den Grabstätten unserer jungen Bürger ansiehst, die den Heldentod starben in vergeblicher Vertheidigung der Stadt? Da, dächte ich doch, müßten jedem

Menschen die Augen übergehen." — „Nein, eben drum, lachte Bärbchen zurück, weil es ja so sehr an jungen Freiern fehlt, muß ich Muhme Susens Listen gebrauchen, und fragen, welch einer mir wohl noch zu Theil werden kann. Uebermorgen ist Andreasabend. Bis dahin besinnst du dich wohl noch selbst, und leistest mir Gesellschaft. Gute Nacht!" — Damit war sie singend und lachend aus der Thür, Margareth aber hüllte ihr erglühendes Antlitz heißweinend in das feine, selbstgewebte Taschentuch ein.

Bald nachher kam die Mutter nach Hause. Wie sie die Thür nach sich schloß, die Laterne ausblies, und die schwarze, etwas beschneite Sammtkappe nach sorgfältigem Abbürsten an die gewohnte Stelle hinter den Ofen hing, stimmte sie folgende Zeilen aus einem alten Kirchenliede an:

„Wild treiben wir uns um und irr
Durch das verrufne Weltgewirr,
Wir suchen da, wir fragen dort,
Wir finden nicht den rechten Ort,

Fehlen,
Quälen
Unsre Seelen
Auf und nieder!
Sammle Du die irren Glieder!"

Da ward sie erst die heissen Thränen ihrer Tochter gewahr, streichelte ihr die feuchten Wangen, und sagte: hab' ich dich traurig gemacht mit meinem Liede? Ach, frommes Töchterlein, das wollt' ich nicht, und bitte dich, nimm doch vielmehr den schönen Trost daraus, der in den Worten liegt:

Sammle Du die irren Glieder!

Schau, Margarethchen, da wird auch Er gewiß mitgesammelt, denn um einer andern und ritterlicheren Ursach willen ist wohl kein Mensch in die Irre gerathen, als Er."

„Wohl recht, liebe Mutter, und Gott wird alles gut machen;" entgegnete Margareth, küßte die streichelnde Hand, und sang den Vers aus beruhigtem Gemüthe nach, während beide sorgfältige Wirthinnen das Feuer auf dem Heerde löschten, worauf sie schon mit dem zehnten Schlage der Bürgerglocke ihr Nachtgebet im Bette hielten.

Der Andreasabend war herangekommen, und was auch Margareth gegen die wunderlichen und bedrohlichen Feierlichkeiten einwenden mochte, Muhme Suse behielt dennoch mit ihren Rathschlägen die Oberhand, führte Bärbchen die Treppe hinan in das dämm'rige Gemach, und schlüpfte bald darauf hohnlachend an Margareth vorbei, welche mit thränenden Augen und klopfendem Herzen von der offnen Hausthür in die stille flimmernde Winterkälte der beschneieten Gassen hinaussah.

Da kam nach einer Weile Bärbchen ängstlich die Stiegen herunter gestürzt, faßte bebend Margareths Arm, und flüsterte, indem sie mit ihr in das wohlvertraute Zimmer wankte: ach hätt' ich dir gefolgt, traute Schwester! Nun weiß ich's, ich bin ohne Rettung verloren. Ein entsetzliches Scheusal wird mein Gemahl."

Margareth redete ihrer zitternden Freundin nach Kräften Trost ein, holte auch Balsamfläschgen und Arzneibüchschen herbei, und was sich irgend stärkendes in der wohleingerichteten Wirthschaft befand, davon denn auch Bärbchen sich endlich in so weit erholte, daß sie erzählen konnte, was ihr zugestoßen war.

„Sieh,

„Sieh, Margareth, ich glaubte nicht recht daran, sagte sie, und es zuckte mir doch ein kalter Schauder nach dem andern vom Scheitel bis zur Sohle, als Muhme Suse hinausschritt aus der dämmrigen Stube, und mich allein ließ mit der wachsenden Nacht. Während ich nun die wunderlichen Worte sprach, und mich, der Vorschrift gemäß, platt an die Erde setzte, ward mir's entsetzlich zu Muthe. Da ging es auf der Treppe — Margareth, es ging wahrhaftig, und trat hart auf, mit schwerem Mannestritt — auf knarrte die Thür — ein Gesicht sah herein — hu!"

Sie schlug beide Hände vor die Augen und zitterte heftig. „Eine Laterne, sprach sie weiter, trug das Ungethüm in der entfleischten, hochgehobenen Hand, davon ein schräger Schein herunterfiel über das wirre Haar, über die wahnwitzig rollenden Augen, über den geifernden Mund. — Bist mein Bräutchen? schrie er mich an, sperrte den Rachen gegen mich auf, und sprang, auf einem Beine hüpfend, um mich herum. Margareth, wie bin ich denn nicht toll geworden? Gott sey Dank, er blieb nicht lange,

und ich gewann Muth und Kraft, mich zu dir herunter zu retten. Aber was hilft es? Zur Beute muß ich ihm ja doch einmal werden in meinem Leben. O du heillos prophezeihender Andreasabend."

Margareth lächelte wehmüthig, sahe hochroth vor sich nieder und sprach: „gieb dich zur Ruhe, armes Bärbchen; es ist fürwahr kein gespenstisches Bild gewesen, sondern ein armer, ach, recht sehr bedauernswerther Verrückter. Ich muß dir das von Anfang erzählen."

„Als der Feind gegen unsre Stadt heranrückte, war niemand muthiger und freudiger, die Bürgersoldaten zu sammeln, als der junge Lorenz Falk, der sich schon bei mannigfachen Gelegenheiten als ein gar treues und ehrliebendes Herz bewiesen hatte." —

„Ich entsinne mich seiner noch gar wohl, unterbrach Bärbchen ihre Freundin. Als ein kleiner, blondgelockter Knabe spielte er immer mit uns in meines Vaters Garten vor dem Thore. Wir pflegten ihn nur immer Eichkätzchen zu rufen, weil er so rasch und kühn die Bäume hinanflog; nicht wahr?"

Margareth nickte bejahend, und fuhr mit zurückgehaltenen Thränen fort: „das war eine glückliche Zeit. In der ernstern, welche bei der Belagerung aufstieg, war er viel in unserm Hause, weil sein Posten ihn hier in der Nähe der Mauer festhielt, und Mutter es sich für eine Ehre rechnete, einen braven Vertheidiger der Stadt mit gastlicher Labung recht oft zu erquicken. Ach, Bärbchen, was er da für ein gottvertrauendes Gemüth entfaltete! Und wie so tapfer und fröhlich er war! Alle Besorgnisse wußte er immer meilenweit von sich wegzuwerfen, und von jeglichem mit, der ihn sprechen hörte. Magdeburg, sagte er, stehe in Gottes Hand, und wer die recht schwer und gewichtig fühlen wolle, müsse sich eben an unsere Mauern heranwagen. Er hat auch nur immer gelacht über den Tilly und über alle Kugeln, welche der hereinschießen ließ, und dem Feinde Abbruch gethan, wie ein junger freudiger Löwe.“

„Margareth, unterbrach sie Bärbchen, du hast dich wohl sehr erhitzt, um mir zu helfen, liebes Kind. Deine Wangen glühen wie Kohlen. Rücke dich etwas abwärts vom Heerd.“

Die Sprechende stellte in einiger Eil ihren Stuhl in das Dunkel zurück, und redete mit etwas leiserer Stimme weiter:

„Er mochte wohl mit daran Schuld haben, daß man sich der Sorglosigkeit überließ, als die Feinde zum Schein abzogen, denn er sahe darin die fröhliche Bestätigung seiner Zuversicht; und munterte alle Welt zu Festlichkeiten auf, und damit man die recht heiter feiern könne, solle man noch vorher recht ausruhen nach überstandener Arbeit. Wie nun aber der Feind urplötzlich hereinbrach über die schlafende Stadt, — ach, da hat Lorenz Falk recht gestritten wie ein Held, — darüber sind sie alle einig, — und mit seinem Blut gelöscht, was er etwa früher versehen haben kann. Man fand ihn unter den Todten und zwischen den glimmenden Balken eingestürzter Häuser. Geheilt ward ihm die tiefe Kopfwunde wohl, aber sein Verstand war dahin, ist es auch vielleicht schon vor der Wunde gewesen, in dem heissen Zorn und dem entsetzlichen Umschwung all seiner Hoffnungen. Denn die ihn zuletzt fechten sahen, behaupteten, er habe lustig gelacht und Victoria geschrieen, und

gerufen, er fechte auf den Trümmern der eroberten Hauptstadt Rom."

„Seitdem nun geht er alle Abend an die Stelle der Mauer, wo ehedem sein Posten war, und wenn er mich in der Thür stehen sieht, oder am Fenster sitzen, bleibt er still und freundlich, grüßt, und macht sich wieder nach der kleinen Hütte zurück, welche er sich aus Trümmern in der Nähe des Elbufers erbaut hat. Sieht er mich aber nicht — da wird er bisweilen wild und unartig. Heute Abend hatt' ich es versäumt. Er muß sich ins Haus hereingeschlichen und dich erschreckt haben. Denn ganz verwildert, gerade wie du ihn beschreibst, sah' ich ihn, kurz bevor du kamst, aus der Hausthüre fliegen, ohne daß er auch mich nur einmal gekannt hätte."

Bärbchen dankte ihrer Freundin für die beruhigende Auskunft, und schlich etwas bleich die Treppe wieder hinauf. Aber sie hatte beim Ausziehn nicht das Herz in den Spiegel zu sehn, aus Furcht, das abscheuliche Bild mögte ihr über die Schulter lauschen, und seufzte als sie die Lampe löschte, aus schwerem Herzen:

ach, Muhme Suſe hat dennoch ſehr, ſehr Unrecht gehabt mit ihrem frevelnden Rathſchlag.

Der Mond ging hell am Himmel auf, da richtete ſich erſt der arme, verwirrte Lorenz wieder ordentlich in ſeinem Hüttchen ein. Weil er Margareth heute nicht geſehen hatte, kam ihm alles ſo ſehr verworren und beinahe feindſelig vor. Er hatte Bank und Tiſch und Schemel und Flaſche und Teller übereinander hingeworfen in der trüben Dämmrung, aber nun, beim hereinbrechenden Mondlichte, ſtellte er ſeinen kleinen Hausrath freundlich zurecht, und ſang auch dabei das ſtille Himmelslicht mit folgenden Worten an:

„Guten Abend, hübſcher Wandrer
Mit dem blanken Angeſicht.
Wirſt doch nimmermehr ein Andrer,
Fehlſt zur rechten Stunde nicht.
Mädchen — ? Ja, da kann man paſſen,
Und doch ſind ſie nie zu Haus!
Und man kehrt faſt Lieb' in Haſſen,
Art'gen Gruß in wilden Graus.

Mondſtrahl, küſſe mir, du milder,
Meine heiſſen Thränen ab.
Freilich bin ich nur ein Wilder —
Ach, beſcheine bald mein Grab!

Junge Bürger, die eben noch über die Elbbrücke gingen, ſtanden ſtill, und hörten ſehr bewegt zu; Mädchen in den nächſtliegenden Häuſern lauſchten hinter den halboffnen Fenſtern, und trockneten ſich die Augen.

Am Morgen drauf kam Muhme Suſe zu Bärbchen, und fragte, wie die Probe abgelaufen ſey. Da ſie nun aber nichts hörte, als Verwünſchungen des ruchloſen Unternehmens, und nach und nach herausbrachte, wie gräuelvoll es ſich geendet habe, fing ſie an auf die arme Margareth zu ſchelten, und ihr alles beizumeſſen, was den heitern Erwartungen, welche ſie dem Mühmchen vorgeſpiegelt hatte, zuwider gegangen ſey. — „Nein, ſagte ſie, die Erſcheinung muß ſchon im Anzuge geweſen ſeyn — der blankſte Kavalier, liebes Kind, von allen, welche du jemals in der Kaiſerſtadt Wien ge-

ſehen haſt, und da hezt dir die neidiſche Margareth ihren tollen Liebhaber hinauf — denn wie hätte ſich der arme Narr ſonſten irgend gerade auf dein Zimmer gefunden! — und verjagt damit die rechte, von den Geſtirnen beſtimmte Geſtaltung.“

Und zugleich begab ſie ſich an das Weiſſagen aus Kaffeſatz und Punktirbüchlein, und es ging richtig der ſchönſte aller Wiener Ritter daraus hervor, und einen ſolchen trug Muhme Bärbchen auch wirklich bereits in ihrem Sinn. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die arme Margareth fortan mit großer Scheue angeſehen ward, und die freundlichen Abendzuſammenkünfte beim Spinnwocken noch früher ein Ende gewannen, als der Lenz die erſten Blumen aus der Erde trieb.

Muhme Suſens Prophezeihung ſchien derweile in Erfüllung gehen zu wollen. An einem warmen, hellen Frühlingstage nämlich, wo ſich Bärbchen in einem luſtigen Gehölze der Stadt mit ihren Aeltern erging, fanden ſie unter dem

Lindenschatten einen anmuthigen Ritter schlafen der den Zügel seines edlen Rosses um die Hand geschlungen hielt, und von welchem sich Bärbchen alsbald erglühend abwandte, denn sie sahe nur zu deutlich, daß es der schöne, italienische Graf war, welcher in Wien so oftmalen vor ihrem Fenster vorbeizureiten pflegte. Der Jüngling erwachte; auch über sein Antlitz goß es sich hin, wie zartes Morgenroth, als er das liebliche Bärbchen vor sich stehen sah; mit höfischer Gewandtheit sprang er empor, wußte sich den Aeltern auf das empfehlendste darzustellen, und hatte, noch ehe sein Gefolge ihm nachkam, und mit mannigfacher Pracht einen neuen Glanz auf den vornehmen, blühenden Herrn warf, bereits die Erlaubniß erhalten, das Haus des eitelgesinnten Bürgers zu jeder Stunde, wo es ihm wohlgefällig seyn würde, zu besuchen.

In Pracht und Herrlichkeit verging von da an Bärbchens Leben viele, viele Monate lang. Entweder der reiche Graf bankettirte in ihres Vaters Hause, oder er hatte selbst die ganze Familie zu irgend einem erlesenen Mahle eingeladen. Wenn sie allzumal in glänzenden Wagen,

oder wohl gar in irgend einem festlichen Aufzuge durch die mehr als halb verödeten Straßen hinzogen, sahe manch ein bleichwangiger Bürger ihnen kopfschüttelnd nach, und meinte, Prunk und Schlemmerei, so gar sehr am unrechten Orte ausgestellt, könne zu keinem glücklichen Ende führen. Bärbchen ließ sich dergleichen nicht anfechten, und eben so wenig die stillen Thränen, welche bisweilen in Margareths Augen drangen, wenn sie irgend einmal in den Weg der hochmüthigen Grafenbraut gerieth. — „Das kommt vom Neide her!" pflegte alsdann Muhme Suse in Bärbchens Ohr zu lachen. Die wenigen Stunden nämlich, welche nicht dem Grafen gehörten, blieben für die alte Weissagerin des gegenwärtigen Glückes aufgespart, und mit ihr zusammen lachte auch einmal Bärbchen, aus dem Fenster sehend, laut auf, als der arme Lorenz Falk im still demüthigen Wahnsinn zur gewohnten Stunde vorüberging, und die in der Thür stehende Margareth freundlich grüßte. — „Fürchte sie sich nicht, Jungfer Margareth, rief Bärbchen herab, ich will ihr ihren glänzenden Liebhaber nicht nehmen." — Da

ging Margareth hinein, barg das Haupt in ihrer Mutter Schooß, und weinte recht herzlich. Die Alte aber streichelte ihr die Wangen, und sagte: „gieb dich zur Ruhe, mein armes Kind. Wenn unser Herz so eben brechen will unter des himmlischen Vaters Zucht, geht sein Lächeln, ein Regenbogen durch Thränen, schon wieder heimlich verheißend über uns auf.“

Einige Zeit darauf war es, als falle ein bedrohlicher Gewitterschlag in das üppige Leben der Bankettirenden. Der Graf kam eines Abends ganz spät ohne Mantel und Hut an das Haus gerannt, klopfte und klopfte immer heftiger, und weil ihn aus den obern Gemächern niemand hörte, schlug er endlich wild an den Fensterladen von Margareths Mutter. Die gute sorgsame Matrone ging selbst zum Oeffnen hinaus, nicht zugebend, daß der Wüstling, dessen fremde Mundart ihn ihr allbereits kund gegeben hatte, auch nur im Vorübergehen mit ihrer sittig schönen Tochter ins Gespräch komme. Die lobenswerthe Vorsicht schien aber diesmal über-

flüssig. Wild schäumte der Graf an der Alten vorbei, und warf so wenig einen einzigen Blick seitwärts, daß man wohl abnehmen konnte, er würde in eben so achtloser Hast an der lieblichsten Frauengestalt aus deutschen Landen vorübergerannt seyn. Oben gab es einen großen Tumult; man hörte den Grafen seine Klinge gegen Wände und Thüren des Vorsaales wetzen, hörte Bärbchen bitterlich weinen und ihrem Bräutigam zurufen, er solle nichts Verzweifelndes unternehmen; einige heftige und harte Worte sprach auch wohl der Vater darein. Nach etwa einer Stunde ward es ruhig. Der Graf ging lächelnd und grüßend mit einem schweren Geldsack unter dem Arm die Treppe herab, und Bärbchens Mutter leuchtete ihm freundlich bis an die Thür, sich hernach bei der Hauswirthin etwas verwirrt und gezwungen über die ganze Unruhe entschuldigend.

Die ganze Stadt wußte nach wenigen Tagen, was es gewesen war. Der Graf hatte gegen fremde Spieler unglücklich gespielt, hatte sein Ehrenwort daran gewagt, und es auf augenblickliche Bezahlung verpfänden müssen. Wohl

war ihm der künftige Schwiegervater, durch die Fürbitte von Mutter und Braut beinahe gezwungen, zu seiner Rettung von Schmach und Verzweiflung behülflich gewesen, aber mit dem Bankettiren blieb es einige Zeit hindurch ruhig; der Graf erschien nur ganz demüthig und still im Hause; auch lachte Bärbchen nicht mehr, wenn Lorenz Falk mit seinen wehmüthig kranken Grüßen an Margareths Fenster vorbeigeschritten kam.

Es ward aber bald wieder anders. Denn von des Grafen Gütern langten reiche Geldzahlungen an, Bärbchens Vater bekam die dargeliehene Summe mit hohen Zinsen zurück, und noch prächtige Geschenke obenein. Das Wohlleben begann aufs neue seinen Lauf, und erreichte seinen Gipfel am Abende vor Bärbchens Hochzeitfeier. Margareth, von dem betäubenden Getümmel samt ihrer Mutter aus der sonst so stillen Wohnung gescheucht, hatte die ehrwürdige Matrone auf die Kornfelder hinausgeführt. Da hatte sie sich in den verherrlichenden

Abendlichtern am lieben Gottesſeegen der heranreifenden Aerndte gefreut, und recht erbauliche Geſpräche gehalten; auch kam Margareth mit vielen ſchönen Blumen vergnügt nach Hauſe. Als aber die Zinken und Poſaunen aus den Fenſtern der Hochzeiterin ihr die Straße herab entgegenſchmetterten, war es dennoch, als enge ſich ihr das Herz ein wenig ein. Die Mutter ſahe ſie kopfſchüttelnd an, und ſprach: „ei Margareth, ſo hoff' ich doch nun und nimmermehr daß ein Ding, wie der böſe Neidteufel ſich in dein ſonſt ſo klares Herz eingeniſtet haben kann.“ — „Behüte Gott, liebe Mutter, ſagte die Jungfrau. Es iſt mir nicht um meinetwillen, aber wohl um Bärbchens willen. Da drückt mich eine bange Ahnung ſeit Wochen ſchon beinahe zu todt.“ — „Wollens proben, Kind, wie es mit dir beſtellt iſt, entgegnete die Mutter. Gehe alsbald hinauf, und bringe der Grafenbraut deine Blumen zum Geſchenk; harre auch hübſch demüthig an der Thür, bis ſie auf dich und deine unſcheinbare Gabe einen günſtigen Blick wirft, und kannſt du das mit ſtillem, freundlichen Sinne thun, ſo ſteht es rein um

dich und gut." — „Herzens Mutter, sagte Margareth, ich will es von ganzer Seele gern thun, aber schaut, der arme, kranke Lorenz Falk muß nun bald die Straße herabkommen, und grüß ich ihn nicht von der Thür oder Fenster her, so irrt es ihn. Ihr wißt das ja nur allzugut." — „Ei, sprach die Alte, er mag sich heut einmal ohnedem behelfen. Dergleichen Hinderungen will uns der Böse immer in den Weg werfen, wenn wir einmal Lust haben, uns einer ersprießlichen Prüfung zu unterziehn. Gehe du in Gottes Namen nur gleich hinauf, meine Tochter."

Und Margareth gehorchte demüthig, und schritt, um den armen Lorenz Falk seufzend, mit ihren Blumen die Treppen hinan.

Oben in dem leuchtenden Saale blickte Bärbchen viel zu stolz nach allen den Zuschauern umher, die an den Thüren die Pracht des Festes bewunderten, als daß sie nicht auch die ehemalige Freundin alsbald hätte wahrnehmen sollen. So merkte sie auch, daß diese sie zu sprechen wünsche, und ihr wohl mit dem Blu-

menſtrauß in ihrer Hand ein Geſchenk zu machen gedenke. „Aber, dachte ſie, die kann warten, die neidiſche, mißgünſtige Dirne!“ — So feſt hatten Muhme Suſens Reden ſich ſchon mit ihrem Gift in das ehemals argloſe und freundliche Herz eingewurzelt. Nur als der Bräutigam eben die Treppe hinabſprang, um auf der Straße ein Muſikchor ſo anzuſtellen, daß es wie ein Echo den Klängen der Tanzweiſen anmuthig nachhalle, dachte die Braut: „nun will ich das arme wartende Ding doch lieber gleich abfertigen. Man hat jetzt beſſere Muße dazu, als nachher.“

Sie ſchritt auch alsbald auf Margareth zu, und wie dieſe ihre Blumen mit einer demüthigen Neigung ihr entgegenhielt, ſagte ſie: „behalte ſie nur, Jungfer Margareth. Ich würde mir mit dem Zeuge blos meinen Putz verderben. Aber da, für den guten Willen!“

Damit hielt ſie ihr einen Doppelducaten hin. Aber Margareth ſchauderte zurück, winkte ſie mit den Blumen von ſich ab, und ſeufzte heißweinend: „ach Bärbchen, es iſt mir angſt um dich. Ueberhebe dich ja nicht zu dreiſt, und denke doch

nur

nur um Gotteswillen an den Andreasabend!“ Dann eilte sie verhüllten Antlitzes die Treppen hinab; die Braut stand bleich und regungslos in der Thür.

Nicht viel minder verstört kam bald darauf der Bräutigam zurück. Er war unten auf der Straße dem wahnwitzigen Lorenz Falk begegnet, und der, in seiner durch Margareths Wegbleiben entflammten Wildheit, hatte den Grafen hart angefaßt, und ihm ins Ohr geschrieen: „der Andreasabend! der Andreasabend! am Andreasabend gings eben so zu!“ — Denn seinen kranken Sinnen hatte sichs schmerzlich eingedrückt, wie auch damals die geliebte Gestalt nicht zu sehn gewesen war. — Das bebte dem glühenden Bräutigam wie Todesschauer durch das Gebein, ohne daß er sich über das Warum Rechenschaft zu geben wußte. Verwildert riß er sich los, flog die Treppe hinan, und suchte mit Wein und Tanz sein schauerliches Gefühl zu ersticken. Als er nach einem Walzer einige tändelnde Worte mit der auch noch immer bleichen Braut zu sprechen versuchte, trat ein Hochzeitgast hinzu, und fragte scherzend, auf den da-

mals sehr bekannten Aberglauben anspielend: „hat sich denn das schöne Paar wohl zum erstenmal am Andreasabend erblickt?“ — Mit einem Laute des Schreckens bebten Braut und Bräutigam auseinander, und wie dunkles Nebelgewölk lag von da an eine trübe Ahnung schwer auf dem prächtigen Fest.

Bald nach der Hochzeitfeier war der Graf abgereist mit seiner jungen Frau und den Schwiegeraltern, ohne daß Bärbchen andere als unwillige Blicke auf ihre vor der Thür stehende Freundin zum Abschiede fallen ließ. Es war nun wieder ganz still im Hause, und in der wenig bewohnten Gasse auch; der arme Lorenz Falk schritt alle Abend gewohntermaßen vorüber, und entbehrte jetzt niemals dabei Margareths tröstenden Gruß.

Es gingen wohl einige Jahre so hin. Da verbreitete sich einstmalen das Gerücht, als laure in den Harzbergen ein grimmiger Räuber, der sich öfters bis weit in die Ebene herunterwage, und wegen vieler siegreicher Gefechte für ganz

unüberwindlich gehalten werde. Alsbald zogen einige der muthigsten Bürgerjünglinge wider ihn aus; aber statt daß sie den Räuber mit Siegsgepränge als Gefangenen hätten durch das Thor einführen sollen, kamen sie wund, ermattet von schneller Flucht, zum Theil ohne Waffen und Rosse zurück. Andre Unternehmungen gleicher Art hatten gleichen Erfolg. Es wollte sich niemand mehr gegen den blutigen Würfler — so nannte man den Räuberhauptmann — hinauswagen. Der ward darüber immer dreister, und immer mehr des losen Gesindels lief ihm zu, so daß zuletzt die Väter der guten Stadt Magdeburg, die Würde ihres uralten, weit verehrten Ortes fühlend, einen öffentlichen Aufruf ergehn liessen, wer sich stark und muthig fühle, auszuziehn gegen den blutigen Würfler, solle sich stellen unter gemeinsamer Stadt Banner, für den Schutz und die Ruhe der ganzen Gegend umher. Aber so laut und lustig auch der Herold durch die Gassen trompetete, dennoch sammelte sich nur eine ganz kleine Schaar um ihn. Eben zog er über die Elbbrücke; da standen einige junge Bürgersleute am Strande, und

redeten davon, wie man wohl zu jeglicher andern Fehde gern unter die Waffen treten möge, gegen den wüsten, zauberischen Buschklepper mit dem gräßlichen Namen aber nicht. „Schämt euch! Seyd ihr brave Magdeburger?“ rief ein Jüngling plötzlich dicht neben ihnen, und ein Strom so kriegslustiger und ermuthigender Worte quoll hinterdrein, daß schon Allen die Herzen brannten, und die Arme zuckten, als sie erst bemerkten, der, welcher also spreche, sei nur der wahnsinnige Lorenz Falk. — „Geh' in deine Hütte, armer Lorenz,“ sagten sie, aber er erwiederte: „wenn ich krank und toll gewesen bin, bin ichs doch nun nicht mehr, seit es etwas Tüchtiges und Ehrenvolles zu thun giebt. Glaubt mir, des Herolds Trompetenblasen und Rufen hat mich recht aus dem Grunde geheilt.“ — Und noch viele treffliche, besonnene Reden fügte er hinzu, davon sie sich nicht allein überzeugten, er sey vollkommen wieder gesund, sondern auch keinen Anstand nahmen, sich unter seiner Anführung zu dem aufgeworfnen Banner des Heroldes zu verfügen.

So ging es immer weiter die Straßen ent-

lang, und immer gewaltiger vermehrte sich die Schaar durch solche, die anfänglich bloß fragen wollten, was der wahnsinnige Lorenz beginne, bald aber aus den Zeugnissen der Genossen und seinen eignen begeisternden Anreden die wunderbare Verwandlung erfuhren, die mit ihm vorgegangen war, und nun nicht wieder von ihm los konnten. Das Geschwader der Freiwilligen erschien endlich vor den Vätern der Stadt, und hier setzte Lorenz Falk mit würdiger Demuth auseinander, wie ihm der furchtbare Gedanke, mit an dem Unglück des Vaterlandes Schuld zu tragen, die Sinne verwirrt habe, wie ihm aber Licht und Kraft zurückgekommen sey vor dem Aufruf, etwas zu wagen für Freiheit und Frieden der Mitbürger und Landesgenossen. Die Jünglinge begehrten ihn lautes Rufes zu ihrem Anführer wider den blutigen Würfler, gern willigte der freudig staunende Rath ein, und bald zog Lorenz Falk im vollen Kriegerschmucke, vom Jubel des glückwünschenden Volkes begleitet, an der Spitze seiner Schaar vor Margareths Fenster grüßend vorüber. Ihr Herz, das ihn nimmer im verwirrenden Bilde des Wahnsinns

verkannt hatte, ward seiner auch gleich wieder in der neuen Zier und Herrlichkeit inne. Zum freudigen Dankgebet eilte sie in ihr Kämmerlein, und die Mutter sagte, als die Jungfrau selig lächelnd zurückkam: „siehst du, Kind, wie schön der droben es versteht, zu sammeln was in der Irre ging?"

Es kamen nach einigen Tagen furchtbare Nachrichten, wie der wilde Würfler die gegen ihn ausgerückte Schaar in das wildeste Gebirg hinein verlockt, und dorten niedergehauen habe. Alles in der Stadt zagte, aber Margareths Herz schlug ruhig. — „Ich sollte nicht meinen, sagte sie, daß ihn der liebe Gott um einer Niederlage willen so wunderbar erweckt hätte! und trieb mit sinniger Heiterkeit ihre Hausgeschäfte nach wie vor, daß die Mutter ihre rechte Freude an dem Töchterlein hatte. Da fiel bald darauf mit den ersten duftigen Morgenstrahlen ein Klingen freudiger Kriegsmusik in der frühwachen Jungfrau Sinn. Erröthend, wie der heitere Morgen selbst, eilte sie an das Fenster, und

Lorenz Falk zog in aller Pracht des Sieges heran. Vor ihm her ward ein wunderliches Schwerdt getragen, und ein spitzig hoher Sturmhut, den ein gewaltiger Hieb mit Blut gefärbt, und beinahe ganz zertrümmert hatte. Das seyen die Waffen des blutigen Würflers, rief ein Herold dazu aus; der junge, tapfre Hauptmann habe sie ihm mit eigner Hand abgerungen, und der grimme Räuber sich darauf in Verzweiflung über eine Felswand hinabgestürzt! Gefangen, erschlagen oder zersprengt sey die ganze Schaar! Gesichert die Gegend! — Laut jubelte das Volk, und Lorenz Falk grüßte, doch noch schöner und freudiger, als beim Ausrücken in das Feld.

Der von allen Mitbürgern geehrte Jüngling schritt wenige Wochen darauf mit der güldenen Rathsherrnkette umher, baute sich sein eingeäschertes Haus am Elbstrande wieder auf, und führte Margareth unter den seegnenden Freudenthränen ihrer Mutter als sein liebendes Eheweib darin ein.

Die beiden Vermählten lebten schon über zwei Jahre mitsammen in glücklicher Verbindung, und die Mutter fand ihre Herzensfreude an ihnen, so oft sie aus dem eignen Hause, welches sie nicht hatte verlassen wollen, herüber kam, sie zu besuchen. Auch hatte Margareth ihren Eheherrn bereits mit einem wunderschönen Knäblein erfreut. Da saß die holde Frau einstmalen an einem heiteren Abende vor der Thür, die Heimkehr ihres Lorenz, der in Geschäften der Stadt ausgegangen war, erwartend. Das Kindlein spielte zu ihren Füßen. Ein ärmlicher Wagen, mit rohem Zelttuch überdeckt, von einem einzigen magern Pferde gezogen, rasselte langsam über das noch immer nicht recht wiederhergestellte Steinpflaster heran. Der Knabe, nach Art seines Vaters, auf Roß und reisiges Gezeug erpicht, kroch dem Fuhrwerk entgegen; ängstlich sprang die Mutter hinzu, und wie sie ihr liebes Kind halb scheltend, halb liebkosend seitwärts trug, und eben einen vorübergleitenden Blick in den Wagen warf, hielt dieser an ihrer Thür still. Margareth wäre fast vor Schrecken mit dem Kinde umgesunken, denn das bleiche

Gesicht, das, von einer tiefen Trauerhaube umgeben, aus der Leinendecke hervorstarrte, gehörte offenbar ihrer ehemaligen Freundin, dem einst so hochmüthig lustigen Bärbchen an. „Aber edle Gräfin, sagte Margareth, sich tief verneigend, wie kommt ihr hierher, und in diesem Aufzug?“ — Aber Bärbchen stieg weinenden Auges aus dem Wagen, und weil Margareth merkte, sie habe ihr etwas zu vertrauen, führte sie sie eilig in das Haus, ihrem Gesinde befehlend, das wenige Gepäck abzuladen, und den Fuhrmann zu befriedigen.

Eine lange, schwere Leidensgeschichte hatte Bärbchen zu erzählen. Der Graf war zu Wien immer tiefer in alle Rohheiten des Spieles und des Zechens versunken; da hatte er sie endlich, nachdem alle sein Vermögen drauf gegangen war, und Bärbchens Habe dazu, heimlich verlassen, und sollte sich, wie man behaupten wollte, jetzt in einem ganz verzweifelten Leben wild umtreiben; Bärbchens Aeltern waren schon früher in Gram gestorben, und so hatte sie sich denn mühsam hierher zurückgerettet, ihre einzige Hofnung auf das Mitleid der einst verschmähten Freundin gründend.

„Gott Lob und Dank, daß du glücklich angekommen bist, Bärbchen;“ sagte Margareth, und bereitete ihr alsbald im obern Geschoß ein artiges Zimmer, mit anmuthiger Behaglichkeit dafür sorgend, daß es nur der Freundin recht wohl bei ihr gefallen möge.

Als Lorenz Falk endlich heim kam, und von der neuen Hausgenossenschaft hörte, war es, als wolle ihm dies nicht allerdings wohl gefallen, aber immer bereit, das Rechte zu thun, faßte er sich sogleich, und nahm die Fremde mit heiterer Gastlichkeit auf.

In der stillen, häuslichen Pflege rötheten sich Bärbchens Wangen wieder, ihre Augen begannen von Neuem anmuthig zu leuchten, und der liebliche Leichtsinn, welcher sie früher ins Unheil gelockt hatte, half ihr nun auch eben dies Unheil um so eher vergessen. Aber ein anderes ging ihr auf. Wie sie den edlen, sinnigen, allgemein verehrten Lorenz Falk jedesmal beim Mittag- und Abendtische sich gegenüber sah, auch oftmals im häuslichen Kreise an seine Seite zu

sitzen kam, drang es ihr wie ein Messer durchs Herz, der schöne Mann gehöre eigentlich ihr; am Andreasabend sey er ja als der Verheissene zu ihr eingetreten, und nur eine unbegreifliche Verblendung, die sie am liebsten der Zauberei zuschrieb, habe sie um ihn gebracht. Sie ermangelte auch nicht, dergleichen in allerhand Scherzreden hervorzubringen, und sich überhaupt auf die anmuthigste und zierlichste Weise darzustellen. Läugnen konnte man es nicht, daß die stille Hausfrau Margareth, ob sie gleich schöner seyn mochte als Bärbchen, manchmal bei dem Vergleiche verlor, und Lorenzens Augen blieben öfters unwillkührlich auf der anziehenden Fremden haften, womit Bärbchen, ob sie sich gleich nichts Böses dabei dachte, in ihrem frohen Muthe ganz wohl zufrieden war. Aber der wackre Lorenz Falk war damit nicht zufrieden, und that, was in solchen Fällen eines braven und frommen Mannes Schuldigkeit ist: er ging der Gefahr aus dem Wege. Zu bedauern blieb nur bei diesem ehrlichen Benehmen, daß manche schöne Stunde der Häuslichkeit darüber verloren ging, und die Frauen in den länger und

länger hereinbrechenden Winterabenden faſt immer mit dem Kinde allein waren, indeſſen Lorenz ſich faſt überarbeitete im Dienſte der Stadt, um alle müßigen und eiteln Gedanken aus ſeinem Sinne fortzutreiben.

Darüber kam endlich das liebe, heilige Chriſtfeſt heran, und vor der Weihnachtsluſt, die dem Kinde bereitet werden ſollte, verſchwanden alle Stöhrungen und Truggebilde aus des Vaters Augen. Er war jetzt gerne daheim, und es ſah licht und klar in ſeinem Innern aus, wie in einem himmelblauen, mittagshellen Strome. Bärbchen zog ſich nun ihrerſeits mit etwas verletztem Gefühl öfters aus der Geſellſchaft zurück, welches aber Lorenz vor ſeinen Hausvaterfreuden gar nicht zu bemerken ſchien. Eines Nachmittags gaben ſich beide glückliche Aeltern — das Kind war zu der Großmutter hinüber geſchickt — mit ämſigem Fleiß an das Vergolden der Aepfel und Nüſſe, welche bei dem nahen Feſte zwiſchen den Lichtern des grünen Weihnachtbaumes zu prangen beſtimmt waren, und Bärbchen, die ſich eben zur Zither mit einem artigen Liede vernehmen laſſen wollte, ward

davor ganz überhört. Unmuthig ſtellte ſie das Inſtrument in einen Winkel, und eilte beflügelten Trittes in ihr Gemach hinauf.

Wie ſie nun ſo allein ſaß in der dämmrigen Stube, vor den Fenſtern die wachſende Nacht, da kam ihr in das Gedächtniß eine Erinnerung von mehrern Jahren her, und ihr ward beinahe zu Muthe, als müſſe in jedem Augenblick ein alter Bekannter eintreten, der ihr Schickſal und ihr ganzes Seyn und Treiben auf eine wunderbare Weiſe verändre. Sich mehr und mehr beſinnend, ward ſie endlich inne, grade heute ſey der Andreasabend, an welchem ihr damals der edle Lorenz Falk in ſo unglücklich verzerrter Geſtalt erſchienen ſey. Heftig in plötzliche Thränen ausbrechend, ſchlug ſie beide Hände vor das Geſicht, und rief aus: „Er war doch mein, er war mir doch beſchieden, und käme zu dieſer Stunde, was mein iſt, fürwahr, ich wollte mein Eigenthum mit treuer Liebe empfangen!“

Und horch, da ging es auf der Treppe, ging wahr und wahrhaftig, und trat hart auf, mit ſchwerem Mannestritt — auf knarrte die Thür — ein Geſicht ſah herein. —

Bärbchen war mehr todt als lebendig. Alles schien sich von damals her zu wiederholen, nur viel, viel entsetzlicher, die Erfüllung einer gräßlichen Prophezeihung. Eine Laterne trug auch jetzt das Ungethüm in der hagern, hochgehobenen Hand; da fiel ein Schein von herunter über das wirre Haar, über die wahnwitzig rollenden Augen, über den geifernden Mund. — „Bist mein Bräutchen," schrie er sie an, und sperrte den Rachen gegen sie auf. Aber statt daß Lorenz Falk am Andreasabend nur wild um sie her gehüpft war, faßte dieser Grauenvollere, häßlich singend und lachend, sie auf seine Arme, und trug sie zur Thür hinaus.

Auf Bärbchens Angstgeschrei kam der wackre Hauswirth herbeigerannt. Wohl ließ der Furchtbare nun seine Beute los, aber er fiel mit gewaltiger Wuth über Lorenz her, und dieser fühlte bald, er habe den Zorn des Wahnsinns gegen sich, und müsse davor erliegen. Mit schon halbgedämpfter Stimme rief er seine Knechte zu Hülfe. Mühsam bändigte und band man den tollen Fremden, und warf ihn, der darüber ohnmächtig geworden war, auf ein Gesindebett.

Aber wie nun alle Hausleute neugierig umherſtanden, und der Lichtſchimmer auf das wilde, todtenbleiche Antlitz fiel, zuckte Lorenz Falk erſchreckt zuſammen, und hieß Jedermann hinausgehn. Alle folgten ſeinem Winke, nur Bärbchen ließ ſich nicht abweiſen; die blieb mit ihm bei dem entſetzlichen Gefangnen allein.

„Edle Frau," ſagte Lorenz nach einigem Schweigen, „macht euch fort, ehe dieſer hier erwacht, denn ſein Erwachen wird entſetzlich ſeyn."

„Lorenz," erwiederte ſie dagegen mit ernſter, an ihr ganz unerhörter Feierlichkeit, „es wäre mehr in der Ordnung, daß ihr euch fortmachtet, als ich, denn ihr kennt dieſen Menſchen nicht."

„Wohl kenne ich ihn," ſagte Lorenz. „Es iſt der blutige Würfler, den ich im Harzgebirge bezwang."

Bärbchen ward ſehr blaß, und ſchauerte ſichtbar zuſammen. Endlich ſprach ſie mit tiefem Seufzen: „Ich konnte mir denken, daß es alſo ſey, ja ich wußte es in zuverſichtlicher

Ahnung bereits. Dennoch, wie ich es so in klaren Worten vernehme, fällt die Botschaft centnergewichtig auf mein Herz. Ihr müßt nämlich wissen, Herr Lorenz Falk, daß ich in diesem blutigen Würfler meinen unglücklichen Eheherrn, den Grafen, wieder erkenne. Ach nun hat ja der Andreasabend sein volles Recht behalten!"

Bärbchen wich und wankte nicht von dem Wahnsinnigen. Das Bewußtseyn ihrer mannigfachen Verschuldungen schien ihr plötzlich aufgegangen zu seyn, aber mit dem zugleich auch das volle Gefühl ihrer Pflicht und ihres Rechtes. Lorenz Falk, der in allen diesem einen wunderbar warnenden und rettenden Fingerzeig des Himmels erkannte, gründete voll demüthiger Dankbarkeit ein Hospital, worin er als ersten Pflegling den unglücklichen Grafen unterbrachte. Dessen arme Ehefrau ließ es sich nicht nehmen, Vorsteherin der Anstalt zu werden, und auch noch als nach einigen Jahren, wieder an einem Andreasabend, der Graf in einem lichten, hoffenden Augenblicke in die unsichtbare Welt hinüber

übergegangen war, blieb sie ihrem ernsten Berufe getreu, und ward unter dem Namen der pflegsamen Frau Barbara in Stadt und Land weit umher verehrt. Lorenz und Margareth dagegen lebten in einem glücklichen und kinderreichen Ehestand viele Jahre hindurch, und besuchten öfters mit ihren Kleinen das Hospital, wo sie dann Gefühle des Ernstes und der Andacht mit in die Welt hinaus nahmen, der Frau Barbara jedoch lichte Strahlen eines schon hienieden blühenden Seegens zur Erquickung bei ihrem mühsam frommen Geschäfte zurückließen.

An die Herren Herausgeber.

Daß Sie das Horaziſche *Invenior Parthis mendacior* nicht auf mich anwenden, wird der alte Druckbogen verbitten, worauf ich Ihnen das Verſprochene ſchicke. Die Verſendung an Freunde, denen er beſtimmt war, blieb ſeither über anderes vergeſſen, noch mehr die Fortſetzung.

Kaum brauche ich Ihnen zu ſagen, daß dies noch ein Reſt jener vorübergehenden, wie Manchen bedünken ſoll, gar unphilologiſchen Krankheit iſt. Sie kehrte auf etliche Wochen im Umgange eines talentvollen Gelehrten von gleichen Studien an einem Badeorte zurück: dort wurde dieſe Satire überſetzt. Sofern könnte ich mich, ohne Ruhm zu melden, ein wenig mit Thomaſius vergleichen, der einſt Xenophon's Denkwürdigkeiten zu Deutſch dollmetſchte, wenn er

ſich des Theetranks bediente. Indeß finde ich überall keine Urſache jene Anwendung einer bücherloſen, von außen und innen hart bedrängten Muße zu bereuen, einer Zeit, die ſelbſt mechaniſchen Arbeiten nicht eben günſtig war; wenn anders ſolche Verſuche früh oder ſpät einem kunſtgeübten Nachfolger dienen können zu Beſſerem fortzugehn, Anderen wenigſtens den tiefen Gehalt und die Bildſamkeit unſerer Sprache immer höher achten zu lernen.

Die vornehmſte Abſicht war zunächſt, möglichſt rein die Idee darzuſtellen, die uns Deutſchen in dergleichen Kunſtwerken des Alterthums etwa erreichbar ſein dürfte. Es galt hier, in dem höchſten Sinne des Wortes, eine Nachbildung, worin Stoff und Form dergeſtalt ſich durchdrängen, daß dem Kenner, dem alterthümlichen Leſer des Dichters ein völlig gleicher Genuß, wie durch die Urſchrift, ohne irgend eine Störung bereitet würde. Dazu gehörte, bei ſtrenger Beobachtung Deutſcher Proſodie, die jedes Wort ſylbenweiſe auf die Wagſchale legt, beſonders eine noch wenig verſuchte Behandlung eines Versmaßes, das unter geſchickten

Händen doch, wie unser Wieland richtig fühlte, viel zu feierlich und vornehm für diese Dichtungsart auftritt; unter arbeitscheuen hingegen meistens ein unleidliches Gemisch hüpfender Daktylen und dazwischen hinkender Trochäen ist. Um nemlich die studierte Nachläßigkeit nicht aufzuopfern, womit Horaz seinen heroischen Vers bis zur täuschenden Aehnlichkeit edeler Prosa herabgestimmt hat, bedurfte es noch etwas mehr als gesunder Füße mit nothdürftigen Ruhepunkten; wie auch sonst die gesundesten Füße zum anmuthigen Tanzschritte nicht hinreichen. Um endlich das Ganze in Gedanken und Ausdruck mit allen leicht hingeworfenen Farben treulich wiederzugeben, waren noch diese und jene kleinlichen Bemühungen nöthig, deren man sich späterhin nicht genau erinnert, und die auch, wiewol bloß Sache des Fleißes, vor gemischten Lesern nicht zur Schau getragen sein wollen.

Scheint Ihnen das Spielwerk für gebildete Leser genießbar genug, so mögen es meinetwegen Ihre Musen auf die glücklich angetretene zweite Fahrt mitnehmen. Immerhin mag noch

Einmal den Griechen eine Thorheit und den Jüden ein Aergerniß gebracht werden. Ich muß nur hinzufügen, daß bei der Ueberſetzung keine ihrer Vorgängerinnen benutzt wurde; wenngleich jene, wie ſich nachher fand, mit dieſen mannichmal in einzelnen Ausdrücken zuſammengetroffen iſt.

D. ü.

Horatius' erste Satire.

Wie, Mäcenas, kommt es, daß niemand, was für ein Loos auch
Bald die Vernunft ihm gab, bald Glück zuwarf, es zufrieden
Lebend genießt; vielmehr daß man anders Wandelnde preiset?
Glücklicher Kaufmannsstand! So sagt der von Waffen beschwerte
Kriegsmann, dem viel Arbeit schon die Gebeine gebrochen.
Aber der Kaufmann dort, wann Süde das Schiff ihm verstürmen:
Besser ist Kriegesversuch! Was ist's denn? Man rennt an einander;
Pfeilschnell kommt in der Stunde der Tod, oft Freude des Sieges.
Wieder den Landmann preiset der Rechts- und Gesetzesgelehrte,
Wann um's Hahnengeschrei an den Thüren ein Fragender pochet.
Er, den rechtliche Bürgen zur Stadt herzogen vom Landsitz,
Ruft: Glückselig allein sind hier in der Stadt doch die Menschen!

Horatii Satira I.

Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem

Seu ratio dederit, seu fors obiecerit, illa

Contentus vivat; laudet diversa sequentis?

O fortunati mercatores! gravis armis

Miles ait, multo iam fractus membra labore.

Contra mercator, navim iactantibus austris:

Militia est potior! Quid enim? Concurritur; horae

Momento cita mors venit, aut victoria laeta.

Agricolam laudat iuris legumque peritus,

Sub galli cantum consultor ubi ostia pulsat.

Ille, datis vadibus qui rure extractus in urbem est,

Solos felices viventis clamat in urbe.

Andres derſelbigen Art - gar vieles - vermöchte den Schwätzer
Fabius ſelbſt zu ermüden. Um nicht dich länger zu weilen;
Höre den Ausgang gleich. Wenn ein Gott, Hier ſeht ihr mich, ſpräche:
Was ihr begehrt, ich thu's. Sei du, der eben noch Kriegsmann,
Kaufmann jezt; du, eben Gelehrter, ein Ackerer! Ihr dort,
Dort ihr, tauſchet die Rollen, und eilet von dannen mir! Ei, was
Steht ihr? — da möchten ſie nicht. Und beglückt doch dürfen ſie jezt ſein.
Wunder, daß Juppiter nicht nach Verdienſt vor ihnen die beiden
Backen erzürnt aufpauſt, und bezeigt, nie werd' er ſich ferner
Ihnen ſo leicht hingeben, noch Unmuthswünſchen das Ohr leihn!
Weiter, um nicht in dem Tone des lachenden Poſſendichters
Fortzuerzählen: indeßen was wehrt uns, nützliche Wahrheit
Lachend zu ſagen? wie oft liebkoſend ein Lehrer dem Knaben
Süßbrot giebt, um die Anfangsgründ' ihm reizend zu machen:
Gleichwol, den Scherz bei Seite geſetzt, laßt Ernſtes uns ſuchen.

Caetera de genere hoc - adeo sunt multa - loquacem
Delassare valent Fabium. Ne te morer; audi,
Quo rem deducam. Si quis deus, En ego, dicat:
Iam faciam, quod voltis. Eris tu, qui modo miles,
Mercator; tu, consultus modo, rusticus! Hinc vos,
Vos hinc mutatis discedite partibus! Eia,
Quid statis? — nolint. Atqui licet esse beatis.
Quid causae est, merito quin illis Iuppiter ambas
Iratus buccas inflet, neque se fore posthac
Tam facilem dicat, votis ut praebeat aurem!
Praeterea, ne sic, ut qui iocularia ridens,
Percurram: quamquam ridentem dicere verum
Quid vetat? ut pueris olim dant crustula blandi
Doctores, elementa velint ut discere prima:
Sed tamen amoto quaeramus seria ludo.

Er, deß Pflug mühſam umkehrt ſchwerſcholliges Erdreich,
Jener betrügriſche Wirth, der Soldat und die Schiffer, die jedes
Meer tollkühn durchkreuzen, verſichern, ſie tragen die Arbeit
Bloß des Sinnes, bejahrt ſich in ſichere Ruhe zu ziehen,
Wann erſt Zehrung genug ſie zuſammengehäufet. Nicht anders
Schleppt ja das Ameislein - ihr Beiſpiel - mächtig in Arbeit,
Was es vermag, mit dem Munde daher, und vergrößert den Haufen,
Welchen es baut, zukünftiger Zeit vorſichtig gedenkend. —
Wohl! und das Thier, wann endlich das Waſſergeſtirn uns des Jahres
Ablauf trübt, nie kriecht es hervor, voll Weisheit gebraucht es
Jene geſammelten Güter: da dich nicht glühender Sommer,
Nicht auch Froſt, nicht Feuer, noch Eiſen, noch Meer vom Gewinn ruft;
Nichts dir im Weg' iſt, daß nur kein Anderer reicher denn du ſei.
Sprich, was frommt's dir, des Silbers gewaltigen Klumpen und Goldes
Furchtſam heimlich hinab in der Erd' Aushöhlung zu legen?

Ille, gravem duro terram qui vertit aratro,

Perfidus hic caupo, miles nautaeque, per omne

Audaces mare qui currunt, hac mente laborem

Sese ferre, senes ut in otia tuta recedant,

Aiunt, cum sibi sint congesta cibaria. Sicut

Parvola - nam exemplo est - magni formica laboris

Ore trahit, quodcumque potest, atque addit acervo,

Quem struit, haud ignara ac non incauta futuri. —

Quae simul inversum contristat aquarius annum,

Non usquam prorepit, et illis utitur ante

Quaesitis sapiens: cum te neque fervidus aestus

Demoveat lucro, nec hiems, ignis, mare, ferrum;

Nil obstet tibi, dum ne sit te ditior alter.

Quid iuvat, immensum te argenti pondus et auri

Furtim defossa timidum deponere terra?

„Nun, wenn du kleiner ihn machſt, dann ſchmilzt er zum ärmlichen Heller."
Aber, geſchieht dies nicht, was hat dein Haufen noch Schönes?
Mag dir die Tenne Getreid' auch hundert Tauſende dreſchen,
Darum empfängt dein Magen nicht mehr denn der meinige: gleichwie,
Wenn du im wandernden Zug' als Sklav dem belaſtenden Brotnez
Etwa die Schultern bötest, du doch kein Mehres bekämſt als
Wer nichts trüg'. — Auch ſage, was liegt dran, ſo man das Leben
Auf die Natur einſchränkt, ob man hundert oder auch tauſend
Morgen bepflügt? — „Schön iſt's doch, vom größeren Haufen zu nehmen."
Läſſeſt vom kleineren nur du eben ſo viel uns entſchöpfen,
Weshalb darf dein Speicher vor unſerem Kaſten ſich preiſen?
Ganz als ob du des Naſſes ein einziges Krügelchen brauchteſt,
Oder ein Schälchen, und ſprächſt: Ich möcht' aus dem größeren Fluſſe
Lieber, obſchon gleich viel, als hier von der Quelle mir nehmen.
Dann kommt's oft, daß, wenn einer ein allzu gefülletes Maß liebt,

„Quod si comminuas, vilem redigatur ad assem."

At, ni id fit, quid habet pulchri constructus acervus?

Millia frumenti tua triverit area centum,

Non tuus hoc capiet venter plus ac meus: ut si

Reticulum panis venalis inter onusto

Forte vehas humero, nihilo plus accipias quam

Qui nil portarit. — Vel dic, quid referat intra

Naturae fines viventi, iugera centum an

Mille aret? — „At suave est ex magno tollere acervo."

Dum ex parvo nobis tantundem haurire relinquas,

Cur tua plus laudes cumeris granaria nostris?

Ut, tibi si sit opus liquidi non amplius urna,

Vel cyatho, et dicas: Magno de flumine mallem

Quam ex hoc fonticulo tantundem sumere. Eo fit,

Plenior ut si quos delectet copia iusto,

Wuthvoll Ausdus Strom ihn samt dem Gestade dahinrafft.
Wer hing'n, so wenig ihm noth thut, suchet, entschöpft nicht
Wasser getrübt durch Schlamm, noch läßt in der Fluth er das Leben.
Aber die Mehrzahl Menschen, von falscher Begierde getäuschet,
Sagt uns: Nichts ist genug; weil jeder, so viel er besitzt, gilt.
Was denn mit Solchem zu thun? — Heiß elend ihn sein, da mit Liebe
Längst er es thut. So war, wie verlautet, ein filziger Reicher
Einst in Athen, der immer des Volks nachhöhnende Stimmen
Also verachtend, sprach: Mich zischet das Volk; doch ich klatsche
Selbst mir zu Hause, sobald mein Geld ich betracht' in der Kiste. —
Tantalus schnappt in den Qualen des Dursts nach Fluthen, die seinen
Lippen entfliehn . . . Was lachst du? Von dir, mit verändertem Nämen,
Wird solch Mährchen erzählt. Auf Säcken, von nah und von ferne
Emsig gehäuft, schläfst schmachtend du kaum; und sie zwingen dich, gleichwie
Heiliges ihrer zu schonen, sie, gleichwie Gemählde, zu schauen.

Cum ripa simul avolsos ferat Aufidus acer.

At qui tantuli eget, quanto est opus, is neque limo

Turbatam haurit aquam, nec vitam amittit in undis.

At bona pars hominum, decepta cupidine falso,

Nil satis est, inquit; quia tanti, quantum habeas, sis.

Quid facias illi? — Iubeo miserum esse, libenter

Quatenus id facit. Ut quidam memoratur Athenis

Sordidus ac dives populi contemnere voces

Sic solitus: Populus me sibilat; at mihi plaudo

Ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca. —

Tantalus a labris sitiens fugientia captat

Flumina . . . Quid rides? mutato nomine, de te

Fabula narratur. Congestis undique saccis

Indormis inhians, et tamquam parcere sacris

Cogeris, aut pictis tamquam gaudere tabellis.

Weißt du des Geldes Gebrauch noch nicht? nicht, was es dir werth sei?
Brot, Zukost, auch Weines ein Nößel erkaufe dir, Andres,
Dessen die Menschennatur nicht ohne zu leiden entbehret.
Wie? Schlaflos und von Angst entgeißert, Nächte wie Tage
Tückische Diebe zu scheuen und Feu'r, und daß eigene Sklaven
Deine Behausung plündern und fliehn: dies freuet dich? Wahrlich,
Solcherlei Güter der ärmste zu sein, das wünsch' ich für immer.
Freilich, wenn Schauer des Fiebers, wenn Schmerzen den Leib dir ergriffen,
Oder ein anderer Fall an's Lager dich fesselte, hast du,
Wer dein pfleg', und dir Bähungen reich', und erbitte den Arzt, daß
Bald er den Kindern gestärkt dich schenk' und den theuren Verwandten. —
Nicht dein Ehweib will dich gesund, dein Sohn nicht; von allen
Wirst du gehaßt, von Bekannten, von Nachbarn, Knaben und Mägdlein.
Darf dich's wundern, wenn keiner, da alles dem Gelde dir nachsieht,
Zuneigung dir erweist, die nie zu verdienen du würdigst?

Nescis,

Nescis, quo valeat nummus? quem praebeat usum?
Panis ematur, olus, vini sextarius; adde,
Quis humana sibi doleat natura negatis.
An vigilare metu exanimem, noctisque diesque
Formidare malos fures, incendia, servos,
Ne te compilent fugientes: hoc iuvat? Horum
Semper ego optarim pauperrimus esse bonorum.
At si condoluit tentatum frigore corpus,
Aut alius casus lecto te adfixit, habes qui
Adsideat, fomenta paret, medicum roget, ut te
Suscitet, ac natis reddat carisque propinquis. —
Non uxor salvom te volt, non filius; omnes
Vicini oderunt, noti, pueri atque puellae:
Miraris, cum tu argento post omnia ponas,
Si nemo praestet, quem non merearis, amorem?

Hofft du vielleicht Blutsfreunde, die ſchon die Natur dir gegeben,
Ganz ohn' eignes Bemühn auch hold und geneigt zu erhalten,
Traun, ſo verlierſt du den Zweck; als ob man das grauliche Laſtthier
Raſch hintrabend dem Zügel im Blachfeld lehrte zu folgen.
Setze denn endlich dem Sammeln ein Ziel; und da mehr du beſitzeſt,
Fürchte die Armuth minder! Beginne zu enden die Arbeit,
Nun du geſchafft, was du gierteſt! daß nicht dir werde das Schickſal,
Welches Ummidius traf: der - höre die kurze Geſchichte -
Alſo geſegnet mit Geld, daß im Scheffel er's maß, und ſo filzig,
Daß er nicht beſſer denn ſelbſt Leibeigne ſich kleidete, bis zum
Letzten der Tage beſorgt', ihn möcht' einſt Mangel der Nahrung
Tödten: allein da zerhieb ihn die Magd, die neulich er freiließ,
Mitten entzwei mit dem Beil, als Heldin Tyndariſches Stammes.
„Was nun räthſt du mir gar? Gleich Mänius ſoll ich dir, oder
Gleich Nomentanus noch leben?" — Du ſuchſt, was mit feindlicher Stirn ſich

At si cognatos nullo natura labore

Quos tibi dat retinere velis, servareque amicos,

Infelix operam perdas; ut si quis asellum

In campo doceat parentem currere frenis.

Denique sit finis quaerendi; cumque habeas plus,

Pauperiem metuas minus, et finire laborem

Incipias, parto quod avebas! ne facias, quod

Ummidius: qui tam - non longa est fabula - dives,

Ut metiretur nummos, ita sordidus, ut se

Non unquam servo melius vestiret, ad usque

Supremum tempus, ne se penuria victus

Opprimeret, metuebat: at hunc liberta securi

Divisit medium, fortissima Tyndaridarum.

„Quid mi igitur suades? ut vivam Maenius, ac sic

Ut Nomentanus?" — Pergis pugnantia secum

Streitet, zuſammen zu paaren? So meinſt du, ich will dir verbieten
Forthin geizig zu ſein, um ein Schlemmer zu werden und Wüſtling!
Zwiſchen Viſellius' Schwäher und Tanais giebt es ein Mittel.
Maß hat jeglich's Ding; kurz, alles geordnete Grenzen,
Jenſeit, diesſeit deren das Recht' uns nimmer beſtehn kann.
Dort, wo ich ausging, wieder zurück. Wie nie doch ein Geizhals
Selbſt ſich gefällt, vielmehr nur anders Wandelnde preiſet;
Stets auch, träget die Ziege des Nachbars volleres Euter,
Neid ihn verzehrt! wie nie mit der Ärmeren größerer Menge
Er ſich vergleicht; jezt den, jezt den zu verdunkeln ſich abmüht!
So fortſtrebend erblickt er den Reicheren immer im Wege.
Wie, wenn der Huf Kampfwagen, den Schranken entlaſſen, dahinreißt,
Hurtig der Lenker den Roſſen, die ſiegreich rennen, ſich vordrängt,
Achtlos jenes beſiegten, das weit in der hinterſten Bahn geht.
Drum wird ſelten ſich finden der Menſch, der glückliches Lebens

Frontibus adversis conponere? Non ego, avarum
Cum veto, te fieri vappam iubeo ac nebulonem!
Est inter Tanaïn quiddam socerumque Viselli.
Est modus in rebus; sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.
Illuc, unde abii, redeo. Nemon ut avarus
Se probet, ac potius laudet diversa sequentis;
Quodque aliena capella gerat distentius uber,
Tabescat! neque se maiori pauperiorum
Turbae conparet; hunc atque hunc superare laboret!
Sic festinanti semper locupletior obstat.
Ut, cum carceribus missos rapit ungula currus,
Instat equis auriga suos vincentibus, illum
Praeteritum temnens, extremos inter euntem.
Inde fit, ut raro, qui se vixisse beatum

Selber ſich rühmt, und vergnügt mit der Zeit vollendetem Laufe,
Gleich dem geſättigten Gaſt, aus dem Kreiſe der Lebenden weichet.
Jezt zur Genüge! Damit dir nicht dünk', ich habe Criſpinus',
Unſeres Triefaugs, Pulte beraubt, kein ferneres Wort mehr.

Dicat, et exacto contentus tempore, vita

Cedat, uti conviva satur, reperire queamus.

Iam satis est. Ne me Crispini scrinia lippi

Conpilasse putes, verbum non amplius addam.

Der heilige Dulder.

Es iſt ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie kein Blut vergoſſen.
Fromm iſt er und ein Hirt genannt,
Nur Seegen kommt von ſeiner Hand
Und himmliſch Heil gefloſſen.

Dem Geyer, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerſtanden;
Er kennt des Tigers blutge Liſt,
Den Drachen der im Abgrund iſt,
Frey wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend ſeine Werke;
Schnell hat er ſich von dem gekehrt,
Seitdem iſt ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder ſtärke.

Die Kön'ge ſchimmern ſonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen.
Doch faßt ſie grimme Todesqual,
Sie müſſen fort zum grauſen Mahl
Zerbrochen ſind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt
Und unten braust die Hölle.
Im Himmel ist des Hirten Zelt,
Den keine irdsche Fessel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt schon hier
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er Erlöser, Dir!
Er sieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Gesichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn
Im Glauben sich zu gürten.
Er ists, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Kön'ge! euch von eurem Thron
Zu beten vor dem Hirten.

Friedrich Schlegel.

Die Muſe.

„Will Kümmerniß die Seele dir beladen,
„Und bangt dein Herz vor Weh und Schmerz und Luſt,
„So komm an meine mütterliche Bruſt:
„Ich will dich rein im reinen Felsborn baden,
„Und jede Sorge dir vom Haupte nehmen,
„Und der Gedanken wilden Lauf bezähmen!" —

So ſprach die Muſe mir mit ſanftem Munde,
Die Rede ging, wie würz'ger Duft von ihr,
So ſprach ſie, neigte ſich voll Huld zu mir,
Und reichte mir den Mund zum lieben Bunde,
Und bei der Lippen wonnigem Berühren
War keine Qual im Herzen mehr zu ſpüren.

Mein Haupt durft' ich in ihren Schoos nun legen,
Und ſchmeichelnd ſtrich ſie mir die Stirne glatt:
Des Troſtes, den ſie gab, ward ich nicht ſatt:
Wer könnt' auch wohl Betrübte ſüßer pflegen?
Denn bald mit Worten, bald mit trauten Armen
Ließ ſie das Herz zum Leben neu erwarmen.

Drauf ließ sie mir im Geist die grünen Matten
Des Zauberlands, das sie bewohnet, sehn,
Ich konnte unter Bäumen mich ergehn,
Die im Geschwätz den klaren Strom beschatten:
Erfüllt war alles dort von süßen Düften,
Nichts regte sich in warmen lauen Lüften.

Da ward mein Herz der Sorg' und Angst entbunden,
Es hob die Brust sich wieder frei und kühn,
Das alte Mark fühlt' ich in Adern glühn,
Und wieder war der alte Muth gefunden;
Ich wand mich los, gestärkt durch ihre Liebe —
O daß sie auch mir ewig huldreich bliebe!

Aus Hans Karl Dippold's Nachlaß.

Bue und ſein Schatz.

Nordiſche Sage.

Die Seeſchlacht brüllte gar wild am Strand,
Manch' Helm zerbrach und manch' Schildesrand;
Und hinter dem Schildrand manch ein Herz,
Und manch ein Haupt unter Helmeserz.
Da waren von Jomsburg die kecken Degen
Vor Feindesmenge ſchon faſt erlegen;
Der Bue allein, der ſtand noch feſt,
Hieb, warf und ſtieß auf das allerbeſt'.
Da kommt zu ihm durch die blutigen Haufen
Ein Feindeskämpe gar dreiſt gelaufen,
Der haut, und ſpaltet ihm Lippen und Kinn,
Dann ſchlägt er ſelber vom Schwunge hin,
Schlägt hin, und liegt in dem ſchlüpfrigen Blut;
Dazu ſpricht der Bue: „der Hieb war gut.
Wird unſer Antlitz alſo zerriſſen,
Wie mögen die Mädchen uns fürder küſſen?
Ich weiß aber auch 'nen guten Schwung,
Den lehr' ich Dich, Du Recke jung.“ —
Und er haut, und haut ihm durch Platten und Ringe.
Bis an's Herz fährt durch die gewaltige Klinge;
Drauf thut der Bue 'nen mächtigen Satz
Dahin, wo lag ſein gar reicher Schatz;

Den faßt er feſte mit Arm und Fauſt,
Und ſchaut umher, daß es Allen grauſt,
Und ruft: wer gern dem Bue nachtrat,
Dem zeig' ich nun dieſen Buenspfad!" —
Dann ſchwingt er ſich über den Bord hinab,
Hoch über ihm rauſcht das Wellengrab,
Und auf ödem Grund, ein grimmiger Drache,
Hält noch bei dem Gold er die ſchaurige Wache.

de la Motte Fouqué.

Geschichte.

Die deutsche Nation und ihre Schicksale von M. Vogt. Frankfurt a. M. 1810. gr. 8.

(Geschrieben im Julius 1810.)

Von diesem vortreflichen Werke eine vollständige Inhaltsanzeige zu geben, ist nicht nöthig, da es öffentliche Blätter schon gethan, noch thulich, weil die gedrängte und wohlzusammengefügte Darstellung keinen Auszug gestattet. Hier soll nur beschrieben werden, wie sich das Ganze in dem Gemüthe eines teutschen Mannes abgespiegelt habe.

Zwar ist uns der bei weitem größte Theil des Werkes schon aus den Staatsrelationen bekannt, und man hat das dem Verf. vorzuwerfen, auch nicht gesäumt; allein er selbst hat es kein Hehl, es ist viel Neues hinzugekommen, und — was das Wichtigste — die einzelnen Abschnitte, die vorher, wie *disjecti membra poëtae*, hier oder dort als für sich bestehende Glieder gefunden wurden, und oft keine oder geringe Beziehung auf einander verriethen, sieht man hier mit Verstand zu Einem gro-

ßen, wohlorganiſirten Ganzen zuſammengebaut, in welchem jeder Theil mit dem andern in Berührung und innerm Zuſammenhange ſteht, ſo daß es berechnet, überdacht geweſen iſt, ehe die einzelnen Glieder ausgearbeitet wurden. Mit gleichem Rechte könnte man ja wohl dem Verf. zum Vorwurf machen, daß er hier Vieles geſagt, was wir ſchon in ſeinem — wie uns bedünkt, nicht genug gekannten — Syſteme des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, und der Darſtellung der europäiſchen Völkerrepublik geleſen haben. Aber, wie iſt dies zu vermeiden, wenn einmal unumſtößliche Wahrheiten gefunden worden, und wenn ein Schriftſteller es bis zu einer faſt-ſyſtematiſchen Klarheit mit ſich ſelbſt gebracht hat?

Bei jener Architectonik, nach welcher die geſammten Schickſale unſerer Nation in einzelnen Gemählden anſchaulich gemacht worden, war eine Anordnung dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales nicht das Leichteſte, alſo nicht zu vermeiden, daß hie und da zwiſchen zwei neben einander hängenden Stücken (z. B. Kap. 69 u. 70. — Kap. 72 u. 73.) eine größere Kluft zu ſeyn ſcheint, als wirklich Statt hat. Der Verf. mußte im Allgemeinen freilich die Zeitfolge ſelbſt zum Leitfaden in dem großen Labyrinthe nehmen, konnte ſich aber doch, da er nur Bemerkungen über die teutſche Geſchichte mittheilen wollte, nicht ſo ſtreng an jene binden, ſondern mußte auch auf einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang bedacht ſeyn. Doch hat er ein gelungenes Schema der vaterländiſchen Geſchichte vorausgeſchickt, welches ein künftiger Geſchichtſchreiber der teutſchen Nation nicht unbeachtet laſſen wird.

Unter fortdaurenden Stürmen der Völker, unter vielfachem Druck der Gegenwart, unter stetem Wogen, Ebben und Fluthen der religiösen, sittlichen und politischen Meinungen, unter den Trümmern vormaliger Verfassung und einer über Alles theuren Vorzeit, stehen wir, wie Herkules auf Oeta stand, als er sein Irrdisches der Selbstvernichtung Preis gab, um aus dem Flammentode als ewiger Götterjüngling wieder aufzustehen. Hin ist die alte Form: aber noch lebt der Geist, es regt sich ein geläuterter Sinn in Einzelnen, in Vielen, die, fern von politischer Raserei und philosophischen Träumen, mit Kraft und Muth sich selbst und die Nation wieder erheben wollen zu dem, was sie gewesen, ja zu noch Größerem. Und wer mag es da des Verfs. schönem Herzen verargen, wenn er „das Trauerspiel, den Bruderzwist, die feindlichen Brüder, geendet glaubt, wenn er sich vom Ausgange eine bessere Zukunft verspricht?" — (S. 439.) Wer sieht nicht, daß es dahin noch kommen muß, obschon zur Zeit weder die Sache selbst, noch auch die Verhältnisse gestatten, unsere Gedanken über das Wann und Wie zu äußern. Hier ist also nur nöthig, daß jeder versöhnt werde mit der Geschichte seiner Tage, daß Jeder von Jedem das Beste glaube und hoffe, daß Jeder leiste, was dem Wackern geziemt, und, soviel an ihm liegt, durch Wort und That jedem andern vorleuchte, und nichts zerstöre, was er nicht durch Etwas Neugeschaffenes entbehrlich machen kann. Diesen Glauben predige man den Muthlosen, diesen Sinn bilde man dem teutschen Knaben an, diesen Entschluß stähle man in des Jünglings Brust, diese Überzeugung rufe man in Männerherzen zurück. Aber nicht durch Kunst, durch

Decla-

Declamation, durch Sophiſtik: das große Buch der Geſchichte, die Bibel der Welt ſchlage man auf, und laſſe mit achtſamem Fleiße die Wahrheiten leſen, die ſie auf allen Blättern in der lebendigſten Schrift, der That ſelbſt, verzeichnet hat. Das iſt die rechte „Philoſophie in Beiſpielen", wie man ſie zu nennen pflegt, die ächte Weltweisheit, die, wie alle ſolide Kenntniß, ſchwere Opfer heiſcht, und nicht im eitlen Spiel, durch Raiſonnement und Kontemplation gewonnen wird.

Von dieſer Anſicht waren die ächten Geſchichtſchreiber aller Zeiten, ein Thucydides, Polybius, Livius, Salluſtius, Tazitus, Machiavell, Johannes v. Müller durchdrungen: in ſolchem Geiſte ſind Vogts Schriften, iſt auch die vorliegende abgefaßt. An allem, was dieſer uns bisher gegeben, ſind beſonders drei Stücke zu loben. Der ächthiſtoriſche Geiſt, der ſich in dem wechſelſeitigen Durchdringen des Allgemeinen und Beſonderm, des Ganzen und der Individualität, wie in der Liebe gegen alle Zeiten beurkundet; das redliche, freie Gemüth, welches durch kein Verhältniß, keine Autorität, keine Furcht beengt wird; und die Klarheit, in welcher er ſein Wiſſen darſtellt.

Auch er will durch die Geſchichte ſtark, muthig und weiſe machen. In unſern Tagen iſt dies getadelt worden. Die Geſchichte, hat man geſagt, ſoll nicht untergeordneten Zwecken dienen, nicht zum kleinen Hausbedarf verwendet werden: ſie iſt, wie Alles Hohe, um ihrer ſelbſt willen da. — Allerdings. Man that Recht, jenen kümmerlichen Pragmatismus zu verwerfen, den Göthe's Fauſt mit zwei kräftigen Strichen erſchöpft hat. Auch ſind wir einverſtanden, daß hiſtoriſche Darſtellungen nur

um ihrer selbst willen aufgestellt werden sollen, und daß sie, jemehr sie alle Nebenzwecke verschmähen, gleich der Natur, ihrem Urbilde, alle untergeordnete Zwecke von selbst erfüllen werden. Aber das vorliegende Werk soll nicht rein historisch seyn: ein Archiv der Staatsweisheit, ein machiavellisches Fürstenbuch — (der Verf. wird uns verstehen) — soll es seyn, in welchem die Nation in ihrer Vorzeit, ihrer Gegenwart Bildersaal geführt wird, zu schauen, was sie war, was sie werden könne und müsse. Und hiezu thun einzelne Bilder von richtiger Zeichnung und kräftigem Kolorit mehr, als händereiche Werke. Jene überschaut, versteht man schneller, als diese. Was diese in ruhiger Folge gleichmäßig entwickeln, ist bei jenen in einzelnen Punkten zusammengedrängt; in diesen durchwandert man gemächlich Berg und Thal, in jenen wird man plötzlich von Berg zu Berge versetzt, die weite Aussicht dies- und jenseits in einem Momente zu haben. Und wenn auch wir über Manches (z. B. Kap. 62, namentlich S. 379.) mit dem Verf. weitere Worte tauschen, uns mehr verständigen möchten, so bleibt das Ganze doch in seiner Würdigkeit. Auch lag wohl oft am Gegenstande selbst, daß die Abschnitte nicht sämtlich mit gleicher Liebe, gleicher Gründlichkeit behandelt scheinen. Die Darstellung vom Städte- oder Hansebund (S. 130. ff.) tritt glänzend vor allen übrigen hervor, und es ist gar schön, daß das, was Mittelpunkt der Völker, der Zeiten, ja aller Politik war, auch Mittelpunkt des Werkes geworden. Dagegen ist das (40.) Kap. von der teutschen Sprache (S. 176.) nicht so gründlich, allseitig und einflußreich eingeführt, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes und das Talent des Verfs. erwar-

ten ließen; das von den Gänsepredigern aber wünschten wir ganz heraus.

Als Sinnsprüche oder Motto's zu den einzelnen Schildereien sind Stellen aus Tazitus, den Kapitularen, Livius, Montesquieu und anderswoher genommen worden. Wir haben sie meist sehr passend gefunden, zumal die wortarmen, aber inhaltsschweren des Ersten. Sie beweisen, wie tief der Römer das Eigenthümliche der Nation in ihrer ersten, fast unbedeutenden Erscheinung aufgegriffen: sie beweisen, wie Vogt das Wesen und die Richtung der Teutschen verstanden, wie er in ihrer Geschichte nur die Entwickelung und Ausbildung jener ersten Keime gefunden habe. Man könnte des Tazitus Büchlein in dieser Hinsicht einen Elementarkatechismus der ganzen teutschen Geschichte, oder eine Skizze nennen, wie sie von der Zeit selbst entworfen werden möchte, wenn man sich diese nach menschlicher Weise arbeitend denken wollte, wo dann die Zukunft einer Nation als das zu erschaffende Bild, die frühere Gegenwart als die Anlage dazu betrachtet werden müßte, in welcher schon alle Zukunft, wie der gewaltige Eichbaum im Keime verschlossen liegt.

Dies ist unseres Ermessens der rechte Weg, wenn Geschichte einmal zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden soll, nämlich Geschichte und Politik so mit einander zu verbinden, daß man die letztere die angewandte Geschichte nennen könne. So schrieb Machiavell, dieser Dante der Politik; von gleichem Geiste wurden Montesquieu, nicht minder Müller und Heeren in Schriften dieser Art, und der Verf. beseelt. Da kleidet sich die Beobachtung nicht in himmelblaues Gewand, wie so manche Raisonnements, Reflexionen und

Kontemplationen der hiſtoriſchen und politiſchen Schriftſteller unſerer Tage, die durch die unvergleichliche Allgemeinheit ihrer Behauptungen die meiſten Wahrheiten nur *par bricole* treffen; ſondern es iſt bei ihnen das Einzelne durch die Idee des Ganzen verſtanden und erleuchtet worden, und hinwiederum haben ſie im Ganzen die Beziehung auf das Einzelne nicht verloren, wozu nicht allein der philoſophiſche Geiſt, der das Ganze als ſolches überſchaut, ſondern auch zugleich die vollendetſte empiriſche Kenntniß aller Einzelheiten, der eigentlichen factiſchen Details erfordert wird. Daher ſagen ſie nicht Etwas im Allgemeinen, was ſie nicht im Einzelnen bewieſen: daher iſt nichts abſtract, nichts ohne Anwendbarkeit, Alles practiſch, voll Hinweiſung auf das Leben bei ihnen. Auch ſie ſtellen nur die Thatſachen hin, enthüllen aber zugleich den Sinn, der in ihnen liegt, und erfüllen ſo den hohen Beruf des Geſchichtſchreibers, den auch wir als fernes, glorreiches Ziel uns vorgeſteckt, und den der vielverehrte Spinoza ſo treffend mit den Worten ausgedrückt hat: *humanas actiones non lugere, non ridere, neque detestari, sed intelligere.*

Aus Hans Karl Dippold's Nachlaß.

Inhalt.

	Seite
An die Leſer.	III
Ueber Ariſtides, von J. G. Woltmann . .	1
Schickſale der bildenden Künſte unter Maximilian, König von Bayern.	27
Der ſtereotypiſche Druck, eine urſprünglich in Deutſchland gemachte Erfindung. Mit Original-Aktenſtücken.	40
Originalſchriften Luthers, Melanchthons, und Friedrich Wilhelm des Großen. . . .	49
Der Andreasabend, von de la Motte Fouqué	58
Horatius' erſte Satire, Deutſch und mit berichtigtem Text, von dem Ueberſ. der Wolken	98
Der heilige Dulder, von Friedrich Schlegel .	120
Die Muſe, aus H. K. Dippold's Nachlaß .	122
Bue und ſein Schatz. Nordiſche Sage, von de la Motte Fouqué	124
Geſchichte. Die deutſche Nation und ihre Schickſale, von N. Vogt. Rezenſion aus Hans Karl Dippold's Nachlaß . .	126

Von dieser Zeitschrift erscheint alle zwei Monate ein Heft in einem gefärbten Umschlage. Drei Hefte machen einen Band, und zwei Bände einen Jahrgang aus.

Der Jahrgang kostet in Berlin 4 Rthlr. Preuß. Courant, in entfernteren Gegenden nach Verhältniß der Entfernung etwas mehr.

Man abonnirt für einen Band oder halben Jahrgang auf einmal. Einzelne Hefte können nur für 20 Gr. erlassen werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Beiträge werden nur dann sicher an die Herausgeber gelangen, wenn sie unter Addresse des Verlegers eingehen.

Berlin, den 1sten Januar 1813.

Julius Eduard Hitzig.

Ueber Machiavell, als Schriftſteller, und Stellen aus ſeinen Schriften.

I. Einleitung.

Unſre Abſicht.

„Wenn man dem würdigſten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet — ſpricht Göthe an dem Denkmale, das er Winkelmannen errichtet — ſo finden ſich dagegen gewiſſe Perſonen, die durch Stiftungen ſich dergeſtalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeſte gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde geprieſen wird.“

Indem auch wir das Andenken eines ſolchen milden Gebers erneuern wollen, ſind wir genöthiget, auf weit beſcheidnere Wünſche und

Erwartungen uns zu beschränken. Denn, um von allem andern zu schweigen, hat es unter diesem andern auch mit unserm Helden ein anderes Bewenden, als mit dem schon früher durch Lessing in vollkommne Ehre und Würde wieder eingesetzten Winkelmann. Es giebt nemlich nicht bloß dankbare Empfänger, sondern auch, besonders in gewissen Regionen und in Beziehung auf gewisse Gegenstände, sehr undankbare Stipendiaten, welche, theils um ihre häusliche Armuth zu verbergen, und die Welt zu überreden, daß sie aus eignen Mitteln ihren Aufwand bestreiten, theils, um zu verhindern, daß nicht auch andere den Weg zu derselben Unterstützung finden, und es ihnen nun in allem gleich thun, das Haus, wo ihnen Allmosen ausgezahlt werden, aufs möglichste verschreien, und es in den allerschlimmsten Leumund zu bringen suchen. Auf diese Weise finden wir denn auch den edlen Florentiner zuförderst durchaus mißverstanden, und gemessen an einem Maasstabe, den er ausdrücklich verbittet, sodann gelästert, geschändet, seinen Namen gebraucht als Schimpf, endlich denselben durch

ungeſchickte und ungebetene Vertheidiger noch ärger gemißhandelt, als durch die bösartigſten Ankläger. Wir kamen eben vorbei, und gewannen die Erſcheinung lieb. Der Schatten blickte uns rührend an, gleichſam ſagend:

At tu nauta vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato
Particulam dare. —
Quamquam festinas, non est mora longa, licebit
Injecto ter pulvere curras.

Dieſe Bitte wollen wir dem hehren Schatten erfüllen. Einen Beitrag wollen wir liefern zu einer ehrlichen Beſtattung eines ehrlichen, verſtändigen und verdienten Mannes. Dies und nichts mehr iſt der Zweck der folgenden Blätter.

Intellektueller und moraliſcher Charakter des Schriftſtellers Machiavell.

Machiavell ruht ganz auf dem wirklichen Leben, und dem Bilde deſſelben, der Geſchichte, und alles, was der feinſte, umfaſſendſte Ver-

ſtand, und praktiſche Lebens- und Regierungs-Weisheit in die Geſchichte hinein zu legen, und eben darum wieder aus ihr heraus zu entwickeln vermag, leiſtet er muſtermäßig, und, wie wir zu glauben geneigt ſind, vorzüglich vor den andern neuern Schriftſtellern ſeiner Art. Ganz aber auſſerhalb ſeines Geſichtskreiſes liegen die höhern Anſichten des menſchlichen Lebens und des Staates, aus dem Standpunkte der Vernunft; und dem, was er ſich als Ideal denkt, iſt er ſo abgeneigt, daß er (Kap. 15. des Fürſten) ſagt: „Obwohl ſchon ſo viele vor ihm „über das Betragen, welches ein Fürſt gegen „ſeine Unterthanen und Freunde annehmen ſolle, „Regeln gegeben, ſo wage er es dennoch auch „nach ihnen über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, indem er hierin ganz andern Grundſätzen „folge, denn jene. Es ſcheine ihm nemlich zuträglicher, ſich an die wirkliche Beſchaffenheit „der Dinge zu halten, als an die eingebildete. „Man habe ſo viele Republiken und Fürſtenthümer ſich ausgedacht, die man doch niemals „in der Wirklichkeit geſehen, und das: Wie „man lebe, liege ſo weit entfernt von dem:

„Wie man leben Solle, daß, so jemand für „das was geſchehen ſolle, liegen laſſe das was „geſchehe, er ſeinen Lehrling vielmehr lehren „würde ſich zu Grunde zu richten, als ſich zu „erhalten; indem ein Mann, der in allen Um„ſtänden gut ſeyn wollte, unter der Menge de„rer, die nicht gut ſind, nothwendig zu Grunde „gehen müßte.“

Sehr freundlich löſet ſich hinterher einige Verworrenheit, die in dieſer Stelle iſt, und es verſchwindet die Anſtößigkeit beſonders der Aeußerung, mit welcher die Stelle ſchließt, wenn man ſieht, daß Machiavells Moral nicht etwa eine einzige, in ſich ſelber geſchloßne und zuſammenſtimmende Tugendhaftigkeit, ſondern daß ſie einzelne Tugenden zu Dutzenden habe, von denen er freilich mit Recht klagt, daß ſie weder unter einander, noch mit der Beſtimmung eines Regenten zuſammenſtimmen wollten. Sind die eingebildeten Muſterſtaaten, die er tadelt, Verſchmelzungen ſolcher Disparaten, ſo iſt ſein Tadel ſehr gerecht. Er zeigt hinterher von mehreren dieſer ſeiner Tugenden, z. B. von der unbegrenzten, und unbeſonnenen Freigebigkeit, von

der Klemenz, oder bestimmter, von der weichen Empfindelei, die sich nicht entschließen kann, an dem Verbrecher die verwirkte Strafe zu vollziehen, daß dieselben mit einem tüchtigen Fürsten nicht zusammenstimmen, und zwar sehr richtig, auch nach unsrer Meinung, indem es ja vielmehr Laster sind.

So benennt er wiederum das was wirkliche Tugenden sind, eine weise Sparsamkeit, eine Strenge, die unerbittlich über die Ausübung des Gesetzes hält u. s. w., nach der Volkssprache, mit den Namen von Lastern, denen der Kargheit, der Grausamkeit u. s. w. Diese Beschränktheit der Einsichten des Mannes in die Moral, und die daher entstehende Beschränktheit seiner Sprache, worin er übrigens nur die Schuld seines Zeitalters theilte, keinesweges aber selbst sie verwirkt hatte, muß man vor allen Dingen begriffen haben, um den Mann zu verstehen, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können: keinesweges aber muß man ihn richten nach Begriffen, die er nicht hat, und nach einer Sprache, die er nicht redet. Das allerverkehrteste aber ist, wenn man ihn

beurtheilt, als ob er ein transſcendentales Staatsrecht hätte ſchreiben wollen, und ihn, Jahrhunderte nach ſeinem Tode, in eine Schule zwingt, in welche zu gehen er gleichwohl im Leben keine Gelegenheit hatte.

Sein Buch vom Fürſten insbeſondere ſollte ein Noth- und Hülfsbuch ſeyn für jeden Fürſten in jeder Lage, in der ſich einer befinden könnte, und er legt, beſonders von der Beſchaffenheit ſeines Vaterlandes und ſeines Zeitalters geleitet, den Plan umfaſſend genug an. Die eigne Herzensangelegenheit, welche bei der Abfaſſung deſſelben ihn leitete, war der Wunſch, einige Feſtigkeit und Dauer in das in unaufhörlichem Schwanken ſich befindende Staatenverhältniß von Italien zu bringen. Als die erſte Pflicht des Fürſten ſteht demnach da die Selbſt-Erhaltung; als die höchſte und einzige Tugend deſſelben, die Konſequenz. Er ſagt nicht: ſei ein Uſurpator, oder, bemächtige dich durch Bubenſtücke des Regiments; vielmehr empfiehlt er in Abſicht des erſtern, daß man vorher wohl bedenke, ob man es auch werde durchführen können, und von dem letzten ſpricht er nie em-

pfehlend. Wohl aber ſagt er: biſt du denn nun einmal ein Uſurpator, oder biſt du nun einmal durch Bubenſtücke zum Regiment gekommen, ſo iſt es doch immer beſſer, daß wir dich, den wir nun einmal haben, behalten, als daß ein neuer über dich kommender Uſurpator oder Bube, neue Unruhen oder Bubenſtücke anrichte; man muß daher wünſchen, daß du dich behaupteſt, aber du kannſt dich nur auf die und die Weiſe behaupten. Es wird auch in Beziehung auf dieſe Berathungen jeder ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen, daß er immer noch die ſanfteſten Mittel, und diejenigen, bei denen das gemeine Weſen noch am beſten beſtehen kann, in Vorſchlag bringt. In dieſem Zuſammenhange wird man hoffentlich weniger zurückſchrecken, wenn man hört, daß Machiavell z. B. den Ceſar Borgia als Muſter aufſtellt. Wegen ſeiner Grauſamkeit hatte er ihn ſchon aus der Reihe der Vortrefflichſten ausgeſtrichen; worin er ihn aber als Muſter empfiehlt, daß er in einer völlig verwilderten Provinz in kurzer Zeit Ruhe, Ordnung und öffentliche Sicherheit eingeführt, daß er ſich der Un-

terthanen angenommen u. ſ. w., das iſt in der That lobenswürdig, um ſo mehr, da es höchſtſelten war in jenem Zeitalter.

Beſonders dieſes, das Zeitalter unſers Schriftſtellers, laſſe man bei der Beurtheilung deſſelben nie aus den Augen. Er erzählt z. B., nicht gerade mit beſonderm Ausdrucke der Mißbilligung, wie Ceſar Borgia mehrere mächtige Baronen, unter ihnen Oliverotto, Tyrannen von Fermo, in die Falle gelockt, und ſie treulos ermordet habe. Dieſes Oliverotto Geſchichte, wie er durch verrätheriſche Ermordung ſeines Onkels, der den früh Verwaiſten väterlich bei ſich aufgenommen, und erzogen hatte, und aller der erſten Bürger von Fermo, ſich der Oberherrſchaft bemächtigt, kann man bei Machiavell ſelbſt nachleſen; die übrigen von Borgia Verrathenen waren nicht beſſer; und überhaupt beruhte die Fortbewegung der damaligen Geſchichte Italiens darauf, daß irgend ein neuer Böſewicht kam, der alten gereiften Böſewichtern den Lohn gab, bis auch er reif wurde, und bei einem andern ihm gleichen Böſewichte auch ſeine Strafe fand. Die Weiſe aber, wie

ſie vom Ceſar ſich berücken laſſen, faßt Machiavell in folgende merkwürdige Worte: „er überredete ſie, daß er wolle, daß Ihnen gehören ſolle, was Er erworben habe, und daß er mit dem bloßen Titel des Fürſten ſich begnügen, das Fürſtenthum ſelbſt aber an ſie abtreten wolle.“ Iſt es ein Wunder, wenn Machiavell, nach welchem wohl die Dummheit auch ein Laſter ſeyn mochte, und der ohne Zweifel glaubte, wenn man ein großer Böſewicht ſei, ſo müſſe man wenigſtens nicht noch dazu ein großer Dummkopf ſeyn, nicht ſehr geneigt war, die Berückten zu beklagen, oder auf ihren Unterdrücker zu zürnen?

Jene Konſequenz nun, und jene gründliche Beſonnenheit, die er den Fürſten im Leben anmuthet, und noch überdies, was er jenen nicht anmuthet, treue Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, ſind ſelbſt die Grundzüge des Schriftſtellers Machiavell. Was da folgt, das ſagt er, und ſieht ſich nach allen Seiten um, was da noch folge, und ſagt es alles; beſorgt einzig um die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe, und durchaus keine andre Rückſicht kennend: als ob niemals jemand

etwas dagegen gehabt habe, und nie einer etwas dagegen haben werde, daß man, was einmal wahr ist, auch sage. Oft verweilt er gerade bei den paradoxesten Sätzen mit Etwas, das man in gutem Sinne kindliche Naivetät nennen möchte, auf daß man doch ja einsehen möge, wie er es meine, und daß er es wirklich also meine *).

Wie daher auch jemand über den Inhalt der Schriften Machiavells denken möge, so werden sie immer in ihrer Form, durch diesen sichern, klaren, verständigen und wohlgeordneten

*) Ganz besonders gilt die letzte Bemerkung von seinem Buche vom Fürsten. Es war daher ein sehr unglücklicher Einfall des Vorredners zur Florentinischen Ausgabe von 1782, daß es mit diesem Buche Machiavell nicht Ernst gewesen sei, daß es eine Satyre sei — wie es denn auch noch zum Ueberflusse durch die Diskurse über den Livius widerlegt sei. Daß einem solchen Vorredner Machiavells Fürst unbegreiflich blieb, ist kein Wunder; aber daß derselbe den Ton der treuen Ehrlichkeit in diesem Werke hätte erkennen, zugleich auch begreifen sollen, welchen perfiden Charakter er seinem Schützlinge beilege, durch die Annahme, daß er mit diesem Tone den Lorenzo nur habe persifliren wollen, wäre ihm doch gleichwohl anzumuthen gewesen.

Gang des Raisonnements, und durch einen Reichthum an witzigen Wendungen, eine sehr anziehende Lektüre bleiben. Wer aber Sinn hat für die in einem Werke ohne Willen des Verfassers, sich abspiegelnde sittliche Natur desselben, der wird nicht ohne Liebe und Achtung, zugleich auch nicht ohne Bedauren, daß diesem herrlichen Geiste nicht ein erfreulicherer Schauplatz für seine Beobachtungen zu Theil wurde, von ihm hinweggehen.

Ueber Machiavells Republikanismus und Monarchismus.

Im Mittelalter nannte eine Stadt sich frei, und Republik, nachdem sie von dem Reiche, das in der Entfernung nie schützte, aber dennoch zuweilen lästig wurde, sich losgerissen hatte. So sind die Republiken in Italien und die in Helvetien, welche letztern durch ihren Bund einige Vortheile vor den ersten hatten, wiewohl derselbe auch innerliche Kriege herbeiführte, entstanden. Der ganze Erfolg dieser Befreiungen lief in der Regel darauf hinaus, daß man, anstatt ein Glied

der großen Anarchie zu bleiben, sich seine Anarchie eigens für sich selbst einrichtete, und die Streiche, die man haben sollte, sich von nun an mit eignen Händen ertheilte. Daß solche kleine Republiken zwar für vorübergehende Zwecke in dem großen Weltplane gute Dienste leisten können, daß sie aber, wenn sie auch nach Erreichung dieser Zwecke selbstständig bleiben und etwas für sich bedeuten wollen, der Absicht des gesellschaftlichen Vereins, und dem Fortschritte des Menschengeschlechts im Großen und Ganzen widersprechen, und daß sie, wenn dieser Fortschritt erfolgt, nothwendig zu Grunde gehen müssen, ist hier nicht der Ort zu erweisen. Wie es insbesondere in der Florentinischen Republik ausgesehen, davon ist Machiavell selbst in seiner Florentinischen Geschichte der unverwerflichste Zeuge.

Da man jedoch noch bis auf diesen Tag sieht, daß solche, die in dergleichen Republiken aufgewachsen, und die sich von Kindheit an gewöhnt haben, sich für frei zu halten, darum weil sie keinen Fürsten haben, uns andre aber als Diener der Fürsten betrachten, selbst durch

Reisen und Aufenthalt in monarchisch regierten Ländern, durch Studium der Geschichte und der Philosophie nur mit Schwierigkeit dahin gebracht werden, das Vorurtheil von Republik abzulegen; und da man hieraus schließen muß, daß es selbst dem weisesten und verständigsten schwer bleibe, gerade diesen Wahn zu überwinden, so könnte man allerdings vorläufig als möglich annehmen, daß auch dem in diesen Sachen sonst sehr tief sehenden Machiavell über diesen Punkt etwas menschliches begegnet sei.

Uns scheint nun in der That, vorzüglich aus dem Ende des dritten Buchs seiner Florentinischen Geschichte, und dem Anfange des vierten klar hervorzugehen, daß nicht nur im Allgemeinen es sich also verhalte, sondern, daß er sogar einer gewissen Parthei in seiner Republik seine Vorliebe geschenkt, und daß die Partheilichkeit für diese Parthei seiner sonstigen Konsequenz Abbruch gethan habe. Er gehörte nemlich in seiner Republik zur Parthei des vermögenden Mittelstandes, der nobili popolani, wie er sie nennt; er hatte unter dem lebenslänglichen Gonfaloniere, Soderini, in dieser Parthei dem

Staate gute Dienste geleistet; und nur dies kann die Verwunderung ein wenig herabstimmen, die uns sonst befallen würde, wenn wir von ihm selber die Leben und Thaten des Georg Scali, oder Maso und Rinaldo Albizzi (die er übrigens zu seinen Helden erwählt hat) erzählen hören, oder wenn man ihn zwar bekennen sieht, daß diese Parthei durch ihren Sieg über die entgegengesetzten Partheien sich zum Uebermuthe habe hinreissen lassen, aber es damit nun auch gut ist, da doch von den andern beiden Partheien, der des hohen Adels, und der des großen Volkes, sich eben auch nichts härteres sagen läßt, und er grade hier vergißt, nach seiner sonstigen Methode, nach einer festen Ordnung der Dinge zu forschen, durch welche der Entstehung dieses Uebermuthes vorgebeugt worden wäre, und da er, wenn er nach seiner Weise gründlich verfahren wäre, hätte finden müssen, daß Florenz gar keine Republik seyn könne, wie er z. B. (Diskurse B. 1. K. 18.) wo nur von Florenz nicht die Rede ist, findet, daß eine sehr verdorbene Republik nur durch die unumschränkte Gewalt eines Einzigen verbessert werden könne.

Florenz aber war, seiner eigenen Geschichte nach, als Staat, über alles Maaß verdorben. Auch die dem Pabste Leo vorgeschlagene Reform des Staates, den er doch immer wieder als Republik will, würde dem tief eingewurzelten Uebel nicht abgeholfen haben, wie dies aus Machiavell selbst leicht zu erweisen seyn dürfte. Aus diesem Umstande entsteht es, daß Machiavell allenthalben Republiken und Fürstenthümer einander gegenüber stellt: — Beide als gleich möglich, nur auf andere Weise zu behandeln.

Nach seiner mit Soderini's Sturze zugleich erfolgten Absetzung vom Sekretariat, seiner Landesverweisung, den Studien, denen er sich darauf gänzlich ergab, und welche seine Schriften, die wir besitzen, zur Folge hatten, scheint er eingesehen zu haben, daß es nicht mehr um Florenz allein, sondern um ganz Italien zu thun sei, und daß dieses unter die Herrschaft eines Einzigen einheimischen vereinigt werden müsse. Denn so sagt er auch B. 1. Kap. 12. der Diskurse: „Allein der Römische Stuhl ist „es, der unser Italien in der Theilung erhält. „Nie aber ist ein Land wirklich Eins, und glück-

„lich

„lich gewesen, auſſer nachdem es ganz unter die „Oberherrſchaft Einer Republik, oder Eines „Fürſten gekommen iſt, wie es mit Frankreich „und Spanien geſchehen.“ Dieſe einige Oberherrſchaft fand in den damaligen Zeitverhältniſſen nunmehro Machiavell an einem Fürſten, und zwar an Lorenz von Medicis, der auf die Unterſtützung des Medizäiſchen Pabſtes Leo rechnen könne, und es entſtand hieraus ſein Buch vom Fürſten, und der rührende Aufruf zur Befreiung Italiens, womit daſſelbe ſchließt.

Ueber Machiavells Heidenthum.

Es iſt in unſern Tagen von wackern Männern andern wackern Männern in gedruckten Schriften nachgeſagt worden, daß ſie eben heidniſches Sinnes geweſen ſeien, keinesweges in der Meinung, ihnen dadurch etwas Böſes nachzuſagen. Es wird daher auch wohl einem Schriftſteller, der laut und entſchieden ſich für das Chriſtenthum und gegen das Heidenthum erklärt hat, und deſſen Gerechtigkeit gegen das letztere den Verdacht der Partheilichkeit nicht ge-

gen sich haben kann, erlaubt seyn, dieser einmal vorliegenden Sprache sich zu bedienen, indem er genöthigt ist, der erhobenen Anklage gegenüber, zuzugestehen, daß er Machiavell für einen erklärten Heiden halte, eben so wie Päbste und Kardinäle und andere tüchtige Männer jener Zeit dasselbe gewesen seien.

Das mitten im Schooße des Christenthums, und in solchen, denen diese Religion angeboten worden, sich erzeugende Heidenthum hat die mit noch einer andern verächtlichern Sinnesart gemeinschaftliche Quelle des Beruhens bei der bloß sinnlichen Welt, ohne Gefühl des Uebersinnlichen, und so ohne Takt, wie ohne Organ für Metaphysik. Vereiniget sich hiermit ein schwacher und träger Charakter, und ist eben der ganze Geist wirklich von demselben Staube genommen, an den auch allein geglaubt wird, so entsteht die bekannte Plattheit, die in allerlei Exemplaren unserm Zeitalter erschienen ist. Diese zittern doch noch immerfort heimlich vor dem Tempel, an den sie nicht glauben. Ist hingegen der Geist wirklich übersinnlichen Ursprungs, nur daß er seinen Urquell nicht vor das Auge

zu bringen vermag, und entsteht, woran es in diesem Falle nicht fehlen kann, ein ehrlicher, gerader und derber Charakter, wirft man sich vielleicht noch überdies in das Studium der alten klassischen Litteratur, und wird ergriffen und durchdrungen von dem Geiste derselben, so entsteht jene hohe Ergebung in das durchaus unbekannte Schicksal, jenes feste Beruhen auf sich selber, als das einzige worauf man bauen könne, jenes frische Ergreifen des Lebens, so lange es noch da ist, indem wir für die Zukunft auf nichts rechnen können, jene bekannte Prometheische Gesinnung, kurz, das moderne Heidenthum. Das Christenthum aber wird gehaßt, weil sie glauben, daß es durch täuschende Aussichten auf ein anderes Leben seine Anhänger um den Gebrauch und den Genuß des gegenwärtigen bringe, daß es im kecken, kühnen und frischen Leben störe, kurz, weil sie es nicht kennen, noch es zu fassen vermögen, sondern es für einerlei halten mit dem Mönchthum. Da nun das Leben auf alle Fälle mehr Werth hat, denn der Tod, und die Geradheit und Derbheit mehr Werth, als die kränkelnde Schwäche, so

ſind dieſe allerdings denjenigen, die ſo beſchaffen ſind, wie ſie meinen, daß das Chriſtenthum die Menſchen mache, bei weitem vorzuziehen.

Gerade ein ſolcher war nun Machiavell, und auch hieraus laſſen ſich ſeine Fehler, ſo wie ſeine Tugenden, ſeine Beſchränktheit, ſo wie ſeine rückſichtsloſe Offenheit, vollkommen erklären. Gegen das Chriſtenthum, gegen deſſen Sucht, die klaſſiſchen Denkmäler wo möglich auszurotten, gegen die Ordnung der Dinge, die es auf klaſſiſchem Boden herbeigeführt, geräth er zuweilen in wahrhaft erhabnen Eifer. Wem, der ſeinen Geiſt in der ſchönen alten Welt einheimiſch gemacht hat, ohne jedoch einzuſehen, daß dieſe Zerſtörungen derſelben alle nur ein nothwendiger Uebergang ſind zu dem Beſſern und Vollkommnern, das aus ihnen erfolgen ſoll, läßt ſich das verdenken? Eben ſo finden ſich in ſeinen Komödien, und in Caſtruccios Leben, Züge ächt heidniſcher Ausgelaſſenheit, und genialiſcher Gottloſigkeit.

Gegen dieſen Vorwurf der Feindſchaft gegen das Chriſtenthum, ſo wie er es kannte, muß man drum Machiavelln nicht vertheidigen wollen;

man muß ihn zugeben, aber man muß ihn gerecht würdigen. Bei alledem hat er Sorge getragen, mit allen Sakramenten der Kirche gehörig versehen, aus dem Leben zu scheiden, welches für seine hinterlassenen Kinder sowohl als Schriften, ohne Zweifel sehr gut war.

Große Schreibe- und Preß-Freiheit in Machiavells Zeitalter.

Es dürfte auf Veranlassung des vorigen Abschnittes, und indem vielleicht einer oder der andere unsrer Leser sich wundert, wie dem Machiavell das so eben gemeldete habe hingehen können, der Mühe werth seyn, zu Anfange des 19ten Jahrhunderts aus den Ländern, die sich der höchsten Denkfreiheit rühmen, einen Blick zu werfen auf die Schreibe- und Preß-Freiheit, die zu Anfange des 16ten Jahrhunderts in Italien und in dem päbstlichen Sitze Rom statt fand. Ich führe von Tausenden nur zwei Beispiele an. Machiavells Florentinische Geschichte ist auf die Aufforderung des Pabstes Clemens VII. geschrieben, und an denselben überschrieben. In derselben befindet sich gleich

im ersten Buche folgende Stelle: „So wie bis „auf diese Zeit keine Meldung geschehen ist von „Nepoten oder Verwandten irgend eines Pab„stes, so wird von nun an von solchen die Ge„schichte voll seyn, bis wir sodann auch auf „die Söhne kommen werden; und so ist denn „den künftigen Päbsten keine Steigerung mehr „übrig, als daß sie, so wie sie bisher diese ihre „Söhne in Fürstenthümer einzusetzen gesucht „haben, denselben auch den päbstlichen Stuhl „erblich hinterlassen."

Dieser Florentinischen Geschichte, nebst dem Buche vom Fürsten, und den Diskursen, stellt derselbe Clemens, honesto Antonii (so hieß der Drucker) desiderio annuere volens, ein Privilegium aus, in welchen allen Christen bei Strafe der Exkommunikation, den päbstlichen Unterthanen noch überdies bei Konfiskation der Exemplare, und 25 Dukaten Strafe, verboten wird, diese Schriften nachzudrucken.

Derselbe Machiavell hat eine Komödie geschrieben, Mandragola, welche übrigens ein sehr geistreiches Werk ist. Wir schweigen von der Beziehung dieser Komödie auf die öffentlichen

Sitten, und merken nur folgendes an, was am nächsten zum Ziele trift. Eine Hauptrolle hat in diesem Stücke ein Mönch und Beichtiger, der an seiner heiligen Stätte zuerst durch ein verstelltes Vertrauen, und, damit man sich seiner versichere, beredet wird, und sich versteht, bei der Aebtissin zu vermitteln, daß diese einer Geschwängerten einen Abführungstrank eingebe, alles zu größerer Ehre Gottes, und um dem Nächsten allerlei Aergernisse zu ersparen, der sodann, als es Ernst wird, eine rechtschaffne und tugendhafte Frau überredet, und es ihr zur Gewissenssache macht, indem sie dadurch Mutter einer seligen Seele werde, einem andern, denn ihrem Manne, sich Preis zu geben; der zuletzt, in einer zufolge dieser Intrigue statt findenden Verkleidung eine lächerliche Rolle übernehmen muß. Dieses Stück wurde zu Florenz mit ausnehmendem Beifalle aufgeführt, und kaum hatte Pabst Leo davon gehört, so hatte er nichts angelegneres, als die Aufführung desselben auch zu Rom zu verordnen.

Zu erklären ist dies allerdings. Die Päbste und die Großen der Kirche betrachteten selber

ihr ganzes Wesen lediglich als ein Blendwerk für den niedrigsten Pöbel, und, wenn es seyn könnte, für die Ultramontaner, und sie waren liberal genug, jedem feinen und gebildeten Italiänischen Manne zu erlauben, daß er über diese Dinge eben so dächte, redete und schriebe, wie sie selbst unter sich darüber redeten. Den gebildeten Mann wollten sie nicht betrügen, und der Pöbel las nicht. Eben so leicht ist zu erklären, warum späterhin andere Maasregeln nöthig wurden. Die Reformatoren lehrten das deutsche Volk lesen, sie beriefen sich auf solche Schriftsteller, die unter den Augen der Päbste geschrieben hatten, das Beispiel des Lesens wurde ansteckend für die andern Länder, und jetzt wurden die Schriftsteller eine furchtbare, und eben darum unter strengere Aufsicht zu nehmende Macht.

Auch diese Zeiten sind vorüber, und es werden dermalen, zumal in protestantischen Staatrn, manche Zweige der Schriftstellerei, z. B. philosophische Aufstellung allgemeiner Grundsätze jeder Art, gewiß nur darum der Censur unterworfen, weil es bedenklich seyn dürfte, eine

auf den Gegenstand der Schriften sich gründende Ausnahme von der allgemein eingeführten Censur zu verstatten, und schwierig, die Grenzen dieser Ausnahme zu bestimmen, und über dieselben zu halten. Da nun bei dergleichen Gegenständen häufig sich findet, daß denen, welche nichts zu sagen wissen, als das was jedermann auch schon auswendig weiß, in alle Wege erlaubt wird, so viel Papier zu verwenden, als sie irgend wollen; wenn aber einmal wirklich etwas neues gesagt werden soll, der Censor, der das nicht sogleich zu fassen vermag, und vermeinend, es könne doch ein nur ihm verborgen bleibendes Gift darin liegen, um ganz sicher zu gehen, es lieber unterdrücken möchte; so wäre es vielleicht manchem Schriftsteller vom Anfange des 19ten Jahrhunderts in protestantischen Ländern nicht zu verdenken, wenn er sich einen schicklichen und bescheidenen Theil von derjenigen Preßfreiheit wünschte, welche die Päbste zu Anfange des 16ten ohne Bedenken allgemein zugestanden haben.

Machiavells Schriften.

Amtsberichte während des Sekretariats, Briefe u. dergl. abgerechnet, sind Machiavells Hauptschriften folgende.

Zuförderst drei Bücher Diskurse über die erste Dekade des Livius, geschrieben, wie früher gesagt, nach seiner Absetzung vom Sekretariate. Sie enthalten seine Lehre, so wie sie in seinen übrigen politischen Schriften auch vorliegt, nur könnte man als ihren Hauptcharakter angeben, vorzügliche Klarheit und Popularität, für welche ihm dadurch, daß er eine bestimmte Begebenheit, oder ein Raisonnement seines Autors zur Stütze hatte, vorgearbeitet war. Zu derselben Zeit hat er auch seine sieben Bücher von der Kriegskunst geschrieben.

Man erlaube mir auf Veranlassung des letztgenannten Werks zu bekennen, daß, obwohl ich von der Kriegskunst nichts verstehe, ich dennoch glaube, daß es der Mühe werth sei, daß ein Mann von tiefen Kenntnissen über das Militairwesen, und der ohne Vorurtheil sei, und von

Einfluß, dieſes Werk noch einmal gründlich ſtudire, und daß ich dafür halte, dies, falls es geſchehen ſollte, könne von wichtigen Folgen ſeyn. Zu Machiavells Zeiten war die Infanterie in Italien ſo wenig geachtet, daß in einer Armee von 20000 Mann es oft kaum 2000 Infanteriſten gab. Er zeigt, daß allein die Infanterie den Nerv der Armeen ausmache, mit einleuchtenden Gründen; man iſt ſeitdem allgemein deſſelben Glaubens geworden, vielleicht nicht ohne Machiavells Zuthun. Aber es iſt noch ein zweiter, wichtigerer und für unſre Zeiten entſcheidender Punkt in der Machiavelliſchen Kriegskunſt. Es iſt nemlich, ſo viel der in der Kunſt Uneingeweihte darüber erkunden kann, die allgemeine Meinung unſrer Tage, daß im Kriege die Artillerie alles entſcheide, daß dieſer nur durch noch beſſer eingerichtete Artillerie die Wage zu halten, gegen ſie ſelbſt aber kein Gegenmittel ſei; und in der That ſind auch die letzten Schlachten, welche Europa in die gegenwärtige traurige Lage gebracht haben, lediglich durch dieſes Mittel entſchieden worden. Ganz andrer Meinung iſt Machiavell; er glaubt, die

Artillerie sei in offener Feldschlacht nur gegen Feige furchtbar, eine brave und zweckmäßig bewaffnete Armee aber bedürfe keiner, und könne die des Feindes verachten. Er will alle Schlachten, nach Art der Alten, in ein Gefecht in der Nähe, und in Handgemenge verwandeln, und ist in Absicht der Artillerie für das gerade darauf losgehen, indem ja, wenn man nur an sie heran sei, sie ohne Rettung verloren gehe. Die von andern aufgeworfene Frage, ob wohl, wenn die Feinde der Römer ihnen Artillerie entgegen zu setzen gehabt hätten, diese ihre Eroberungen gemacht haben würden, beantwortet er, wie uns vorkommt, sehr plausibel, also: allerdings würden sie es, denn sie wußten sich gegen die weit furchtbarern Elephanten und Sichelwagen, die ihnen entgegengesetzt wurden, zu vertheidigen, und diese zu überwinden. Ein Haupt-Augenmerk bei Armeen ist ihm die Bewaffnung derselben. So will er, als die eigentliche Stärke der Armeen, wie oben gesagt, Infanterie, und zwar zwei Arten derselben, die er, nach bestimmten Regeln in einander geordnet, in Schlachtordnung stellt; erstens, eine, gerüstet

nach Art der alten Römer, vollkommen geharnischt, mit Schild und kurzem römischen Degen, die zweite, nach Art der neuern, mit Lanzen. Die Bajonette sind ihm unbekannt.

Wenn man erwägt, daß von jeher alle Veränderungen in den Verhältnissen der Völker sich auf die Veränderung der Führung des Krieges, und die der Waffen, gegründet haben, und wenn man sieht, daß in der gegenwärtigen Kriegskunst, alles in die Artillerie gesetzt werde, so leuchtet ein, daß, wenn plötzlich, wie aus der Erde hervorkommend, ein Heer aufträte, für welches die Artillerie vernichtet wäre, dieses fürs erste schnell und ohne Widerstand die Oberhand gewinnen, und seinen Gebieter in den Stand setzen würde, Europa diejenige Gestalt zu geben, welche er für die rechte hielte. Und so wäre es denn wohl der Mühe werth, daß von solchen, die nicht die Knechtschaft Europens wollen, sondern seine Freiheit, und seine Ruhe, jener Gedanke Machiavells noch einmal gründlich untersucht würde, und entschieden, ob derselbe, der damals ohne Zweifel leicht ausführbar gewesen wäre, noch jetzt, nach den Fortschritten,

die seitdem die Artillerie genommen, noch ausführbar sei, und auf welche Weise. Nur ist zu wünschen, daß einem solchen, nebst den übrigen oben erwähnten Qualitäten, ganz besonders die nicht abgehe, daß er ohne Vorurtheil sei, oder die Kraft habe, ein Vorurtheil aufzugeben. Denn ohnerachtet wir uns selbst, wie billig, alles Urtheils in dieser Sache bescheiden, so erlauben wir uns dennoch, zu bemerken, daß wir anderwärts gewiß wissen, daß es in allen Dingen wunderbare Schreckbilder gebe, vor welchen die Gegenwart durchaus nicht vorbei kommen kann, und über welche die Nachwelt lachen wird, und daß wir, in Absicht des Kriegswesens, des geheimen Verdachts, den wir freilich nicht begründen zu können gestehen, uns nicht erwehren können, daß der Respekt gegen das Schießpulver unter diese wunderbaren Beschränkungen des modernen Denkens, und Muthes, gehören möge.

Der erwähnten beiden Schriften Resultate legte er in seiner Schrift: der Fürst, dem Lorenzo von Medicis dar. So sagt er selbst in der Zuschrift an diesen: „Ich glaube Euer

„Magnifizenz kein beſſeres Geſchenk bringen zu „können, als indem ich dieſelbe in den Stand „ſetze, in der allerkürzeſten Zeit alles dasjenige „zu lernen, auf deſſen Erlernung ich ſelbſt ſo „viele Jahre, unter ſo vielen Drangſalen und „Gefahren, habe verwenden müſſen.“ Vieles in dieſem Buche iſt gleichlautend mit dem, was in den Diskurſen geſagt iſt; und obwohl nicht alles, was in dieſem Buche enthalten iſt, auch in den Diskurſen vorkommt, indem das erſtere nach einem andern Plane verfaßt iſt, ſo geht doch alles hervor aus demſelben Geiſte; daß es daher ein ſehr unglücklicher Einfall des Florentiniſchen Vorredners iſt, dem Fürſten die Diskurſe entgegen zu ſetzen, und jenen durch dieſe beſtreiten zu wollen.

Beilagen zu der letztern Schrift ſind das Leben des Caſtruccio Caſtracani, deſſen hiſtoriſche Grundlage ſich im zweiten Buche der Florentiniſchen Geſchichten unſers Verfaſſers vorfindet; eine Art von Archontopädie des Machiavelliſchen Fürſten, geſchrieben zur Nachahmung des von Machiavell als Verfaſſers der Cyropädie ſehr geſchätzten Xenophon; imgleichen die Er-

zählung, wie Cesar Borgia den Vitellozzo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Herrn Pagolo, und den Herzog von Gravina, Orsini, berückt habe. Beilagen sind es, habe ich gesagt, zu dem Buche vom Fürsten, wie aus dem Texte des letztern hervorgeht, (obwohl der Inhalt der letztern Schrift auch in einem Amtsberichte vorgekommen seyn mag), wie sie denn auch als solche, in den alten Ausgaben mit fortlaufender Seitenzahl jenem beigedruckt sind. Nur den neuern Florentinischen Herausgebern, die nun einmal nicht umhin konnten, sich des Machiavellischen Fürsten in die Seele seines Verfassers zu schämen, hat es gefallen, diese Dinge durch einander zu werfen und anderwärts einzurücken, damit man auch nicht durch sie auf die wahre Tendenz jenes Buchs gebracht würde, und es ihnen leichter würde, ihren modrigen und übel riechenden Staub dem Leser in die Augen zu werfen.

Alles genannte ist, wie aus den Schriften selbst hervorgeht, noch unter der Regierung des Pabstes Leo geschrieben. Die spätere, und letzte seiner großen schriftstellerischen Arbeiten sind die

acht

acht Bücher Florentiniſcher Geſchichten, endend mit dem Tode Lorenz von Medicis, des Enkels Kosmus. Für die Fortſetzung hatte er vorgearbeitet, uud ein Theil dieſer Vorarbeiten ſind uns durch die neuern Herausgeber, unter dem Titel hiſtoriſcher Fragmente, mitgetheilt worden.

Noch haben wir von ihm geleſen, vier eigne Komödien (darunter eine ganz in Verſen); und eine Ueberſetzung der Andria des Terentius. Unter den erſtern iſt Elizia freilich eine bloße ziemlich getreue Nachahmung der Caſina des Plautus, und auch den übrigen dient Plautus zum Muſter. Doch läßt ſich insbeſondere von der ſchon oben erwähnten Mandragola rühmen, daß Intrigue und Witz eigenthümlich und originell ſind, was von den wenigſten der übrigen neuern Komiker ſich rühmen läßt, welche größtentheils in Nichts zergehen würden, wenn ihnen abgezogen würde, was ſie von Terentius, und ganz vorzüglich von Plautus, entlehnt haben; wie denn z. B. des ſo viel geltenden Moliere's einzelne Scherze, denen der Unkundige es nimmermehr anſehen würde, z. B. im Amphitruo, dem Geizigen u. ſ. w. ganz getreu, und,

wie es uns scheint, noch witziger gesagt, in den Vorbildern dieser Komödien beim Plautus sich vorfinden. Im Prologus zu dieser Mandragola sagt Machiavell: „Falls dieser Gegen„stand in seiner Geringfügigkeit nicht würdig „scheinen sollte eines Mannes, der für ernsthaft „und weise gelten will, so entschuldigt ihn da„mit, daß er durch diese Spiele der Phantasie „die trüben Stunden, die er verlebt, aufheitern „möchte, indem er eben jetzt nichts anderes „hat, wohin er seine Blicke wende, und es ihm „benommen ist, Gaben anderer Art in andern „Unternehmungen zu zeigen." Diese Entschuldigung, die seinen Zeitgenossen und Mitbürgern ohne Zweifel genug that, thue auch genug der Nachwelt, falls es bei ihr hierüber einer Entschuldigung bedürfen sollte.

Zwei Jahr vor seinem, 1527 in seinem 59sten Lebens-Jahr, erfolgten Tode, trat er, in mancherlei ausserordentlichen Aufträgen, die er erhielt, wieder in die Staatsgeschäfte. Er starb, ohnerachtet dieser bedeutenden Aufträge und des Vertrauens, welches zwei hinter einander regierende Päbste auf ihn setzten, und oft

benutzten, und ohnerachtet des wichtigen Amtes, das er vierzehn Jahre lang in seiner Republik verwaltet hatte, dennoch in der Armuth, deren Ehrwürdigkeit er immer als einen ehrenden Charakterzug einer Republik gepriesen hatte; welches nur als Beweis für seine eigne Integrität und Bescheidenheit angeführt wird, keinesweges aber, um seiner Zeit, seinem Vaterlande und seinen Gönnern darüber einen Vorwurf zu machen.

In wie fern Machiavells Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe.

Der Hauptgrundsatz der Machiavellschen Politik, und wir setzen ohne Scheu hinzu, auch der unsrigen, und, unsers Erachtens, jeder Staatslehre, die sich selbst versteht, ist enthalten in folgenden Worten Machiavells *): „Jed„weder, der eine Republik (oder überhaupt ei„nen Staat) errichtet, und demselben Gesetze „giebt, muß voraussetzen, daß alle Menschen „bösartig sind, und daß ohne alle Ausnahme

*) Diskurse. B. 1. Kap. 3.

„ſie alsbald ihre innere Bösartigkeit auslaſſen „werden, ſobald ſie dazu eine ſichere Gelegen„heit finden.“ Es thut hiebei gar nicht Noth, daß man ſich auf die Frage einlaſſe, ob denn die Menſchen wirklich alſo beſchaffen ſeien, wie ſie in jenem Satze geſetzt werden, oder nicht; kurz und gut, der Staat, als eine Zwangsanſtalt, ſetzt ſie nothwendig alſo voraus, und nur dieſe Vorausſetzung begründet das Daſein des Staats. Wollten ſie ſchon das Rechte, ſo hätteſt du ihnen höchſtens zu ſageu, was recht ſei; da du dich aber überdies noch durch ein Strafgeſetz verwahreſt, ſo ſetzeſt du allerdings voraus, daß ſie den guten Willen nicht haben, ſondern einen böſen, den du erſt durch die Furcht des ihnen angedrohten größern Uebels unterdrücken mußt, auf daß, wie auch immer innerlich ihr Wille bleiben möge, dennoch das äußere Reſultat alſo ausfalle, als ob keiner böſen, ſondern alle nur guten Willen hätten. Und ſo jemand den guten und gerechten Willen in ſich erzeugt, ſo bricht ſich an dieſem das Strafgeſetz als Antrieb denn auch völlig, indem er das Rechte thun würde, wenn auch

kein Gebot und keine Strafe wäre, und falls das Unrechte geboten wäre, es dennoch, jedem Strafgesetz zum Trotz, nicht thun, sondern lieber sterben würde.

Oder, um dasselbe noch in einer andern Wendung auszusprechen: der Staat, als Zwangsanstalt, setzt den Krieg aller gegen alle voraus, und sein Zweck ist, wenigstens die äußere Erscheinung des Friedens hervorzubringen, und, falls auch etwa in dem Herzen der Haß aller gegen alle, und die Lust über einander herzufallen, immerfort bliebe, dennoch zu verhindern, daß dieser Haß und diese Lust nicht in Thaten ausbreche.

Nun giebt es ferner ein zwiefaches Verhältniß des Regenten, nemlich, das zu seinen Bürgern, und das zu andern Staaten. In Absicht des erstern giebt es wieder zwei Fälle. Entweder nemlich will das Volk sich die Herrschaft des Gesetzes überhaupt noch nicht gefallen lassen, sondern es strebt unaufhörlich, und ergreift jede Gelegenheit, das Joch abzuschütteln, und in die erste Ungebundenheit zurück zu kehren; so ist in diesem Falle Krieg zwischen dem Fürsten

ſelbſt, und dem Volke, d. h. es iſt Krieg zwiſchen dem Frieden und dem abſoluten Kriege; und der Fürſt erhält, da ja ſchlechthin, und ob es dem Volke gefalle, oder nicht, Geſetzmäßigkeit und Friede ſeyn ſoll, in dieſem Falle das göttliche Recht des Krieges gegen ein ſolches Volk, nebſt allen Rechten, die in jenem erſten liegen, welche zu erörtern hier nicht Noth thut. Oder, welches der zweite Fall iſt, das Volk hat ſich dem Geſetze bequemt, und ſich an die Unterwürfigkeit unter daſſelbe ſowohl überhaupt, ſo wie an die Ordnung, wie es in dieſer Verfaſſung ſich ausſpricht, und ſich in Thätigkeit verſetzt, gewöhnet, und ob wohl noch immer Einzelne gegen das Geſetz ſündigen mögen, ſo ſteht doch die Maſſe nicht mehr auf, um ſich der Vollziehung zu widerſetzen. In dieſem Falle iſt Friede zwiſchen dem Fürſten und dem Volke, und das Volk als Volk iſt und bleibt immerfort vollkommen gerecht vor dem Fürſten, indem es den einzelnen Ungerechten von ſich ausſtößt, und ihn der Ahndung des Geſetzes überläßt.

Machiavells Vorſchriften ſind berechnet auf

ein Land, in welchem zu der Zeit, als er schrieb, noch immer der erste Fall statt fand; und er weiß dies so gut, daß er nicht vergißt, wiederholt zu erinnern, daß in andern Ländern, wo die Regierungen mehr befestiget seien, z. B. in Deutschland, Spanien, Frankreich, jene Regeln keine Anwendung fänden. In unserm Zeitalter ist, besonders in der Nation, für die ich zunächst schreibe, unter den Deutschen, der zweite Zustand der Dinge schon seit Jahrhunderten eingetreten, die Fürsten sind im Frieden mit den Völkern, und bedürfen in dieser Rücksicht gegen sie keiner Politik, und keines andern Mittels, sie zu zähmen, als eben des Gesetzes selber: und so ist denn dieser ganze Theil der Lehren des Machiavells, wie man ein widerstrebendes Volk unter das Joch der Gesetze erst bringen solle, für unser Zeitalter erledigt.

Keinesweges aber ist erledigt der zweite Theil, betreffend das Verhältniß zu andern Staaten; sondern es wird durch die reichen Erfahrungen der drei Jahrhunderte, um welche die seitdem in ganz andrer Kraft und Fülle sich entwickelnde Geschichte älter geworden, imglei-

chen durch eine tiefere Philoſophie, dieſer zweite Theil noch verſtärkt, und noch weit nachdrücklicher eingeſchärft.

Vor jedem Irrthume in der Beurtheilung jenes gegenſeitigen Verhältniſſes der Staaten zu einander wird man völlig geſichert, wenn man auch dieſem den oben an die Spitze geſtellten Satz zu Grunde legt, und annimmt, daß jeder jede Gelegenheit ergreifen werde, um dem andern zu ſchaden, ſo oft er ſeinen eignen Vortheil dabei zu erſehen glauben wird. Auch hier hat man ſich nicht darauf einzulaſſen, ob die Menſchen wirklich alſo geſinnt ſind, oder nicht; davon haben wir nicht geredet, und es gehört nicht hieher. Wir haben nur geſagt: nach dieſer Vorausſetzung muß man ſeine Berechnung machen. Denn, da es doch immer wenigſtens möglich iſt, daß es ſich alſo verhalte, ſo biſt du, wenn du darauf gerechnet haſt, und es ſo kommt, gedeckt, da du, wenn du nicht darauf gerechnet hätteſt, und es doch käme, bloß ſtändeſt, und Beute würdeſt; kommt es aber nicht alſo, ſo iſt es deſto beſſer für dich, indem du die für den Widerſtand bereit gehaltne Kraft

auf eine andre Weise zu deinem Vortheile gebrauchen kannst. Es ist um so nothwendiger, daß, selbst ohne bei irgend einem die geringste Bösartigkeit vorauszusetzen, zwischen Staaten es zu diesem Verhältnisse der fortdauernden Kriegslust kommen müsse, da zwischen ihnen niemals, so wie zwischen Bürgern eines geschloßnen und geordneten Staates, gewisses und ausgemachtes Recht statt finden kann. Zwar lassen sich die Territorial-Grenzen abstecken, aber nicht bloß auf dein Territorium geht dein Recht, und gründet sich deine Sicherheit, sondern auch auf deine natürlichen Alliirten, und überhaupt auf alles, wohin du deinen Einfluß erstrecken, und womit du in der Folge dich vergrößern kannst. Ueberdies will jede Nation das ihr eigenthümliche Gute so weit verbreiten, als sie irgend kann, und so viel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben, zufolge eines von Gott den Menschen eingepflanzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker, ihre gegenseitige Reibung an einander, und ihre Fortbildung, beruhet. Da dieses nun alle wollen, so gerathen sie nothwendig, und wenn sie auch

alle durch reine und vollendete Geister regiert würden, in Konflikt, und die Beantwortung der Streitfrage, ob dies dein, oder deines Nachbars natürlicher Alliirter sei, und wo die Grenzen eures euch gebührenden Einflusses gezogen werden sollen, wird selten in der Vernunft eine Prämisse finden.

Es wäre daher noch immer zu wünschen, daß unsre Politiker, also, daß es ihnen von nun an keinen Augenblick mehr aus dem Gesichte käme, und niemals darüber der geringste Zweifel, oder irgend eine Neigung, einmal eine Ausnahme zu gestatten, bei ihnen entstände, sich überzeugten von folgenden zwei Sätzen: 1) der Nachbar, es sei denn, daß er dich als seinen natürlichen Alliirten gegen eine andere euch beiden furchtbare Macht betrachten müsse, ist stets bereit, bei der ersten Gelegenheit, da er es mit Sicherheit können wird, sich auf deine Kosten zu vergrößern. Er muß es thun, wenn er klug ist, und kann es nicht lassen, und wenn er dein Bruder wäre. 2) Es ist gar nicht hinreichend, daß du dein eigentliches Territorium vertheidigest, sondern auf alles, was auf deine Lage

Einfluß haben kann, behalte unverrückt die Augen offen, dulde durchaus nicht, daß irgend etwas innerhalb dieser Grenzen deines Einflusses zu deinem Nachtheile verändert werde, und säume keinen Augenblick, wenn du darin etwas zu deinem Vortheile verändern kannst; denn sei versichert, daß der andere dasselbe thun wird, sobald er kann, versäumst du es nun an deinem Theile, so bleibst du hinter ihm zurück. Wer nicht zunimmt, der nimmt, wenn andere zunehmen, ab. Es geht sehr wohl an, daß ein Privatmann sage: ich habe genug, und will nichts mehr: denn dieser kommt durch eine solche Bescheidenheit nicht in die Gefahr, auch das zu verlieren, was er hat, indem er, falls jemand in seinem alten Besitzthume ihn angreifen sollte, den Richter zu finden wissen wird. Der Staat aber, der die ihm sich darbietenden neuen Kräfte zur Vertheidigung seines alten Besitzthums, sich anzueignen verschmäht, findet, wenn er, und vielleicht mit denselben Kräften, deren Erwerbung er versäumte, in seinem alten Besitzthume angegriffen wird, keinen Richter, dem er seine Noth klagen könne. Ein Staat, der fortgesetzt

diese bescheidne Genügsamkeit übte, müßte entweder durch seine Lage sehr begünstigt, oder eine, wenig Reiz habende, Beute seyn, wenn er nicht bald auch um dasjenige kommen sollte, womit er sich bescheiden begnügte, und wenn sich nicht finden sollte, daß die Worte: ich will nichts weiter haben, eigentlich die Bedeutung gehabt hätten: ich will gar nichts haben, und will auch nicht existiren. — Es versteht sich übrigens, daß hier immer von Staaten der ersten Ordnung, die ein selbstständiges Gewicht haben im Europäischen Staatensysteme, keinesweges aber von untergeordneten, die Rede sei.

Es fließen hieraus zwei Grundregeln. Die erste — so eben mit dem zweiten Satze zugleich beigebrachte; daß man ohne Zeitverlust jede Gelegenheit ergreife, sich innerhalb der Grenzen seines Einflusses zu verstärken, und jedes innerhalb dieser Grenzen uns drohende Uebel sogleich in der Wurzel, und ehe es Zeit hat, heranzuwachsen, ausrotte. Wir werden tiefer unten ein Wort Machiavells, diesen Gegenstand betreffend, anführen, und halten deswegen hier uns nicht länger dabei auf. Die zweite: daß man nie-

mals auf das Wort des andern sich verlasse, wenn man eine Garantie erzwingen kann; falls dies aber augenblicklich nicht möglich seyn sollte, es von nun an sich zum Hauptaugenmerke mache, diese Garantie sich noch zu verschaffen, damit man wenigstens so kurze Zeit als möglich das bloße Wort zum Pfande habe; daß man sich stets in der Lage erhalte, Treue und Glauben erzwingen zu können; welches voraussetzt, daß man sich als den Stärkern erhalte, nicht gerade absolut, welches nicht allemal von uns abhängt, aber doch innerhalb unsrer Grenzen, in der nun sattsam bestimmten weitern Bedeutung des Worts; indem, wer in dieser Rücksicht aufgehört hat, der Stärkere zu seyn, ohne Zweifel verloren ist; daß man von dieser Bedingung der Garantie durchaus nicht abgehe, und wenn man in den Waffen ist, dieselben auf jede Gefahr nicht ablege, ehe man es dahin gebracht hat. Müthige Vertheidigung kann jeden Schaden wieder gut machen, und wenn du fällst, so fällst du wenigstens mit Ehre. Jenes feige Nachgeben aber rettet dich nicht vom Untergange, sondern es giebt dir nur eine kurze Frist

schmählicher und ehrloser Existenz, bis du von selbst abfällst, wie eine überreife Frucht. Aus solchem Betragen entstehen jene ehrenvollen Frieden, die nicht einmal den Frieden geben, indem sie dem Feinde die völlige Gewalt lassen, unmittelbar nach geschloßnem Frieden seine Pläne da fortzusetzen, wo er sie vor dem Kriege, der ihm einen Augenblick Stillstand gebot, fallen ließ, und zufolge dessen wir zwar ihn zufrieden lassen müssen, aber Er nicht uns. Daher denn auch diese, die es mit solchen Gegnern zu thun haben, mit voller Wahrhaftigkeit ihre Friedensliebe rühmen können, da ihnen in der That zu glauben ist, daß sie es lieber haben, wenn die Nachbarn der Beraubung ihrer natürlichen, vielleicht angebornen und blutsverwandten Alliirten, und der Ausrottung ihres Einflusses bis an ihre Territorial-Grenzen heran, ruhig zusehen, und sie machen lassen, als wenn sie mit den Waffen in der Hand sich dagegen setzen; indem die erste Weise weit leichter ist, und weit sicherer, als die zweite. Sie lieben in der That den Frieden, den ihrigen nemlich, und sie wünschen wirklich keinen Widerstand zu finden, indeß sie gegen

alle Welt den Krieg führen, fortsetzen und vollenden.

Man glaube nicht, daß, wenn alle Fürsten so dächten, und nach den aufgestellten Regeln handelten, der Kriege in Europa kein Ende seyn würde. Vielmehr wird, da keiner den Krieg anzufangen gedenkt, wenn er es nicht mit Vortheil kann, alle aber stets gespannt und aufmerksam sind, keinem irgend einen Vortheil zu lassen, ein Schwert das andere in Ruhe erhalten, und es wird ein langwieriger Friede erfolgen, der nur durch zufällige Ereignisse, als da sind, Revolutionen, Successionsstreitigkeiten, u. dgl., unterbrochen werden könnte. — Mehr als die Hälfte der Kriege, welche geführt worden, sind durch große Staatsfehler der Angegriffenen, welche dem Angreifer die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gaben, entstanden, und sie wären unterblieben, wenn jene Staatsfehler unterblieben wären. Und da gleichwohl die Kriegsübung nicht ausgehen darf, wenn die Menschheit nicht erschlaffen, und für den späterhin doch wieder möglichen Krieg verderben soll, so haben wir ja noch selbst in Europa, noch mehr aber

in den andern Welttheilen, Barbaren genug, welche doch über kurz oder lang, mit Zwang dem Reiche der Kultur werden einverleibt werden müssen. In Kämpfen mit diesen stähle sich die Europäische Jugend, indeß in dem gemeinsamen Vaterlande selbst keiner es wagt, das Schwert zu entblößen, da er allenthalben sich gegenüber eben so gute Schwerter erblickt.

Diese Regeln werden durch die höhere Ansicht des Verhältnisses des Fürsten zu seinem Volke und zu der gesammten Menschheit, aus dem Standpunkte der Vernunft, bestätigt, verstärkt, und zur heiligen Pflicht gemacht. Die Völker sind ja nicht ein Eigenthum des Fürsten, so daß er deren Wohl, deren Selbstständigkeit, deren Würde, deren Bestimmung in einem Ganzen des Menschengeschlechts, als seine Privatsache betrachten, und fehlen könne nach Belieben, und wenn es schlecht geht, sagen könne: nun, ich habe geirrt, aber was ists denn weiter? der Schade ist mein, und ich will ihn tragen; so wie etwa der Besitzer einer Heerde, durch dessen Nachläßigkeit ein Theil derselben zu Grunde gegangen wäre, sich trösten könnte.

Der

Der Fürst gehört seiner Nation eben so ganz und vollständig an, als sie ihm angehört; ihre ganze Bestimmung im ewigen Rathe der Gottheit ist in seine Hände niedergelegt, und er ist dafür verantwortlich. Es ist ihm durchaus nicht erlaubt, nach Willkühr von den ewigen Regeln, die Verstand und Vernunft der Verwaltung der Staaten geben, abzugehen. Es ist ihm nicht erlaubt, wenn er z. B. die zweite so eben angeführte Regel zum Schaden seiner Nation vernachläßigt hätte, hinzutreten, und zu sagen: Ich habe an Menschheit, ich habe an Treue und Redlichkeit geglaubt. So mag der Privatmann sagen; geht er darüber zu Grunde, so geht er sich zu Grunde: aber so kann der Fürst nicht sagen, denn dieser geht nicht sich, und geht nicht allein zu Grunde. Glaube er, wenn er will, an Menschheit in seinen Privat-Angelegenheiten, irrt er sich, so ist der Schade sein; aber er wage nicht, auf diesen Glauben hin, die Nation, denn es ist nicht recht, daß diese, und mit ihr vielleicht andere Völker, und mit ihnen vielleicht die edelsten Besitzthümer, welche die Menschheit in tausendjährigem Rin-

gen erworben hat, in den Koth getreten werden, bloß, damit von ihm gesagt werden könne, er habe an Menschen geglaubt. An die allgemeinen Gesetze der Moral ist der Fürst in seinem Privatleben gebunden, so wie der Geringste seiner Unterthanen; in dem Verhältnisse zu seinem friedlichen Volke ist er an das Gesetz und an das Recht gebunden, und darf keinen anders behandeln, als nach dem stehenden Gesetze, wiewohl ihm das Recht der Gesetzgebung d. i. der fortgesetzten Vervollkommnung des gesetzmäßigen Zustandes bleibt; in seinem Verhältnisse aber zu andern Staaten giebt es weder Gesetz noch Recht, ausser dem Rechte des Stärkern, und dieses Verhältniß legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung, auf die Verantwortung des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral in eine höhere sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: Salus et decus populi suprema lex esto.

Diese ernstere und kräftigere Ansicht der Regierungskunst thut es nun, unsers Erachtens,

Noth bei unserm Zeitalter zu erneuern. Die jedesmal herrschende Zeit-Philosophie ermangelt, so sehr auch die Weltleute sich gegen die Sache sträuben, und so schwer sie an das Bekenntniß derselben gehen, dennoch niemals, auf irgend einem Wege auch an diese zu kommen, und auch sie umzuschaffen nach ihrem Bilde. Diese Zeit-Philosophie war in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts gar flach, kränklich, und armselig geworden, darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, und Liberalität, und Popularität, flehend, daß man nur gut seyn möge, und dann auch alles gut seyn lassen, überall empfehlend die goldene Mittelstraße d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem dumpfen Chaos, Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses, und überhaupt jedweder Erscheinung, welche über die lange und breite Oberfläche um ein weniges hervorragte, ganz besonders aber verliebt in den ewigen Frieden. Sie hat ihren entnervenden Einfluß recht merklich auch an die Höfe und in die Kabinette verbreitet. — Seit der französischen

Revolution sind die Lehren vom Menschenrechte und von der Freiheit und ursprünglichen Gleichheit aller, — zwar die ewigen und unerschütterlichen Grundfesten aller gesellschaftlichen Ordnung, gegen welche durchaus kein Staat verstoßen darf, mit deren alleiniger Erfassung aber man einen Staat weder errichten, noch verwalten kann, — auch von einigen der unsern, in der Hitze des Streites, mit einem zu großen Accente, und als ob sie in der Staatskunst noch weiter führten, als sie es wirklich thun, behandelt, und manches andere, was dahin auch noch gehört, übergangen worden, welche Uebertreibung gleichfalls nicht ohne allen störenden Einfluß geblieben. Nun hat man zwar nicht ermangelt, später das fehlende in mancherlei Formen nachzuholen; aber es scheint, daß diese Schriften, als Schulübungen, und Fakultätenwaare, und als nicht würdig von den Händen der Weltleute berührt zu werden, liegen geblieben. So mag denn nun einer, der nicht unbekannt ist, und nicht unberüchtigt, von den Todten aufstehen, und sie des Rechten bedeuten!

II. Stellen aus Machiavells Schriften.

Auszug aus dem Aufrufe, Italien von den Barbaren zu befreien. An Lorenzo von Medicis. (Im Originale der Schluß des Buches vom Fürsten.)

— Niemals wahrhaftig iſt die Zeit einem Fürſten, der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge in Italien zu werden vermöchte, günſtiger geweſen, als eben jetzt; und wenn, wie ich ein andermal geſagt habe, das Volk Iſrael in der Knechtſchaft der Egypter ſeyn mußte, damit Moſes Tugend offenbar würde, und die Perſer unterdrückt von den Medern, damit die Seelengröße Cyrus an den Tag käme, und die Athenienſer zerſtreut, damit die Trefflichkeit Theſeus ſich zeigte, ſo war es gegenwärtig nothwendig, daß Italien von ſeinem dermaligen Schickſale betroffen würde, und daß es in härtere Knechtſchaft fiele, denn die der Hebräer, in ſchmählichere Sklaverei, denn die der Perſer, in verworrnere Zerſtreuung, denn die der Athenienſer, ohne Haupt, ohne Verfaſſung, geſchlagen, ausgeplündert, zerriſſen, durchſtreift, allen Arten der Gewaltthätigkeit und des Hohnes Preis gegeben, damit die Herrlichkeit eines Italiſchen Geiſtes an das Licht käme.

Und obwohl dieſem Lande einmal eine Hoffnung der Rettung entgegenſchimmerte, ſo liegt es doch nun wieder wie ohne Leben da, und erwartet den Helfer, der ſeine

Wunden heile. Man sieht es flehende Hände zu Gott aufheben, um einen Heiland, der es errette von dieser Grausamkeit, und dieser Insolenz der Barbaren. Man sieht es fertig stehend, und bereit, einem Panière zu folgen, wenn eine Hand sich fände, die es ergriffe. Auch sieht man nirgends jemand, von dem es sicherer hoffen könne, als von Eurem erlauchten Hause, daß dieses mit seiner Mannhaftigkeit, und mit seinem Glücke, sich zum Haupte dieser Erlösung mache. Sogar wird euch dieses nicht sehr schwer fallen, wenn ihr nur die Leben und Handlungen der obengenannten Männer stets vor Augen behaltet. Denn obwohl solche Männer selten sind, und bewundernswürdig, so waren sie dennoch nichts mehr, denn Menschen, und keinem war die Gelegenheit so günstig, als Euch, und ihr Unternehmen war nicht gerechter denn dieses, noch leichter, noch war Gott mehr ihr Freund, denn der Eurige. Hier ist große Gerechtigkeit, wenn derjenige Krieg gerecht ist, der da nothwendig ist, und diejenige Bewaffnung menschenfreundlich, wo keine Hoffnung übrig ist, als auf die Waffen. Hier ist die höchste Geneigtheit Aller, und wo große Geneigtheit ist, da kann keine große Schwierigkeit seyn; immer vorausgesetzt, daß ihr Euch an die Weise derjenigen haltet, die ich Euch als Muster aufgestellt habe. Gott hat schon viel für euch gethan, aber er will niemals alles thun, um uns nicht des freien Willens, und der Ehre, welche auf unsern Theil fällt, zu berauben.

Man lasse sich darum ja nicht diese Gelegenheit entgehen, auf daß Italien endlich seinen Heiland erscheinen

ſehe. Ich kann nicht ausſprechen, mit welcher Liebe derſelbe werde aufgenommen werden, in alle den Provinzen, die durch dieſe Ausſtrömungen des Auslandes gelitten haben, mit welchem Durſte der Rache, mit welcher unerſchütterlichen Treue, mit welcher kindlichen Ergebenheit, mit welchen Thränen. Welches Thor würde ſich ihm verſchließen? Welches Volk ihm den Gehorſam verweigern? Weſſen Eiferſucht ſich ihm in den Weg ſtellen? Welcher Italiſche Mann ihm ſeine Ergebenheit verſagen? Jedem kehrt ſich ja das Herz um im Leibe vor dieſer Oberherrſchaft der Barbaren.

So ergreife denn alſo Euer erlauchtes Haus dieſe Aufgabe mit dem Muthe, und den Hoffnungen, mit welchen gerechte Unternehmungen angetreten werden, damit unter deſſen Fahnen dieſes unſer Vaterland verherrlichet, und unter deſſen Auſpicien erfüllet werde jener Spruch des Petrarka:

Der Muth wird ſich erheben
Gegen die Wuth, daß bald ſei ausgeſtritten,
Zum Zeichen, daß noch leben
In des Italiers Bruſt die alten Sitten.

Aus der Zuſchrift des Buches vom Fürſten an Lorenzo.

Auch halte man es nicht für Vermeſſenheit, wenn ein Mann aus niederem Stande es wagt, über die Verwaltung der Fürſten zu ſchreiben, und dieſelbe unter Regeln zu bringen: denn ſo, wie diejenigen, die eine Gegend abzeichnen, ihren Standpunkt in der Ebne nehmen, um die Geſtalt der Berge und der Anhöhen in das

Auge zu faſſen, — auf den Bergen aber, um die tiefer liegende Gegend zu betrachten; eben ſo muß man Fürſt ſeyn, um die Eigenſchaften der Völker, und aus dem Volke, um die der Fürſten wohl zu erkennen.

Zuſatz des Herausgebers.

M.s Einfall iſt ſcheinbar und witzig, aber näher angeſehen, beweiſet er nur gegen die im Purpur gebornen Fürſten, unter die nicht einmal Lorenzo gehörte, keinesweges aber gegen die neuen Fürſten, auf die er vorzüglich rechnet, und die insgeſammt aus dem Volke ſind. Da überdies die Vermeſſenheit und Anmaßung, gegen welche dieſer Einfall gerichtet iſt, ſeit M.s Tagen nicht verſchwunden, ſondern nur lauter und unbeſcheidener geworden, ſo dürfte es der Mühe werth ſeyn, daß man über dieſen Punkt ſich noch deutlicher und entſcheidender auslaſſe.

Was mag wohl zu einem richtigen Urtheile über Staatsſachen, und um in jedem vorkommenden Falle die ſicherſte Maasregel ausfindig zu machen, erforderlich ſeyn? Ich denke, in Abſicht der Materie, eine gründliche Einſicht in die Geſetze der Staatsverwaltung überhaupt,

welche sich auf philosophische Erkenntniß, auf Bekanntschaft mit der Geschichte der Vorwelt, und der unserer Tage, und auf tiefe Kenntniß des Menschen gründet, welche letztere wieder nicht von der Anzahl der Gesichter, die wir an uns haben vorübergehen lassen, sondern vorzüglich davon abhängt, daß man selbst ein von allen Seiten ausgearbeiteter und vollständiger Mensch sei, und sich kenne; sodann, in Absicht der Form, ein fester und geübter Verstand, der das Objekt seines Nachdenkns in reiner Absonderung zu fassen, und dasselbe ohne Zerstreuung oder Verwirrung fest zu halten wisse, bis er es zermalmet, und in seinem Wesen durchdrungen habe.

Und auf welchem Wege erhält man denn diese Erfordernisse der Staatskunst? Ich weiß nicht anders, als daß es allein durch gründliches Studium der Wissenschaften geschehe, durch dieses aber auch ganz, und vollständig; daß somit jeder durch die Wissenschaften gründlich ausgebildete Mann, welcher Geburt er übrigens sei, ein tüchtiger Staatsmann seyn würde, sobald er es wollte, keiner aber ohne diese

wiſſenſchaftliche Bildung, welcher Geburt auch er übrigens ſeyn dürfte, es jemals zu ſeyn vermöchte, und daß kein Ahnenbrief und keine Hofgunſt jenen weſentlichen Mangel erſetzen könne. — Dadurch, daß man die Fertigkeit hat, ſchnell von einem Gegenſtande zum andern überzuſpringen, und über jeden etwas ſcheinbares und witziges zu ſagen, ohne einen einzigen feſt zu halten, und ſo ein angenehmer Geſellſchafter in flachen Zirkeln wird, erhält man gar nicht, noch legt man dar, das entgegengeſetzte Vermögen der tiefen und gründlichen Unterſuchung. In der Fertigkeit aber in Halblügen, Pfiffen, Praktiken und Schwänken, die man in Spielhäuſern lernen kann, beſteht nun vollends nicht die Staatskunſt, und der irrt ſehr, der ſie darein ſetzt. — Sollte ja an einem ſolchen in ernſterer Arbeit gebildeten Politiker von der Schwerfälligkeit ſeiner Logik, und von dem Staube ſeiner Bücher etwas hängen geblieben ſeyn, ſo wird ich ja leicht ein Höfling finden, der, wenn er nur den Verſtand hat ſeine Gedanken richtig aufzufaſſen, dieſen Gedanken ſeine glättere Zunge lihe.

Auch sage man nicht: von wessen Treue in den öffentlichen Geschäften man versichert seyn soll, der muß durch Familie, durch Länder-Besitz u. dgl. Garantie leisten können: denn so, wie bei dem untüchtigen gerade diese Besitzthümer so Muth wie Treue beugen können; so dürfte zuweilen derjenige, der durch die Wissenschaft sich gewöhnt hat, über das sichtbare, und die Gegenwart hinaus zu blicken, ein Eigenthum anderer Art haben, daß ihn innigst, und bis auf Leben oder Tod, verknüpft mit der gerechten Sache.

Der, wohl auch nicht ohne Beabsichtigung entstandene, nächste Erfolg jener Anmaßung ist der, daß man in diesem, der Aufsicht der öffentlichen Meinung und der Schriftstellerei wohl mehr, als irgend ein anderes, bedürftigem Fache, dieser Aufsicht glücklich sich entzieht, durch den Spruch: das sind Stubengelehrte, was können diese von Politik wissen? welchem Spruche das Volk glaubt. Als ob irgend ein Weiser der Vorwelt oder unserer Tage seine Weisheit wo anders erworben hätte, als in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, und als ob

der Verstand auf Hoffesten und in Assembleen ausgetheilt, oder auf den Gassen gefunden würde; als ob die Politik eine Art von Zauberkunst sei, zu der es vermittelst natürlicher Mittel keinen Zugang gebe, und zu welcher nur der unter einem gewissen Gestirn Geborne hindurch dringen könne; endlich, als ob jene von ihrem gepriesenen Leben in der großen Welt, und von ihrem Zutritte zu den ersten Quellen, irgend einen Vortheil aufzuweisen vermöchten, ausser dem, daß sie die neuesten Nachrichten einige Stunden früher wissen.

Aus dem dritten Kapitel desselben Buchs.

Die Römer, so wie sie Fuß faßten in einem Lande, beobachteten in ihm folgendes: sie errichteten Kolonien, sie hielten die Schwächern aufrecht, ohne jedoch ihre Macht zu vermehren, sie schwächten die Mächtigen, sie ließen keinen auswärtigen Mächtigen zu Ansehen, und Einfluß in diesem Lande kommen. Ich will nur an dem einzigen Griechenlande dieses darlegen. Es wurden in demselben von ihnen aufrecht erhalten die Achäer und Aetolier, niedergedrückt das Macedonische Reich, verjagt daraus Antiochus; und es vermochten weder die Verdienste der Achäer oder Aetolier sie zu bewegen, daß sie ihnen erlaubt hätten, irgend eine neue Acquisition zu machen, noch die Ueberredungen des Philippus, daß sie

ſeine Freunde würden, ehe er niedergedrückt ſey, noch die Macht des Antiochus, daß ſie ihm verſtatteten, irgend einen Standpunkt in dieſem Lande zu nehmen. Die Römer erfülleten hiemit das, was alle verſtändige Fürſten thun ſollen, nicht bloß die vorſeyenden Klippen, ſondern auch diejenigen, an denen in der Zukunft ihre Herrſchaft ſcheitern könnte, ins Auge zu faſſen, und den Gefahren mit allem Fleiße vorzubauen: indem, wenn dergleichen nur aus gehöriger Entfernung vorhergeſehen wird, ihm leicht abgeholfen iſt; ſo man es ſich aber über den Hals kommen läßt, iſt zur Hülfe nicht mehr Zeit, und das Uebel iſt unheilbar geworden. So wie die Aerzte von der Hektik ſagen, daß ſie im Anfange leicht zu heilen, aber ſchwer zu erkennen ſei; wenn ſie aber Anfangs weder erkannt noch geheilt worden, mit dem Fortgange der Zeit leicht zu erkennen, aber ſchwer zu heilen werde: eben ſo verhält es ſich mit den Angelegenheiten des Staats, indem, wenn nur die Uebel, die ſich in ihm erzeugen, im Keime erkannt werden, welches freilich nur dem Verſtändigen verliehen iſt, ihnen ſchnell abzuhelfen iſt, wenn man ſie aber aus Unkunde derſelben wachſen läßt, bis jedermann ſie erkennt, es für ſie kein Gegenmittel mehr giebt. Aus dieſem Grunde halfen die Römer jedem Nachtheile, den ſie vorher ſahen, allemal auf der Stelle ab, und ließen ihn niemals wirklich werden, um etwa einen Krieg zu vermeiden, indem ſie wohl wußten, daß der Krieg dadurch nicht gehoben, ſondern bloß, und zwar zum Vortheile des andern, weiter hinausgeſchoben werde; und ſo wollten ſie denn mit Philipp, und Antiochus, in Griechenland Krieg haben, damit ſie nicht mit denſelben in Italien Krieg haben müßten, ohnerachtet ſie da-

mals das eine so wie das andere hätten vermeiden können *), welches sie nicht wollten. Niemals hatte ihren Beifall, was man aus dem Munde der Weisen unsrer Zeit alle Tage hören kann; die Wohlthaten der Zeit zu genießen; sondern sie folgten dem Geleite ihres Muths, und ihrer Klugheit, indem die Zeit allerlei Dinge bei sich führe, und das Gute so wie das Böse, das Böse so wie das Gute, mit sich bringen könne.

Kap. 14. desselben Buchs.

Pflichten eines Fürsten in Beziehung auf das Kriegswesen.

Es habe der Fürst kein anderes Augenmerk, noch einen andern Gedanken, noch halte er irgend ein anderes Ding für sein ihm ganz eigenthümlich zukommendes Handwerk, ausser dem Kriegswesen, und der Anordnung und Aufrechthaltung desselben, indem dies die einzige Kunst ist, die man einem Herrscher anmuthet, — und in derselben so große Tugend ist, daß sie nicht nur aufrecht erhält diejenigen, welche als Fürsten geboren sind, sondern auch oftmals Männer aus dem Privatstande auf Fürstenstühle erhebt. Im Gegentheile hat man auch gesehen, daß Für-

*) Wenn sie nemlich, in der Meinung, daß Griechenland doch nicht eigentlich zu ihrem Territorium oder väterlicher Erbschaft gehöre, Philipp und Antiochus darin hatten machen lassen, bis dieselben an die Grenzen Italiens heran gewesen wären, worauf es denn freilich — aber mit wessen Vortheile? — zum Kriege hatte kommen müssen.

Anmerk. d. Herausgebers.

ſten, die mehr auf die Faulheit ſich legten, als auf die Waffen, ihre Staaten verloren haben. Die vornehmſte Urſache, die dir dieſen Verluſt zuzieht, iſt die Verachtung dieſer Kunſt, ſo wie der vornehmſte Grund alles Gewinns, die Meiſterſchaft in derſelben. Franz Sforza wurde aus einem Privatmanne Herzog von Mailand, weil er gerüſtet war; ſeine Söhne wurden aus Herzogen Privatmänner, weil ſie die Beſchwerden und die Entſagungen, die das Waffen-Handwerk mit ſich führt, flohen und vermieden.

Unter den andern Uebeln, welche der Mangel an Kunde des Kriegs dir zuzieht, iſt auch dieſes, daß er dich um die Achtung bringt; eine von den Schmählichkeiten, die ein Fürſt durchaus von ſich abwehren muß. Denn zwiſchen einem Wehrhaften, und Wehrloſen iſt kein Verhältniß, und es ergiebt ſich durch den natürlichen Verſtand, daß der erſtere nicht gern dem letztern gehorche, und daß der letztere, umgeben von mehrern der erſtern Art, nicht ſehr ſicher ſei. Von der einen Seite Verachtung, von der andern Mißtrauen; wie könnte eine ſolche Vereinigung gut thun? Und ſo iſt es denn, neben alle dem andern Unglücke, das daraus entſpringt, auch nicht möglich, daß ein Fürſt, der ſich auf das Kriegsweſen nicht verſteht, von ſeinen Kriegern geachtet werde, oder ihnen vertrauen könne *) Er laſſe daher während des

*) Dieſer, auf die Unſicherheit eines Fürſten, der kein Krieger iſt, in der Mitte ſeiner eignen bewaffneten Unterthanen, ſo nachdrücklich gelegte Accent, gründet ſich auf die in unſrer Vorrede erwähnte Verſchiedenheit des Verhältniſſes des Fürſten zu ſeinen Unterthanen zu Machiavells Zeiten, und gilt durchaus nicht für unſre Zeit. Wahr aber wird bleiben zu aller Zeit, daß kein Fürſt, der es nicht dahin bringt

Kriegs niemals sein Auge von der Kriegsübung, und während des Friedens übe er sich mit noch weit größerer Sorgfalt auf den Krieg, als während des Krieges selbst; welches er thun kann auf zweierlei Weise, theils durch Werke, theils durch Gedanken.

Was die Werke betrift, möge er, ausserdem daß er seine Heere stets in Ordnung und wohl exerzirt erhalte, seine überflüßige Zeit zubringen auf der Jagd, theils um seinen Körper in der Gewohnheit der Beschwerden und Entsagungen zu erhalten, theils, um das Land kennen zu lernen, wie die Berge sich erheben, die Thäler sich öffnen, die Ebnen sich strecken, um sich zu merken die Natur der Flüsse, und der Sümpfe, und auf alles dieses die höchste Sorgfalt zu wenden. Diese Kenntniß ist nützlich auf zwei Weisen. Zuerst lernt man dabei sein eignes

für den ersten Krieger seiner Nation, von der Nation wenigstens, gehalten zu werden, im Kriege des vollkommnen Respekts, und der stummen Subordination seiner Heere, deren es für glückliche Führung des Kriegs bedarf, jemals genießen werde: daß daher ein solcher, — falls, da nicht jedwedem jedes Talent angeboren wird, der Mangel unheilbar seyn sollte, um so sorgfältiger in seinen Beschlüssen über Krieg und Frieden den Verdacht der Feigheit oder des Wankelmuths von sich abhaltend, — lieber die wirkliche Führung des Kriegs andern überlasse, und durch desto glänzendere Verwaltung der übrigen Regierungszweige mit dem essentiellen Mangel versöhne. — Eben so urtheilt M. selbst (Discurse B. 1. K. 19.): „Nach einem vortreff„lichen Fürsten kann ein schwacher sich erhalten; aber nicht „nach einem Schwachen ein zweiter schwacher; es sei „denn, daß, wie in Frankreich, die alten Ord„nungen ihn hielten; schwach aber sind diejenigen Fürsten, die nicht auf Krieg gerichtet „sind."

Anmerk. d. Herausgebers.

eignes Land kennen, und wird vertrauter mit den Mitteln, es zu vertheidigen. Sodann erhält man durch die Uebung der lebendigen Anschauung an diesen heimischen Gegenden eine große Fertigkeit, jedwede andere noch unbekannte Gegend, deren Erkundung uns nöthig wird, schnell und richtig aufzufassen, indem die Hügel, die Thäler, die Ebnen, die Flüsse, die Sümpfe, welche z. B. in Toskana sind, mit denen in andern Provinzen eine gewisse Aehnlichkeit haben, so daß man von der Auffassung der Lage einer Provinz sehr leicht zur Auffassung anderer fortgehen kann. Welcher Fürst dieser Geschicklichkeit ermangelt, ermangelt eines der ersten Stücke, die den Feldherrn machen, indem man hierdurch lernt, den Feind finden, Standquartiere nehmen, die Heere führen, Plane zu Schlachten entwerfen, eine Lagerstatt wählen, zu unserm Vortheil. Vom Philopömen, Haupt der Achäer, rühmen die Geschichtschreiber unter andern folgendes, daß er in der Zeit des Friedens an nichts gedacht habe, als an die Führung des Kriegs, und, mit seinen Freunden etwa auf dem offenen Lande sich befindend, oft still gestanden sei, und mit ihnen raisonnirt habe: Wenn der Feind stände dort auf jenem Hügel, und wir befänden uns mit unserm Heere da, welcher von uns beiden würde im Vortheile seyn? Wie könnte man mit Sicherheit auf ihn losgehen, so daß unsre Reihen geschlossen blieben? Wenn wir uns zurückziehen wollten, was hätten wir zu thun? Wenn er sich zurückzöge, wie könnte man ihm folgen? Und so habe er ihnen denn alle die Fälle vorgelegt, die einer Armee begegnen können, ihre Meinung gehört, die seinige gesagt, sie mit Gründen unterstützt; also daß durch dieses immer-

währende Nachdenken er es so weit gebracht habe, daß ihm in Führung der Heere nie habe ein Fall vorkommen können, wogegen er nicht das Hülfsmittel gewußt habe.

Was ferner die Uebung des Gedankens zum Kriege anbelangt, so lese der Fürst die Geschichten, und merke darin auf die Handlungen ausgezeichneter Männer, er sehe, wie sie sich betragen haben im Kriege, erforsche die Ursachen ihrer Siege, oder ihrer Niederlagen, um die ersten sich anzueignen, die letzten zu vermeiden; besonders aber thue er, wie vor ihm irgend ein trefflicher Mann gethan hat, der irgend einen gepriesenen, und glorreichen Vorgänger sich zum Muster genommen, dessen Weise und Thaten er immer vor Augen gehabt; so wie man sagt, daß Alexander den Achill, Cäsar den Alexander, Scipio den Cyrus nachgeahmt habe. Und wer das Leben Cyrus von Xenophon gelesen, findet nachher in Scipios Leben, wie sehr diese Nacheiferung den letztern selbst preißwürdig gemacht, und wie genau er in Keuschheit, Zugänglichkeit, Menschenfreundlichkeit, Freigebigkeit sich nach dem gebildet, was Xenophon von Cyrus schreibt. In dieser Weise hat nun jeder weise Fürst sich auch zu halten, und friedliche Zeiten ja nicht ungenutzt sich verschwinden zu lassen, sondern mit fleißiger Kunst aus ihnen einen Schatz zu bereiten, den er geltend mache zur Zeit der Trübsal, so daß das umgewandelte Glück ihn bereit finde, seine Streiche abzuwehren.

Aus Kap. 21. d. B.

Wie ein Fürſt ſich zu betragen habe, um Achtung zu erwerben.

Nichts wirkt ſo günſtig auf die öffentliche Meinung für einen Fürſten, als große Unternehmungen, ſodann Einrichtungen, welche Muſter werden für andere.

Auch erwirbt es einem Fürſten Achtung, wenn er ein ganzer Freund iſt, und ein ganzer Feind, d. h. wenn er ohne irgend einen Rückhalt ſich erklärt zu Gunſten des Einen gegen den Andern. Denn wenn zwei Mächtige, deine Nachbarn, an einander gerathen, ſo iſt entweder der Fall, daß, wenn der Eine ſiegt, du den Sieger zu fürchten habeſt, oder es iſt der Fall nicht. In jedem dieſer beiden Fälle wird es dir immer nützlicher ſeyn, dich zu erklären, und einen guten Krieg zu führen, indem, wenn du dich nicht erklärt haſt, du im erſten Falle immer die Beute des Siegers wirſt mit guter Erlaubniß und zum Wohlgefallen des Beſiegten; und du wirſt nirgends eine Zuflucht finden, indem der Sieger keine zweideutigen Freunde will, noch ſolche, die ihm in der Noth nicht beiſtehen, und der Beſiegte dich eben ſo wenig in Schutz nimmt, da du nicht mit den Waffen in der Hand ſein Geſchick haſt theilen wollen. — Antiochus war nach Griechenland gekommen, eingeladen von den Aetoliern, um die Römer herauszutreiben. Er ſchickte Redner an die Achäer, Freunde der Römer, um ſie zur Neutralität zu

bewegen; von der andern Seite redeten denſelben die Römer zu, daß ſie zu ihren Gunſten die Waffen ergriffen. Die Sache kam in der Verſammlung der Achäer zur Berathſchlagung, und als daſelbſt Antiochus Geſandter ihnen zuredete, neutral zu bleiben, erwiederte der Abgeſandte der Römer: „Die Maasregel, welche man als „die beſte und nützlichſte für euren Staat anpreißt, daß „ihr euch in unſern Krieg nicht einmiſchet, iſt grade die „allerverderblichſte für euch, indem, wenn ihr keinen „Antheil nehmt, ihr zuletzt ohne einigen Dank oder Ach„tung, als der Preiß des Siegers zurückbleibt.“ Und immer wird es ſich finden, daß der, welcher dein Freund nicht iſt, dich um Neutralität erſucht, der aber, welcher dein Freund iſt, fordert, daß du mit den Waffen in der Hand dich erkläreſt.

Aber Fürſten von keinem Entſchluß ſchlagen gewöhnlich, um nur die gegenwärtige Gefahr zu vermeiden, den Weg der Neutralität ein, und gehen denn auch gewöhnlich darüber zu Grunde. Wenn aber ein Fürſt ſich muthig zu Gunſten des einen Theils erklärt, und der, dem er anhängt, ſiegt, ſo laß denſelben immer ſo mächtig ſeyn, daß du ſeiner Willkühr überlaſſen bleibſt, dennoch hat er Verbindlichkeiten gegen dich, und es hat ſich eine Liebe erzeugt, und die Menſchen ſind niemals ſo ehrlos, daß ſie mit einer ſo beiſpielloſen Undankbarkeit dich unterdrücken ſollten. Dazu kommt, daß die Siege niemals ſo entſcheidend ſind, daß der Sieger nicht noch einiges zu ſchonen habe, beſonders die Gerechtigkeit. Wenn hingegen derjenige, dem du anhingeſt, verlöhre, ſo würdeſt du von ihm aufgenommen werden, und er dir helfen, ſo lange er könnte; oder, im ſchlimmſten Falle, wäreſt du

doch der unabtrennliche Gefährte eines Glücks, das ſich wiederum erheben kann.

Im zweiten Falle, wenn die Kämpfer von der Art ſind, daß du vom Sieger nichts zu fürchten haſt, ſo wird es um ſo mehr eine kluge Maasregel, Theil zu nehmen, indem du ſodann zum Sturze des Erſten den Beiſtand des Zweiten erhältſt, der, wenn er Verſtand hätte, alles anwenden müßte, um jenen zu erhalten; wenn ihr überwindet, ſo bleibt er deinem Ermeſſen anheim gegeben, aber es iſt unter der gegebenen Vorausſetzung unmöglich, daß er mit deinem Beiſtande nicht überwinde.

Und hier iſt denn der Ort anzumerken, daß ein Fürſt niemals mit einem, der da mächtiger iſt, denn er ſelbſt, ſich verbinden müſſe, zum Nachtheil eines Dritten, es ſei denn, daß die Noth ihn dazu zwinge; denn wenn er überwindet, bleibt er dem Ermeſſen deſſelben anheim gegeben, nichts aber hat ein Fürſt mehr zu fliehen, als die Abhängigkeit von fremder Willkühr.

Auch glaube doch nie ein Staat, daß er jemals eine durchaus ſichere Maasregel ergreifen könne, ſondern er wiſſe, daß alle, die er nimmt, zweifelhaft ſind, indem es nun einmal in der Ordnung der Dinge liegt, daß, auf dem Wege einem Nachtheile auszuweichen, man einem andern entgegen geht. Aber darin hat eben der Verſtand ſein Weſen, daß er die innere Natur der Nachtheile aufdecke, und das am wenigſten ſchlimme für gut nehme.

Noch soll ein Fürst sich als Liebhaber der Virtuosität zeigen, und jedem, in irgend einer Kunst sich auszeichnenden, Ehrenbezeugungen ertheilen.

Zusatz des Herausgebers.

Machiavells Lehre über Neutralität, und Partheinehmen, ist dadurch, daß auf eine Erfindung der neuern Politik, die bewaffnete Neutralität, keine Rücksicht genommen werden konnte, unvollständig geblieben, und wir wollen dieselbe in seinen Grundsätzen auf folgende Weise ergänzen.

Zuförderst, wenn dein natürlicher Verbündeter gegen eine andere euch beiden furchtbare Macht, angegriffen wäre, so ist die Beibehaltung der Neutralität durchaus verderblich, denn die Kräfte deines Verbündeten sind die deinigen, und seine Schwächung ist die deinige, und er kann nicht angegriffen werden, daß du es nicht zugleich mit seiest. Sind aber die kriegführenden Mächte beide deine Nebenbuhler, wofür sie ohne Ausnahme zu halten sind, wenn

sie nicht deine natürlichen Verbündeten sind, und sind sie dir schon jetzt gefährlich, oder könnten sie es in der Zukunft werden, so ist es dein Gewinn, daß sie, ohne dein Zuthun, an einander selber eine Gewalt brechen, die du mit deiner eignen Gefahr und Aufwande hättest brechen müssen; und in diesem Falle kann die bewaffnete Neutralität eine sehr gute Maasregel seyn, wenn man darauf sieht, daß beide ohngefähr in gleichem Grade geschwächt werden, keiner aber einen besondern Zuwachs von Kräften erhalte, oder, wenn der letzte Fall eintreten sollte, sogleich auf die Seite des Schwächern tritt; wenn man, so sie des Kriegs müde werden, oder sonst die Fortsetzung desselben uns lästig wird, mit bewaffneter Hand den Vermittler macht, den Frieden diktirt, und in demselben nicht vergißt, sich zu bedenken. Aber mit den Waffen in der Hand zuzusehen, wie der eine Theil unmäßig geschwächt werde, und der andere unmäßig wachse; diesem Fehler hinterher noch den zweiten hinzu zu thun, daß man sie sich selbst vertragen lasse, so gut es gehen will, als ob wir gar nicht da wären, und nun hin-

gehe, und sich ruhig entwaffne; dieser Gebrauch der bewaffneten Neutralität hat, ausser allen von M. dargelegten Fehlern der Neutralität noch diesen, daß er die Achtung für uns noch weit entscheidender verringert, und daß wir, durch die Kosten der Bewaffnung und der Erhaltung auf dem Kriegsfuße nur diese Verachtung uns erkauft haben.

Kap. 22. d. B.

Von den Sekretarien der Fürsten.

Von nicht geringer Wichtigkeit für einen Fürsten ist die Wahl seiner Minister; denn er hat gute oder schlechte, lediglich nach Maasgabe seines eignen Verstandes. Die erste Meinung, die man von einem Fürsten faßt, und von seinem Kopfe, gründet sich auf den Anblick derer, die er um sich hat. Sind diese tauglich und treu, so kann man immer annehmen, daß jener Verstand habe, ind m er sie als tüchtig herausgefunden, und sie treu zu erh lt n verstanden hat, eben so, wie man im entgegengesetzten Falle nur immer, ohne Furcht sich zu irren, nachtheilig von ihm denken kann, indem er den ersten Irrthum den er begehen kann, in dieser Wahl begeht. Niemand lernte Antonius von Venafro, Minister des Pa dolf Petrucci, Fürsten von Siena, kennen, der nicht geurtheilt h. be, daß Pandolf ein sehr verständiger Mann seyn müsse, da er einen solchen Minister habe. Indem

es nehmlich drei Arten von Köpfen giebt, von denen die einen das rechte von sich selbst finden, die andern, nachdem es ihnen gezeigt worden, die dritten weder durch sich selbst, noch unter der Anleitung anderer, von denen die ersten die trefflichsten, die zweiten auch ehrenwerth, die dritten aber zu nichts nütze sind: so war es offenbar, daß Pandolf, wenn auch nicht von der ersten Art, denn doch sicher von der zweiten wäre, indem, wenn jemand, gesetzt auch die Gabe der Erfindung gehe ihm ab, auch nur das Unterscheidungsvermögen hat, ob gut oder böse sei, was einer sagt, oder thut, er die guten oder bösen Thaten des Ministers erkennt die ersten vervollkommnet, die zweiten verbessert, und der Minister, ohne Aussicht ihn betrügen zu können, sich gut hält. Einen Minister zu durchschauen, giebt es folgendes nie trügendes Mittel für einen Fürsten: Siehst du, daß der Minister mehr an sich gedenkt, denn an dich, und daß er in allen Handlungen nur auf seinen Nutzen sieht, so glaube, daß ein solcher niemals ein guter Minister seyn, und du dich nie auf ihn wirst verlassen können; indem derjenige, der eine Monarchie zu berathen hat, niemals an sich denken soll, sondern an den Fürsten, und niemals an etwas ihn erinnern soll, ausser an das, was den Fürsten selbst betrift. Dagegen soll von der andern Seite der Fürst selbst an den Minister denken, damit er ihn treu erhalte, ihm Ehrenbezeugungen ertheilen, ihn bereichern, ihn sich verbinden, Ehren und Aufträge mit ihm theilen, damit seine Ersättigung mit Ehre und Gut ihm das Verlangen anderer Ehre, und anderes Gutes benehme, die Theilnahme aber an entscheidenden Aufträgen ihm alle Veränderung furchtbar mache, indem er einsicht, daß er sich

ohne dieſen Fürſten nicht halten kann. Sind nun die Fürſten und die Miniſter alſo beſchaffen, ſo können ſie einander gegenſeitig vertrauen, ſind ſie anders, ſo wird es immer ein unglückliches Ende nehmen für den einen, oder für den andern.

Zuſatz des Herausgebers.

Wir wollen Machiavells Lehre durch Anwendung derſelben deutlicher machen. — Nur auf ſeinen eignen Nutzen, und zunächſt, auf die Behauptung ſeines Platzes, iſt bedacht ein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, (denn von dieſen redet M. vorzüglich) welcher mit andern Höfen, und beſonders mit dem, den er für den mächtigſten hält, wie auch etwa ſein Fürſt mit ihnen ſtehen möge, es durchaus nicht verderben, noch an irgend einer entſcheidenden Erklärung oder Maasregel gegen ſie Theil nehmen mag, damit, falls jener etwa Sieger bliebe, (welches geſchehen wird, falls der Treuloſe an der Spitze der Geſchäfte bleibt) er bei ihm Gnade finde, oder, falls es zu einem ſchmälichen Frieden käme, nicht ſeine Entlaſſung, ſondern vielmehr ſeine Beibehaltung, zur Bedingung gemacht werde. Treu hingegen iſt derjenige Miniſter,

der als ganzen und entschiedenen Feind sich zeigt des Feindes seines Herrn, und seines Staates, und als entschiednen Freund der Freunde von diesen. Diese Treue eines Ministers aber ist bedingt durch die Treue des Fürsten gegen sich selbst und seine Nation: daß dieser nehmlich selber ganzer Feind sei und ganzer Freund; nicht aber die Waffen mit dem Gemüthe eines schon Ueberwundenen führe, der durch schwache Gegenwehr heimlich die Gnade und Verschonung dessen zu gewinnen sucht, gegen den er öffentlich kämpft, und den er schon als unbezweifelten Sieger ansieht, und der heimlich beneidet und fürchtet den mit ihm Verbündeten; welchem sonach mit Halbheiten und auf Schrauben gesetzten Erklärungen und Maasregeln seines Ministers recht eigentlich gedient ist. Treu macht ein Fürst den Minister, und verbindet ihn sich innig, wenn er, nach M.s Worten, ihn zum Theilnehmer entscheidender Aufträge macht, d. h. wenn er ihm dergleichen Rückhalte und Schlupfwinkel nicht gestattet, sondern ihn zu unumwundenen Maasregeln und Erklärungen nöthigt, also, daß er, wenn der Feind siegte, von ihm

keine Schonung zu erwarten hätte. Der beste Minister in einem ernstlich gemeinten Kriege ist immer der, der beim Siege des Feindes alles verliert. Freilich kann solche Entschiedenheit nur ein solcher Fürst fordern, der hinwiederum die Kraft hat, seinen Minister zu schützen; wo hingegen fremde Befehle und Interessen über die Anstellung oder Entfernung der Minister entscheiden, daselbst kann ein ehrlicher und verständiger Mann durchaus nicht dienen.

Kap. 25. d. B.

Wie viel das Glück vermöge über die menschlichen Unternehmungen, und in wie fern man sich gegen den Einfluß desselben setzen könne.

Es ist mir nicht unbekannt, daß Viele dafür gehalten haben, und noch dafür halten, die weltlichen Dinge seien durch das Geschick und durch Gott so unabänderlich bestimmt, daß die Menschen dabei nichts zu ihrem Vortheile verändern könnten, und durchaus kein Verwahrungsmittel gegen das Schicksal hätten. Man würde hieraus folgern können, daß es vergeblich sei, sich mit diesen Dingen viel zu bemühen, und daß man sie eben der Leitung des Geschicks überlassen müsse. Diese Mei-

nung hat in unsern Tagen größern Glauben gefunden, als je, um der großen Umwandlungen willen, die man erlebt hat, und noch alle Tage erlebt, weit hinaus über alles menschliche Vermuthen. Jenes bedenkend, neige ich mich gewissermaaßen hin zu jener Meinung. Wiederum aber, da uns ja freier Wille verliehen ist, urtheile ich, es möge wohl wahr seyn, daß das Glück über die Eine Hälfte unsrer Handlungen entscheide, daß es aber die andere Hälfte, oder auch etwas weniger, unsrer Leitung überlasse. Ich vergleiche dasselbe einem reissenden Strome, der in einem Ausbruche von Wuth die Ebnen unter Wasser setzt, Bäume und Häuser niederwirft, hier Land abreißt, dort welches ansetzt, vor dem jeder flieht, und seiner Wuth ausweicht, unvermögend derselben zu widerstehen. Obwohl nun derselbe also beschaffen ist, so ist es doch den Menschen nicht benommen, zu der Zeit, da er ruhig ist, Vorkehrungen dagegen zu treffen, durch Befestigung der Ufer und Dämme, also daß, wenn er wieder anwächst, er entweder friedlich in einem Kanale abfließe, oder, wenn er ja wieder austräte, er doch nicht mehr so losgebunden, und verderblich wühe. Gleicherweise verhält es sich mit dem Glücke; auch dieses zeigt seine Macht nur da, wo keine Mannhaftigkeit bereit steht, die ihm Widerstand leiste, und wendet seine Angriffe nur nach der Seite, wo es weiß, daß keine festen Ufer und Dämme sind, dieselben aufzuhalten. Und wolltet ihr etwa Italien, welches der Sitz ist jener Umwandlungen, und der Anziehungspunkt aller jener Bewegungen, näher betrachten, so würdet ihr finden, daß dasselbe ein Feld ist ohne Dämme, und ohne irgend ein festes Ufer. Wäre dasselbe eingedämmt gewesen durch gehörige Tüchtigkeit

der Menschen, so wie Deutschland, Spanien, Frankreich es ist, so würde diese Ueberschwemmung entweder nicht die großen Veränderungen hervorgebracht haben, die wir sehen; oder sie würde auch gar nicht hieher sich gezogen haben. So viel über den Widerstand gegen das Glück im Allgemeinen.

Um aber tiefer herab zu dem Besondern zu kommen, mache ich aufmerksam darauf, daß man denselben Fürsten heute glücklich sieht, und morgen zu Grunde gerichtet, an welchem doch, während diesem Wandel seines Glücks, durchaus keine Veränderung seiner Natur oder seiner Eigenschaften sichtbar geworden. Ich glaube, daß dies zuförderst aus der Ursache entsteht, welche ich schon oben ausführlich aus einander gesetzt, nehmlich, weil derjenige Fürst, der sich ganz auf das Glück stützt, zu Grunde geht, sobald dieses sich ändert. Sodann glaube ich, daß derjenige Glück habe in seinen Unternehmungen, dessen Weise zu verfahren mit der Beschaffenheit seiner Zeit übereinstimmt, Unglück aber derjenige, mit dessen Verfahren die Zeiten nicht zusammenstimmen. Daher sehen wir; daß die Menschen in den Dingen, die sie glücklich durchsetzen, und dergleichen jedermann im Auge behält, nemlich Ehre und Reichthümer, auf sehr verschiedene Weise zu Werke gehen, der eine bedächtig, und voll allerlei Rücksicht, der andere mit Ungestüm, der eine gewaltthätig, der andere mit Künsten, der eine geduldig, der andere das Gegentheil, und doch ist es möglich, daß mit diesen verschiedenen Weisen ein jeglicher zum Ziele komme. Noch sieht man von zwei gleich Bedächtigen, den einen seinen Zweck erreichen, den andern nicht, und eben so, daß es zweien auf dieselbe Weise mit dem entgegengesetz

ten Verfahren gelinge, indem der Eine bedächtig, der andre ungestüm ist, welches alles lediglich aus der Beschaffenheit der Zeit erfolgt, die mit ihrem Verfahren entweder zusammenstimmt, oder nicht, und hieraus die so eben erwähnte Erscheinung zu erklären ist. Eben daraus fließt auch die Veränderung in dem schon errungenen Glücksstande eines Menschen, indem, so jemand sich mit Vorsicht und Geduld beträgt, diesem es ohne Zweifel glücklich geht, so lange die Zeit auf eine so'che Weise abläuft, daß dieses sein Betragen zweckmäßig ist; dagegen er zu Grunde geht, wenn die Zeiten und Dinge sich ändern, eben darum, weil Er sein Verfahren nicht ändert. Auch giebt es keinen so weisen Mann, der hierein sich zu schicken wüßte, theils, weil keiner von dem sich entfernen kann, wohin ihn seine Natur zieht, theils auch, weil jemand, der auf seinem eingeschlagenen Wege immer glücklich gefahren ist, sich nicht überzeugen kann, daß es gut seyn möchte, denselben zu verlassen; und so ist denn der bedächtige Mann, wenn es nun Zeit wäre, ungestüm vorwärts zu gehen, unvermögend es auszuführen, und geht zu Grunde; dagegen, wenn er seine Natur umgeändert hätte, zugleich mit Zeiten und Dingen, sein Glück sich nicht verändert hätte. — Pabst Julius II. ging bei allen seinen Unternehmungen ungestüm zu Werke, und fand Zeiten und Dinge dieser seiner Weise zu verfahren so angemessen, daß es mit ihm allemal einen glücklichen Ausgang nahm. Man bedenke sein erstes Unternehmen auf Bologna noch während Johann Bentwoglio's Leben. Die Venezianer waren damit unzufrieden, der König von Spanien, so wie der von Frankreich, hatten gegen dasselbe mancherlei vorzustellen, aber er riß in

Perſon ſich fort mit ſeiner Kühnheit, und ſeinem Ungeſtüm, zu der Expedition, und bei dieſem kühnen Schritte blieb Spanien und Venedig betäubt und ruhig, das letztere aus Furcht, das erſtere, weil es das ganze Königreich Neapel wieder zu erlangen wünſchte. Auf der andern Seite zog der König von Frankreich ſich zurück, als er die Bewegungen des Königs von Spanien ſahe, und weil er deſſelben Freundſchaft durch die Demüthigung der Venezianer ſich erwerben wollte, und dafür hielt, daß er ihm ſeine Truppen nicht verweigern könne, ohne ihn offenbar zu beleidigen; und ſo ſetzte denn Julius durch ſein kühnes Losſchlagen durch, was niemals irgend ein anderer Pabſt mit aller menſchlichen Klugheit durchgeſetzt haben würde, indem, wenn er mit ſeinem Ausmarſche aus Rom hätte warten wollen, bis die Unterhandlungen abgeſchloſſen, und alle Artikel in Richtigkeit geweſen wären, es ihm niemals gelungen wäre, indem der König von Frankreich tauſend Ausflüchte gefunden, die andern ihm tauſend Schreckbilder vorgemalt haben würden. Ich will nichts ſagen von deſſelben Pabſtes andern Unternehmungen, die alle in derſelben Weiſe geführt worden, auch alle ihm glücklich von ſtatten gegangen ſind, indem die Kürze ſeines Lebens es mit ihm nicht bis zum Gegenſatze kommen ließ. Wären nemlich Zeiten eingetreten, die ihm Bedächtigkeit zur Nothwendigkeit gemacht hätten, ſo wäre daraus ſein Untergang erfolgt, indem er niemals von der Weiſe abgewichen ſeyn würde, zu der ſeine Natur ihn hinzog.

Ich ziehe aus dieſem allen das Reſultat, daß, da das Glück wandelt, die Menſchen aber unbiegſam bei ihrer Weiſe bleiben, die letztern glücklich ſind, wenn ſie mit

dem

dem erstern zusammenstimmen, unglücklich aber, wenn sie mit demselben nicht zusammenstimmen. Zwar halte ich allerdings dafür, daß es besser sei, ungestüm einher zu gehen, als bedächtig, indem Fortuna ein Weib ist, die geschlagen werden muß, und gestoßen, wenn man sie unter sich bringen will; auch sieht man, daß sie sich öfter von solchen überwinden läßt, als von denen, die da träg und langsam einher schreiten. Deshalb ist sie auch, als Weib, eine Freundin der Jünglinge, indem diese weniger bedachtsam sind, und verwegner, und ihr mit größerer Kühnheit gebieten.

Zusatz des Herausgebers.

Was auch immer der bloße nicht selbst Antheil nehmende Beobachter der menschlichen Unternehmungen von Glück oder Unglück halten, und wie viel oder wenig von dem Erfolge derselben er einer unbekannten, und nicht unter unsre Berechnung zu bringenden Ursache zuschreiben möge; so soll doch der, der getrieben ist, wirklich etwas zu unternehmen, jener unbekannten Ursache durchaus keinen Einfluß zugestehen, sondern es muß ein solcher sich bestreben, sein Vorhaben soweit zu durchdringen, als irgend möglich ist, und so weit er es durchdringt, alles berechnen, und nun, in gutem Glauben,

und mit unerschütterlicher Fassung, an das Werk gehen. Die meisten Male wird einem solchen Muthe und Glauben das Unternehmen gelingen: Mißlingen aber, Untergang, Tod, wenn es einmal seyn muß, kommen ohne unsre Mühe, und trotz unsrer besten Berechnungen, von selber. So nun jemand durch die Betrachtung, daß es doch immer möglich bleibe, daß ihm das Unternehmen mißlinge, sich abhalten lassen wollte, etwas zu thun, bis ihm die absolute Unmöglichkeit des Mißlingens mathematisch demonstrirt wäre, so würde ein solcher, da eine solche Demonstration niemals möglich ist, nimmer zum Handeln kommen. So ist es freilich äusserst selten, daß eine vom Dache fallende Last einen Vorübergehenden tödte, doch ist es geschehen, und wer gegen diese Gefahr sich vollkommen sicher stellen wollte, der müßte niemals sein Zimmer verlassen, in welchem jedoch auch die Decke über ihn hereinbrechen kann, welcher Gefahr er entgangen seyn würde, wenn er zu der Zeit sich auf der Gasse befunden hätte. In Gefahr sind wir unaufhörlich, und wer auf absolute Versicherung wartet, ehe er etwas unter-

nimmt, der mag dienlich seyn, in der Einsamkeit erbauliche Betrachtungen anzustellen über die Sterblichkeit der Menschen, und die Hinfälligkeit aller Dinge, von dem handelnden Leben aber bleibe er entfernt.

Der schönste Glücksstern, der einem Helden ins Leben leuchten kann, ist der Glaube, daß kein Unglück sei, und daß jede Gefahr durch feste Fassung, und durch den Muth, der nichts, und, wenn es gilt, auch das eigne Leben nicht schont, besiegt werde. Gehe ein solcher sogar unter in der Gefahr, so bleibt es nur den Zurückgebliebenen, sein Unglück zu beklagen, er selbst ist nicht mehr zugegen bei seinem Unglücke. So ist auch die würdigste Verehrung, welche der Mensch der über unsre Schicksale waltenden Gottheit zu bringen vermag, der Glaube, daß sie reich genug gewesen, uns also auszustatten, daß wir selbst unser Schicksal machen könnten, dagegen ist es Lästerung, anzunehmen, daß unter dem Regimente eines solchen Wesens dasjenige, was allein Werth hat an dem Menschen, Klarheit des Geistes, und Festigkeit des Willens, keine Kräfte seien, sondern alles durch ein

blindes und vernunftloses Ohngefähr entschieden werde. Denke, könnte-man dem Menschen zurufen, daß du nichts durch dich selbst seiest, und alles durch Gott, damit du edel und stark werdest in diesem Gedanken; aber wirke, als wenn kein Gott sei, der dir helfen werde, sondern du alles allein thun müssest, wie er dir denn auch in der That nicht anders helfen will, als wie er dir schon geholfen hat, dadurch, daß er dich dir selbst gab. Wo gleich beim Anfange einer Unternehmung kein rechtes eignes Herz bei der Sache ist, sondern die Vorsehung hingestellt wird, wie es scheint, um etwas in Bereitschaft zu haben, dem man die Schuld des unglücklichen Erfolgs gebe, da ist eben deswegen zu befürchten, daß man ihrer zu diesem Behufe bedürfen werde.

Dieser Glaube, sage ich, und das Leben in diesem Glauben, ist selbst das rechte eigentliche Glück. Dagegen ist das eigentliche Unglück das Mißtrauen in die Möglichkeit eigner Einsicht und eigner Kraft, und die verzagte Ergebung in das blinde Geschick, und in alles, was dasselbe aus uns machen wolle; woraus Unent-

ſchloſſenheit, Schwanken in den gefaßten Planen, und, um es mit Einem Zuge zu bezeichnen, derjenige Zuſtand entſteht, da man zugleich auch nicht will, was man will, und zugleich auch will, was man nicht will. Wer ſo iſt, der iſt unglücklich geboren, ihm geht das Unglück nach auf allen ſeinen Schritten, und wohin er tritt, bringt er es mit ſich.

Sehe man doch nach in der Geſchichte, was denn dasjenige ſei, was die Menge, an die das Urtheilen nie eher kommt, bis der Erfolg gegeben iſt, von jeher Glück oder Unglück genannt hat! — Es thut im Verfolge einer Unternehmung ſich ein Umſtand hervor, der an ſich weder nothwendig war, noch durch irgend einen menſchlichen Verſtand vorherzuſehen. Der verſtändige Mann durchſchaut auf der Stelle, wie derſelbe zu gebrauchen ſei für ſeinen Zweck, und gebraucht ihn alſo; er, der vielleicht, wenn ſtatt des eingetretnen gerade ſein Gegentheil ſich ereignet hätte, auch dieſes eben ſo zweckmäßig gefunden haben würde. Es friert z. B. zu ungewöhnlicher Zeit ungewöhnlich ſtark; und er geht über die mit Eis bedeckten Flüſſe, Seen, Mo-

räſte, und erobert gegen alle Erwartung; er, der, wenn Thauwetter einfallen wäre, vielleicht in dieſelben offenen Seen und Moräſte den Feind verſenkt hätte. Die Menge, welche zwiſchen dem Froſte, und der Eroberung kein Mittelglied ſieht, ſtaunt ſein Glück an, und es iſt ſein Vortheil, ſie dabei zu laſſen, weil dies in das Gebiet des Wunderbaren fällt, und den Mann zum beſondern Lieblinge der Gottheit erhebt, dagegen die nackte Wahrheit, daß ſein Glück auf ſeinem Verſtande beruht habe, viel zu gemein, und zu natürlich iſt. Ein andrer hat vielleicht auf eines, und das andre, das ſich zutragen könnte, gerechnet, und iſt dagegen gerüſtet; und möchte dies kommen, ſo würde er ſich recht gut aus dem Handel ziehen. Leider aber erfolgt nicht dieſes, ſondern ein anderes, worauf, als gleichwohl auch möglich, er ebenfalls hätte rechnen können und ſollen: darauf iſt er nicht vorbereitet, und er fällt. Da ſich ihm nun dennoch nicht nachſagen läßt, daß er gar nichts bedacht habe, indem er einiges doch wirklich bedacht hat, ſo will er lieber Unglück gehabt haben, als ſeinen unzulänglichen Verſtand erkennen, und an-

klagen; und vielleicht wird ihm zum Ersatze für sein erstes Unglück das Glück zu Theil, daß er bei der unverständigen Menge Glauben findet.

Das so eben beschriebne besondere Glück aus einzelnen Ereignissen macht jeder, der mit einem gehörig tiefen und umfassenden Plane an ein großes Unternehmen geht, sich zu eigen und fesselt es an sein Gefolge. Er hat auf manchen nachtheiligen Umstand gerechnet, welcher, da so wenig alles Ueble geschieht, das wir fürchten, als alles Gute, das wir hoffen, nicht eintritt; er hat gegen diese Uebel Kräfte in Bereitschaft gesetzt, welche, hievon erübrigt, ihm für andre Zwecke gewonnen werden. Er hat auf manches günstige Ereigniß nicht gerechnet, welches gleichwohl, wie dies immer geschieht, sich einstellt. Er weiß dies auf das beste zu benutzen, und hat abermals gewonnen. Ueberhaupt sind demjenigen, der einmal im Vortheile ist, alle Dinge freundlich; so lange er nemlich in sich diejenigen Eigenschaften, durch die er anfangs in den Vortheil kam, aufrecht erhält, und durch Siegestaumel sich nicht zu Uebermuth, Sorglosigkeit und Vermessenheit hinreissen läßt. Dagegen

ſind dem, der in den Nachtheil gekommen, alle Dinge weit ſchwerer zu handhaben, und es iſt zu befürchten, daß ſein erſtes Unglück eine Reihe andrer Unglücksfälle zur Folge haben werde.

Im Allgemeinen aber kann man als Regel annehmen, und wird es im Leben, und durch die Geſchichte beſtätigt finden, daß, je unentſchloßner, muthloſer, träger, kränkelnder, je mehr das Leben verträumend, und für friſches Leben erſtorben, Einzelne, oder auch ganze Zeitalter waren, deſto feſter glaubten ſie an Unglück, und an ein dunkles Verhängniß, gleichſam um die Schuld ihrer heimlich gefühlten Untauglichkeit dadurch von ſich ſelbſt abzulehnen; je kräftiger dagegen Einzelne oder ganze Zeitalter in ſich ſelbſt waren, deſto mehr glaubten ſie an das überwiegende Vermögen tüchtiger Menſchen, und hielten dafür, daß nichts unerreichbar ſei dem unerſchütterlichen Willen.

III. Beſchluß.

Möge dieſe Blätter ein günſtiges Geſchick begleiten! Sie waren beſtimmt, beizutragen, zur Ehrenrettung eines braven Mannes; zugleich auch diejenigen unſrer Zeitgenoſſen, für die es von Nutzen ſeyn könnte, zu den Schriften deſſelben wieder hinzuleiten, indem ſie den Geſichtspunkt, aus welchem allein dieſer Schriftſteller verſtanden werden, und billig beurtheilt werden kann, aufſtellten, und einzelne Stücke daraus zur Probe gäben. Mögen ſie nicht den entgegengeſetzten Erfolg finden, daß auf ihre Veranlaſſung das Verdammungsurtheil gegen den Autor nur erneuert, und geſchärft, und der Herausgeber dieſer Blätter mit in daſſelbe verflochten werde!

Zunächſt fallen uns zwei Gattungen von Menſchen ein, gegen die wir uns verwahren möchten, wenn wir es könnten. Zuförderſt ſolche, welche, ſo wie ſie ſelbſt mit ihren Gedanken niemals über die neuſte Zeitung hinaus kommen,

annehmen, daß dies auch kein andrer könne, daß demnach alles, was geredet oder geschrieben werde, eine Beziehung auf diese Zeitung habe, und derselben zum Kommentar dienen solle. Diese erinnere ich, daß Machiavell nun fast seit drei Jahrhunderten todt ist, und daß ich, in meinen Zusätzen, einhergehend nach seinen Principien, ihn nur also ergänzt habe, wie er, zuweilen wenn er noch tiefer in die Sache hätte hineingehen wollen, meistens aber, wenn er sich nicht so streng auf die damalige Beschaffenheit seines Vaterlandes beschränkt, sondern seine Betrachtung auch über die ihm wohl bekannten Länder von festerer bürgerlicher Verfassung hätte ausdehnen wollen, vor drei Jahrhunderten sich selbst gar füglich hätte ergänzen können. Sodann bitte ich sie, zu bedenken, daß keiner sagen könne: siehe, da ist dieser gemeint, und dieser! — der nicht vorher bei sich selbst geurtheilt habe, daß dieser, und dieser wirklich und in der That also sei, daß er hier gemeint seyn könne; daß daher keiner einen im Allgemeinen bleibenden Schriftsteller, der in der, alle Zeit umfassenden Regel, jede besondre Zeit vergißt,

der Satyre beſchuldigen könne, ohne zu bekennen, daß er erſt ſelbſt, als urſprünglicher und ſelbſtſtändiger Urheber, dieſe Satyre gemacht habe, und ohne höchſt thörichter Weiſe ſeine eignen geheimſten Gedanken zu verrathen.

Sodann giebt es ſolche, die vor keinem Dinge Scheu haben, wohl aber vor den Worten zu den Dingen, und vor dieſen eine unmäßige. Du magſt ſie unter die Füße treten, und alle Welt mag zuſehen; dabei iſt für ſie weder Schande noch Uebel: wenn aber darauf ein Geſpräch erhoben würde, vom Treten mit Füßen, ſo wäre dies ein unleidliches Aergerniß, und nun erſt höbe das Uebel an; da doch auch überdies kein Vernünftiger und Wohlwollender ein ſolches Geſpräch erheben wird, aus Schadenfreude, ſondern lediglich, um die Mittel ausfindig zu machen, daß der Fall nicht wieder eintrete. Eben ſo mit den zukünftigen Uebeln; ſie wollen nicht geſtört ſeyn in ihrem ſüßen Traume, und ſchließen drum feſt zu ihr Auge vor der Zukunft. Da aber dadurch andre, welche die Augen offen behalten, nicht verhindert werden, zu ſehen, was herannaht, und in Verſuchung kom-

men könnten, zu sagen, und mit Namen zu benennen, was sie sehen, so dünkt ihnen gegen diese Gefahr das sicherste Mittel dieses, daß sie den Sehenden dieses Sagen und Benennen verbieten; als ob nun, in umgekehrter Ordnung mit der Wirklichkeit, aus dem Nichtsagen das Nichtsehen, und aus dem Nichtsehen das Nichtseyn, erfolgen würde. So schreitet der Nachtwandler einher am Rande des Abgrundes; aus Barmherzigkeit, ruft ihm nicht zu, jetzt sichert ihn sein Zustand, wenn er aber erwacht, so stürzt er herab. Möchten nur auch die Träume jener die Gabe, die Vorrechte und die Sicherheit des Nachtwandels mit sich führen, damit es ein Mittel gebe, sie zu retten, ohne ihnen zuzurufen, und sie zu erwecken. So sagt man, daß der Strauß die Augen vor dem auf ihn zukommenden Jäger verschließe, eben auch, als ob die Gefahr, die ihm nicht mehr sichtbar sei, überhaupt nicht mehr da sei. Der wäre kein Feind des Straußen, der ihm zurufte: öffne deine Augen, siehe, da kommt der Jäger, fliehe nach jener Seite hin, damit du ihm entrinnest.

J. G. Fichte.

Wielands Tod,

nebſt einer Nachricht über ſeine letzten Augenblicke, einem Briefe von ihm an Engel, und deſſen Antwort.

Es iſt das Streben nach dem Schönen in der Kunſt mit jenem Spiele zu vergleichen, wo man nach dem Klange der Muſik irgend einen verſteckten Gegenſtand aufſuchen, oder eine heimlich verabredete Aufgabe löſen muß. Je näher man der Auflöſung kommt, je lauter ſchallen die Töne, aber ſehr oft auch irrt man ſich dicht an dem Ziele, geht blind daran vorüber, die Muſik wird plötzlich ſehr ſchwach und bald ſchweigt ſie ganz. An dieſem Spiele hat unſer Wieland ſein langes Leben hindurch eifrigen Theil genommen, und nach dem Beifall zu urtheilen, der

ihm in früheren Jahren entgegenrauschte, war er oft und lange sehr nahe daran, den Preis zu gewinnen, aber auch ihm haben die Stimmen des Lobes allmählig immer schwächer zugeklungen und nun seit geraumer Zeit schon gänzlich geschwiegen. Wir wollen uns nicht anmaßen hier zu entscheiden, ob und warum er sein Ziel verfehlt habe. Die Beantwortung dieser Frage ist schwerer, als sie Vielen in diesem Augenblick scheint; wir begnügen uns, das Leichtere und Erfreulichere auszusprechen, nehmlich das Lob, das dem Geschiedenen unangefochten zukommt, daß er die Kunst mit Sehnsucht geliebt, mit unabläßigem Eifer gesucht, mit unermüdlicher Sorge gepflegt; und wenn wir das Streben nach ihrem höchsten Ziele als ein gemeinsames ansehen, so müssen wir dankbar und freudig eingestehen, daß er so glücklich als kräftig gewirkt hat, uns ihm näher zu bringen, denn sein Einfluß auf die Bildung der Sprache, sein wirksames Anregen, sein stetes Aufzeigen und Hindeuten auf die Meisterwerke der Alten und Neuen, das rege Leben, das er im Gebiete der Kunst durch ganz Deutschland entzünden

und verbreiten half, ſind unverkennbar für jeden, der einen Blick wirft auf die deutſche Litteraturgeſchichte des letzten Jahrhunderts. Für ihn iſt das Spiel nun aus. Das verborgene Kleinod iſt in ſeinem Beſitz, auch wenn er es im Leben nicht gefunden hat, und unſere unzähligen Leierſpieler könnten nun in Zeitblättern und ſonſt ihr lautes Spiel beginnen, wie es beim Tode der Gefeierten üblich iſt. Wider Gewohnheit ſcheinen ſie diesmal weniger eifrig in die Saiten greifen zu wollen, und wir mögen ſie auch eben nicht dazu auffordern. Wir begehren nicht ihres hellen Klanges, und gewiß auch Wieland nicht. Unſern Leſern aber, die einen Antheil nehmen an dem Verſtorbenen, an der Geſchichte jener vergangnen Zeiten deutſcher Kunſt und ſeines Einwirkens darin, iſt es vielleicht nicht unwillkommen, hier nach der Mittheilung einiger Züge aus ſeinen letzten Augenblicken, die wir einem Freunde verdanken, einen Brief von ihm ſelbſt zu leſen, den er an Engel ſchrieb, nebſt deſſen Antwort. Beide können einige Striche geben zu dem Gemälde ſeines Lebens und ſeiner Zeit, das wir oft und ſcharf

beſchauen ſollten, um die unſrige beſſer zu verſtehen und zu würdigen.

W. M.

Wieland iſt 8 Tage krank geweſen: er hat Anfangs viel, zuletzt gar nicht gelitten. Der Anfang ſeines Uebels war eine Indigeſtion. Als er weniger litt iſt ſeine Heiterkeit und eine Art ſarkaſtiſcher Laune, die ihm eigen war, wiedergekehrt. So ſagte er den Nachmittag ehe er ſtarb: „Die Unſterblichen könnten's wohl anders machen, wenn ſie wollten: aber die Götter ſind grob, und ein vernünftiger Menſch muß ſich's ſchon gefallen laſſen und ſich darein finden.“ — In der letzten Zeit wußte er nicht mehr wie es an der Uhr war, und da kam ihm Alles unordentlich vor: er meinte, es wäre eine wahre Koſackenwirthſchaft ſchon im Voraus in ſeinem Hauſe, und neckte ſeine jüngſte Tochter damit, was für eine hübſche Marketenderin ſie bald abgeben würde. So blieb er immer heiter. Oft hat er in den letzten Stunden Hamlet's

Mo-

Monolog to be or not to be — bald Engliſch, bald Deutſch leiſe vor ſich hergeſagt. Mittwoch den 20ſten Januar ſchlief er um Mitternacht ſtill ein. — Montag iſt er auf ſeinem ehemaligen Gute Osmanſtedt beerdigt worden, in dem Grabe, welches er ſich ſelbſt im Garten einrichten ließ, und wo ſchon ſeine Frau und ein junges Mädchen, die er erzog, Sophie Brentano, begraben ſind.

Wieland an Engel.

Mein theuerſter Herr und Freund!

Ein gemeinſchaftlicher Freund, den ich Ihnen nicht zu nennen nöthig habe, ſchreibt mir dieſer Tagen:

„Engel wird Ihnen geſchrieben haben; wenns nicht iſt, ſo kann ich Sie verſichern, daß er böſe auf Sie iſt. Er ſagt, Sie verderben ihm mehr Zeit als irgend ein Menſch unter den Lebendigen und Todten. So oft er Ihre Gedichte aufſchlage um Beiſpiele zu ſuchen, welches ſehr oft geſchehe, finde er nichts, indem er immer ſeine Abſicht dabei vergeſſe, ſich hinſetze und fortleſe, und nicht aufhören könne bis er mit dem Buche zu Ende ſey.“

Wenn er nicht blos ſeinen Scherz mit meiner armen Eitelkeit hat treiben wollen, ſo könnte er mir unmöglich etwas ſchmeichelhafteres, oder (mich richtiger auszudrücken) etwas meinem

Herzen angenehmeres ſchreiben. Denn ſchon lange ſind Sie einer von den wenigen Auserwählten, denen ich zu gefallen, und was mir noch angelegener iſt, von denen ich geliebt zu ſein wünſchte. Immer tröſtete ich mich ſelbſt bisher mit dem Gedanken, daß wir ganz unfehlbar Freunde ſeyn würden, wenn wir nahe genug beiſammen wären, mit einander leben und uns alſo gänzlich gegen einander aufſchließen zu können. Aber dieſer Troſt will nicht länger halten. Ich wende mich alſo geradezu an Sie, und bitte Sie um Ihre Freundſchaft. Sie haben ein Herz, das das meinige auch in einer Entfernung von 50 Meilen, und ohne perſönliche Bekanntſchaft nicht verkennen kann. Mit Wahrheit kann ich in dieſem Augenblick wie Oberon ſagen:

An keinem Adamskind hab' ich dies je gethan.

Möchte es Werth genug in Ihren Augen haben, um die Freundſchaft, die ich Ihnen antrage, mit der Ihrigen zu erwiedern! Leben Sie wohl. Weimar, den 24ſten Nov. 1782.

Wieland.

Antwort.

Verehrteſter Gönner und Freund!

Das Geſchenk, das Sie mir in Ihrer ſo lange gewünſchten Freundſchaft entgegentragen, hat einen allzugroßen Werth, als daß ich Ihnen die ganze Freude und Dankbarkeit, womit ich es eyfrig annehme, ſollte ausdrücken können. Wenn ich mir dieſes Geſchenk von Ihrer Güte zu erbitten, bisher verabſäumt habe, ſo liegt die Urſache blos in der Größe meiner Hochachtung und Bewunderung gegen Sie. Ich glaubte, daß es für einen Mann, der im Reiche der Litteratur wenig mehr als ein gemeiner Bürger iſt, nicht ſehr ſchicklich wäre, zu einem der Vornehmen des Landes, oder vielmehr zu dem erſten Günſtling des Muſengottes, ohne weitere Abſicht und blos als ein freundſchaftlicher Beſuch zu kommen. Mit ſo einem Beſuche hätte ich eine Art von Gleichheit unter uns vorauszuſetzen geſchienen, und dieſe Vorausſetzung hät-

ten Sie mir leicht können übel deuten. Ich beschloß zu Ihnen so zu kommen, wie man zu Männern von Range am schicklichsten kommt, mit einem Gesuche, mit einer Bittschrift. Und ich würde Ihnen schon längst diese Bittschrift überreicht haben, wenn nicht mein Anwald Meil, der mir sie ausfertigen soll, entweder zu saumselig wäre, oder zu viel andre Partheyen, die sich früher bei ihm gemeldet, abzufertigen hätte. In der That steckt der Mann so tief in Arbeit, daß ich auch die erste Zeichnung zu meiner Mimik noch nicht gesehen habe; ob er mir gleich von Woche zu Woche verspricht, daß er daran gehen wolle. Am Ende wird nichts anders zu thun seyn, als daß ich auf Ostern meinen ohnehin nicht zahlreichen Pränumeranten blos den ersten Theil liefere, und den zweiten auf Michaelis nachfolgen lasse. Erst in diesem zweyten kommen die Zeichnungen, über die ich mir Ihr gütiges Urtheil durch Herrn Bertuch habe erbitten lassen.

Von der Mimik, die ein Kind der Liebe, obgleich von einem sehr schwächlichen Vater ist, habe ich ein wenig mehr Hoffnung, als von

einem andern Kinde der Pflicht, das, wenn Buchdrucker und ich uns nicht verrechnet haben, im künftigen Monate ans Licht kommen wird: von dem erſten Theile meiner Dichtkunſt. Ich werde das Werkchen unverzüglich Ihrem, nicht nachſichtigen, ſondern ſtrengen und eben dadurch wahrhaftig freundſchaftlichen Urtheil unterwerfen. Sie, der Meiſter in der Kunſt, und alſo auch der competenteſte Richter derſelben, werden mir unverholen herausſagen: ob ich an den Knaben die Koſten der fernern Erziehung wenden, oder ihn ausſetzen und Bären und Wölfen Preis geben ſoll? — Die Vergleichung, die ich hier brauche, wird Ihnen nicht unpaſſend ſcheinen, wenn Sie das Buch einer nähern Anſicht würdigen: denn vermöge der Methode, die ich gewählt habe, enthält wirklich der erſte Theil noch wenig mehr als bloße Anlagen, die erſt im zweyten Theil ſollen entwickelt und ausgebildet werden. Viele der wichtigſten Begriffe ſind nur noch halbicht, ſelbſt der Begriff von der Dichtkunſt; und manche, die mehr in die allgemeine Theorie des Schönen als in eine Dichtkunſt gehören, mögen auch ſo halbicht bleiben, wie ich

ſie hinwarf. Es kommt mir bei meinen Schülern, für die ich eigentlich das Buch geſchrieben habe, immer weniger darauf an, ihnen eine Menge von Wahrheiten zu geben, oder anders, ſie zu müßigen Erben fremder Schätze zu machen, die immer ſo gern wieder verarmen, als vielmehr ſie zu eigenem Erwerbe anzufeuern, ihnen Mittel und Wege dazu zu zeigen, und was denn freilich auch ſeyn muß, ihnen ein kleines Kapital zum Anfange vorzuſchießen. — Dieſen Grundſatz an ſich ſelbſt werden Sie hoffentlich billigen; ob aber auch meine Art ihn zu befolgen? das muß ich erwarten.

Unſer gemeinſchaftlicher Freund hat ſich nicht ſo ganz richtig ausgedrückt, wenn er von Beyſpielen geſprochen hat, die ich in Ihren Gedichten ſuchte. Beiſpiele zu einzelnen Regeln findet man darin überall; man läßt eine Muſarion, einen Idris, einen Oberon hie und da ein Paarmal auffallen, und man geräth aus der Verlegenheit, zu finden, in die ganz entgegengeſetzte, zu wählen. Nein, die Abſicht, in welcher ich Ihre romantiſchen Werke noch einmal durchlaß, war die: Ihnen im Allgemeinen den

Gebrauch abzulernen, den Sie vom Wunderbaren gemacht, und mit der Analyse dieses Geheimnisses Ihrer Kunst das Hauptstück von der Epopöe zu schmücken. Das ist auch noch jetzt meine Absicht; allein ich werde sie nicht erreichen können, ohne die ganze Lektür zu wiederholen. Bis itzt habe ich sie fast gänzlich verfehlt, weil sie ohne fortgesetztes ruhiges Räsonnement, ohne beständige Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt, nicht zu erreichen war, und weil mich die zu großen Schönheiten, die mir überall entgegenkamen, und die von ihrem ersten Reiz noch so gar nichts verloren hatten, immer an diesem Räsonnement und dieser Aufmerksamkeit hinderten. Ich fühlte, wie mir jeden Augenblick die eigne Macht über meine Ideen durch die größere Macht des Dichters entrissen ward, der nun einmal nicht wollte, daß ich abstrahiren, sondern daß ich empfinden sollte, und der immer so sicher ist, seinen Willen, auch bey den kältesten Lesern durchzusetzen. — Ob ich Sie der süßen Gewalt wegen, die Sie mir angethan, von Herzen liebe? das mag Ihnen Ihre eigne Empfindung sagen. Niemand im Publi-

kum kann leicht größere Verbindlichkeiten gegen Sie haben, als ich: denn Vergnügungen des Geiſtes und der Phantaſie ſind faſt die einzigen, auf die mich eine äußerſt ſchwächliche Geſundheit zurückſetzt, und ich wüßte niemanden, der mir dieſe Vergnügungen in einem reicheren Maaße verſchafft hätte, als eben Sie. Urtheilen Sie daraus von der ganzen zärtlichen Verehrung womit ich unaufhörlich bin

Ihr

gehorſamſter und verbundenſter

E.

Berlin, den 3ten Dec. 1782.

An Cynthia.

(Properz, I. 3.)

So wie einſt, da die Woge des Theſeus Barke hinwegtrug,
Matt die Gnoſerin lag an dem verlaſſenen Strand;
Oder wie Cepheus Tochter Andromeda jetzt in dem erſten
Schlaf ſich dehnte, von hartfeſſelnder Klippe befreit;
Wie die Edonerin auch in des raſenden Tanzes Ermüdung
Hin auf Kräutergefild' um den Apidanus ſinkt:
So an Geſtalt auch ſchien mir die ſanfteſte Ruhe zu athmen
Cynthia, ſtützend mit kaum ſicherem Arme das Haupt;
Als ich von bacchiſcher Fülle berauſcht hinſchleppte den Fußtritt,
Und das Geleit in der Nacht Späte die Fackel mir ſchwang.
Dieſer, da noch nicht völlig entflohn mir war die Beſinnung,

Ad Cynthiam.

Qualis Thesea iacuit cedente carina
Languida desertis Gnosia littoribus:
Qualis et accubuit primo Cepheia somno
Libera iam duris cautibus Andromede;
Nec minus assiduis Edonis fessa choreis
Qualis in herboso concidit Apidano:
Talis visa mihi mollem spirare quietem,
Cynthia non certis nixa caput manibus.
Ebria cum multo traherem vestigia Baccho,
Et quaterent sera nocte facem pueri.
Hanc ego nondum etiam sensus deperditus omnes

Werd' ich gedrängt auf des Pfühls ſchwellendem Lager zu nahn.
Ob nun in doppelter Glut mich lodernden Amor von dorther,
Bacchus von dort anmahnt', eiferig-jeder und Gott,
Daß ich, mit leichter Gewalt in den Arm die gelagerte ſchließend,
Küſſe mir nähme, geſchmiegt an ihr Geſichtchen die Hand;
Dennoch wagt' ich es nicht, der Gebieterin Ruhe zu ſtören,
Denn ich befürchtete Schläg' ihres erprobeten Zorns.
Aber ich hing mit ſo anſtarrendem Auge geheftet,
Wie der inachiſchen Kuh Wächter am neuen Gehörn.
Und bald löſet' ich mir von eigener Stirne die Kränzlein,
Dir um die Schläfe ſodann, Cinthia, ordnet' ich ſie;
Und bald freuet' ich mich die entglittenen Haare zu ringeln;
Jetzt in die Höhle der Hand füget' ich Aepfel geheim.
Doch ward alles Geſchenk undankbarem Schlafe verſchwendet;
Oft vom Schooße herab rollte das Ehrengeſchenk.

Molliter impresso cogor adire toro:

Et quamuis duplici correptum ardore iuberent

Hac Amor, hac Liber, durus vterque Deus,

Subiecto leuiter positum tentare lacerto,

Osculaque admota sumere ad ora manu:

Non tamen ausus eram dominae turbare quietem,

Expertae metuens verbera saeuitiae:

Sed sic intentis haerebam fixus ocellis,

Argus vt ignotis cornibus Inachidos.

Et modo soluebam nostra de fronte corollas,

Ponebamque tuis, Cynthia, temporibus:

Et modo gaudebam lapsos formare capillos:

Nunc furtiua cauis poma dabam manibus.

Omniaque ingrato largibar munera somno,

Munera de prono saepe voluta sinu.

Und wenn einmal vordrang nach verhaltenem Odem ein Seufzer,
Stuzt' ich, vom eitelen Wahn ſchlimmer Bedeutung geſchreckt:
Daß Traumbilder vielleicht ungewöhnliche Aengſte dir brächten,
Daß dich ein frecher mit Zwang nöthigte Liebchen zu ſein;
Bis an der anderen Seite der Mond durchſchlüpfte die Fenſter,
Ach mit verweilendem Licht allzu geſchäftiger Mond!
Und die verſchloſſenen Augen der gleitende Schimmer ihr aufſchloß.
Jene begann, auf des Pfühls Weiche geſtüzet den Arm:
Endlich zurück doch bringt dich Beeidigung unſerem Lager,
Da dich die andre verſtieß von der verriegelten Thür!
Denn wo ſäumteſt du lang' in der Nacht Ruhſtunden, die mein ſind?
Ha! ſo verwacht, da herum ſchon ſich die Sterne gedreht!
Möchten doch ſo hinſchleichen auch dir, Ruchloſer, die Nächte,
Wie mir Armen ſie du immer zu haben gebeutſt!
Denn bald teuſcht' ich hinweg mit der Purpur,pindel den Schlummer;

Et quoties raro ducti suspiria motu,

Obstupui vano credulus auspicio:

Ne qua tibi insolitos portarent visa timores,

Neue quis inuitam cogeret esse suam.

Donec diuersas percurrens Luna fenestras

Luna moraturis sedula luminibus,

Compositos leuibus radiis patefecit ocellos.

Sic ait in molli nixa toro cubitum:

Tandem te nostro referens iniuria lecti,

Alterius clausis expulit e foribus.

Namque vbi longa meae consumsti tempora noctis

Languidus exactis, heu mihi, sideribus?

O vtinam tales producas, improbe, noctes,

Me miseram quales semper habere iubes.

Nam modo purpureo fallebam stamine somnum,

Dann zu der Orpheuslaut' hub ich ermüdet Gesang;
Manchmal sann ich bei mir, ich Verlassene, bitterlich klagend,
Daß du mir auswärts oft, Flatterer, lange verweilst:
Bis mir sinkenden wehte der Schlaf mit lieblichem Fittig.
Dies war endlich dem Lauf unserer Thränen ein Ziel.

J. H. Voß Vater.

Rursus et Orpheae carmine fessa lyrae;

Interdum mecum grauiter deserta querebar

Externo longas saepe in amore moras;

Dum me iucundis lapsam sopor impulit alis,

Illa fuit lacrymis vltima meta meis.

Mansfelds Trümmer.

An meine älteſten Söhne Ernſt und Andreas.

Den 8ten Juny 1812.

Ihr ſaht ſie mit mir, Söhne, der Helden Burg,
Die durch Bund und durch Ehbett' in der Jahrhunderte Reih'
Unſern Vätern ſo oft ſich befreundeten; Sie ruh'n
Im Gewölb', und hindorrete der edle Stamm!

Es verſcholl in den Hallen vorlängſt der Waffen Klang,
Und des Fräuleins Saitenſpiel, und des Sängers Lied;
Es verſiegte des Pokals goldener Born; ach, des Mut's
Und der Freude Siz altert unbeachtet hin!

Es ſauſet durch's Gemäuer der Höhe Sturm,
Sprachlos er, doch darein liſpelt dem geweih'ten Ohr
Ernſter Mahnung Wort! — Ich vernehm's, doch bleibt
Verſiegelt das Wort. — Sauſe fortan, Sturm der Höh',
Wirſt noch üben deine Kraft an der Helden Burg,
Wann ein Weſt die Palläſte junger Zeit zerſtiebt!

Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.

An den Grafen und die Gräfin von Reden zu Buchwald.

Den 7ten September 1812.

Edle Bewohner des Thals, am hehren Riesengebürge,
Die Ihr der großen Natur Becher so freundlich mir reicht,
Nehmt auch freundlich den Becher der Muse, mit Blumen umkränzet,
Wie mein Herbst sie gewährt, und wie Empfindung sie wand.
Glüh'n sie nicht gleich der Blume *) die Ihr, aus Mexiko's Fluren,
Hier, mit sorgsamer Hand, heimisch zu blühen gelehrt;
O so werdet Ihr doch aus dankbaren Händen sie nehmen,
Wie ein Vergißmeinnicht, welches sich bittend empfiehlt.

*) Georgina.

Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.

Das Ständchen.

Dramatiſche Epiſode.

Junker David. Abſalon, und andre Bediente Davids.

Garten. Mondſchein.

David.

Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Fröſche ſingen und die Grillen pfeifen;
So ſtimmen wir auch unſre Muſik an!

Abſalon.

Wir ſollten eine ſchwärzre Nacht erwarten
Mit unſrem Frevel gegen die Muſik;
Verruchte Thaten lieben Finſterniß.

David.

Hier iſt kein Frevel! meiner Dame Herz
Möcht' ich erſteigen auf der Töne Leiter.

Abſalon.

O trauet Eurer Leiter nicht zu ſehr!
Es krachen, brechen alle Stufen.

David.

Schweig!
Was murrſt du ewig, du Undankbarer,
Den brodlos ich in meine Dienſte nahm?

Absalon.

Noch hatt' ich Brod, und brodlos ward ich erst
In Eurem Dienst, vom Dienste lebt sichs nicht.
Doch dieß ist nicht mein höchstes Misgeschick.

David.

In der Musik ließ ich dich unterweisen
Auf dein inständig Flehen.

Absalon.

Traun! Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner, wandernd, vor des Vaters Thür.
Sie dünkten theure Boten mir zu seyn,
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der sie heißes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Heerd,
Als wollt' ich suchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelssprache der Musik
Gesprochen würde — weh! ich kam zu euch,
Dem Antipoden der melod'schen Zone.

David.

Ha! stammt nicht mein tonliebendes Geschlecht
Vom König David her, der Harfner erstem?

Absalon.

Von König David und Bathseba wol,
Drum blieb zum Fluch euch der unsel'ge Hang.

David.

So sucht' ich dich umsonst mir zu verbinden,
Da ich den Namen Absalon dir gab,
Und väterlich die Kunst in dir gepflegt?

Absalon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich gerissen aus der Christenheit,
Und fest mich haltet in verhaßtem Bann.

David.

Vergebens gab ich dir die schöne Geige,
Ein werthes Erbstück, treflich ausgespielt?

Absalon.

Das eben ist mein Jammer, daß Ihr mich
Gekettet an dieß misgelaunte Werkzeug,
Dieß Ungeheuer, jedes Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigstes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt.
Ich mag es streicheln, schüttern, schlagen, nichts
Gewinn' ich, als ein mürrisches Gekreisch'.
Ich hörte, daß man böse Geister oft
In Säcke bannt und in den Strom versenkt;
Fürwahr! in dieser Geige Kasten sind
Des Mislauts Plagegeister all' gebannt,
Wo sie nun ewig stöhnen, winseln, heulen.
Laßt mich sie senken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den stummen Fischen!
Und reißt sich dennoch solch ein Mislaut los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verschlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menschenohren er gelangt!

David.

Halt ein! zum Werk ihr Leute! laßt uns stimmen!

(Sie stimmen.)

Absalon.

Ist keine Rettung? ist die Harmonie
Gestorben? sind die Engel der Musik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er singt zur Harfe:)

David ward herabgelassen,
Von dem Fenster an dem Seil.
Michal, seine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.

Schönstes Fräulein! liebste Michal!
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenster
Mich verkehrten David auf!

Absalon.

Baalspfaffen ihr mit grimmigem Gekreisch!
So muß ich noch als euer Opfer sterben!
Bin ich von diesem grausen Misgetön
Nicht krumm gewachsen? haben sich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Verruchter Lästerer!
Verhöhnest du des eignen Herrn Gestalt?

Absalon.

Nun weiß ich, wie dem Absalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hing,
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.

David.

O Undank! wahrhaft zweiter Absalon!

Absalon.

Ich könnte nicht dem Absalon verargen
Den Aufruhr gegen seinen eignen Vater,
Wenn dieser hätte musicirt, wie Ihr.

David.

Recht rührend war's. Ein Stein erbarmte sich.

Absalon.

Gebt Acht, daß nicht dieß Haus zusammenstürzt!
Amphions göttliche Musik bewog
Die Steine, selber sich zum Bau zu fügen,
Die unsre muß der Mauer Fugen lösen.

David.

Was zeigt sich Weißes dort am Fenster! seht
Die Feueraugen! merket auf, sie spricht!

Absalon.

Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu.
Das Fräulein wird sich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgespenster Lärm.

David.

Nur Eines noch, so wird sie selbst erscheinen!

Absalon.

Der Mond, die Sterne, die so freundlich erst
Herniederlauschten, hoffend auf Musik,
Sie haben, gleich dem Fräulein, sich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn,
Ich höre schon die fernen Donner grollen.
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß.

David.

Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!

Absalon.

Hätt' diese Unmusik noch lang gewährt,
Es wären Traun! Erdbeben noch entstanden,
Die Erde hätt' im Innern sich geschüttelt.

(Es donnert. Alle ab ausser Absalon.)

Absalon.

Ich höre dich, gewaltge Donnerstimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken!
Vergeh', erbärmlich Machwerk! ich bin frei!

(Er schleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Ludwig Uhland.

Gebet.

(Aus einer umgedruckten Dichtung.)

Du Urquell aller Güte,
Du Urquell aller Macht,
Lindhauchend aus der Blüte,
Hochdonnernd aus der Schlacht,
Allwärts iſt Dir bereitet
Ein Tempel und ein Feſt,
Allwärts von Dir geleitet,
Wer gern ſich leiten läßt.

Du ſiehſt in dies mein Herze,
Kennſt ſeine Luſt und Noth:
Mild winkt der Heimath Kerze,
Kühn ruft glorwürdiger Tod;
Mit mir in eins zuſammen
Schlingt hier ſich Kindleins Huld,
Und draußen leuchten Flammen,
Abbrennend Schmach und Schuld.

Bereit bin ich zu ſterben
Im Kampf, der Ahnen werth,
Nur ſichre vor Verderben
Mir Weib und Kind am Heerd.

Dein iſt in mir die Liebe,
Die dieſen beiden quillt,
Dein auch ſind muth'ge Triebe,
Davon die Bruſt mir ſchwillt.
Kann es ſich mild geſtalten,
So laß es, Herr, geſchehn,
Den Frieden fürder walten,
Uns Sitt' und Ruh' beſtehn.
Wo nicht, ſo gieb zum Werke
Uns Licht in Sturmesnacht;
Du ew'ge Lieb' und Stärke,
Dein Wollen ſei vollbracht.
Wohin Du mich willſt haben,
Mein Herr, ich ſteh' bereit,
Zu frommen Liebesgaben,
Wie auch zum wackern Streit.
Dein Bot' in Schlacht und Reiſe,
Dein Bot' im ſtillen Haus,
Ruh' ich auf alle Weiſe,
Doch einſt im Himmel aus.

De la Motte Fouqué.

Schöne Litteratur.

Marie, von August Freiherrn von Steigentesch. Zwei Bändchen. Gießen, 1812. kl. 8.

Dies Buch, dessen Tendenz ohnfehlbar dahin gehet, die laxe Frivolität, Verblendung, und Ruchlosigkeit ausländischer Sitten auf vaterländischem Boden einheimisch erscheinen zu lassen, macht dem Gemüthe des Verfassers bei weitem mehr Ehre, als dessen behendem und gelenkigen Nachahmungs-Vermögen. Es scheint, als habe sich die ächte, wahrhaft deutsche Natur in ihm, gegen das unächte Machwerk fremder Verbildung gesträubt, weßhalb sich diese Letztere denn auch nur mit ängstlichem und zugleich brutalem Trotz durch das Ganze hin auf das Abstoßendste behauptet.

Man kann wohl nicht sagen, die liaisons dangereuses haben dem Verfasser bei seinem Werke vorgeschwebt, er hat sie uns vielmehr ganz und gar eingedeutscht, wenn auch Gottlob! nicht eingebürgert, und offenbar einen Versuch angestellt, in wie weit die niemals ganz zu vertilgende deutsche Gediegenheit sich mißbrauchen läßt. Dies ist ihm denn auch nur bis auf einen

gewiſſen Punkt gelungen, der zugleich der Wendepunkt der ganzen Richtung wird. Die Form war zu flach und eng zugeſchnitten, das deutſche Herz hatte nicht Raum darunter, es ſprengte endlich die Bande und verwandelte den künſtlich gemachten Verbrecher in einen liebenden, reuigen und büßenden Sünder. Weit entfernt aber daß dies den Leſer verſöhne, giebt es ihm, da ſolche Wandelung durch das Vorhergehende ſo wenig wie durch den Charakter des Helden ſelbſt, bedingt iſt, das Unbehagliche alles Unzuſammenhängenden. Ueberall wird man durch das ganze Buch von der unbehaglichſten Beklemmung begleitet. So mühſam die Vorbilder auch nachgezeichnet, die Begebenheiten auch nachgeſpielt ſind, ſo ſteht doch alles in ſeiner Umbildung ſo ſcharf, ſo einzeln, ſo todt da, daß man an den verderbten Naturen wie an verpeſtenden Leichen vorüber geht. Die deutſche Zunge verſteht die unbefangene Virtuoſität des Laſters nicht zu handhaben, ſie ſpricht jene poſtulirte Weltſprache mit trocknem, fürchterlichen Ernſte aus. Was in dem franzöſiſchen Original, mit dem übrigen lügenhaften Leben verwebt, in ſeiner frivolen Eigenthümlichkeit leicht und beweglich an uns vorüberfliegt, das rollt hier in unumwundner Deutlichkeit, ſein mechaniſches Spiel kalter Sünde langſam und einzeln vor den Augen des Leſers auf. Sinnentaumel und Weltverſtand haben dort ein Wörterbuch erfunden, was wir in unſre Sprache nicht übertragen können, es wird uns unter den Händen alles breiter und tiefer und gewinnt ein Volumen über deſſen groteske Geſtalt wir zuletzt erſchrecken. Die Depravation des Auslandes iſt eine Andre als die deutſche. Wenn jene als ein Element der Geſellſchaft in dem vertrauten Gang der Lebens-

Erfahrung dreist auftreten kann, so darf sich diese nur ahnden lassen, sonst empört und verletzt sie die Gesetze annoch behaupteter Sitten. Versuche der Art sind immer mißlungen, und werden stets mißlingen, da selbst der Verfasser, bei seiner Stellung zur Welt und gehörigen Umsicht in dieser, dennoch seinem Vorbilde an Leichtigkeit, Gewandheit und schicklicher Haltung nachstehn mußte. Und gesetzt auch, es wäre möglich, uns ausländische Verderbtheit statt einheimischer einzuschwärtzen, oder Letztre gefälliger darzustellen, welchen Gewinn hätten wir davon? Die Tiefen der Menschenbrust thun sich in den abgeflachten Verführungs-Systemen und gebrechlichen Tugend-Kämpfen nicht auf, wohl aber heben sie den wohlthätig verhüllenden Schleier der Sitte von dem Schmutze des Lebens, und lassen uns schauen was man zu ahnden verschmähet. Romane, die das gesellige Leben in seiner Allseitigkeit umfassen, und das Historische der Gegenwart in den Geheimnissen der Menschen-Natur begreifen und darstellen, werden Vergehungen andrer Art aufzuweisen haben, als solche, welche eine ungesunde Lüsternheit erzeugt. Und begegnen sie auch diesen auf dem Schauplatz der Welt, so wird die keusche Feder dennoch schamhaft darüber hinfliegen, ohne einen Augenblick liebäugelnd dabei zu verweilen. Die ganze Gattung ist demnach verwerflich, und der Kräfte unwerth, die sich daran verschwenden. Denn welche Ausbeute darf sich die Kunst von Wesen versprechen, welche alle nach einer Seite hin verkrüppelt sind. Der Erfolg beweist das auch. Nirgend ist Wahrheit und Schönheit, nirgend kräftiges gedeihliches Sein. Die Einheit des Lebens ist nicht etwa blos unterbrochen, sie war niemals vorhanden. Der Grund, von

Hauſe aus locker und loſe, trieb kranke, unförmliche Gebilde herauf. Oder will man uns jene floskelreiche Empfindelei der Marie für Tugend, das mühſam herausgeholte, durch tauſend Worte geprieſene Eheglück für eine wahrhafte im Innern bewahrte Treue ausgeben? Eine Tugend, der das Laſter ſo ſchnell etwas anhaben kann, iſt gebrechlich, und kaum der Mühe werth ſie zu bezwingen, und eine Treue durch fremdes ungeſchicktes Geſchwätz erſchüttert, reicht nur gerade hin die Eitelkeit eines faden Thoren zu erregen. Und wie gemacht iſt alles in dieſer Marie! Wie gemeſſen und abſichtlich die ſcheinbar unfreiwillig hervorbrechende Neigung zu einem Fremden! Das dritte Wort in den Briefen an ihren Mann iſt — „Warum immer von ihm! — Was will ſein Name hier! — Schon wieder tritt er zwiſchen Dich und mich!“ — Niemals hat ſich wohl Jemand mit dieſem Bewußtſein ſelbſt überraſcht! Und wer übt dieſen Zauber über ſie? ein abgeblaßtes, wieder aufgetragnes Bild aller Lovelace und Faublas u. ſ. w., deſſen verbrauchte Kunſtſtückchen ſich in einem Paar philantropiſcher Bocksſprünge, geheimer Wohlthätigkeit u. ſ. w. wiederholen.

Wahrhaft freventlich tritt aus dem ganzen trüben Wuſt allgemeiner Verwirrung, zuletzt die breite, rohe Dumpfheit allein ſiegend herauf, alles, ſelbſt die Kunſt, wird von der natürlichſten Natur verſchlungen.

Noch erwähne ich der beigefügten Kupfer. Trübſeelig ſieht von dem Einen das Bild des betrogenen Mannes auf das neue Liebesſpiel der Frau herunter, und empörend wird auf dem Andern ein Schlafender betrogen, den es ſchwerlich träumt, daß die junge Verlobte den Kuß eines beglückten Nebenbuhlers gefällig duldet. Was

heimlich begangen sich dem Auge der Welt mit unbezwinglicher Scheu verbirgt, tritt hier in sinnlicher Wahrnehmung frech und dreist vor die Menschen und zerrichtet die letzte Schranke innerlich bestehender Sitte. —

i — e, geb. r —.

Inhalt.

Seite

Ueber Machiavell als Schriftſteller und Stellen aus ſeinen Schriften, von J. G. Fichte. . 138

Wielands Tod, nebſt einer Nachricht über ſeine letzten Augenblicke, einem Briefe von ihm an Engel und deſſen Antwort. . . . 225

An Cynthia. Properz I. 3. Mit Text. Von Joh. Heinr. Voß Vater. 238

Mannsfelds Trümmer, und

An den Grafen und die Gräfin von Reden, von Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg . . 246

Das Ständchen. Dramatiſche Epiſode, von Ludw. Uhland. 248

Gebet, von Fouqué. 254

Schöne Litteratur. Marie. Von Steigentesch. Recenſirt von einer Frau. . . 256

Von dieser Zeitschrift erscheint alle zwei Monate ein Heft in einem gefärbten Umschlage. Drei Hefte machen einen Band, und zwei Bände einen Jahrgang aus.

Der Jahrgang kostet in Berlin 4 Rthlr. Preuß. Courant, in entfernteren Gegenden nach Verhältniß der Entfernung etwas mehr.

Man abonnirt für einen Band oder halben Jahrgang auf einmal. Einzelne Hefte können nur für 20 Gr. erlassen werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Beiträge werden nur dann sicher an die Herausgeber gelangen, wenn sie unter Addresse des Verlegers eingehen.

Berlin, den 1sten Januar 1813.

Julius Eduard Hitzig.

Die Assissinen.

Unter den Wundergeschichten, die der Wallfahrer nach dem heiligen Lande bei seiner Rückkehr erzählte, machte wohl keine einen so schauerlichen Eindruck, bot keine der Phantasie einen so willkommnen Stoff dar, als die Sage von dem geheimnißvollen Alten im Gebirge, der, in ein zauberisches Dunkel gehüllt, über die verderblichsten Entwürfe brütete; unmöglich war's, seiner Rache zu entfliehn: seine Unterthanen waren blinde Werkzeuge seines Willens und ihre einige, rücksichtlose, Ergebenheit gab ihm eine Stärke, die in keinem Verhältniß zu seinen äußern Hülfsmitteln stand; er winkte, sogleich waren mehr als Einer bereit, sich in den un-

vermeidlichen Tod zu stürzen: wem die Vollziehung eines Befehls aufgetragen war, der kannte keine Freude und Ruhe, bis er vollstreckt war: selbst das Leben opferte er bereitwillig auf, er drang bis in den entlegensten Winkel der Erde, um denjenigen zu finden, den der furchtbare Gebieter zum Opfer seiner Rache erkohren hatte. Vielleicht ist eben dieser allgemeinen Theilnahme wegen, die sie erregte, die Geschichte der Assissinen so sehr entstellt; in den Zeitbüchern des Abendlandes ist das Auffallende zum Abentheuerlichen, das Ungewöhnliche zum Wunderbaren, das Einzelne zur Regel erhöht. Selbst die neue Forschung, die allen, auch den dunkelsten, Theilen der Geschichte, neue, fruchtbarere Ansichten abgewonnen, sie vielseitiger beleuchtet und durch mannichfaltige Vergleichung und Zusammenstellung begreiflicher gemacht hat, scheinet die sonderbaren Erzählungen, die von ihnen im Umlauf waren, noch nicht sorgfältig genug gewürdigt, noch nicht alle Aufschlüsse darüber gegeben zu haben, wozu sie im Stande ist: es mag daher dem Verfasser dieser Blätter erlaubt seyn, die Aufmerksamkeit auf einige Punkte zu leiten, die

ihm theils zweifelhaft, theils einer nähern Erörterung bedürftig zu seyn schienen.

Der Name Assissinen hat den Scharfsinn der Sprachforscher häufig beschäftigt: unter den mannichfaltigen Herleitungen empfahl sich am meisten diejenige, die das Wort für die Mehrzahl des arabischen Wortes Hasis, Tödter, Mörder (von Hassa, tödten) erklärt: aber offenbar ist diese Erklärung zu allgemein; sie muß einer andern nachstehn, die unlängst der große und geistreiche Kenner des Orients Sylvestre de Sacy aufgestellt hat und die mit ihrer innern Wahrscheinlichkeit zugleich den Vorzug vereinigt, einen nicht unbedeutenden Aufschluß über die Geschichte der Assissinen zu geben *). Als die Araber ihren Glauben und ihre Herrschaft bis an den Ganges ausbreiteten, scheinen sie die begeisternden Kräfte des Opiums und anderer narkotischer Pflanzen kennen gelernt und

*) In einem dem Kaiserlichen Institut den 7ten Juli 1809 vorgelesenen Aufsatz: sur la Dynastie des Assassins et sur l'origine de leur nom, der leider! noch nicht gedruckt ist und woraus sich blos ein Auszug im Moniteur 1809, Nr. 210 befindet.

Geſchmack daran gefunden zu haben: erſt ſeit dieſer Zeit ward eine Art des Genuſſes, der auf die geiſtige und körperliche Geſundheit einen ſo zerſtörenden Einfluß äußert, in den weſtlichen Ländern bekannt und um ſo leichter allgemein, da er einen Erſatz für den verbotnen Wein zu verſprechen ſchien; ſchwerlich würde der Prophet dies Verbot gegeben haben, hätte er die ſchädlichen Folgen des Surrogats vorausgeſehn, wodurch ſich die Gläubigen zu entſchädigen ſuchten. Der Hanf (cannabis sativa) erhält auf den glühenden Feldern des Orients eine höchſt betäubende, berauſchende Eigenſchaft, die er, in unſer ſtrenges, keuſcheres Klima verpflanzt, verliert *). Aus dem Saamen, dem Blüthenſtaub, ſelbſt den zerſtoßenen Blättern, werden auf

*) Schon der vortrefliche Beobachter Kämpfer, den Deutſchland wie ſeinen Forſter und Lichtenſtein mit gerechtem Stolz den berühmteſten Entdeckern andrer Völker an die Seite ſtellen kann, ſchrieb die berauſchenden Eigenſchaften des indiſchen Hanfs dem Himmel und Boden zu, (Amoenitt. exot. Fasc. III. S. 645) und Willdenow verſichert, mehrere Exemplare des indiſchen Hanfs verglichen, aber keinen Unterſchied gefunden zu haben. Linnaei species plantarum IV, 2. S. 768.

mannichfaltige Weise, bald allein, bald mit andern Zusätzen gemischt, berauschende Substanzen und Aufgüsse gemacht, die verschieden benannt werden. Bei den Indiern heißt der Hanfaufguß Bang, bei den Arabern Haschisch: wer sich eines solchen Mittels bediente, um seine Einbildungskraft zu beflügeln, durch die Kraft derselben den Körper gegen äußere Eindrücke abzustumpfen, hieß Haschischi, in der mehrern Zahl Haschischim, und aus diesem Wort, das noch gegenwärtig in Aegypten sich erhalten hat, scheinen die Abendländer ihre Assissinen gebildet zu haben. Wir mögen übrigens mit desto größerm Recht die Schreibart Assissinen herstellen, da sie bereits beim Wilhelm von Tyrus erscheint *). Wenn diese Erklärung des Namens genügt, so ist klar, daß er nicht einem ganzen Volke zukommt, sondern nur bestimmten Individuen desselben eigen war und nur aus Mißverstand in jener allgemeinen Beziehung gebraucht ward.

*) Hos tam nostri, quam Sarraceni (nescimus unde deducto nomine) Assissinos vocant. Guillielmus Tyr. Hist. Lib. XX, c. 31, S. 994, ap. Bongarsium, Gesta Dei per Francos II.

Jede Religion, die auf heiligen, mannichfaltiger Erklärung fähigen, Büchern gegründet ist, zerspaltet sich nothwendig in vielerlei Secten: im Islam entwickelten sich früh zwei Hauptansichten, die eine verehrt gläubig die Worte des Propheten, sie dringt auf buchstäbliche Erfüllung seiner Vorschriften und Gesetze, die andere hingegen folgt einer innern Erleuchtung und deutet alle Aussprüche Muhameds, alle seine Gebote, allegorisch. Früh trennten sich auf diese Weise die Gläubigen; jede Hauptparthei erzeugte eine Menge andrer Meinungen und Bestimmungen, die von demselben Punkt ausgehend sich nach den divergirendsten Richtungen verloren; die getrennten Secten verketzerten und verfolgten einander; auch unter den Moslemim ward die Religion entweiht, der Leidenschaft zu frohnen, die verderblichen Entwürfe der Habsucht und des Ehrgeizes zu begünstigen. Die Anhänger des innern Gesetzes, die Bateniten (von Baten, innerlich) bilden gegen die Sunniten denselben Gegensatz wie die Paulizianer mit ihren mannichfaltigen Verzweigungen gegen das rechtgläubige Christenthum. Zu ihnen gehören

die Ismaulier: sie haben ihren Namen vom Ismael, einem Sohn Dschafer al Zadeks, dem Enkel des Chalifen Abubekr, der für den sechsten Imam gehalten wird und im J. 764 starb; Ismael war vor ihm gestorben und der Vater übertrug daher den Imamat an seinen zweiten Sohn Musa; allein es erhob sich eine Parthei, die dieser Verfügung widersprach, die behauptete, die Imamswürde müsse auf Ismaels Nachkommen übergehn *); mit ihnen fällt die Secte des Al Faradsch Ebn Osman Al Karmath, der im J. 891 auftrat, und die Lehre vollkommen ausbildete, zusammen; Gott hat sich, nach seinen Vorstellungen in den Stiftern der Religionen offenbart, am vorzüglichsten in dem Imam Mehemed Ebn Ismael, dem Herrn des Zeitalters, (Saheb Al Zeman) in dem er seine Geheimnisse niedergelegt, dem er selbst das Verständniß aller innern und äußern Dinge vollständig eröffnet hat; es bildete sich unter den Ismanliern ein eben so verführerisches als schlauberechnetes Bekehrungssystem, das die große

*) Herbelot oriental. Bibliothek. S. V. Glafar Sadek, Bd. II. S. 538, der deutschen Uebersetzung.

Zahl von Anhängern, die dieſe Secte fand, leicht begreiflich macht *). Im J. 1090 (483 der Hedſchra) ward durch einen Anhänger derſelben, den Haſſan Ben Ali Sabeh, der ſich für einen Abkömmling Ismaels ausgab, in Koheſtan eine neue Dynaſtie gegründet; Unternehmungen der Art waren bei dem verfallnen Zuſtand des Chalifats, worin ſo viele Uſurpatoren ſich theilten, von keiner großen Schwierigkeit; er warf ſich zum Herrn der Feſtung Almet in Ghilan auf und und wurde von dem fatimitiſchen Chalifen von Aegypten, Moſtanſa Ismael, anerkannt und beſtätigt. Er ernannte zu ſeinem Nachfolger Kaja Buzurkumid, der den Befehl über ſeine Truppen führte. Die Nachkommen deſſelben behaupteten die Herrſchaft bis zum Jahr 1256; der letzte Fürſt aus dieſer Dynaſtie war Rokneddie Khurſchah, die Mongolen fielen über ihn her, ſie eroberten das ganze Land und Mangi Chan befahl ſeinem Bruder

*) M. ſ. hierüber Sylveſtre de Sacy's treffliche Abh. de notione vocum Tenzil et Tawil in libris, qui ad Drusorum religionem pertinent, im 16ten Bde. der Commentt. Soc. Reg. Goett.

Hulaku, alle Ismanlier ohne Unterschied von der Erde zu vertilgen. Hassan, Enkel des Kaja Buzurkumid (v. 1162—1164) soll eine neue Lehre eingeführt, den Koran nach seiner Willkühr gedeutet und seine Anhänger von den Pflichten, die derselbe auferlegt, entbunden haben; sein Sohn Muhamed folgte seinen Fußtapfen, aber sein Enkel Dschelaladdin entsagte den Irrthümern seines Vaters und Großvaters und kehrte zu dem alten Glauben zurück. Die persischen Ismanlier haben ihre Gränzen sehr erweitert, obgleich sie sich, wie bei den übrigen arabischen und türkischen Dynastieen des Mittelalters, nicht mit Genauigkeit bestimmen lassen. Die Assissinen waren, nach der gewöhnlichen Meinung, eine Colonie derselben, die nach Syrien verpflanzt ward, aber fortdauernd von dem Fürsten der Ismanlier, dem Scheik al Dschebal, dem Fürsten des Gebirgs, abhängig blieb. So allgemein diese Ansicht auch ist und als wie ausgemacht sie auch dargestellt werden mag, fehlt es ihr doch erstlich an aller innern Wahrscheinlichkeit; aus welchem Grunde, kann man fragen, sandten die Ismanlier so weit entfernt

nach Westen Colonieen, während sie ja noch in der Nähe Raum zu Erweiterungen hatten, und wie hätte der Fürst in Almut je darauf rechnen können, die Statthalter am Libanon in Abhängigkeit zu erhalten? Zweitens, bei den morgenländischen Schriftstellern findet sich keine Bestätigung der herrschenden Ansicht: Abul Faradsch erzählt ausführlich den Untergang der Ismanlier; „Gott, sagt er, erbarmte sich aller arabischen und christlichen Könige, die sie erschreckten und beunruhigten, Messer tragend und unschuldiges Blut vergießend;" *) er sagt aber nichts von ihrem Verhältniß zu den syrischen Assissinen; der Kadhi Beidhawi, der gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts starb, giebt eine umständliche Nachricht von den persischen Ismanliern, ohne im Geringsten einer Verbindung zwischen ihnen und den Assissinen zu erwähnen; **) und endlich, wie stimmt damit die Angabe des Wilhelm von Tyrus überein, der letztern ein vier-

*) Abulpharagii chron. syr. S. 540 d. lat. Uebers. Geschichte der Dynastieen, 11, S. 260.

**) In s. Nizam al téwarits, Ordnung der Jahrbücher, s. notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque nationale IV, S. 686 f. f.

hundertjähriges Alter zuschreibt, da doch die persische Dynastie der Ismanlier erst vor noch nicht hundert Jahren entstanden war? den ganzen Zusammenhang zwischen Assissinen und persischen Ismanliern scheinen abendländische Reisende und Gelehrte erkünstelt zu haben; beide wurden von den rechtgläubigen Muhamedanern für Ketzer gehalten und Molahediten genannt, beide standen unter Oberhäuptern, die Scheiks al Dschebal hießen, weil sie in gebirgigten Gegenden wohnten. Gründe genug für die Schriftsteller des Mittelalters, bei denen in der Regel schon eine weit entferntere Aehnlichkeit hinreicht, um einen Zusammenhang, eine Verwandschaft zu finden, sie zu vermischen. Wir können daher, bis gründlichere Beweise aufgestellt werden, den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den persischen Ismanliern und den syrischen Assissinen, für eine bloße Voraussetzung ansehen; sie gehören nur in so weit zusammen, als sie sich von den Sunniten entfernten, ihre Glaubensansicht, aus einer und derselben Quelle geflossen, mit einander übereinkam, und selbst vielleicht in der Verfassung, der Lebensart, den

Sitten, eine gewisse Uebereinstimmung hervorbrachte *).

Die Assissinen hatten ihre Wohnplätze am Libanon, der zu allen Zeiten Freiheit liebenden Völkern und verfolgten Secten eine Zuflucht gewährte; er bietet nicht nur einer geringern Zahl die Mittel zur Vertheidigung gegen eine überlegne Macht dar, sondern versichert, gleichsam mehrere Climate in sich vereinigend, durch die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse, seinen Bewohnern eine unabhängige Existenz. Während die höchsten Kuppen — ewiger Schnee — ein erquickendes Labsal für die schwüle Hitze des Sommers bewahren, sind die niedern Regionen hier mit Wäldern, in denen sich Wild mannichfaltiger Art verbirgt, dort mit Getreide und Obst bedeckt; an den Stellen, die der Pflug nicht aufzureißen, die Hacke nicht zu öffnen vermag, weiden zahllose Heerden; in den Thälern rankt sich in üppiger Fülle der Weinstock, zeitigt der Weihrauch seine balsamische Kraft, reift

*) Auch Mannert Geographie der Griechen und Römer VI, 1, S. 422 nennt diesen Zusammenhang eine unnatürliche Annahme.

der Oelbaum, fällt das Manna; hier sammelt die Biene von den düftereichsten Blumen ihre süße Gabe, schlingt der Seidenwurm sein kunstreiches Gespinnst. Alles, was das Leben bedarf, ist auf einen kurzen Raum von der Freigebigkeit der Natur verschwenderisch zusammengedrängt. So weit die Geschichte reicht, finden sich in dieser Gegend rohe, kriegerische Völkerstämme, und noch jetzt werden sie von den kühnen, unabhängigen Druſen bewohnt, in denen wir unbedenklich die Assissinen des Mittelalters wiederfinden. Zwar beschränken Wilhelm von Tyrus, Jacob von Vitri, Martin Sanuto, die Sitze der letztern im nördlichsten Phoenizien, in der Provinz um das Bisthum Antaradus, und der letzte nennt die Gegend östlich von Antaradus das eigentliche Land der Assissinen; *) allein Gerhard, Friedrichs I. Abgeordneter an den Saladin 1175, giebt in seiner Reisebeschreibung ihren Gränzen einen viel weitern Umfang, nämlich von Antiochien und Halep bis nach Damaskus hinüber, und gerade in diesem Bezirk

*) Martinus Sanutus Secr. Fidel. Cruc. Lib. III. p. XIV, c. 2. S. 245, ap. Bongars. II.

wohnen noch gegenwärtig die Druſen *). Man kann von den gelegentlichen Angaben, die bei den Schriftſtellern des Mittelalters vorkommen, keine geographiſche Genauigkeit erwarten, es iſt ohnedies natürlich, daß ſich in den Wohnplätzen eines unabhängigen Volks, deſſen Freiheit ſo oft von erobernden Völkern bedroht ward, manche Veränderungen erzeugen mußten. Die Druſen gehören ebenfalls zu dem zweiten großen Zweige des Islam, den wir vorhin mit dem allgemeinen Namen der Bateniten bezeichneten; charakteriſtiſch unterſcheiden ſie ſich durch den Glauben an der Verkörperung Gottes im Hakem, dem ſechsten fatimitiſchen Chalifen von Aegypten, der im J. 1021 auf Veranſtaltung ſeiner Schweſter ermordet ward, und der mit allen Religionsſtiftern, denen es nicht gelang ihre Anſicht zur herrſchenden zu erheben, das Schickſal theilt, von ſeinen Gegnern mit der tiefſten Schmach gebrandmarkt zu ſeyn. Es liegt im Dunkel, wann und wie ſich dieſe Lehre im Gebirge Syriens ausbreitete: aber für die Iden-

*) S. die Reiſebeſchreibung in Arnoldi Lubec. chron. Slav. Lib. VII, c. 3. S. 523. ed Bangerti.

tität der alten Aſiſſinen und der heutigen Druſen läßt ſich eine Reihe von Beweiſen aufſtellen, die wohl keinem Zweifel mehr Raum laſſen. 1) Es iſt auffallend, daß die Druſen bei den Schriftſtellern über die heiligen Züge gar nicht erwähnt werden; daß ſie nicht von dieſem Volk gewußt haben ſollten, iſt undenkbar; ſie kannten ſie unter einem andern Namen, und es paßt kein anderer als der der Aſſiſſinen, die ſie in dieſelben Gegenden verſetzten, wo wir die Druſen finden *). Es läßt ſich ferner nicht begreifen, wo die Aſſiſſinen als ein ganzes Volk geblieben ſind: es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß die Meinung derjenigen, die ihren

*) Wenigſtens habe ich keine Spur vom Namen der Druſen finden können; leider fehlt der Sammlung des Bongarſius ein Regiſter; Hr. Worbs in d. Geſchichte und Beſchreibung des Landes der Druſen, Görlitz 1799. 8. S. 132 ſagt: „bald treffen wir ſie im Kriege gegen die Kreuzfahrer, bald gegen die Sultane von Haleb, bald gegen die Mamelucken und Seldſchucken.“ Vermuthlich folgt er dem Desguignes, der leider nie ordentlich citirt. Daß der Name der Druſen beim El Makin und beim Benjamin von Tudela vorkommen ſoll, weiß ich.

Untergang dem Mongolen Hulaku zuſchreiben, nur auf einem Mißverſtändniß, auf einer Verwechſelung mit den perſiſchen Ismanliern beruhe; zwar behauptet man, daß der große Mamluckenſultan Bibars, der ſelbſt dem Mongolen mit Glück widerſtand, ſie um das Jahr 1272 ausrottete; allein es fehlt dieſer Angabe an hinreichender Beglaubigung *); er mag ſie bei ſeinem Zuge in Syrien bekriegt, ihnen einige feſte Plätze entriſſen, ſie gezwungen haben, ſich tiefer ins Gebirge zu ziehn: aber ein tapfres Volk, dem Freiheit über alles gilt, das durch die örtliche Beſchaffenheit ſeiner Wohnplätze vertheidigt wird, wird nicht auf einem Streifzug bezwungen, vielweniger ausgerottet. 2) Der Charakter der Aſſiſſinen und der Druſen ſtimmt auffal-

*) Die Quelle dieſer Angabe, die faſt überall vorkommt, iſt vermuthlich wieder Desguignes Geſchichte der Hunnen und Tatarn, Einl. S. 412; allein weder Marez Ebn Joſeph (in der Geſchichte der Regenten von Aegypten, die Reiske überſetzt hat in Büſchings Magazin Bd. V) noch Herbelot in ſeinem reichen Artikel über dieſen Fürſten, haben einen ſo wichtigen Umſtand, den ſie ſchwerlich verſchwiegen haben würden.

fallend überein: beide waren ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit wegen fürchterlich; die Verwegenheit der Druſen gränzt an Tollkühnheit; eine kleine Schaar wagte es einmal an hellem Tage Damaskus zu plündern; von Jugend auf werden ſie gewöhnt den Tod zu verachten, von keinem Schmerz gebeugt zu werden; nur durch Blut kann die geringſte Verletzung der Ehre ausgeſöhnt werden und die Blutrache, die als heiliges Geſetz unter ihnen gilt, erzeugt und unterhält ununterbrochen die furchtbarſten Fehden; im Kriege gehorcht der Druſe mit der gewiſſenhafteſten Pünktlichkeit den Befehlen ſeines Emirs und eben dadurch werden ſie ihren Gegnern ſo furchtbar: alle dieſe Züge, nur romantiſcher und abentheuerlicher zuſammengeſetzt, finden wir an dem Gemählde von den Aſſiſſinen wieder, das das Mittelalter aufſtellt; dieſe Verwegenheit, dieſelbe Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Tod, die blinde Ergebenheit in den Willen des Anführers und dieſe unermüdete Verfolgung eines auserkohrenen Opfers, was war ſie anders als die Folge der Blutrache, die von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbte? 3) Die weni-

gen bestimmten Angaben über die Religion der Assissinen führen alle auf die Ansichten und Meinungen der Drusen. Jacob von Vitri *) erwähnt noch eines Volks auf dem Libanon in der Gegend von Tripolis, das offenbar mit den Assissinen verwandt ist: er führt keinen Namen desselben an, es hatte aber, sagt er, ein gewisses geheimes Gesetz, das sie nur ihren erwachsnen Söhnen enthüllten: die Weiber und Töchter sind davon ausgeschlossen, und wenn ein Sohn es der Mutter enthüllte, würde der Vater ihn und sie mit dem Tode bestrafen. Auch die Drusen halten die Grundsätze ihrer Religion sehr geheim und die Bekanntmachung ihrer heiligen Bücher ist bei Todesstrafe verboten. Die Assissinen wurden, wie die Drusen, von den rechtgläubigen Muhamedanern für Ketzer gehalten. Die Drusen sind nicht unduldsam gegen die Christen. Jesus ist zwar ein falscher Messias, der aber von dem wahren unterrichtet, erleuchtet ward; sie beten eben so gut in einer Kirche als in einer Moschee, sie essen und trinken mit Christen: von den Assissinen erzählen

*) CXIII. S. 1062.

die Schriftsteller, daß sie, unter der Regierung des Königs Amalrich von Jerusalem 1173, sich erboten, zum Christenthum überzutreten, wenn ihnen ein Tribut erlassen werde, den sie den Templern bezahlen mußten. Die Geistlichen unter den Drusen zeichnen sich durch eine weiße Kleidung aus: sie heißen daher auch überhaupt Sapidschameghan, die Weißbekleideten; auch den Assissinen war die weiße Farbe, vermuthlich als Gegensatz gegen die schwarze der Abassiden, heilig. 4) Diese Uebereinstimmung findet sich auch in Einzelheiten der Lebensart und der Sitten; die Assissinen werden beständig als ein Volk geschildert, das ohne Gesetz lebt, das ohne Rücksicht auf Blutsverwandschaft Mütter und Töchter heirathet: auch bei den Drusen ist es erlaubt, sich mit Müttern, Töchtern und Schwestern zu verbinden, nur muß es verborgen bleiben *). Die Assissinen tranken Wein und aßen Schweinfleisch, wie noch jetzt die Drusen. Die Waffen der Drusen sind Pistolen und ein Dolch oder Messer, und ein Messer gerade ist die Wehr, die den Assissinen so furchtbar machte,

*) Worbs 28, 124.

das ihm vom Emir feierlich übergeben ward, der daher auch oft Herr der Messer (Magister cultellorum) genannt wird. 5) Wahrscheinlich standen die Assissinen, wie noch jetzt die Drusen, unter mehreren Emirs oder Stammoberhäuptern: es ist möglich, daß zur Zeit der Kreuzzüge die drohende Gefahr die Assissinen, wie gegenwärtig den Drusen die Nothwendigkeit den Osmanen gewachsen zu seyn, veranlaßte, sich zu gegenseitiger Vertheidigung näher aneinander zu schließen, und in dieser Hinsicht einem Oberhaupte zu unterwerfen, das wahrscheinlich Scheik al Dschebel, der Fürst oder in den Jahrbüchern des Mittelalters, der Alte vom Berge heißt: oder vielleicht war dies der Name den sich gerade der Emir des Stammes beilegte, mit dem die Kreuzfahrer am meisten in Berührung geriethen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, die uns einem Volk, das vom Schauplatz der Begebenheiten verschwunden zu seyn scheint, näher führen, es uns als noch vorhanden zeigen, wenden wir uns zu einer Darstellung und Beleuchtung des Eigenthümlichen und Sonder-

baren, das die Abendländiſchen Schriftſteller von den Aſſiſſinen erzählen: mit Uebergehung aller Umſtände indeſſen, die in der bisherigen Entwickelung auseinandergeſetzt ſind. Die früheſten Nachrichten ſind die des Wilhelm von Tyrus und des Vizthums Gerard von Straßburg: die ſpäteren, Arnold von Lübek, Jacob von Vitri, Franz Pipinus und die andern, die ihrer erwähnen, ſind ihnen zum Theil wörtlich gefolgt, zum Theil haben ſie Zuſätze, die offenbar nur aus der Phantaſie entlehnt ſind. In den Gebirgen zwiſchen Antiochien, Damaskus und Aleppo lebt ein wildes Volk, das kein Geſetz bindet; es hat zehn Burge; ſeine Zahl beträgt 60000, nach andern 40000 *); die Aſſiſſinen, ſo heißt dies Volk, wählen ſich nicht nach Erbfolge, ſondern mit bloßer Rückſicht auf Verdienſt **) einen Meiſter und Führer, den ſie,

*) Jene Angabe iſt von Wilhelm von Tyrus, dieſe von Jacob von Vitri: wahrſcheinlich muß man ſtreitbare Männer verſtehn, und da iſt es merkwürdig, daß auch Volney und Niebuhr die Zahl der kriegsfähigen Männer im Gebiet der Druſen auf 40000 angeben: Selim II. hingegen zu Rauwolfs Zeiten kriegte gegen 60000 Druſen. Worbs 135.

**) Wenn die männliche Linie in der regierenden Fa-

alle andere Ehrennamen verachtend, den Alten, den Greis nennen: sie sind ihm mit solcher Unterwürfigkeit ergeben, daß nichts so hart, so schwer, so gefährlich ist, das sie nicht auf Befehl des Meisters zu erfüllen eilen: wenn er unter Andern einige verhaßte oder seinem Volke verdächtige Fürsten kennt, giebt er einem oder mehreren der Seinigen einen Dolch: und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Unternehmung arbeitet derjenige, dem sie aufgetragen ist, so lange und so eifrig, bis sie vollendet ist *). Der Fürst hat im Gebirge viele und schöne Pallaste mit hohen Mauern umschlossen, so daß nur eine enge, sorgfältig bewachte Oefnung den Eingang erlaubt; hier läßt er mehrere Kinder seiner Bauern von Jugend auf erziehn und in verschiedenen Sprachen, der lateinischen, griechischen, romanischen (der Vulgarsprache), saracenischen (arabischen), und vielen andern unter-

milie ausstirbt, geht bei den Drusen das höchste Ansehn auf den Mann über, der die meisten Stimmen und Mittel vereinigt. Volney voyage en Syrie et en Egypte, Par. 1767, T. II. S. 189.

*) Nur dies erzählt Wilhelm von Tyrus, die folgende Schilderung hat Gerard und Jacob von Vitri.

richten: ihnen wird von ihren Lehrern vom zarten Alter bis zur Mannesreife nur vorgepredigt, daß ſie den Worten und Befehlen ihres Herrn gehorchen, der ihnen, indem er Gewalt hat über die lebendigen Götter, die Freuden des Paradieſes geben wird, daß ſie ewig verlohren ſind, wenn ſie ſeinem Willen widerſtreben. Wahrſcheinlich liegt in dieſer Angabe ein Mißverſtand der bei dem Reiſenden, der mit der Sprache und den religiöſen Meinungen des Volks, von dem er ſchrieb, nur ſehr unvollkommen bekannt war, leicht entſtehen konnte; es iſt unter dem Herrn des Landes nicht, wie Gerard meint, der wirkliche Emir, ſondern Hakem zu verſtehen, in dem der einige wahre Gott ſich verkörpert hat, der daher in den druſiſchen Religionsbüchern, Schöpfer Himmels und der Erden, der einzige anbetungswürdige Gott im Himmel, der Herr auf der Erden heißt: der da ſpricht zu allen Dingen: werdet! und ſie werden; der der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte iſt *). Es iſt zu bemerken, fährt unſer Reiſender fort, daß ſie ſo lange ſie in je-

*) Words III.

nen Palläſten eingeſchloſſen ſind, nur ihre Lehrer und Meiſter ſehn und keine andere Erziehung erhalten, bis ſie zur Gegenwart des Fürſten gefordert werden, um Jemand zu tödten. Dann frägt er ſie, ob ſie bereit ſind, ſeinen Geboten zu gehorchen, damit er ihnen das Paradies verleihe. Sie, ohne alle Widerrede und allen Zweifel, wie ſie unterrichtet ſind, zu ſeinen Füßen ſtürzend, antworten mit feurigem Eifer, daß ſie in Allem folgen werden, was er befehlen wird. Dann giebt er einem jeden ein goldenes Meſſer und ſchickt ſie, wohin er will, um wo einen Fürſten zu tödten. Mit einem weit wärmeren Colorit, einer eindringlichern Lebendigkeit mahlt der bekannte Reiſende Marko Polo von Venedig dieſe Vorbereitung der Aſſiſſinen aus; er ſchreibt ſie den Ismanliern zu. Der Fürſt derſelben, erzählt er, erſann eine unerhörte Bosheit: er geſellte ſich einige Meuchelmörder zu, die insgemein Aſſiſſinen heißen, und durch die ungezähmte Kühnheit derſelben tödtete er, wen er wollte, ſo daß er in kurzer Friſt Allen zum Schrecken war. Ferner hat er es durch folgenden Betrug bewirkt. Es war in jenem

Lande ein sehr angenehmes Thal, von sehr hohen Bergen eingeschlossen, in demselben pflanzte er einen sehr großen und schönen, mit duftigen Blumen, lieblichen Früchten und andern angenehmen Kräutern angefüllten Garten. Er führte auch in dem Garten auserlesene, mit bewundernswürdiger Schilderei verzierte Palläste auf, und wandte alles daran, was ihnen zur Zierde gereichen konnte. Nichts fehlte diesen Garten und seinen Schlößern, was irgend einem Sinne schmeicheln konnte; die Ströme führten Wasser, Honig, Wein und Milch; die Gänge hallten wieder von Gesängen und Saitenspiel; Tänze und Reigen wurden aufgeführt, Wettkämpfe geübt, kurz überall war Freude und Ueberfluß; aller dieser Herrlichkeiten bedienten sich nach Belieben verschiedene Jünglinge, die nichts anders thaten, als daß sie vergnügte Tage zubrachten, der Traurigkeit keinen Raum gebend. Am Eingang des Gartens war ein sehr starkes, sorgfältig bewachtes Schloß, das allein den Eingang und den Ausgang in den Garten eröfnete. Auserhalb diesem Orte hatte jener Alte, der Aloeddin hieß, einige junge und tapfre Männer, von

kühnem, ungebeugtem Sinn, die er abrichtete seine verabscheuungswürdigen Entwürfe auszuführen. Er ließ sie in der verdammlichen Lehre Muhameds unterrichten, die ihren Anhängern im künftigen Leben sinnliche Vergnügungen verspricht. Damit er sie desto gehorsamer und unerschrockener gegen jede Todesgefahr machen möchte, ließ er ihnen oder einigen von ihnen einen gewissen Trank geben, durch den sie wahnwitzig und von einem schweren Schlaf überfallen wurden; unterdessen wurden sie in den Garten geführt, und wenn sie sich beim Erwachen von so außerordentlichen Reizen umringt sahn, glaubten sie in das Paradies Gottes entrückt zu seyn, beim Muhamed zu leben und der Freuden zu genießen, die er ihnen versprochen hat. Aber nach einigen Tagen läßt der Alte ihnen wieder den gedachten Trank darbieten, und in Verzückung gesunken aus dem Paradiese bringen. Sie, zu sich gekommen und der verlohrnen Freuden gedenkend, waren außerordentlich betrübt, weil ihnen nicht vergönnt war, jene Wonnen beständig zu genießen und sie waren gern bereit jenes kaum gekostete Leben der Lust und des

Genuſſes durch den Tod einzutauſchen. Dann ſagte jener Gebieter, der ſich für einen Propheten Gottes ausgab: höret mich und betrübet euch nicht, ſeyd ihr bereit, aus Gehorſam gegen mich, dem Tode, wo er erſcheint, unerſchrocken entgegen zu gehn, ſo verſichere ich euch, daß ihr jener Freuden theilhaftig werden ſollt, die ihr einen Augenblick gekoſtet habt. Die Armen, den Tod für einen Gewinn haltend, erklären, daß ihnen nichts ſo Schweres auferlegt werden könne, das ſie nicht gern erfüllen würden, um jenes glückliche Leben zu erlangen. Der Gebieter mißbraucht nun die gedachten Menſchen zu unzähligen Mordthaten: denn das körperliche Leben hinwerfend, verachteten ſie ſelbſt den Tod *) und ſie wütheten mit des Fürſten Befehl ſo, daß ſie allen Leuten furchtbar waren, daß Niemand ihrer Wuth zu widerſtehn wagte, und ſo geſchah's, daß viele Länder und mächtige Männer jenem Gebieter zinsbar wurden. So lautet die Nachricht in der kurzen lateiniſchen Reiſebeſchreibung die von Marco Polo ſelbſt

*) Quippe qui corporalem vitam prostituentes, contemnebant etiam mortem ipsam.

herzurühren scheint *). Mehr ausgemahlt, mit üppigern Zügen bereichert, erscheint das Bild in der italienischen Ausgabe jenes ehrwürdigen Reisenden: reizende Mädchen treten auf, die singen, auf allen Tonwerkzeugen spielen, tanzen und vor Allem geübt sind, Männer mit allen ersinnlichen Liebkosungen und Schmeicheleien einzunehmen: man erblickte sie immer scherzend im Garten und den Palläſten, weil die Frauen, die ihnen aufwarteten, eingeschlossen waren und nicht im Freien erschienen. Der Alte hatte diesen Ort ausdrücklich angelegt, um in ihm das von Muhamed verheißne Paradies darzustellen: es wird hinzugesetzt, daß er zwei Vicarien hatte, einen in Damaskus, den andern in Kurdistan, die dieselbe Einrichtung mit den Jünglingen hatten **). So erscheint die Sage im Lauf der Zeiten, wie sie von Mund zu Munde geht, immer vollständiger, ausgebildeter, gründeter, bis endlich Bruder Francesco Pepino aus Bo-

*) M. Pauli de regionibus orientalibus Lib. III. Col. Brand. 1671, 4. Lib. I. c. 27, S. 24 u. f.

**) Secondo volume delle navigationi et viaggi raccolto da M. G. Batista Ramusio, Venetia 1583, S. 9.

logna (in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts) die letzten Striche hinzufügte: wir können unbedenklich annehmen, daß er die Beschreibung der lustigen Gärten, die der Alte vom Berge anlegte, aus dem Marko Polo entlehnte, denn eben durch ihn soll die Reisebeschreibung desselben 1320 aus dem venetianischen Dialect ins Lateinische übertragen seyn; aber um dem Gemählde eine größere Haltung zu geben, um es reicher, furchtbarer auszustatten, giebt er den Freudenort nicht nur für eine wirkliche Nachahmung des Paradieses aus, das der Koran schildert, sondern er fügt einige Züge hinzu, die weder seine nächste, noch die übrigen älteren Quellen haben. „Der Alte ließ die Jünglinge, so lauten seine Worte *), nachdem er ihnen gesagt hatte, daß sie aus dem Paradies entrückt wären, in einem Thurm einschließen: wo er sie durch den Anblick von Schlangen und Würmern und durch Fasten marterte. Es ward ihnen gesagt, daß dies der schreckliche Ort der Hölle sey, daher sie desto eher glaubten, das

*) Chronicon F. Francisci Pipini, Lib. III. c. 39, ap. Muratori scriptt. T. IX, S. 707.

Paradies verlaßen zu haben: sie empfanden den Schmutz und Schrecken dieses von jenen reizenden Stellen so verschiedenen Orts und erduldeten Mangel nach so reicher Schwelgerei. Wenn er sie, um Jemand zu tödten, durch die Reiche der Erde aussenden wollte, ließ er ihnen ankündigen, daß sie, wenn sie aus der Hölle befreit werden und ins Paradies zurückkehren wollten, seinen Willen vollkommen erfüllen müßten." Zu der Erzählung des Marko Polo wollen wir zweierlei bemerken: 1) die Verwechslung der Ismaulier und Assissinen konnte leicht bei ihm entstehn, da er nur vom Hörensagen spricht: er hat seine Reise überdies nur aus der Erinnerung aufgeschrieben, vielleicht gar einem Dritten in die Feder gesagt. 2) In seinen Angaben ist ein offenbarer Widerspruch; er schreibt die Errichtung eines irdischen Paradieses dem Alaeddin zu: so heißt wirklich der vorletzte ismaulische Sultan, der 653 d. H. (1255) ermordet ward. Allein schon sein Vater war wieder zum rechten Glauben zurückgekehrt und nach allen Angaben der arabischen Schriftsteller scheint auch er nicht

wieder abgefallen zu seyn *): aber jene Erzählung ist, wie wir gesehn haben, viel älter. Der Umstand, der den eigentlichen Schlüssel zu der ganzen Erscheinung liefert, die Betäubung durch die Wirkung irgend einer Substanz, wird auch durch Arnold von Lübeck bestätigt; „der Alte, sagt er **), berauscht die Jünglinge mit einem gewissen Trank, wodurch sie in Wahnsinn und Extase gerathen, und durch seine Zauberei zeigt er ihnen allerlei phantastische Träume, von Freuden und Reizen, ja von Thorheiten voll.“ Die einzelnen Individuen, die die Oberhäupter zu einem besonders kühnem Wagstück gebrauchen wollten, mochten sich durch einen betäubenden und begeisternden Trank dazu vorbereiten, wie es noch jetzt in den orientalischen Ländern zu geschehen pflegt: die Unkunde, die Vorliebe für das Wunderbare, hat aus dieser einfachen Thatsache die mitgetheilte Erzählung gebildet, die wir von ihrer ersten Veranlassung bis zu ihrer vollständigen Ausbildung verfolgt haben. Die

*) Nizam al Tewarihh des Kadi Beidhawi. Not. et extr IV, S. 689.

**) Lib. III, c. 37, S. 379, ed. Bang.

Nachrichten, die wir von den Wirkungen solcher Tränke, namentlich der aus Hanf bereiteten, bei den vorzüglichsten Beobachtern finden, beweisen, wie ungemein sie die Phantasie erheben, erweitern, beflügeln, in was für einem hohen Grade sie die äußern Kräfte theils steigern, theils gegen fremde Einwirkungen abstumpfen. Nur die Muhamedaner und gewisse Secten bei den Indern, erzählt Chardin, gebrauchen den Hanf, aber nur die Armen und Bettler. Sie unterlaßen nie, wenn sie nicht reisen, täglich einmal davon zu nehmen; dann aber trinken sie drei bis viermahl, da die Kraft dieses Getränks sie stärker, fähiger zum wandern macht. In Persien giebt es Wirthshäuser für den Hanf wie für den Kaffee; des Morgens werden sie nicht besucht, aber um 3 oder 4 Uhr Nachmittags sind sie voll von Leuten, die in diesem Rausch ihre Sorgen zu beschwichtigen, ihr Elend zu vergessen suchen. Mit der Zeit wird der Gebrauch tödlich, wie der des Opiums, schneller in kälteren Ländern, wo seine verderbliche Wirkung auf die Lebensgeister größer ist. Der beständige Gebrauch bleicht die Farbe, und schwächt

außer-

außerordentlich Leib und Seele; iſt die Wirkung vorüber, ſo ſinkt derjenige, der vorher nicht aufhörte zu lachen, zu ſchreien, ſich zu bewegen, von ſeiner Höhe und gleicht einem Sterbenden. Einige Stunden hernach kommt er allmählig wieder zu ſich. Die Gewöhnung an dieſen Trank iſt noch ſchädlicher als die an das Opium: wer ihm ergeben iſt, kann ſich nicht davon trennen und iſt ſo abhängig davon, daß er eher ſterben, als ſich deſſelben berauben würde. Der Same und die Rinde ſind ſtärker als die Blätter. Als ich 1672 zu Surate war, ſahen zwei engliſche Damen aus dem Fenſter einen Fakir oder Bettler dieſe berauſchenden Blätter ſtoßen. Sie fühlten Luſt den Trank zu koſten, entweder durch die ſchöne grüne Farbe deſſelben gereizt oder auch in der Anwandlung einer ſonderbaren Laune, die die Frauen bisweilen ergreift. Ein Diener brachte jeder ein kleines Glas und um die Kraft der Subſtanz zu mildern, miſchte er Zucker und zerſtoßenen Zimmet hinein. Nach drei bis vier Stunden fühlten ſie die thörichte, angenehme Trunkenheit, die dieſer Trank unfehlbar hervorbringt. Sie lachten beſtändig, ſie wollten tan-

zen, und machten ausschweifende Erzählungen, bis er aufhörte zu wirken *). Von den Wirkungen dieser und andrer Substanzen, versichert Kämpfer, werden die wunderbarsten Geschichten erzählt: ihre Wahrheit läßt er dahin gestellt, doch können sie erstaunenswürdige Erscheinungen und Trugbilder im Gehirn der Essenden hervorbringen. Die Brahminen bereiteten durch solche Säfte und Getränke die Jungfrauen vor, die am Feste des Wischnu plötzlich sich in den entsetzlichen Verrenkungen und Convulsionen zeigten. Ein ander Mahl sah dieser aufmerksame Reisende an einer hohen Moschee sieben Fanatiker mit den Rückenmuskeln an zwei eisernen Haken aufgehängt, die in der einen Hand einen Degen, in der andern einen Schild haltend, zu Ehren der Göttin Rauni, in dieser Stellung ein Kampfspiel aufführten: den Hängenden reichte ein Brahmine in einer Cokosnußschale einen Trunk dar, der offenbar in einem Opiat bestand um die Lebensgeister zu stärken, das Gefühl des Schmerzes abzustumpfen; Kämpfer selbst hat zu Gam-

*) Voyages de Mr. le Chev. Chardin en Perse. Amsterd. 1711, 8 T. IV, S. 207.

rom ein solches Reizmittel versucht; er fühlte sich von einer unbeschreiblichen, nie empfundenen, Freude durchdrungen. Alle, die das Nepenthes gekostet, umarmten einander, lachten und scherzten. Als wir uns am Abend zu Pferde setzten, fügt er hinzu, schien es uns, als flögen wir durch Wolken und Regenbogen davon, überall umgab uns ein heller Farbenschein. Wir hatten den herrlichsten Appetit, wie Göttern schmeckte uns das Abendbrodt, und am folgenden Morgen fühlten wir nichts von den Beschwerden, die auf einen Rausch zu folgen pflegen *). Auch in unserm Clima finden wir Erscheinungen, die auf eine ähnliche Weise hervorgebracht sind; die Entzükkungen und Gesichter der vorgeblichen Hexen, die durch die Wirkungen einer aus Bilsenkraut bereiteten Salbe einschliefen, sich nach dem Blocksberg versetzt glaubten und beim Erwachen durch die ausschweifendsten Erzählungen die Zuhörer in Erstaunen und Furcht versetzten **). Aus allen vorhergehenden Zeugnissen und Bemerkungen er-

*) Amoenitt: exot. Fasc. III, S. 650.

**) Möhsen Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, II, 440.

hellt die große Wahrſcheinlichkeit der Ableitung des Namens Aſſiſſinen von Haſchiſch; er bezeichnet kein Volk, ſondern gewiſſe Individuen, die ſich jenes betäubenden Krauts bedienten und zu willenloſen Werkzeugen einer fremden Hand machten; das Volk, dem ſie angehören, kann kein andres ſeyn als das der Druſen: höchſt wahrſcheinlich verfiel nur einmahl, in einem beſtimmten Fall, unter beſondern Verhältniſſen ein Emir darauf, ſich auf dieſe Weiſe eine heilige, unſterbliche Schaar zu bilden. Wunderbar ſind die Beiſpiele der Ergebenheit, die die Aſſiſſinen ihren Oberhäuptern bewieſen; Graf Heinrich von Champagne, König Amalrichs Schwiegerſohn, ward um d. J. 1194 von dem Fürſten der Aſſiſſinen zu einem Beſuch eingeladen, er führte ſeinen Gaſt zu einer Burg und fragte ihn, ob er auch wohl ſo gehorſame Unterthanen habe als die ſeinigen? ohne die Antwort zu erwarten, machte er ein Zeichen und unverzüglich ſtürzten ſich zwei weißgekleidete Jünglinge von der Zinne eines Thurms herunter und fanden ſogleich ihren Tod *). Es mag indeſſen dieſe Sage eine orien-

*) Mar. Sanut: bei Bongars II, 201. Nach andern 3 Jünglinge.

taliſche Erzählung ſeyn, die hier auf den Aſſiſſinenfürſten übertragen iſt. Die Araber berichten Aehnliches von dem berühmten Fürſten der Karmather, Abu Thaher: er fragte die Geſandten des Abuſadſch, den der Chalif Moctader gegen ihn ausgeſandt hatte, wie ſtark ſeine Macht ſey? Dreißigtauſend Mann. Dann fehlen ihm drei Leute wie ich habe. Er rief drei der Seinigen zu ſich: dem einen befahl er, ſich den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, dem andern in den Tiger zu ſtürzen, dem dritten ſich von einen hohen Ort herab zu werfen. Alle drei gehorchten bei'm erſten Zeichen. Wem ſolche Krieger folgen, ſetzte Abu Thaher hinzu, den erſchreckt nicht die Menge ſeiner Widerſacher *). Es iſt auf jeden Fall eine ſolche unbedingte Ergebenheit in den Willen des Oberhauptes allgemeiner und geht hervor aus der Ueberzeugung, daß ſich die Gottheit auf irgend eine Weiſe in demſelben verkörpert hat.

Hauptſächlich waren die Aſſiſſinen dem Mittelalter merkwürdig und furchtbar, weil es ihren Dolchen den Tod faſt aller chriſtlichen und muhamedaniſchen Fürſten zuſchrieb, die ihre Tage

*) Herbelot or. Bibliothek, Bd. II, 121. s. v. Carmath.

auf eine gewaltſame Weiſe endigten; gegen geringere Perſonen verſchmähten ſie irgend etwas auszuführen; nur die Häupter der Erde waren würdige Gegenſtände ihrer Verfolgung: diejenigen, denen ſie abgeneigt waren, löſten ſich entweder mit großem Gelde, oder ſie zeigten ſich nur mit einem Haufen Trabanten, in Angſt und beſtändiger Todesfurcht *). Saladin, der gefeierte Held der arabiſchen Geſchichte, belagerte im J. 1174 die Stadt Ezzaza: ein Ismaelit drang auf ihn ein und verwundete ihn mit ſeinem Dolch am Kopf: der Sultan ergriff den Menſchen, der indeſſen nicht aufhörte zu ſtoßen, bis er bei'm Schlagen ſelbſt erſchlagen ward. Darauf ſprang der zweite gegen ihn, ward aber ebenfalls getödtet; dann der dritte, der daſſelbe Schickſal hatte. Saladin floh erſchrocken in ſein Zelt, und nach einer Muſterung ſeiner Schaaren entfernte er alle Verdächtige und Unbekannte **). Conrad

*) Jacob. de Vitr. c. XIV, S. 1063. ap Bongars.

**) Abulfeda; da ich die Adlerſche Ausgabe nicht zur Hand habe, entlehne ich die Stelle aus den Excerpten, die Schulten der vita et res gestae Sultani Saladini autore Bohaddino Lugd. Bat. 1732, fol. beigefügt hat, S. 22,

von Montferrat, Fürſt von Tyrus und erwählter König von Jeruſalem, ward im J. 1192 ermordet; nach einigen weil er Schiffe und Waaren, die dem Alten vom Berge gehörten, weggenommen hatte, nach Andern, durch Hinterliſt des Königs Richard von England und einiger Templer *). Man hat ſogar einen Brief, den der Alte vom Berge an Herzog Leopold von Oeſtreich, der den König Richard Löwenherz bekanntlich gefangen hielt, erlaſſen haben ſoll; er ſpricht ihn von aller Theilnahme an dem Morde Conrads frei, die That ſey von den Aſſiſſinen verübt, weil er einen ihrer Brüder habe umbringen laſſen. „Wiſſet, ſetzt er hinzu, daß wir keine Menſchen um Geld noch um irgend einer andren Belohnung willen tödten, nur den, der uns beleidigt hat.“ Man darf jedoch nur einen Blick auf den vorgeblichen Brief werfen, um von der Unächtheit deſſelben überzeugt zu werden. Der verruchte Alte vom Berge ſollte, ebenfalls auf Richards Anſtiften, 2 Aſſiſſinen ausgeſchickt haben, um ſelbſt Philipp Auguſt zu tödten: der König errichtete

*) dies Arnold. Lubec. Lib. III, c. 37, S. 372, jenes. Mar. Sanut. l. III, p X. c. 7. S. 200.

eine Wache, mit eisernen Keulen bewaffnet, die Tag und Nacht um ihn seyn mußte: er schickte sogar an den Alten selbst mit der Frage, ob das Gerücht wahr sey? er läugnete es aber bestimmt. Auch diese Beschuldigung ist ohne allen Grund, sie gehört zu den Erfindungen, womit die französischen Schriftsteller Richards Andenken so gern zu verdunkeln suchen. Der Verfasser einer alten franz. Reimchronik, Guillaume Guiart*) versichert sogar, daß Richard eine Anzahl Kinder in den Grundsätzen und dem Glauben der Assissinen erziehn ließ, um durch sie die Tage seines Gegners abzukürzen. Eben so abgeschmackt ist die Erzählung des Wilhelm von Nangis, daß der Alte vom Berge Assissinen abschickte, die den heiligen Ludwig ermorden sollten, allein Gott änderte seine blutgierigen Gedanken, er sandte neue Boten aus, um den König von der ihm bevorstehenden Gefahr zu unterrichten; sie kamen zu rechter Zeit an und waren ihm zur Entdeckung ihrer Brüder behülflich; Ludwig überhäufte sie mit Geschenken und gab ihnen noch reichere Ga-

*) In dem Roumans appellé la branche des royaux lingages.

ben für ihren Gebieter mit, zum Zeichen der Freundschaft und des Friedens, den er mit ihnen zu unterhalten wünschte; auch diese Geschichte trägt die Erdichtung an der Stirn und es ist nicht nöthig, die Unwahrscheinlichkeit in's Licht zu setzen: nur die ältern franz. Gelehrten wollten die Thatsache ungern wissen, weil sie seinen Lobrednern eine Veranlassung gab, die besondre Vorsorge Gottes für ihren Helden in einem glänzenden Beispiel zu zeigen *). Prinz Eduard (nachmahls Eduard I.) als er 1271 in Palästina war, wurde von einem Assissinen, der unter den Vorwand ihm Geheimnisse anzuvertrauen, Eintritt zu ihm erhielt, mit einem vergifteten Degen verwundet; allein der Fürst raffte sich zusammen, ergriff einen Schemel und schlug den Meuchelmörder todt **). Selbst bis nach Deutschland verbreiteten sich Assissinen. Herzog Ludwig von Bayern ward im J. 1231 mit einem scharfen Messer durchbohrt; von einer gewissen niedrigen

*) M. s. hierüber die Auszüge aus einer schätzbaren Abhandlung von Levesque de la Raveliere Hist. de l'academie des inscriptions. T. XVI, S. 153.

**) Fr. Pipini hist. l. c. u. Lib. IV, c. 4 S. 714. Vergl. Rapin Thoyras Geschichte von Engl. Bd. II, S. 332.

und gemeinen Person, sagt ein alter Schriftsteller *), wie sie ein gewisser Mächtiger, der der Greis vom Berge (Senex de Montania) heißt, auszuschicken pflegt. Der Mörder ward ergriffen und mit den größten Martern gepeinigt, um zu gestehn, auf wessen Antrieb er die That verübt habe; aber man konnte ihm kein Geständniß erpressen: so ganz zerfleischt und zerrissen hauchte er seinen Geist aus. Aus allen diesen Beispielen, die unbegründet sind, auf bloßer Vermuthung beruhn, geht nun deutlich hervor, daß jene Mordthaten und Mordversuche dem geheimnißvollen Alten angedichtet sind, oder zugeschrieben werden, weil man keine andere Thäter kannte; die wunderbarste Erklärung ist den Schriftstellern des Mittelalters — und liest man so manche historisch-schwärmerische Mißgeburten unsrer Tage mag man hinzusetzen, nicht bloß ihnen — immer die liebste; es fällt ihnen daher nicht ein zu fragen, auf welche Weise der Alte vom Berge nur von der Existenz der europäischen Könige und Fürsten unterrichtet worden, was er für ein

*) Fragm. hist. incerti auctoris in Urstisii scripptt. l. II, 90.

Intereſſe haben konnte, ſie ermorden zu laſſen, wie es möglich war, daß ſeine Abgeordneten den Weg durch die entlegenſten Länder fanden, deren Sprache, Sitten u. ſ. w. ſie gar nicht kannten, freilich fehlte dem Mittelalter die Polizei unſrer Zeiten, die die Staaten und Länder nur als große Zuchthäuſer zu betrachten, und in jedem Menſchen einen Verbrecher vorauszuſetzen ſcheint; aber wie läßt es ſich denken, daß Fremdlinge ſo ſicher von Ort zu Ort reiſen konnten, da die Furcht vor ausgeſandten Aſſiſſinen und ihren Nachſtellungen alle Gemüther beherrſchte? Allein wahrſcheinlich benutzte dieſer oder jener Emir druſiſcher Stämme den herrſchenden Wahn, um ſich Geſchenke zu erpreſſen. Als Ludwig der Heilige 1250 nach der verunglückten Unternehmung auf Aegypten, ſich nach Ptolemais oder St Jean d'Acre begeben hatte, kamen die Abgeordneten des Fürſten der Beduinen, der ſich den Alten vom Berge nennt, zu ihm: es fragte ein Emir, erzählt Joinville mit ſeiner reizenden Naivität, ob er ihren Fürſten vom Berge kenne? Und da der König ſagte, daß er wohl von ihm habe reden hören, fuhr er fort: da wundert michs

ſehr, daß ihr euch nicht um ſeine Freundſchaft beworben habt, wie's der Kaiſer von Deutſchland, der König v. Ungarn, der Sultan von Babylon und andre Fürſten jährlich thun. Er verlangte Aehnliches vom Könige, wenigſtens möge derſelbe für ihn den Tribut bezahlen, den er den Templern und Johannitern geben müſſe: es wäre ihm freilich ein leichtes die Großmeiſter aus dem Wege zu räumen, allein ſie würden ſo gleich durch eben ſo treffliche Nachfolger erſetzt: der König hielt Rath und obgleich ſie ſich ſträubten, mußten ſie ihren Antrag in Gegenwart der beiden Ordensmeiſter wiederholen, die ihnen ſagten, ihr Herr ſey ein Narr: ſie hätten von Glück zu ſagen, daß man ſie nicht in's Waſſer ſchmeiße, und befahlen ihnen binnen 14 Tagen eine Abbitte von ihrem Herrn zu bringen. Sie kamen wieder, und brachten die Verſicherungen von den freundſchaftlichen Geſinnungen ihres Alten nebſt kleinen Geſchenken, die in allerlei Kunſtſachen beſtanden. Der König überſandte weit koſtbarere Gegenſtände, Kleidungen, goldene und ſilberne Geſchirre: er ſchickte noch einen Geiſtlichen mit, der arabiſch verſtand. In der ganzen Verhand-

lung erkennt man den Bettelprinzen vom Libanon. In den – freilich höchſt entſtellten und mißverſtandenen — Nachrichten, die Bruder Yras aus Bretagne über die Religion des ſogenannten Beduinenfürſten zurückbrachte, findet man unwiderſprechlich die Grundſätze und Anſichten der Druſen wieder*).

Beiſpiele von ähnlicher Tapferkeit, von einer eben ſo unbedingten Ergebenheit in den Willen des Gebieters, wie hier von den Aſſiſſinen erzählt ſind, finden ſich öfter in der Geſchichte wieder: nur an ein Gegenſtück aus einem ganz entgegengeſetzten Himmelsſtrich wollen wir erinnern, an die Berſerker und Jomsvikinger der isländiſchen Sagen: es werden darunter Krieger oder Kämpfer verſtanden, die von einer wilden Wuth begeiſtert, ſich jeder Gefahr entgegenſtürzten: der Name ſtammt wahrſcheinlich von Ber, baar, bloß und Serki, einem Hemd, metonymiſch einem Panzer, her, bedeutet alſo Panzerbloß, weil die meiſten ohne Rüſtung im Kampf erſchienen. Die Isländer haben den eignen Ausdruck Berſerkergang gehn, um diejenigen zu be-

*) Histoire de S. Louis — par Mess. J. de Jonville — p. Cl. Menard a Par. 1617, S. 182. u. f.

zeichnen, die zuweilen von einer ſolchen furchtbaren Leidenſchaft hingeriſſen und deren Kräfte auf eine ungewöhnliche Weiſe dadurch erhöht wurden. Berſerker machen einen weſentlichen Beſtandtheil der Dichtungen aus, deren Zeugniß freilich kein unmittelbares hiſtoriſches Gewicht hat; nach ihnen iſt dieſe Stimmung des Gemüths, dieſe Erhöhung der Kräfte, gemeiniglich eine Wirkung der Zauberei, es iſt möglich, daß ſich auch die Berſerker eines äußern Mittels zu einer ſo ungewöhnlichen Spannung bedienten, obgleich die Art deſſelben nicht näher angegeben werden kann; die Sagen ſchreiben dem Blut des Menſchen oder eines muthigen Thiers eine ſolche Kraft zu, eine Behauptung, der wohl nur ein Vorurtheil zum Grunde liegt*); wenn der Anfall vorüber war, folgte eine große Erſchlaffung. In den ſpätern Zeiten wurden die Berſerkergänge ganz verboten: die isländiſchen Geſetze belegen ſie mit der Strafe der Verbannung; aus Norwegen wurden alle Berſerker verwieſen. Die Chriſten ſuchen dieſe Erſcheinung durch den Einfluß böſer Geiſter zu erklären: es wird ſogar behauptet,

*) Die Vorſtellung daß Blutrinken ſtark mache, findet ſich auch im Lied der Niebelungen, V. 8553.

daß verſchiedene Neubekehrte nach der Taufe nicht weiter von dieſer Raſerei ergriffen wurden *).

Noch näher aber liegt eine Vergleichung zwiſchen den Aſſiſſinen und den Jomsvikingern, einer merkwürdigen normänniſchen Seeräuberrepublik an der ſlaviſchen Küſte Deutſchlands; ihre Geſchichte ſcheint in der Darſtellung freilich ausgeſchmückt, im Ganzen mag ſie aber doch der Wahrheit angehören. Im Slavenland lag ein berühmter Handelsort Wollin d. h. Großenheim **) auf der Inſel gleiches Namens; ein däniſcher Seeheld Palnatoki von Fühnen übernahm (um die Mitte des 10ten Jahrh.) die Beſchirmung jenes Handelsorts, wie ungefähr um dieſelbe Zeit die

*) S. d. Abh. de Berserkis hinter der Christnisaga, Hafniae 1773. 142 u. f.

**) Vom Slav. Vel, Wely, Groß, das in vielen Dialecten vorkommt, und der Endſilbe in, die unſerm heim entſpricht: das aspirirende W fällt in dem nordiſchen Dialect entweder weg oder geht, wo es weſentlich zum Wort gehört, in J. über: alſo Wollin in Julin (wie Wheel in Jul, das Rad) bei den Lat. Chronikanten heißt der Ort Wineta, nähmlich urbs, Wendenſtadt: alſo alle 3 Namen bezeichnen eine Stadt. Es gehört nicht hieher, bei den abgeſchmackten Fabeln zu verweilen, die man ſo lange über dieſen verſchwundnen Wunderort verbreitet und geglaubt hat, und die ſelbſt neuere Schriftſteller wiederholen.

ruſſiſchen Slaven in gleicher Abſicht die Waräger herbeiriefen; er führte eine Burg auf, die den Namen Jomsburg erhielt; der Beſatzung gab er ein bloß kriegeriſches Geſetz. Nur Männer zwiſchen 18—50 Jahren, die nie einen angebotenen Kampf ausgeſchlagen und auf keine Art zum Streit untauglich waren, waren der Aufnahme fähig: Frauen wurden ganz von der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, nicht allein, weil der Umgang mit Weibern und die Anhänglichkeit an die Sippſchaft den kriegeriſchen Geiſt auslöſcht, ſondern auch wohl, um den eigentlichen Einwohnern der Stadt keinen Verdacht zu geben. Kein Jomsburger durfte auch in der augenſcheinlichſten Gefahr die geringſte Furcht verrathen: ſelbſt dem Tod mußte er kühn die Stirn bieten, jeder war verbunden, den Tod eines Gefährten eben ſo zu rächen, wie den Mord ſeines Vaters oder ſeiner Verwandten. Alle waren dem Befehlshaber unbedingten Gehorſam ſchuldig; er entſchied die Streitigkeiten, nur er durfte von Neuigkeiten reden, alle Beute, die dem Feinde abgenommen ward, mußte ihm ohne alle Widerrede eingeliefert werden. Die nordiſchen Geſchichten erzäh-

len

len bewundernswürdige Beispiele von der Unerschrockenheit, womit die Jomsburger dem Tode trotzten. Im Dienst des seeländischen Jarls Sigvald verlohren sie im J. 994 gegen den norwegischen Jarl Hokon, der sich von der dänischen Herrschaft losgerissen hatte, eine blutige Schlacht: die Jomsrikinger stritten unter Bua und Vang; der letzte kämpfte bis ihm das Kinn und beide Hände abgehauen waren: er ließ sich darauf ein Kästchen mit seinen Kostbarkeiten unter den Arm stecken und sprang in die Fluten *). Vang wurde nebst 12 Gefärthen gefangen. Die Norweger versuchten auf allerlei Art den Muth dieser gepriesenen Helden; sie aber empfingen spottend den Tod, ja sie suchten, wie die Irokesen, die Wuth ihrer Verfolger noch mehr zu reizen.

So gleicht sich der Mensch in den verschiedensten Zeiten, unter den entgegengesetztesten Zonen; er gewöhnt sich an das Furchtbarste, das Entsetzliche wird ihm zum Kinderspiel durch die Allgewalt seiner Phantasie, durch den Einfluß einer Idee, die ihn beherrscht, die sein ganzes

*) S. d. Musen J. 1813. 1stes Heft S. 124.

Wesen erfüllt. Indessen muß man die freiwillige Verzichtleistung auf das Leben und seine Genüsse Menschen weniger anrechnen, denen es nur als eine mühseelige Last erscheint, die sie begierig von sich werfen, um höhere Freuden dafür einzutauschen. Nur in den Gemüthern offenbart sich der wahre Heldenmuth, die von den heiligen Werth des Daseyns durchdrungen und für seine Bedeutung empfänglich, ein Leben, das selbst mit höhern Reizen geschmückt, durch sittliche Gefühle veredelt, durch die Kunst und Wissenschaft bereichert ist, der Freiheit, dem Vaterland oder irgend einem würdigen menschlichen Zweck zum Opfer bringen. Rohe Seelen sind einer solchen freien, erhabnen Hingebung nicht fähig; daher verdienen Leonidas, von Winkelried, Gustaf Adolf und Helden, diesen gleichgesinnt, die zum stärkenden Trost bei der allgemeinen Verzagtheit, der Beschränkung und Verkehrtheit des Augenblickes, auch unsre eiserne Zeit verherrlichen, die feurige Bewunderung folgender Geschlechter, eine Bewunderung, worauf die Handlung, die die Bewußtlosigkeit hervorbringt, keinen Anspruch hat.

Fr. Rühs.

Die Elfenkinder.

Ein Zauberſpiel.

Waldiges Gebürg. Eine Hütte.

Winhilde (ſitzt an einem Bach und ſingt.)

In kühl'ger Erlen Säuſeln
Fließt er ſo ſtill und klar,
Und doch nehm ich ein Kräuſeln
Auf ſeiner Fläche wahr;
Es tröpfelt in ſein Rinnen
Wie Regen oder Thau,
Doch ſind ja Himmels Zinnen
Ganz wolkenleer und blau.
Vielleicht wohl tröpfelt's nieder
Aus meiner Augen Quell,
Doch ſing' ich heitre Lieder,
Und fühl' mich friſch und hell.
Was euch erweckt, Ihr Zähren,
Sei's Wolke, ſei's mein Herz,
Ich kann mir nicht erklären
Den wunderlichen Scherz.

Die Mutter (in der Hütte). Nun Winhilde, komm doch endlich einmal herein. Es iſt die höchſte Zeit, wenn wir noch einpacken wollen.

Winhilde (vor ſich lachend). Einpacken! Ja es hat ſich was! Damit wär uns ſchlecht gedient, und es wird auch heute nicht mehr draus, als geſtern und vorgeſtern, und all' die andern Tage (in die Hütte rufend). Kommt doch lieber noch etwas heraus, Mütterchen. Es iſt ſo ſehr ſchön hier.

Mutter (in die Thür tretend). Mit deinen ewigen Tändeleien! Heute aber gebe ich ihnen nicht im geringſten nach, daß du 's nur weißt.

Winhilde. Das braucht Ihr ja auch nicht, Mütterchen. Ihr dürft es nur ernſtlich ſagen, ſo bin ich ſtill wie ein Mäuschen, und geſchäftig wie eine Biene, ſo weh' es mir auch thut, daß ich die behaglichen Geräthſchaften aus unſerm zierlichen Stübchen räumen ſoll, und ſo ungern ich den Felſen und Bäumen hier den Rücken wende.

Mutter. Ja, ich weiß wohl, daß Du nicht in's Dorf ziehn willſt. Warum es Dir aber ſo fatal iſt, begreife ich nicht. Es iſt doch geſellig dort, und ein ſo wackrer, fleißiger Burſch als Klaas.

Winhilde. Liebe Mutter, ich thu' Euern Willen, und sag' ihm niemals, wie übel mir zu Muth wird, wenn ich ihn sehn muß. Laßt mich aber wenigstens nicht unnöthigerweise an ihn denken.

Mutter. Naseweises Mädchen! Und worauf warteſt Du ſonſt?

Winhilde. Das weiß ich nicht, Mütterchen. Vor der Hand aber kenne ich keine beſſre Freude, als hier im Walde mit Euch ganz allein zu wohnen, bei Tage zu arbeiten oder zu ſingen, bei Nacht zu träumen. —

Mutter. Ja, mit deinen Träumen. Das iſt mir unbegreiflich. Aus dem feſten Schlaf erwachend, weiß ſie oft Lieder, Geſchichten, Tänze, davon mir mein ganzes Leben lang kein Gedanke eingekommen iſt. Wenn es nur mit rechten Dingen zugeht.

Winhilde. Ich denke nie an etwas Unrechtes. — Wollt Ihr die Geſchichte vom Ritter mit dem goldnen Harniſch weiter wiſſen?

Mutter. Daran erzählſt Du nun ſchon wer weiß wie lange. Bring's doch auf einmal zu Ende.

Winhilde. Das wie Andres kommt mir ein, ohne daß ich's weiß. Mehr aber als ich selbst erfahre, kann ich doch nicht erzählen. Heute Nacht habe ich Schönes, ach, recht Schönes davon geträumt.

Mutter (sich neben sie setzend). Nun sag's nur her, Du seltsames Kind, denn ich habe wohl bisweilen meine Freude daran. Aber rasch, damit wir doch heute endlich einmal zum Einpacken kommen.

Winhilde. Rasch, Mütterchen, wie der Vogel singt. Der schweigt nicht anders still, als wenn man ihn verscheucht, oder er schlafen muß. Aber sonst geht es rasch fort, Triller auf Triller.

Mutter. Nun so fange nur an.

Winhilde. Es gehört mit zur Geschichte. Denn als der schöne Ritter mit der Grafentochter tanzte, hätte es sein Herz vielleicht in Liebe entzündet, nur daß der Vogel vor den Fenstern saß und helle, helle, ganz wunderliebliche Töne unaufhörlich sang, helle Klänge, die vernehmlich durch der Instruments betäubendes Geschmetter drangen, und den Ritter nach seiner bessern Minne hinausriefen.

Mutter. Bessre Minne als eine Grafentochter! Hm, da möchte ich doch wissen! —

Winhilde. Ich habe Euch aber schon gesagt, Mütterchen, daß er aus dem Elfengeschlechte war, und daß ihm Alles hätte misrathen müssen, außer in der Ehe mit Einer seines Gleichen, mit Einer, die gleich ihm ein Kind der luftigen, dunkeln, allgeahnet nieverstandenen Macht des Waldesgrüns und Waldgesanges den Leuten eben so viel und ein andermal wieder eben so wenig galt als er. Ach, Mutter, wie er sich da hinaussehnte aus dem herrlichen, kerzenfunkelnden Saal, denn von aller Musik gefiel ihm nur die des Vogels allein, der so schön von Mondschein sang und von des Thales Freudigkeit, und nie erhörten Dingen, welche auf den jungen Helden warteten. Und doch tanzten sie in der Halle recht herrlich, und liebreizend, vor Allen die Grafentochter. Schaut, so etwa! (sie tanzt und singt.)

Jetzt nah ich Dir,
O mein Geleiter!
Zwei Schritte weiter,
So führt die Zier
Des Tanzes mich durch bunte Kreise weiter;
In Blicken kaum

Durch fernen Raum
Darfst Du herüber schweifen,
Doch kann vielleicht,
Wenn Treu und Sitte nimmer von Dir weicht.
Zu wacher Lust dein zagend Träumen reifen.

Aber warum seid Ihr denn aufgestanden, Mutter, und seht nun so fremd und verlegen aus?

Mutter. Ach, mit deinen albernen Possen! Da denkt man in der That, man hat ein Fürstenkind vor sich, und will ihm in aller Angst und Demuth Reverenz erzeigen. (Setzt sich wieder.) Nun erzähle weiter, was der Ritter that.

Winhilde. Sobald das Fest vorüber war, saß er heimlicher Weise zu Rosse, und noch ehe man am Hofe des Grafen an's Erwachen denken konnte, war er weit über die Gränze hinaus. Das Vöglein sang meistentheils vor ihm her, und schlug lustig mit den Flügeln, weil er und sein Ritter nun wieder dem leichten, lustigen Leben angehörten, das ihnen geziemte, weil nun wieder hinter jedem Strauch, in jeglicher Höhle, Abentheuer und Herrlichkeiten auf sie warteten.

Mutter. Ach, die können lange warten, ehe sie ein Menschenkind findet. Kummer und Elend mitteln sich leichter aus.

Winhilde. Nicht immer, Mütterchen. Dem Ritter wenigſtens ging es ganz anders. Ihr habt ja ſchon gehört, wie ſchöne Jungfrauen er gerettet hat, wie artige Grüſſe und Kleinodien zum Dank gewonnen, wie wunderſeltſame Erſcheinungen erblickt —

Mutter. Ja, aber immer um Nichts und wieder Nichts. Zu dem war er ein Elfenkind, und die ſind ſo begabt, daß ſie mit einem luſtigen Leben genug haben, und es ihnen doch nie dabei an irgend etwas fehlt.

Winhilde. Ein Elfenkind! Ein glückbegabtes! O ja wohl! Die Neidenswerthen, denen die ganze Welt zum Spielwerk dient, die aus Gewitterwolken ſich nur deſto ſchönres Luſtgezelt, aus nächtlichen Blitzen prächtige Feuerwerke bilden, die auch wenn die Erde zitterte, nichts als einen luſtigen Tanz drin fänden —

Mutter. Du biſt nicht viel anders.

Winhilde. Die auch kein ängſtliches Geſchäft darniederdrückt, die wohnen dürfen, wie die Nachtigallen, wo es ihnen gefällt —

Mutter. Ja, ja, ſo immer im wilden

Wald, niemals in einer honetten Dorfschaft, die niemals an's Einpacken denken dürfen, weil sie nichts haben. — Gut, daß du mich darauf bringst. Wir wollen gleich — ach, mein Himmel, nun ist es schon wieder zu spät geworden. Abendsonne herunter, Sterne herauf, und ehr wir fertig würden, bräche die stockfinstre Nacht ein. S'ist unausstehlich! Nun morgen! Aber auch morgen ganz gewiß! Und solltest Du zehnerlei tanzen und singen und sagen. Nun gewiß und wahrhaftig! Denn Morgen soll — (geht redend in die Hütte).

Winhilde. Fast thut die gute Mutter, als wär' sie bös. Es wird ihr schon wieder vergehn. Sie weiß selbst nicht, was sie im Dorfe verlöhre. Da fiel' mir von den vielen Mährchen und Liedern, die sie doch auch gern hat, gewiß kein einziges ein. — Ich will nun noch ein Bischen in das Erlenthal hinunter. Es geht sich da in der Dämmerung so still und schaurig. Vielleicht hör' ich auch heute Abend wieder einmal das kuriose Echo, das ordentlich mit mir geht, und bisweilen Worte vorbringt, die man ihm gar nicht zugerufen hat. Es ruft vielleicht Einer aus ei-

ner andern Gegend so freundliche Dinge, und die Laute verirren sich dann, und werden hier zum Wiederhall. Es mag auch wohl meinen Klängen eben so gehn, und die hört Er dann. Ach das wäre hübsch! — Hätten uns nie gesehn, und wären einander doch lieb!

(singt.)

Blumen flehn entlängst der Quelle,
Sahen sich im Leben nicht,
Doch geschwätzig eilt die Welle,
Bringt zur Aue den Bericht,
Wie auf sonn'gen Höhen oben
Rose, Nelke, Lilie lacht
Und die Wiesenblumen loben
Staunend solche fremde Pracht.
Von der Au zu Bergeszinnen,
Kommt zwar keine Kund, hinauf,
Doch der hohen Blumen Sinnen
Ahnt sie aus des Baches Lauf.
Und sie flüstern: ach, wie eilend
Er dem Thale sich ergiebt,
Kaum zum Gruß bei uns verweilend!
Sicher ist er doch verliebt.

(geht singend in's Thal.)

Klaas (auftretend). Sapperlot! So wie ich auch nur der Hütte zu Gesichte komme, fängt mir der Muth an zu vergehn. Wenn er nicht

länger aushalten will, braucht er sich gar nicht mit mir gemein zu machen. Im Dorf, recht weit vom Schuß hetzt er Einen auf, und wenn ich mich nun dem Mädchen nur im Geringsten nahe mache, ja, da ist er über alle Berge. Am Ende könnte man's aber auch wohl ohne ihn ausrichten, wenn man sie so gar nicht ansähe, und im Aerger immer stille fortlärmte, so ganz in aller Gelassenheit grimmig würde, und sachtchen, sachtchen ein Spektakel machte, daß die Berge brechen möchten. Denn böse bin ich, Sapperment. Da komm ich nun tagtäglich zu Abends her, und keinen gefopptern Kerl als mich, bescheint die liebe Sonne, sobald sie untergegangen ist. Denn da heißt es: wir haben nichts ausgeräumt, morgen, morgen ziehn wir in's Dorf. Es kommt freilich mit von der dummen Einrichtung her, daß Morgen niemals Heute ist, und die Gelehrten behaupten, das läge in der Natur, aber ich stelle mir doch auch beinah vor, als wären die beiden Weibsleute auch mit Schuld daran. Vor Allen meine Jungfer Braut! — Da sitzt sie nun gewiß wieder an der hohen Eiche, und ich habe nicht das Herz hinzusehn. Aber

ein braver Kerl läßt sich auch zu nichts zwingen — ich will nun einmal nicht hinsehn, — ich! — Hm, das setz' ich schon durch. — Nun nur auch dreist mit der Sprache heraus. (Geht nach der Stelle wo Winhilde gesessen hat, ohne aufzusehn.)

Guten Abend, schöne Braut. — Sie antwortet nicht einmal, und sieht gewiß mit den großen blauen Augen von mir weg, in's Himmelblau hinein. Ba! — Mir wird ganz angst dabei, aber sie führt mich diesmal nicht an. Ich werde den Teufel thun, und hinsehn. — Jungfer Braut, der gute Abend bringt Ihr heut einen bösen Bräutigam. Ja, ja, wundre sie sich nur, einen bösen Bräutigam, habe ich gesagt. Und lache sie nicht, wie sie zu thun pflegt, wenn sie mit mir spricht. Es ist diesmal mein Ernst. Sie soll nicht lachen Sapperment! Ja, böser Bräutigam, und wenn's nicht bald anders wird, gar keiner! Denn, sieht Sie, nun bin ich einmal wild, nun sage ich Alles grade vom Herzen herunter. Ei, Sie soll mich kennen lernen. Sie kann gewiß schon vor Angst und Verwunderung kein Auge vom Boden bringen. Sie denkt, weil Sie mich nicht ansieht, braucht Sie sich nicht

vor mir zu fürchten, nicht wahr? — Ja, aber wir kennen die Schliche. Wir sind nicht so hasenfüßig, daß wir nicht vom Fleck kämen. Ich will nun absolut, daß Ihr mir alleweile das Jawort gebt, ja alleweile, damit Ihr seht, daß ich Euer Herr sein werde, Ihr Jungfer Habenichts! — Oho, das war wohl zu grob. Ja, wenn man denn so einmal in die Courage hineingeräth — Na, weine Sie nur nicht, ich will Sie auch ansehn nun Sie hübsch demüthig ist, denn sehe Sie — (In die Höhe blickend.) ja — aber ich, ich sehe nichts. — Nun war Sie nicht einmal hier. Verfluchtes Weibsvolk! Immer denken sie sich was aus, damit man in ihrer Gegenwart confus werden soll, wie nun die eben mit dem gar nicht dasein. Das ist eine dumme Erfindung. Ich komme mein Lebstage nicht wieder so in den Schuß.

Grete (auftretend). Das Mädchen hat einen verzaubérten Prinzen zum Liebhaber, so viel ist gewiß. Und wenn ich sie mit der Alten in's Dorf hineingeschafft habe, wohn' ich in der Hütte. Ich soll dem Herrn wohl besser gefallen, als das spillrige Ding, und seine Perlen und Juweelen

kann ich gut gebrauchen. Hat's denn lange genug gedauert, und bin ich reich, so laß' ich ihn laufen, und heirathe mir einen Altmeister der Schustergilde wenigstens. — Seht da Klaas, wo kommt Ihr her?

Klaas. Hm, ich gehe denn so meinen Gedanken nach. —

Grete. Da könnt Ihr lange gehn, und findet doch nichts. Bleibt lieber zu Haus. Bei Euch ist es all Eins.

Klaas. Ich muß aber doch meine Braut besuchen.

Grete. Eure Braut! Ja, so wie Ihr's anfangt. —

Klaas. Hört, die Leute meinen, Ihr wärt klüger als ich, gebt mir doch ein Bischen Rath.

Grete. So, daß Ihr's begreift? Ach, das würde viel Zeit kosten. Und jetzt könnt es nur Gerede geben, wenn ich hier länger bei Euch stehn bliebe; so am späten Abend, ganz allein mit einem jungen Burschen. —

Klaas. Nein, Grete, darauf schwör' ich Euch, solche Streiche fallen keinem Menschen ein, denn erstlich seht Ihr eben nicht sonderlich aus,

und dann weiß ja auch das ganze Dorf, daß ich mir nichts aus Euch mache. Deshalben laßt's Euch nur immer noch etwas bei mir gefallen.

Grete. Unverschämter Bursch! (läuft in die Hütte.)

Klaas. Nun das ist mir zu bunt! Invitire sie so hübsch, mir Gesellschaft zu leisten, und sie wird ordentlich grob. Da seh' Eins, wie schlecht man mit Höflichkeit durch die Welt kommt. Ei! Ei! (geht auch in die Hütte).

Winhilde (aus dem Thale herauskommend). Wie mir mein Träumen oft von großen Burgen vorspricht, mit langen Sälen, weiten Hallen, und dann mit stillen, lieblichen Gemächern, wo sich's vom hellen Fürstenleben ruht, und man der süßen Liebe bald, bald tiefem Sinnen sich recht hold und zutraunsvoll ergiebt, so wird's auch im Gebürg oft wachend, mir zu Muth. Der große Sternenhimmel draußen ob der Au, er sah so feierlich, so festlich prangend mir herab, und dann des Erlenthales reifes Grün umfing mich wieder heiter, ein lustiger Saal, durch den ich wandelte, und der mir auf dem Hin — und Hergang so viel Ergötzliches und

Schmei-

Schmeichelndes in's Ohr geflüstert — nun aber unter meiner Eiche Zelt bin ich daheim in süßer Ruh, auf weichem, lindem Rasen, von wohlbekannten Schatten überrauscht, — und horch, beginnt das Echo nicht ein Lied?

Der Elfe (unsichtbar.)

Du, des Abendwindes
Flüstern! Rausche nieder,
Hauche Wiegenlieder
Durch des lieben Kindes
Ahnungsvollen Sinn.
Sollst, ein neidenswerther
Bote, sie umfangen,
Bis sie ohne Bangen,
Träumend sich verklärter
Liebe giebt dahin.
Dann zu frohem Bunde
Wach im hellen Lichte
Schaut sie die Gesichte
Mancher dunkeln Stunde,
Mich auch, wie ich bin.
Laß die Wimpern fallen.
Ach und deine Träume
Schmücken Weihnachtsbäume,
Dir, mein Kind, und Allen
Glänzend zum Gewinn.

(sie entschläft. Der Elfe tritt in Gestalt eines Greisen aus dem Baum.)

Elfe.

Ein frischer Eichenjüngling war ich noch,
Die andern Eichen, Linden, Weiden rings
Ein unerwachsen kindisches Gestripp,
Als sie mich und die schöne Fürstentochter
Zu süßer Liebe treu verbunden sahn.
Erschöpft von rascher Jagd, verirrt, allein,
Schrack sie vor meinem Anblick erst zusammen,
Doch weil des jungen Frühlings heitrer Muth,
Der meine Zweige grün und hell emportrieb,
Auch blühend mir in menschlicher Gestalt
Auf Wangen Rosen schuf, auf Locken Gold,
Versöhnte sie sich bald dem Hainessohn. —
Du bist die Enkl'in mein und ihres Enkels,
Ihr holdes Ebenbild, und freud'verjüngt
Wieg' ich in meinem Schooß dein schlummerndes,
Dein wunderschönes Haupt, und flüstre Dir
In deine Träume frohe Kund' hinein.
Ich riß, als Deines Vaters Thron und Leben
Vor grimmer Feind'sgewalt zusammenbrach
Dich aus des Schlosses Brand, Dich holde Waise,
Barg Dich in dieses niedre Hüttendach,
Dir einen Bräut'gam suchend unsres Stammes,
Daß muth'ge Schönheit Liebesglück Dir spende,
Zugleich erob're Dir Dein erblich Reich.
Ein Kind der schönsten Elf' am Strand des Mains,
Erzeugt mit einem fürstlich kühnen Helden
Fand ich. — Der Knabe war gleich Dir verwaist,
Denn früh' im siegenden Gefecht' entströmte,
Des edlen Vaters ritterliches Blut.
Der Mutter Baum, die schattenkühle Linde

Fiel unter einer frevelhaften Faust.
Ich zog ihn auf, sang Dir und ihm in Träumen
Von Eurer Liebe vor. Jetzt naht er sich,
Und führt Dich singend ein in Deine Gränzen.
Nun schlaf' noch weiter, mein geliebtes Kind;
Hellglänzende Gesichte sollen Dir
Als luft'ge Lehrer noch die vielen Gaben
Von adlich hohem Wesen, feiner Sitte
Vollendend schenken, wie schon früher oft
Auf solche Weis' ich sorgsam Dein gepflegt.
Indeß zum Schirm vor nächtlichem Geflügel,
Vor Käfer, Fledermaus, und anderm Nachtvolk,
Das nicht dem holden Bild zu nah'n verdient,
Schweb' aus dem alten Burggemäu'r heran,
Du furchtbarliches, großes Eulenpaar,
Und halte Wacht vor der gefreiten Stätte.

(Zwei Eulen fliegen herzu, und lassen sich in einiger Entfernung von Winhilden nieder).

So! Hütet gut, und kommt der Ritter Bräut'gam,
Schnell fort mit Euch; Ihr mögt alsdann die Stöhrer
Bestrafend jagen, Euch zur wilden Lust. —
Mein schönes Enkelkind! Wie hold sie schläft!

Klaas (aus der Hütte kommend). Sie halten mich drinnen für einen Tölpel. Die Grete sagts mit dürren Worten, und meine Frau Schwiegermutter scheint eben nicht weit von derselben Meinung abzuspringen. Nun will ich ihnen aber zeigen, daß ich pfiffig bin, denn ich gedenke herauszukriegen, in welcher Gesellschaft die Jung-

fer Braut immer mutterſeelen allein ſpazieren geht, und habe mich auch deswegen heimlich herausgeſchlichen. Ein Stuhl und eine Bank fielen zwar dabei um, die Weiber lachten auch ein Bischen hinter mir her wie mir's vorkam, aber das thut ihm nichts.

Elfe.

Nun, holde Schläfrin, weih' ich dieſe Stunde,
Drin jeder Spruch von Lieb' und feſter Treu
Fortdauern ſoll zum unauflösbar'n Bunde.
(verſchwindet in den Baum).

Klaas. Oho! Was war denn das? Da komm' ich wohl eben zur rechten Zeit, und kann die ganze Hexerei zu meinem Profit anwenden, denn daß es mit Hexerei zugeht, hab' ich gleich herausgegrübelt, ſobald es mir nur die Grete geſagt hat. Ich brauche alſo nur die Jungfer Braut aufzuſuchen, uud mit ihr von verliebten Dingen zu ſprechen, ſo gilts für alle Lebenszeit. Juchhe! Die ſoll bald gefunden ſein!

(indem er auf die Eiche zuſchreiten will, fliegen ihm die beiden Eulen entgegen, und ſetzen ſich dicht vor ihm nieder).

Nun, was ſoll denn das wieder ſeyn? Huſch! Huſch! Will das Teufelszeug weg! Huſch, ſag'

ich. — Ja, aber ſie ſagen nichts, und bleiben ſo ruhig auf ihren Poſten, als ob ich gar nicht da wäre. Das iſt mir zu toll! So nah! An einem honetten Hauſe dergleichen keckes Geſchmeiß! — Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich thue wohl am beſten, wieder hinein zu gehn. Oder — halt! Halt! Das iſt ein excellenter Gedanke. Daß er mir nur nicht davon läuft — heilig und gewiß muß eine von den Eulen meine verkleidete Jungfer Braut ſein, und das andre Scheuſal ihr verhexter Liebhaber. Der mit der großen Tolle wird wohl der Herr Eule ſein. — Ich will ihn laufen laſſen und ihm einmal gütlich zureden. — Pfui Jungfer, ſchämt Euch, es iſt ſchon ſpät, was ſollen die Leute ſagen? Geht hübſch zur Frau Mutter hinein, und zieht das häßliche Kleid aus. Es ſteht Euch nicht ſonderlich, das kann ich Euch verſichern, — Sie ſcheint ſich nichts daraus zu machen. — Ei, ich will mich mit ihr grade zu verloben, ſo muß ſie ja mein bleiben, wenn ſie morgen wieder hübſch wird. — Wenn nur der Herr Eule nichts dawider hat. Er ſieht mir verflucht grämlich aus. Könnte ich ihn doch auf eine gute Art los werden!

Grete (aus der Hütte kommend). Nun, was treibt Ihr denn hier?

Klaas. Recht so! Ihr kommt zu guter Zeit. Eine Doppelmariage! Eine Doppelmariage!

Grete. Seid Ihr nun ganz verrückt?

Klaas. Ach, laßt das Sticheln bleiben, und hört zu. Das da ist meine verwandelte Jungfer Braut, und der da mit der Tolle ist ihr behexter Liebhaber. Sie sind hier, um Verlobung zu halten. Vorhin ließ sich ein unsichtbarer Spuk sehn, der sagte, was man in dieser Stunde von Liebesgeschichten abmache, halte besser vor als eine Trauung, und könne nimmermehr wieder zurückgehn. Wenn Ihr Euch nun mit dem Patron da versprächt, ließe er mir vielleicht meine Braut, und Alles wär' in Ordnung.

Grete. Wär' es möglich! Hätt'st du blindes Huhn vielleicht ein Korn gefunden! Wär' es der verzauberte Prinz!

Klaas. I, wenn auch nicht, laßt Euch die Verlobung immer gefallen. Wer weiß, ob Ihr einen andern Bräutigam kriegt.

Grete. Wenn er nun so plötzlich schön und prächtig wird. —

Klaas. Er ſieht ſchon gar nicht übel aus. Hübſche runde große Augen hat er, und eine recht anſehnliche krumme Naſe, oder Schnabel, wie's manche nennen würden.

Grete. Ich darf mein Glück nicht von mir ſtoßen. —

Klaas. Auf keinen Fall. Und jemehr ich mir's überlege, jemehr ſehe ich, daß Ihr beide zuſammengehört. Er gleicht Euch ordentlich.

Grete. Still, Du Narr. Du wirſt bald Reſpekt vor mir kriegen.

Klaas. Den hab ich ſchon. Ich komm' Euch ungern auf zehn Schritte nah.

Grete (zur Eule). Ich verlobe mich mit Eurer Hochfürſtlichen Gnaden, Dero gegenwärtigen Vermaskerirung unerachtet, und will Dero gehorſame und getreue Frau Gemahlin verbleiben.

Klaas. Sieh', ſieh! Er reicht ihr ordentlich die Kralle hin, und ſchlägt ein. Nun, Jungfer Braut, thut desgleichen. Ihr ſeht,' er macht ſich nichts aus Euch, der verwünſchte Sakkermenter dort. Eingeſchlagen, auf eine gute Haushaltung. — Oho, Ihr kratzt ein Bischen, liebe Jungfer.

Grete (knixend). Bitte gehorsamst! — Euer Gnaden dürfen sich nicht incommodiren, und immer so um mich herfliegen. Dieselben könnten mir noch mit den Krallen in meiner neuen Haube hängen bleiben. Belieben Sie nur immer, Ihre liebwertheste Prinzengestalt wieder anzunehmen.

Klaas. Meine Braut setzt sich mir gar auf die Schulter, und rauft mir vor lauter Liebe die Haare aus. — Laßt's bleiben, das thut weh! Dumme Faxen! Laßt doch los!

Winhilde (träumend).

Die Nebel fallen. Meines Glückes Bau
Steigt feierlich empor in's Himmelblau,
Goldglänzend, Licht verbreitend —

Grete. Mein Himmel, das wird ja eine ganze Eulengesellschaft! Drei — Sechs — Zwölfe — Ich laufe davon —

Klaas. Eine verfluchte Familie — so zudringlich! — Laßt los, Jungfer Braut! Ich will mir lieber eine Perücke kaufen. Mit eigenen Haaren ist das ein beschwerliches Karessiren. Was werden die Leute sagen, wenn Ihr mir schon als Bräutigam Kopfweh macht?

Winhilde.

Vöglein singt:
Der Helmbusch weht, der goldne Harnisch klingt.

Grete. Hülfe, Hülfe! Die Eulen sind toll geworden! Beißen Eure Hoheit sie doch fort, Hülfe!

Klaas. Ich will das ganze Dorf aufschreien. Mord! Diebstahl! Feuer! Gewalt! Desertion! Tolle Hunde!

(Beide laufen fort, von vielen Eulen verfolgt).

Die Mutter (aus der Hütte tretend). Hilf, heil'ger Antonius! Was für ein Geschrei! Und Winhilde kommt auch gar nicht wieder. Ich zittre am ganzen Leibe.

(Ein schöner Vogel schwebt singend über Winhildens Haupt. Sie richtet sich in die Höhe).

Winhilde. Dank, süßer Bote, Deinem Liebesgruß!

Mutter. Da ist sie ja — Kind! — Tochter! — Die Worte ersterben mir im Munde. Träum' ich denn?

Winhilde.

Ein Träumen war bisher mein dumpfes Wachen,
Mein rechtes Wachen barg sich unter Träumen.
Nun aber blitzt das Leben siegentbrannt
Durch des umbau'nden Todesschlafs Verhüllung.
Ich wache, bleibe fürder hellen Aug's,
Ein herrlich Elfenkind, ein Fürstensprößling,
Das Wunder aller Welt, des Lieblings Heil.

Mutter. Hab' ich's doch lange gedacht, daß sie von all' den Träumen einmal toll werden müßte. — Und doch weiß ich nicht — mir ist so seltsam vor ihr zu Muthe. Es hat mir wohl Einer was angethan, oder ich bin krank.

Winhilde.

Sing', schöner Vogel, meinen Helden her! —
Schon glänzen durch's Gesträuch die goldnen Waffen,
Hervor steigt mir die herrliche Gestalt.

Der Ritter (auftretend).

Nach raschem Kriegslauf über Land und See
Flicht Waldnacht sich zu heitrer Laube mir,
Drin meiner Siege Preis, mein holder Mond,
Jungfräulichhell und froh und golden strahlt.
So durch die mütterlichen Lindenzweige
Schien's wohl in der geweihten Stunde her,
Da sich mein heldenkühner, freud'ger Vater
Die reizentblühte Elfenbraut gewann.
O, laß sich jenes Heil in uns erneu'n,
Und nimm zu Deinem Kämpfer, Deinem Liebling.
Mich, heil'ger Träume Ruf bewährend, an.

Winhilde.

Wie Dir und mir mein Ahnherr prophezeiht,
Geschehʼ es uns. Ein hochbeglücktes Paar,
Laß' uns die Welt durchziehn. —

Mutter. Das schickt sich denn doch unmöglich.

Winhilde.

Laß uns erleuchten
Mit unsres Lebens Liebesherrlichkeit
Der Andern dunkles, unbegabtes Thun.

(Der Elfe tritt aus dem Baum, zwei goldne Kronen in den Händen).

Ritter.

Sieh da, den alten vielgetreuen Bildner
All' meiner Thaten, die im fruchtbar'n Schlaf
Er heimlich pflegend vor mir aufblüh'n hieß!

Winhilde.

Den treuen Lehrer jeder edlen Kunst,
Durch die hinfort ich glänz' im Fürstenkreis.

Elfe. Ihr Zwei seid die Erkornen meiner Liebe!

Mutter. Ja, ja, es ist nur ein Traum; — Der Alte aus dem Eichbaum hervor, — das wunderschöne Brautpaar, — und das Mägdlein Winhilde, und doch wieder nicht Winhilde, — zwei helle goldne Kronen, — was mag solch ein Gesicht bedeuten? —

Elfe.

Aus meiner Hand empfangt was Euch gebührt:
Den goldnen Herrscherschmuck auf Herrscherstirnen.

(er krönt sie).

Mutter. Es sieht hübsch aus — und doch

möcht' ich manchmal gern erwachen. Wenn der Mond so seltsam durch die Wolken sieht, die Kronen in seinen Lichtern funkeln — es kommt Einen doch wie kaltes Grausen an.

Elfe.

Zieht hin in Euer angeerbtes Reich;
Die Guten beuge Reiz und Huld und Liebe
Leicht unter Eures Scepters frohen Wink,
Die Schlechten, Rittersmann, bezwing' dein Stahl.
Und so fügt Hand in Hand zum ew'gen Bunde.

Mutter. Nein! Halt! Halt! Und sei's auch nur ein Traum, man muß doch die gute Sitte nicht gänzlich hintenansetzen. Ich habe gegen den jungen Herrn eben nichts, aber als Mutter kommt mir das erste Wort zu, und ausserdem ist meine Tochter schon mit einem Andern versprochen.

Elfe.

Sei ruhig, Du bethörtes, gutes Weib.
Die hier Verlobung hält, ist nicht dein Kind.
In Deine Wiege legt' ich neugeboren
Die Fürstentochter, gab die du erzeugt
In andre Pflege, wo nach Bauernart
Sie wacker und gesund, zwar etwas häßlich,
Herangewachsen ist. Du kennst sie wohl,
Und hast sie lieb. Sie hat Dich heut' besucht.

Mutter. Was? Die Grete wär' meine

Tochter? Hört einmal, damit bin ich nun eben nicht unzufrieden, denn besser paßt sie einmal für mich, als dies Wachspüppchen. Aber es ist mir nur fatal, daß Ihr so viel Gewalt in meinem Hause hattet. Wer weiß, was sonst noch für Zeug durch Euch entstanden ist.

Elfe.

Nichts, als daß ich Dir für mein Enkelkind
Den Namen meiner holden Fürstenbraut,
Winhilde, vor der Taufe zugeflüstert.

Mutter. Wußt' ich doch auch in aller Welt nicht, wie ich auf den verrückten Einfall gekommen war! Die Gevattern konnten sich niemals drüber zufrieden geben. — Wenn doch nun der Klaas Greten heirathen wollte!

Elfe (Gold in der Mutter Schürze werfend). Da! Ihren Brautschatz!

Mutter. Ist's auch nicht etwa Hexengold?

Elfe.

Aecht aus ind'schen Höhlen.
Doch nun, Du plaudernde Armseeligkeit,
Halt Deine vielen thör'gen Worte an,
Denn es beginnt ein ernster Lobgesang
Zur Feier dieses holden Liebesbundes.

Viele Elfen.

(aus den Bäumen; unsichtbar).

Zu freud'gen Tempelhallen

Verschlingt sich unser Hain,
Zu weih'ndem Liedesschallen
Tönt unser Rauschen drein.
Im liebevollen Neigen
Grüßt Euch ein jeder Baum,
Und streut von seinen Zweigen
Duft, Schatten, Kühlung, Traum.

Linden.

Wir sind vor anderm Stamme
Die ersten Heut' im Chor.
Als grüne Liebesflamme
Triebst du aus uns hervor,
Du bräutlich froher Ritter,
Lind mütterliches Reis,
Goldhell im Schlachtgewitter
Zu Deines Vaters Preis.
Und wie in den Gewinden
Der Sag' aus alter Zeit
Man oft bei frischen Linden
Antrifft den kühnsten Streit,
So wird vom Siegsgefunkel
Aus Deiner Waffen Schein
Noch manches Lindendunkel
Erlabend Zeuge sein.

Eichen.

Wenn stolz die Linden singen
Von ihrem jungen Herr'n,
So muß uns Ehre bringen
Ein jungfräulicher Stern.
Man schilt uns eigensinnig,
Hart, beinah steinig gar;
Da stellt sich fromm und sinnig

Dies holde Mägdlein dar.
Das iſt aus uns entſproſſen,
Iſt unſres Ahnherrn Kind.
Hat Lindres je genoſſen
Wer ſchöne Weiber minnt?
Nun wird Euch recht verkündet
Die alte, ſtrenge Kraft.
Wie ſie, mit Huld verbündet,
Die rechte Schönheit ſchafft.

Weiden.

Wir dürfen kaum uns loben
Sind bleich, von ſtillem Muth,
Sehn öfters ſtatt nach oben
Verſchämt in Baches Fluth.
Man braucht die blaſſe Weide
Zu Hochzeitfeſten nicht,
Und ſingt nur: Leide! Leide!
Wo man zum Kranz ſie flicht.
Doch kann nicht ewig gleiſſen
Auf Erden Eure Pracht.
Drum wollen wir verheiſſen,
Was drauf erlabend lacht.
Spät' wird auf grüner Haide
Man einſt Eu'r Grab gewahr,
Singt: Leide! Leide! Leide!
Und flicht die Weid' in's Haar.

Alle.

So haben wir geſungen
Nach unſres Waldes Brauch.
Viel' Andr' in fremden Zeugen
Sind Euch gewogen auch,
Lorbeer und Palm' und Myrten,

Des welschen Landes Zier,
Doch jetzt Euch zu bewirthen
Trifft man nur uns allhier.

Mutter. Ein kurioses Hochzeitsgedicht! Einmal kamen ordentlich geistliche Gedanken drin vor.

(Grete und Klaas kommen gelaufen, von vielen Eulen gejagt).

Grete (niedersinkend). Puh! Ich kann nicht mehr! Geh' es wie es will.

Klaas. Ich bin auch schon drin gefunden. Eine verfluchte Menge Muhmen hab' ich zwar! — Es bleibt nun nichts übrig, als Bekanntschaft mit ihnen zu machen. — Aha! Die Eine kenn' ich schon, die mit dem lahmen Fittig. Die wohnt in meines Nachbars alter Rüster, und der lange Peter schmiß ihr einmal einen Stein auf den Pelz. Ja, wer damals gedacht hätte, daß ich ihr Vetter werden sollte! — Frau Muhme, seid Ihr nicht etwa auch mit den Raben oder Elstern verwandt? Invitirt mir die zur Verlobung, denn die haben immer irgendwo silberne Löffel oder dergleichen vergraben, und bringen vielleicht ein honettes Geschenk mit.

Grete. O, das verdammte Geschmeiß! Es werden ihrer immer mehr.

Mut-

Mutter. Aber sagt mir nur, was das sein soll? Ich möchte mich gern meiner Tochter zu erkennen geben, und kann vor lauter Eulen gar nicht heran kommen.

Elfe.

Ihr Frevel bannt ein so verwirrtes Treiben
An ihre Schritte. Wer der Geisterwelt
Unzeitgen Sinnes naht, gewinnt die Fratzen
Der Nacht zu neckenden Gefährten sich.

Mutter. Das mag Alles schön und gut sein, vor der Hand aber schafft nur die Ungethüme von meiner Tochter fort, wie auch von dem jungen Burschen, den ich gern zu ihrem Bräutigam hätte.

Elfe.

Sei's. Für Winhildens Pflege spend' ich Dir
Auch diese Gabe noch. Fort, Nachtgezücht!
(Die Eulen verschwinden).
Und wohl auch ziemt sich's, daß die Albernheit
In jener Häßlichen Gewalt geräth.

Klaas. Da sprach er gewiß von mir und Euch Grete. Ich bin nicht so dumm, daß ich nichts merken sollte, ich!

Mutter. Du bist meine Tochter, Grete.

Grete. Was? Ich? Wie fällt Euch das ein?

Mutter (die Schürze hinhaltend). Da! Sieh einmal. Dein Brautschatz.

Grete. Ei Mütterchen! Dacht' ich's doch immer, daß ich zu Euch gehörte.

(sie umarmen sich).

Klaas. Und der alte Herr meint, wir sollten uns heirathen Grete. Ich dächte, Ihr ließt's Euch gefallen. Denn seht Ihr, für körperliche Gaben kann kein Mensch, und ich will's Euch niemals entgelten lassen, daß Ihr Euch nicht sonderlich ausnehmt.

Grete. Was das für ein Bursch ist!

Mutter. Nimm ihn nur. Er ist hübsch folgsam, und hat einen schönen Bauerhof.

Grete. Nun, meinetwegen!

Elfe.

Doch die Bedingung bei dem Brautschatz noch:
Ihr kauft dies Waldthal, duldet's nimmermehr,
Daß meiner Eich', in der ich leb' und grüne,
So wie den andern Bäumen dieses Runds
Die mörderische Axt sich nahen darf.

Ritter.

Und brecht Ihr je dies feierliche Gebot,
So rächt's mein Schwert an Euch und Euern Kindern.

Klaas. Sollt Euch nicht zu incommodiren

brauchen gestrenger Herr. Es soll hier eine excellente Schonung werden.

Grete (knixend). Würden uns ja nicht unterstehn, unsern gnädigsten Herrn Wohlthäter und Dero werthe Familie als Brennholz zu verbrauchen.

Elfe.

Nun Glück mit dir, mein holdes Liebespaar
(verschwindet in den Baum).

Der Ritter und Winhilde.

Auf! In die Welt zu bunter Lust Bescherung!
(gehn ab).

Klaas. Schade ist es doch, daß wir den alten Herrn nicht umhauen dürfen. Auf ein 25 bis 30 Klafter taxire ich ihn wenigstens. (rechnend). Das wär in Scheidemünze — 30 — 80 —

Die Elfen (singen aus den Bäumen).

Der Reiche fand den Reichen,
Der Lump den Lumpen aus,
Und Gleiches hält mit Gleichen
Fort an vergnüglich Haus.

Fouqué.

Lied.

Holdes Knäblein in der Krippe,
Lächelnd nimm zum Weinachts-Gruß
Ihn, den bietet meine Lippe
Deiner Hülle Saum, den Kuß.

Wort des Anfangs, deſſen Werde,
Gottheits-Fülle wohnt in Dir,
Sonne, Sterne, Mond und Erde
Schuf und Leben gab auch mir!

Bethlems angefüllte Hütte
Ließ im Stalle Raum Dir nur,
Selbſt des Neugebohrnen Tritte
Wallten ſchon auf Kreuzes-Spur.

Der des Anfangs Fackel zündet,
Spangt Orions Flammenſchwert;
Darbt in Noth und Kummer, findet
Ihn zu wärmen keinen Heerd!

Scholl alsbald nicht Juda's Meiſtern
Wunder-Kund' in's Forſcher-Ohr,
Strahlte Glanz von Herolds-Geiſtern
Ihnen nicht und Levi's Chor?

Unschuld! Einfalt! Hirten waren
Erſterkohrne — — — Auf ſich ſchloß
Gottes Himmel, Engelſchaaren
Schwebten, Licht ſich rings ergoß.

Eines Stimme, furchtbezwingend,
Deutet auf das Knäblein, bald
Aller Hymnus Ihn lobſingend,
Um die Staunenden erſchallt.

„Preis Gott in der Höh', hienieden,"
Heilverkündend tönt's ihr Mund,
„Große Freud' und Gottes Frieden,
„Adams Stamm der Gnade Bund."

Wer ſind die aus weiter Ferne
Ihm mit Opfergaben nah'n,
Die, geführt von Seinem Sterne,
Wall'n die hochgeweihte Bahn?

Wahrer Weisheit Jünger ſchauen
Schmachtend himmelwärts nach Licht
Glaubensvoll und ihr Vertrauen
Täuſcht Er der's erweckte nicht.

Herr, wir ſchaun Dich nicht! Doch ſeelig
Sind die glauben und nicht ſehn,
Die, Dir allvertrauend, fröhlich
Hellerm Schaun entgegen gehn!

Chriſtian Graf zu Stolberg.

Ritter Oge und Jungfrau Elſe.

Ein Ritterlied

aus dem Däniſchen.

Es war Ritter Herr Oge,
Sein Schloß im Eiland ſtand,
Er liebte Jungfrau Elſe,
Warb um Süß-Liebchens Hand,
Und Braut ward Jungfrau Elſe,
Den Goldring er ihr gab,
Als Neumond wiederkehrte
Lag Er im dunkein Grab.

Es jammert Jungfrau Elſe,
Die Thräne fließt herab,
Das ſpüret Ritter Herr Oge
Tief in dem dunkeln Grab,
Aufſtand Ritter Herr Oge,
Den Sarg auf die Schulter er nahm,
Schlich, ſchlich, bis er mit Mühe
Zu Ihrem Kämmerlein kam.

Klopft an die Thür mit dem Sarge,
Er ſelbſt ein Schatten! Er ſprach:
Hör' dñne, Jungfrau Elſe,
Dem Buhlen dein Brautgemach!

Erwiedert Jungfrau Else:
Öffn' eh' nicht, thät's wohl gern
Bis nennst, wie sonst ich's hörte
Den Nahmen unsers HErrn.

Den nannte Ritter Herr Oge,
Wie guter Geist nur es kann,
Zur Thür flog Jungfrau Else;
Willkommen herztrautester Mann!
Wetteifernd Liebe nun lodert
Wohl zwischen Leben und Tod;
Das Grab zurück schon ihn fodert,
Den Letze-Grüß so Er Ihr bot:

Immer wenn Dir sich in Jammer
Erhebet zu Trost dein Gemüth,
Dann rosig in Sarges Kammer
Lieg' ich von Rosen umblüht,
Doch wenn Verzweiflung und Arges
Verzagen den Sinn dir umhüllt,
Quillt's blutig mir in des Sarges
Lager, mit Blut ist's erfüllt.

Schon kräht in dem Morgenrothe
Der Hahn, zu Grab' er mich ruft,
Zu Grab' eil jeglicher Todte,
Ich komm', ich komm' in die Gruft!
Empor du blicke gen Himmel,
Empor zu dem Sternlein Heer,
Schaust wie das Nachtgewimmel
So schaurlich zieht einher?

Empor blickt Jungfrau Elſe,
Empor zum Sternleinheer,
In's Grab verſank der Todte,
Sie ſah' ihn nimmermehr.
Heimging Jungfrau Elſe,
Die Thräne floß herab,
Als Neumond wiederkehrte,
Lag Sie im dunkeln Grab.

Chriſtian Graf zu Stolberg.

Die Herbstblumen.

Die Ähren sind durch Schnitterhand gefallen,
Nur Regen hängt, wie Thränen, an dem Laube:
So vieles ward der harten Zeit zum Raube,
Kein liebend Herz hört Waldgesang mehr schallen.
Wir Blumen nur, wir heben unter allen
Noch unser blühend Köpfchen aus dem Staube,
Im Kelche glühn noch Liebe, Hoffnung, Glaube,
Wir sind beglückt in unserm stillen Wallen.
Sie sind ein Spiegel von der Liebe Leben,
Das, in der Elemente Kampf erprobet,
Nur härter wird, wie Eisen durch die Gluth.
Drum, wenn auch rings die armen Menschen beben,
Die See hoch geht, und Sturm und Wetter stobet:
Wir stehen fest, stark in Geduld und Muth!

Aus Hans Karl Dippold's Nachlaß.

Bilder.

I. Der Fluß.

Aus dem Felſen bricht der Quell,
Muntres Blicks und ſilberhell,
Regt die ſchlanken, leichten Glieder
Stürzt ſich in das Thal hernieder,
Und es duften Veilchenglocken
Um die hellen krauſen Locken.
Bald erbleicht der Blumen Glanz;
Ihn erwartet ſchönrer Kranz.
Schon als Fluß in ſtärkerm Fall
Weckt er Berges Wiederhall;
Wo herab auf goldne Aun,
Moosumgraute Warten ſchaun,
Wo das Minnelied ertönt
Wird mit Roſen er gekrönt,
Doch das reiche Luſtgefild
Nicht die heiße Sehnſucht ſtillt;
Mächtig wälzt er fort die Wogen,
Duldet nicht der Brücke Bogen,
Rauſcht als Strom in vollem Drang
Nun den Traubenhöhn entlang,
Und des trauten Landes Gränze

Weiht ihm ernſte Eichenkränze;
Wiegenlied und Becherklang
Altes Heldenliedes Sang
Tönen von den Bergen nach
Feiernd ſeinen Abſchiedstag.
Sonne geht zu Golde ſchon,
Leiſer rauſcht der Wogen Ton,
Herbſtlich bunt iſt alles Grün
Trübe Wolken oben ziehn;
Geh zur Ruhe! Still und groß
Oeffnet ſich des Vaters Schoos,
Noch ein Kranz iſt dort beſchieden
Rosmarin umſchließt den Müden,
Ufer ſinkt und Berg und Au
Spurlos in das ew'ge Blau.

II. Trüber Tag.

Willſt du aller Freud' entſagen
Weil der Himmel matt und trübe,
Grau Gewölk ihn rings umzieht?

Wiſſe, nur bei trüben Tagen
Singt, voll Sehnſucht und voll Liebe,
Nachtigall ihr ſchönſtes Lied.

Schau' nach Weſten dort hinunter,
Nebelgrau iſt mild zerfloſſen
In der Sonne goldnem Strahl;

Und die Blumen ſtehn ſo munter,
Da der Regen ſich ergoſſen,
Duften lieblich durch das Thal.

III. Abendröthe.

Stille Sehnsucht, leiser Schmerz
Legt sich an das weiche Herz
Wenn der Sonne Abendlicht
Durch des Waldes Blätter bricht.
Alles was dahin geschwunden
In des Lebens flücht'gen Stunden,
Jugendträum' und kühner Muth,
Ach umsonst verspritztes Blut;
Treuer Freunde süßes Leben
Früh dem Tod dahin gegeben;
Holder Scherz und Liebesblick
Rauh entrissen vom Geschick:
Alles legt sich ans Gemüth
Wo es einst so frisch geblüht.
Ob auch alles düstrer bleicht,
Ernster dir das Leben schweigt!
Traure nicht, um Nordens Rand
Zieht sich freud'ger Hoffnung Band,
Was am Abend dir versagt
Mit dem goldnen Morgen tagt.

Karl Bessel dt.

Auf dem Marſche.

In Böhmen in einer ſchönen Gebirgsgegend.
den 14ten Auguſt 1813.

Nebel auf den Bergen
Spielt im Sonnenglanz,
Hohe Wälder bergen
Keck ſich in die Schleier,
Schaun dann wieder freier
Durch den luft'gen Tanz.

So, in Siegesahnung,
Steht die Zukunft da:
Hoher Thaten Mahnung,
Ernſte Tods-Gedanken,
Glückes vielfach Schwanken,
Alles fern und nah.

Laß die Nebel trügen!
Uns iſt Trug ein Spott!
Trotzend allen Lügen
Brechen deutſche Streiter
Ihre Bahnen weiter
Und das Ziel iſt Gott.

Fouqué.

Vor der Schlacht bei Culm.

Im Lager bei Töplitz.

Herr Gott, Dein Willen ſoll ergehn!
Ich ſünd'ges Menſchenkind,
Ich kann ihn leider nicht verſtehn,
Ich bin zu blöd und blind.
Doch heb' ich zu Dir auf in Müh'
Das ſchmerzbeladne Haupt
Und denke ſpät und denke früh:
Dort ſchaut, wer hier geglaubt.

Fouqué.

Nach der Schlacht von Culm.

Der Sieg ſchwang ſeine goldnen Flügel
Durchs Kampfesthal,
Und wie Altäre glühn die Hügel
In ſeinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Voll Opfer-Pracht,
Derweil noch einzl'e Donner ſchallen
Echo der Schlacht.

Hart habt ihr ſchwer und kühn gerungen,
Manch' heißen Tag,
Nun iſt's, ihr Brüder, iſt's gelungen,
Der Sieg iſt wach!

Herüber tönt's von Schleſiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen,
An Ehren ſtark.

Wie flüchtig ſcheue Feindeshaufen!
Vor deutſchem Schwert
Entherzet zittern, ſchwanken, laufen
Von deutſchem Heerd.

Könnt faßen ihr den reichen Segen
Von' nah' und fern?
Biſt du nicht faſt davor erlegen,
Du Volk des Herrn?

Vor dem durchbebt dich heil'ges Zittern
Der kann und will;
Knie nieder unter Fruchtgewittern
Und bete ſtill.

Fouqué.

In einem verfallnen Fenſter der Ruinen des Schloßberges zu Töplitz.

O du ſüße Dame
Die du hier von innen
Durch das bunte Fenſter
Freundlich ſahſt hinaus,
Darf hier ſtehn mein Name?
Zartes Flehn und Minnen
Regt ſich, wo Geſpenſter
Ziehn durch alten Graus.

Wer um dich gerungen,
War gewiß ein Ritter,
Kühn im finſtern Streiten,
Deine Huld ſein Schild.
Mir iſt auch gelungen
Viel im Kampfgewitter,
Viel auf Sangesſaiten —
Sey mir hold o Bild!

Fouqué.

Bruch.

An die Frau Appellations Räthin Körner. *)

Nein, nicht trocknen will ich Deine Thränen —
Das kann niemand zu vermögen wähnen,
Nicht erleichtern Dir die bange Brust —
Aber mich zu Klag' und Leid vereinen
Tiefgebeugte Mutter, mit Dir weinen
Will ich den unendlichen Verlust.

Wenn im Innern heil'ge Schmerzen wüthen
Darf die Freundschaft keine Tröstung bieten
Jedes Wort verletzt ein wundes Herz.
Jeder rauhe Angriff macht es brechen
Doch die Mutter darf zur Mutter sprechen
Sie versteht am besten Deinen Schmerz.

Sie weiß was Dir das Geschick entrissen,
Was wir alle mit Dir weinen müssen,
Einen Einzigen, und welchen Sohn!
Aufgeschossen stolz in Jugendblüthe,
Rein und stark, mit kräftigem Gemüthe,
Der Entnervung seiner Zeit entflohn.

*) Wir können uns nicht versagen, dies schöne Gedicht, welches wir eben beim Schluß des Heftes in Abschrift erhalten, ohne Rücksicht darauf, ob es vielleicht in einer süddeutschen Zeitschrift schon abgedruckt seyn mochte, unsrer norddeutschen einzuverleiben, weil es uns in jeder Beziehung für sie als solche zu passen scheint und wir bitten die verehrte Verfasserin, daß wir dies ohne weitere, verzögerliche Rückfrage an sie thun, zu verzeihen.

Redaction.

Also stand er hoch vor Deutschlands Söhnen,
Weckte muthig mit des Liedes Tönen
Die Begeisterung die ihn durchglüht.
Denn ein schön Geschenk ward ihm gegeben,
Auf der Dichtung Flügel aufzuschweben
In der Menschheit herrlichstes Gebiet.

Nie hat er sein Saitenspiel entweihet
Nie der Macht, dem Weltsinn Lob gestreuet,
Nie mit heiligem Gefühl gespielt.
Nur sein Vaterland, das Recht, die Tugend
Und die Gluten unverdorbner Jugend,
Sang er, wie ein reines Herz sie fühlt.

Und er handelte, wie er gesungen!
Als des Vaterlandes Ruf erklungen,
Riß er los sich aus der Freunde Kreis;
Flog dahin, wo Schrecken und Gefahren,
Wo zehn Streiter gegen hundert waren,
Aber Freiheit auch des Sieges Preis.

Und er ist gefallen — Wie? Gefallen?
Laßt dies feige Wort nie mehr erschallen
Das des Muthes Spitze lähmend bricht!
Für ein heilig Recht ist er gestorben,
Hat der Menschheit schönsten Kranz erworben
Winkelried und Decius fielen nicht.

Ewig lebt der Freiheit edler Fechter,
Ueberdauert schwächliche Geschlechter,
Aller Welt und Zeit gehört er an.
Wenn im Staube Millionen kriechen,
An des eignen Herzens Nöthen siechen,
Schwebt er frey auf heller Sonnen Bahn.

Sieh' da tritt mit Bruderkuß und Segen
Ihm der Held von Szigeth dort entgegen
Blickt mit Achtung seinen Sänger an:
„Du auch hast das Wort das uns gebunden,
„Tief in fester Heldenbrust empfunden
„„Bis zum Tod, bis auf den letzten Mann.““ *)

„Laßt es fort durch Deutschlands Kreise klingen
„Laßt die Herzen dran sich aufwärts schwingen
„Angeflammt von Deiner höchsten Glut!
„Was Du sangst Du hast es treu geübet,
„Recht und Freiheit bis zum Tod geliebet,
„So strömt für Jahrhunderte Dein Blut.“

Ja was ist der bessern Geister Walten,
Nicht geknüpft an irdische Gestalten
Wirken sie, wenn auch die Hülle sank.
In die Zukunft strahlen sie gleich Sternen,
Und entzünden in der Zeiten Fernen,
Herzen noch durch ihres Namens Klang.

So wird Dein Verklärter ewig leben
Wie er fromm sich seinem Gott ergeben **)
War er eine Gottesgabe Dir ***)
Gott hat wieder ihn zuerst genommen,
In die Heimath ist er früh gekommen,
Dieser reine Geist war nicht von hier.

*) Worte des Schwurs aus dem Trauerspiel Zrini.
**) Siehe sein letztes Sonett.
***) Der Name Theodor.

Caroline Pichler
geb. v. Greiner.

Sprachkunde.

Bruchstücke über Sprachenmischung.

(veranlaßt durch K. W. Kolbe's Schrift: Über Wortmengerey. Leipzig 1812.)

Kolbe's Schriften über deutsche Sprache glänzen unter ihresgleichen durch so bedeutende und achtbare Eigenthümlichkeiten, daß es schwer ist, weniger als gerecht gegen sie zu seyn: ein höchst gebildeter Verstand, ein tiefeindringendes Urtheil, richtiges Gefühl, große Belesenheit, vortreffliche und reiche Sammlungen nicht willkührlich ersonnener, sondern aus der deutschen Bücherwelt fleißig zusammengetragener Beyspiele, worin ihm nicht nur Schreiber dieses, sondern auch gar mancher, mit ihm gleichen Boden bearbeitender Gelehrter ohne Verhältniß nachstehn wird; dazu die Zaubergewalt einer kraftvollen und belebten Darstellung, der — dann und wann vielleicht auf Unkosten der Wissenschaft, — eine gewisse sittliche Unwiderstehlichkeit erwächst aus dem jedem Unbefangenen entgegentretenden Gefühl, daß der Verf. überall aus innigster und tiefster Überzeugung redet, daß die trockneste Untersuchung durch zarte Fäden verknüpft ist mit der kräftigen Regung eines freyen und wackern Herzens, daß ein jegliches, auch das was dem ersten Blick gegendeutsch bedünken könnte, in der Reinigung und Verherrlichung des wahrhaft Deutschen nach Wort, That und Gesinnung seinen Stützpunkt hat: Vorzüge, die bey unsern frühern Sprachlehrern kaum einzeln gefunden wurden, und also dem Schriftsteller, der sie zum erstenmal in würdiger Vereinigung darstellte, doppelte Neigung aller Besseren zuwenden mußten. Grade ein so festgebildeter und edler

Geist aber fodert am nachdrücklichsten zum bestimmtesten Widerspruch auf, wo ein Anderer, solche Gesinnung ehrend und nach Vermögen theilend, andrer Ueberzeugung ist: zumal da, wo ihn die geliebte Muttersprache ungebührlich beschränkt, und also, ihrem eigensten Wesen nach, gefährdet, untergraben, ihrem Tod entgegengeführt scheint: denn nicht grade das allein ist Polemik, wo Verstand und Unverstand sich in elektrischem Schlage berühren, und die Entscheidung keinen Augenblich schwank: eine würdigere vielleicht beginnt da, wo feste, aber entgegengesetzte Ueberzeugungen, wo wohlbegründete, aber verschieden gewandte, Ansichten sich in zweifelhafterem Kampf begegnen, und die Widersacher einander achten können.

Ehe wir versuchen, ausheimischen Wörtern einen andern Rang in unserer Sprache anzuweisen, als Kolbe ihnen zugestehn will; haben wir uns vor einer Anschuldigung zu sichern, die in der Schrift über Wortmengerey wiederholt (z. B. p. 171. 172. 226. 419.) ohne Unterschied gegen alle die erhoben wird, welche freyere oder vielleicht schlaffere Begriffe von Reinheit deutscher Sprache haben; eine Anschuldigung, die, wäre sie ganz wahr, unserer Zeit und unserem Volk zu nicht geringer Schande gereichen würde, und die darum einer Gegenrede nicht unwerth ist. Es wird behauptet, daß es herrschende Weise bey uns sey, einem jeden, der sich nachdrücklich widersetze dem Unfug der wildesten und schamlosesten Wortmengerey, die Ekelnamen Pedant, Purist, Wortklauber, Sylbenstecher, Sprachfeger, mit Hohn entgegenzuschütten. Eine so harte Behauptung wäre zu beweisen gewesen, was schwer fallen dürfte. Wahr ist es indeß, daß in Epigrammen, deren mitunter bittere Laune jeder nicht selbst zu schwer Getroffene der Grazie

längst verziehn hat, witzig genug geschezt ist über einen Mann, dessen besonderes Streben dahin ging, jedes fremde Wort durch ein heimisches Sprachzeichen zu ersetzen, und der sich bey dem schon an sich wunderlichen Geschäft, das auch Kolbe nicht zu empfehlen wagt, noch überdieß so ungeschickt benahm, daß er in seinem Eifer aufs wildeste umhertappte durch die ganze Tonleiter der Sprachbildung, und eben so begierig nach dem abenteuerlichsten und abgeschmacktesten Einfall griff, wie nach dem sinnreichsten Gedanken, wenn er nur in seinen Kram taugte. Ein solches Beginnen, nicht ohne Anmaßung und ganz ohne Gefühl des Passenden und Schicklichen durchgeführt, mußte wohl das Lächeln der Männer erregen, die bildend und dichtend über deutscher Art und Kunst walten, und, durch ein Musterwerk, des freyen Deutschen freye Sprache mehr fördern, als das je durch alle Verdeutschungswörterbücher erreicht werden wird. Aehnlicher Scherz aber mögte eine jede Forschung unmöglich machen, die mit Kolbe's edlem und ernsten Streben begonnen ist, und sollte sich doch jemand dazu finden, so dürfte das leicht zu verschmerzen seyn. Es ist eine unschätzbare Freyheit in unsrer litterarischen Welt, daß einem jeden über jede neue Erscheinung das freyeste Urtheil zusteht: die fernere Ausbildung, also das ächte Leben unsrer Sprache, hängt unmittelbar damit zusammen. So mußte es denn wohl kommen, daß sich bey uns nichts Großes in Kunst oder Wissenschaft zeigen durfte, ohne seine unsterbliche Natur alsbald an einem Schwarm von Gegnern bewähren zu müssen: ja daß die Masse der Anfeindung als Maaßstab der Trefflichkeit gelten konnte. Zum Ersatz dafür ist es aber auch den Deutschen gegeben, schneller und bereitwilliger als je ein Volk, alles aufzunehmen und fortzuführen, was irgend Würdiges in sich trägt; und sowenig wir die Geissesrichtung jener Schergen unseres Schriftwesens beneiden, so glau-

ben wir doch, daß die Strafloſigkeit ihres Treibens mit demſelben Vortheil für unſern litterariſchen Freyſtaat verknüpft iſt, der dem Atheniſchen daraus erwuchs, daß ein Namenleſer den Namen des edelſten Bürgers auf das Verbannungstäflein ſchreiben durfte. Je weniger uns alſo gegen Werke ruhiger Unterſuchung Spott die angemeſſene Waffe dünkt, der auch forthin gegen rohe Anmaaßung, Unſinn und Ungeſchmack gerichtet bleibe: um ſo dringender erſcheint uns die Aufforderung an jeden Andersdenkenden, da mit feſtem Widerſpruch rückſichtslos entgegen zu treten, wo man der eigenen Anſicht treu bleiben zu müſſen glaubt. Aus dieſer Ueberzeugung ſind gegenwärtige Bruchſtücke gefloßen, in denen ihr Verfaſſer zwar nicht bedingter ſprechen mag, als er denkt, und als Kolbe zu thun liebt; die aber, nach außen gewandt, nur als beſcheidene Fragen an den verehrten Läuterer unſerer Sprache betrachtet ſeyn wollen.

Was ſich Eigenthümliches in den älteſten Denkmalen einer Sprache vorfindet, und ſich durch alle Stufen ihrer Fortbildung erhält, will mit beſonderer Ehrfurcht und frommer Scheu behandelt ſeyn, auch dann, wenn es von den Geſetzen anderer Sprachen, ja von den Grundſätzen allgemeiner Sprachlehre, abzuweichen ſcheint. Die Sprache an ſich iſt Eine; ſie wird als vollendet und rein an ſich gedacht, und macht inſofern eine Sprachwiſſenſchaft möglich: durch Abweichung einzelner Theile von der reinen Idee entſtehn die Sprachen, deren eine jede auch Merkzeichen der äußeren Wirklichkeit der irdiſchen Bedürftigkeit an ſich trägt. So wie in einzelnen Menſchen oder in ganzen Völkern da Eigenthümlichkeiten hervortreten, wo das reine Urbild der Menſchheit durch äußrer Einwirkung getrübt, der reine Himmelsſtrahl farbig gebrochen wurde:

so auch in den Sprachen. Eine vollkommene Sprache in handgreiflicher Wirklichkeit darstellen, hieße das Ideale zum Realen machen wollen: wie dadurch unablässiges Streben, eine gegebene Sprache fortzubilden und der Idee möglichst anzunähern, keineswegs gehindert wird, liegt am Tage: ebenso einleuchtend wird aber hieraus die Unmöglichkeit hervorgehn, einer Sprache wesentlich zu nützen, sie im Ganzen zu beurtheilen, ohne genaue Kunde genommen zu haben von ihrem ersten Beginnen, und die Anforderung, ihre Alterthümer, soweit sie uns vorliegen, mit Fleiß und Liebe durchforscht zu haben, bevor man sich als Würdiger und Reiniger der Sprache öffentlich darstellt. Von der deutschen Sprache gilt dieß in noch höherem Grade, als von den Töchtern der Römischen, denen ein bey ihrem Hervorsprossen schon abgestorbener Keim keine lange Lebensdauer verheißen konnte, die also bald abgeschlossen und fertig seyn mußte. Leben aber ist einer Sprache nicht so lange zuzuschreiben, als sie sich im mündlichen Verkehr eines Volkes wie Scheidemünze umtreibt; sondern solange sie sich, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur, durch Wachsen oder Schwinden, als ein Lebendiges erprobt, und den naturwidrigen Stillestand einer versteinerten, starren Masse von sich abwehrt: in diesem Sinn ist die französische Sprache längst todt, und vor allen andern am wenigsten geeignet, zum Gegenbild für die unsrige gebraucht zu werden, deren Bildungsfähigkeit bis jetzt noch unbegrenzt und unendlich erscheint, und die auch schwerlich je durch Machtsprüche der Sprachlehrer in einen unnatürlich engen Kreis gebannt werden wird. Eben darum aber kennt man von der deutschen Sprache nur einen sehr ungenügenden Theil, so lange man nur das Deutsch kennt und prüft, welches in den Schriftwerken des letzten Jahrzehends oder Jahrhunderts, oder selbst der letzten drey Jahrhunderte, umläuft: das alles

sind einzelne Gänge, in denen kunstreiche wie kunstlose Hände den klaren Trunk des alten Urquells nach beliebigen Richtungen ableiten, und bald zu den herrlichsten Erscheinungen, bald zu widrigem Geschnörkel und Gekräusel umgestalten.

Wer wird es nun glauben, daß ein so gediegener Forscher wie Kolbe jene alten und einzigächten Quellen deutscher Sprachuntersuchung so ganz vernachlässigt hat, daß man zweifeln könnte, ob ihm irgend etwas bedeutend älteres als Luthers Schriften auch nur dem Namen nach bekannt war: ja daß eine vollständige und zusammenhängende Uebersicht unserer Schriftsprache erst mit Klopstocks Zeitalter bey ihm beginnt. — ? Gleichwohl ist die Sache nicht anders, und diese räthselhafte Versäumniß hat nicht ermangelt, sich gleich in dem Werk über Wortmengerey vielfältig zu rächen. Dieß war nicht schwer vorauszusehn: denn grade was sich fremdartiges von außen einschleichen hat, ist an geschichtliche Momente angeknüpft, und kann also nicht genau erkannt werden ohne Erspähung des geschichtlichen Ganges, den es genommen hat. Wenigstens wird eine andere Zeit auch zu ganz anderen Folgerungen leiten. Kolben konnte eine Anforderung dieser Art nicht verborgen bleiben, und er läßt ihr dadurch ihr Recht wiederfahren, daß er der beginnenden Wortmengerey einen Zeitpunkt setzt, (p. 104. 105.) die Zeit des Westphälischen Friedens, wo mit anderem französischen Unfug und Schmutz im Reden und Handeln auch französische Unwörter und Unformen in des Deutschen Rede eingewandert seyen. Die entschieden hingestellte Behauptung scheint sich darauf zu gründen, daß Luthers Sprache wenig Fremdes aufgenommen hat: welches dann freylich nicht richtiger wäre, als wenn man von der eigenthümlichen Deutschheit im Ausdruck bey Klopstock und Voß auf ihre Zeitgenossen folgern, und vergessen

wollte, daß — anders als bey den Franzosen. — jeder Deutsche Schriftsteller das schöne Recht hat, sich Sprache und Ausdruck, von Schulzwang frey, so zu bilden, wie er es mit sich selbst ausmachen, vor sich verantworten kann. Kolbe hat sich dießmal wenigstens um drey Jahrhunderte verrechnet, da aus den Werken des großen Wolfram von Eschenbach, namentlich aus dem strahlenden Titurel, unleugbar die Thatsache hervorgeht, daß schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts Wörter des Auslandes in vielfältiger Umstaltung der erhabensten Poesie eingewebt wurden, oft mit einer Kühnheit, wie es schwerlich ein neuerer Schriftsteller wagen würde. (verclarifunkeln, firmen, verparadeisen, sich lucernen, und a.) In einem merkwürdigen Gegensatz hiermit steht allerdings die reindeutsche Sprache unseres hohen Nibelungenliedes, und es scheint, daß sich auch in dieser Rücksicht der Unterschied wird durchführen lassen, den ein tiefsinniger Kunstrichter in der Bedeutung, dem Sinn und der Anlage, der Dichtungen vom Fabelkreis der Nibelungen und vom Fabelkreis des heiligen Gral zuerst nachgewiesen hat: der volksthümlichen, klaren, sich reich nach außen entfaltenden, Darstellungsweise der ersteren entspricht ihre wenig gemischte Sprache eben so rein, wie dem geheimnißvollen Tiefsinn der letzteren ein gewählterer Schmuck fremder und oft sonderbarer Wortgestaltungen: dort der freudige, deutsche Rittersmann, unter den Sagen seines Volkes, am Donaustrand herangewachsen, ohne je durch ein Fremdes unmittelbar berührt zu seyn: hier der vielgereiste, vielkundige, ritterliche Hofmann, dem sich das Leben in den mannigfaltigsten Bildern dargestellt hatte, und dem nun Eine Sprache zu eng scheint, die ganze Fülle eines reichen Gemüthes in ihr zu entwickeln. Vergleicht man unbefangen die Art des Nibelungenliedes und des Heldenbuches mit

der des Titurel, des Iwain und des Lohengrin, so wird man es sich schwerlich leugnen können, daß eine jede in sich zu trefflich und folgerecht durchgeführt ist, um einer vor der andern einen unbedingten Vorzug zu geben, oder gar der Sprachbehandlung des Eschenbach Geschmacklosigkeit und Barbarey vorzuwerfen. Sollte indeß der Verfasser dieser Bruchstücke der Befangene seyn, so wird Kolbe doch eingesehn müssen, daß das von ihm gezüchtigte Unwesen ein dreyhundert Jahre älter, und also etwas fester mit der gesammten Sprache verwachsen ist, als er glaubt. Der Entschuldigung aber, daß ja von der Schriftsprache des neunzehnten, nicht des zwölften, Jahrhunderts die Rede, dürfen wir nicht erst begegnen bey einem Mann, der die Nachlässigkeit der heutigen mit der Sorgfalt der Aelteren gern im Gegensatz bringt. (z. B p. 104.)

Dennoch möchte es der geringste aus jener Versäumniß entsprungene Uebelstand seyn, daß eine leicht zu berichtigende geschichtliche Angabe dadurch verfälscht worden: verderblicher um vieles ist das hierdurch veranlaßte unverantwortliche Verkennen ächt- und altdeutscher Wörter und Wortbildungen. Diese Behauptung durch eine namhafte Menge von Einzelheiten zu beweisen, sind Sammlungen nöthig, die der Schreiber nicht besitzt, auch würde hier nicht grade der Ort dazu seyn. Daß sie aber nicht aus der Luft gegriffen ist, mögen zwey Beyspiele anschaulich machen.

Kolbe sagt: „Selbst die Engländerinn fängt an sich „in das Spiel zu mischen. Das Wort tempern hat „bereits ein angesehener Schriftsteller wirklich versucht.“ — Vor allem mögte man wohl fragen, warum ein Wort erst durch den Umweg der Englischen Sprache an uns gekommen seyn soll, welches ihr gar nicht eigen gehört, und uns leichter und natürlicher aus gemeinsamer Quelle zu-

fließen konnte. Durch so zufällige Aehnlichkeit, wie das Englische mit dem deutschen Zeitwort hat, sollte der Sprachforscher sich nicht irren lassen. Hiezu kommt nun aber der harte Mißgriff, daß ein Wort als allerneuestes Sprachwagestück bezeichnet wird, das Wolfram von Eschenbach schon vor 600 Jahren nebst seinem Nennwort Temperung im Titurel wiederholt gebraucht hat, und grade an Stellen, wo er sich zum kühnsten Flug erhebt. (s. A. W. Schlegel in den Heidelb. Jahrb. 1811. Nov. p. 1110.) Ueberdieß hat die ganze Bildung des Wortes etwas so sprachgemäßes, (klimpern, stümpern, klappern, säubern) und zeigt es auch dadurch, daß es im leidentlichen Participium die Vermehrungssylbe fast gebeut, soviel der deutschen Sprache geeignetes, daß sich auch wohl unsre höchste Poesie eines getemperten Stahles schwerlich zu schämen brauchte. Soviel zur Vertheidigung eines Wortes, das überdieß keines der Todten ist: übrigens gestehn wir gern, daß es unmöglich ist, alles gelesen zu haben, an alles Gelesene zu denken, und daß es sehr unbillig seyn würde, über ein schiefbeurtheiltes Wort viel Wesens zu machen. Wenn aber zu rasche Aussprüche ganze Wörterfamilien in Gefahr bringen, so wird die Sache ernstlicher, und muß ihr auch ernstlicher begegnet werden.

Mit einem ordentlich persönlichen Haß verfolgt Kolbe, (p. 19. 21. 61. 104.) gleichendender Bastarde wegen, die Zeitwörter, die auf iren ausgehn, als durchaus undeutsch, und bis auf wenige Ausnahmen erst in dem eisernen Alter unsrer Sprache entstanden: eine Meinung, die andere Sprachgelehrte theilen, einige durch Ableitungen zu entkräften gesucht haben, beydes nicht grade mit Glück. Zuerst ist diese Endung sehr alt und an Stammsylben gehängt, die unsrer Sprache eigen bleiben werden. Im Nibelungenliede selbst, dem Prüfstein des Aecht-

deutschen, findet sie sich zweymal: buhurdieren. V. 7253. nach Hagens Ausg. der Urschrift, und floitieren. V. 6076. ferner im Herzog Ernst: tzimieren. V. 4793. (wir wissen, daß der Stamm auch im Italienischen vorkommt.) im heiligen Georg: fiorieren. 1012. famelieren. 5009. im Lohengrin: hofieren. p. 48. nach Glöckles und Görres Ausg. rottieren. p. 155. im Titurel: hurdieren und brunieren. Unzählige andre, eben so unverdächtige, sind in lebendigem Umlauf, und von den edelsten Dichtern unsrer Zeit anerkannt, wie irrlichtelieren und grundieren bey Göthe, turnieren bey Schiller, tirilieren bey Fr. Schlegel und Fouqué, nach ältern Vorgängern: manche so fest in die Sprache eingewachsen, daß sie, ausgemärzt, entschiedne Lücken in unsern Sprachschatz reißen würden, wie buchstabieren, gastieren, halbieren, stolzieren: manche freylich auch von schlechtem Gepräge und mißbräuchlich eingeschleift, wozu die Endung den Anlaß gab, nicht aber zugleich das Recht, die Sache des Mißbrauches wegen zu verwerfen. Auch ist nicht zu läugnen, daß hier und da die kürzern Formen: turnen, rotten, trotten u. a. gut, ja edler sind, als die verlängerten; doch wird hier im Allgemeinen kein Unterschied auszumitteln seyn, sowenig wie im Griech. zwischen ἵκετο und ἱκάνω im Lat. zwischen volare und volitare u. s. w. Dem Gefühl und dem Gebrauch bleibt es anheimgestellt, einem jeden den Grad seiner Würdigkeit zu bezeichnen. — Kolbe aber, ohne sich auf Gewährmänner einzulassen, greift diese Endung nach Grundsätzen der Sprachlehre an, indem er in dem starken Ton der vorletzten Sylbe, die die vorhergehenden so überschreyen soll, daß man den Stamm des Wortes kaum hört, etwas durchaus undeutsches und fremdes erkennt. Wenn jemand z. B. das Wort turnieren wirklich als Amphibrachys ausspricht, so wird er zu denen gehören,

denen noch Kirchthurmsknopf Dactylus ist, noch Klopstock Spondeus.

Was will aber hier schlechte Aussprache Einzelner, minder Gebildeter entscheiden? In Dessau wird Kolbe auch von jesunder Pädagogik und juten jebratenen Jänsen hören: sollen darum die Wörter selbst vertilgt werden? *) — Zweysylbige Biegungsendungen waren aber in den Zeiten, denen die Bildung unsrer Sprache angehört, weder unerhört, noch selten: und sind dahin zu zählen die weiblichen Endungen auf inne, wie Chuniginne, Trutinne, Valandinne. (Nibel.) die männlichen auf åre, wie: Burgåre, Bernåre, Lugenåre, Schachåre, Scheidåre, Somåre, Schaffåre, Videlåre, (Nibel. 4160. 7669. 8688. 4061. 6468. 4718. 2269. 799. und sonst oft), Richtåre. (Herz. Ernst. 490.) Harfåre, Wachtåre. (König Rother. 2516 2761.) Die Adverbien auf ichen, wie: freislichen, inniglichen, minnechlichen, lobelichen, flegelichen, und zahllose andre im Nibelungenlied. Alle diese betonen, wie besonders die Stellung im Reim lehrt, die vorletzte Sylbe stark, und rechtfertigen dadurch auch die Infinitive auf ieren, in denen wir allerdings nicht das altfriesische era, aber auch nicht Kolbe's Doppelinfinitiv, sondern einen einfachen und unverdächtigen altdeutschen erkennen, der deßhalb auch nach deutscher Art und nach dem Vorgang der ältesten Sprachurkunden ieren, nicht nach neuerdings eingerissener, auf etwas Ausländisches hinweisender, Unart, iren geschrieben werden sollte: so wie auch erst neuere Zeiten diese Wortgestaltungen dadurch entdeutscht haben, daß sie das Participium ohne

*) Derselbe nichtssagende Grund wird p. 139. 140. gegen die Einmengung Franz. Wörter gebraucht, wo er zugleich auf die Vermuthung bringt, nie eine andere, als die obersächsisch deutsche Mundart reden gehört zu haben.

Vermehrungssylbe bilden, während wir noch im Herzog Ernst. 4793. getziemierte Helme finden.

Wir könnten noch manche ähnliche Bemerkung hinzu fügen; aber das Gesagte wird hinreichen, um zu zeigen, daß wenn ein gründlicher und umfassender Kenner des Altdeutschen diese Bahn betreten wollte, er wahrscheinlich einen großen Theil von Kolbe's allgemeinen Urtheilen über unsre Sprache würde umstoßen können, und daß Kolbe's Schriften gewiß eine ganz andre Gestalt und einen minder bedingten Werth gewinnen würde, wenn er sich vor allem mit den wichtigsten Alterthümern unserer Litteratur bekannt machen, und danach seine Werke umarbeiten wollte.

Ein anderer allgemeiner Mangel, der nur zu oft breite Schatten über Kolbe's Sprachforschungen wirft, liegt darin, daß er alles durch französische Brillen betrachtet. Sein ästhetisches Gefühl, sagt er, habe sich gleichsam in französischer Luft entfaltet, und unter allen Weisen der Erziehung sey wohl die französische am wenigsten geeignet, einen Pedanten hervorzurufen; wovon selbst die pedantischen Deutschen ein so starkes Gefühl haben sollen, daß sie es nicht wagen, jener feinen Nation gegenüber das Wort Pedanterey auszusprechen. (p. VII. 106. 75.) Wenn man überhaupt zusammenstellte, was an zahllosen Orten über das den Franzosen angebohrene feinere Gefühl für Ehre, Vaterlandsliebe, Ruhm der Nation u. s. w. von dem Ernst, mit dem sie über ihre Sprache wachen, und von der zartesten Vollendung ihrer Prosa gerühmt wird, welche hoch über der aller andern neueren Völker stehn, (z. B. p. 1. 102. 201. 75. 161. 74. 250.), und was dagegen wir über unsere Barbarey, unsern Stumpfsinn, unsern gänzlichen Mangel an Gefühl für Schick-

lichkeit und Anstand hören müssen: wahrlich man würde glauben, den ärgsten Feind aller Deutschheit vor sich zu haben. Hat man sich indeß durch Zusammenstellung und gegenseitige Ausgleichung aller Einzelheiten überzeugt, daß man einem Mann gegenüber steht, den in der That die wärmste und redlichste Liebe für unser Volk erfüllt, so bleibt nur das Bedauern übrig, daß sein ästhetisches Gefühl sich nicht in deutscher Luft entwickeln konnte, und daß seine Landesart ihn genöthigt hat, engherzige und sclavische Vorurtheile auf die freyeste aller Sprachen überzutragen, die allerdings höchst mißgeschaffen erscheinen wird, sobald man sie nach willkührlich ersonnenen Gesetzen modeln und stutzen will.

Wahr ist es allerdings, daß unser Schriftwesen eine Unzahl falscher Strebungen, mißgeschaffener Ausgeburten und lächerlicher Ungestalten aufzuzeigen hat, von denen die französische Litteratur durchaus rein ist. Nur bleibe man nicht bey der Erscheinung stehn, sondern gehe auf den Grund. Das Element alles deutschen Lebens ist Freiheit: der Deutsche will sich lieber auf selbstgewählter Bahn verirren, als eingesperrt und angeschmiedet vor allem Irren geschützt bleiben: das Lebenselement des Franzosen ist Knechtschaft: weil der Franzose innerlich ganz ohne Zartgefühl und zu den scheußlichsten Zügellosigkeiten im Reden, Denken, Schreiben und Thun gleichsam vom Geschick vorbestimmt ist, muß die entschiedenste Tyranney seiner Sprache, wie seinem Leben, Schranken setzen, die kein Deutscher ertrüge. Wir hoffen, daß die französische Revolution, die auf Augenblicke jene Ketten brach, den allervollkommensten Beweis für unser entsetzlich klingendes Urtheil gegeben hat, und daß wir nicht erst anzuführen brauchen, wie glorreich sich französisches Zartgefühl, französischer Sinn für Ehre, Vaterland und Volksruhm in den neuesten Zeiten offenbart hat. Wir kehren zur Sprache zurück,

zurück, die allemal ein getreuer Abdruck der Volksart ist, und sich in Wechselwirkung mit dieser ausbildet und bedingt.

Wo es unmöglich ist, schlecht zu schreiben in einer Sprache, da kann man auch nicht gut schreiben. Es verhält sich mit dieser unvermeidlichen und nothgedrungenen Vortrefflichkeit des Styls, wie mit dem bekannten Trugschluß von der Sündeneinheit des Schlafenden. Sobald man einem Leichnam Sittlichkeit und Tugend zuschreibt, weil er keine Verbrechen mehr begehn kann, wird man auch eine gewisse, allen französischen Schriftstellern gemeinsame, Richtigkeit, Genauigkeit und Entfernung von eigenthümlichen Unarten und Fehlgriffen für etwas gelten lassen müssen. Wer aber die freye Regung des Geistes, der da seine Selbstständigkeit erst durch die Möglichkeit zu irren und zu fehlen erlangt, höher ehrt, als eine herkömmliche Form, in die alle Gedanken eingezwängt und in eine gewisse Uebereinstimmung gepreßt werden; der wird in manchen Fehlgriffen der Deutschen höhere Vorzüge erkennen als in der französischen Fehlerlosigkeit. Wir sind weit entfernt der französischen Litteratur alles Verdienst abzusprechen: aber es muß empören, wenn offenbare Erbärmlichkeiten in ihrem Schrift- und Sprachwesen uns als Trefflichkeiten dargestellt, und wir kurz und gut zu Barbaren gestempelt werden, weil wir uns lieber einmal bey freyer Wahl vergreifen, als durch Ketten und Banden vor jedem Mißgriff schützen lassen wollten; und man darf es sich wohl ernstlich verbitten, daß man der deutschen Sprache Gesetze anmuthe, die zwar in einer andern gelten, aber in einer solchen, deren innerer, anerschaffener Zwist mit der unsrigen gefühlt und anerkannt wird. Grade von hieraus aber wird am heftigsten gegen unsre Wortmengerey gesprochen; grade von hieraus werden zwar nicht die gründlichsten, aber die bittersten, herabwürdigendsten Urtheile über dieselbe hergeleitet.

Wahr iſt es ferner, daß die Deutſchen mit fremden Wörtern einen Unfug getrieben haben, wie nie die Franzoſen: der Grund davon iſt aber grade nicht entehrend für uns. Das Fremde eine Weile überzuſchätzen zeugt von beſcheidenem Verkennen eignen Werthes und ſich ſelbſt ehrendem Anerkennen der verhältnißmäßigen Würdigkeit, die jeder Volksweiſe eigen iſt: das Fremde willkührlich auszuſchließen, iſt blinder Uebermuth, der weder ſich, noch andere kennt; mit einem Wort franzöſiſche Geſinnung, deren Anmaßung denn auch den Geiſt aufs unnatürlichſte beengen, und dem Organ deſſelben, der Sprache, als einer nach allen Richtungen unübertrefflich vollendeten, in ſich beſchloſſenen Ganzheit, Ziel nnd Greńzen ſetzen mußte, ſobald ſie nur den oberflächlichſten Anſtrich von Ausbildung gewonnen hatte. So iſt es denn ganz natürlich dahin gekommen, daß, nachdem einige vorzügliche Männer die franz. Sprache mit Glück für ihre Zwecke behandelt hatten, man ſich fertig glaubte, und natürlich ſogleich ausdorrte und verſteinerte. Man kann wohl ſagen, daß ſeitdem in Frankreich nicht mehr die Schriftſteller durch die Sprache ſchreiben, ſondern die Sprache für die Schriftſteller: daß nicht mehr die Sprache von den Schriftſtellern behandelt und gehandhabt wird, ſondern die Schriftſteller von der Sprache. Welcher Deutſche mag das ſich und ſeiner Sprache wünſchen, ſtatt dieſe durch fortſchreitende Geiſtesbildung zu erweitern, zu regeln und zu bereichern, von ihr eigenſinnig in dumpfer Beſchränkung gehabten, und feſt an Einen zufälligen Punkt geſchmiedet zu werden? Man mißdeute nicht, als wollten wir Sprachmengerey gradezu für Erweiterung und Bildung unſrer Sprache ausgeben: es ſollte nur angedeutet werden, was dabey herauskommt, wenn man Grundſätze der längſt abgeſtorbenen franzöſiſchen auf die im friſcheſten Wachsthum grünende deutſche Sprache anwenden will.

Kolbe beweist gern durch lebendige, meistens geistreich gewählte Gleichnisse: obgleich im Ganzen so etwas bey wissenschaftlicher Forschung kaum als erheiterndes Beywerk gebilligt werden möchte, so wollen wir doch Eines durchführen, das er überall in Anregung bringt, und das hier vielleicht mit wenig Worten einiges Licht giebt. Jemand hat die Wortmengerey dadurch in Schutz genommen, daß ja auch unsre größten Mahler nicht fragen, in wie verschiedenen Landen die Farbestoffe gewachsen seyen, aus denen sie ihre Schöpfungen hervorrufen: Kolbe wendet richtig und treffend dagegen ein, daß Oel- und Wasser- und Saft- und Pastell-Farben, durch einander gebraucht, ekelhafte Kleckfereien geben würden. Aber auch dieß Gleichniß hinkt. Der Mahlerey an und für sich entspricht die Sprache im Allgemeinen: einzelne Gattungen der Mahlerey den einzelnen Sprachen der Völker: ist z. B. die Griechische mit der Oelmahlerey, die französische mit der Miniaturmalerey zu vergleichen, so folgt, daß aus der einen nichts in die andre übergehn darf. Nun aber soll jede einzelne Sprache sich möglichst der allgemeinen Idee von Sprache annähern, und dazu gehört dann auch die Verpflichtung, in sich allmählig die verschiedenen Weisen des Ausdrucks zu vereinigen, die wir in verschiedenen Sprachen zerstreut sehn. Der Franzose wird dieß läugnen, weil seine Sprache eine ungefuge Masse ist, die eben nichts anderes als französisches ausdrücken kann, weil der Franzose nichts anders zu fassen vermag. Der Deutsche wird es bejahen, weil er für jede Volksthümlichkeit reinen und empfänglichen Sinn genug hat, um sie wieder in seinem Organ darzustellen, und weil deutsche Musterwerke aller Art glänzendes Zeugniß dafür sind; es genügt hier, an die Uebersetzungen von Schleiermacher, Wolf, Voß und A. W. Schlegel zu erinnern. Was Kolbe thun wird, läßt sich er-

rathen, da er uns p. 84. gradezu den sogenannten Weltbürgersinn zum Verbrechen macht, der unserer Litteratur, unserer Poesie, die Formen aller Völker, aller Zeiten aufdrängte! Ueber einen solchen Tadel kein Wort: wir wissen zu gut, was unsere Sprache diesen Bestrebungen unter den Händen Prometheischer Männer schuldig geworden ist; und wurde auch von dieser Seite gar vieles verfehlt und übertrieben, so wiederholen wir doch, daß es besser ist, auf eigner, freygewählter Bahn einmal zu gleiten, als glücklich in ewigem Gängelbande dahin und daher geschleppt zu werden, und daß kein Mißbrauch etwas gegen die Sache vermag. Um aber unser Gleichniß zu schließen, so folgt hieraus, daß wir Griechische Oelfarben entlehnen dürfen, wo unsre Sprache ein Oelgemälde liefern soll; daß uns franz. Miniaturfarben gestattet sind, wo es auf ein Miniaturbild ankommt. Dieß führt uns von selbst dahin, wohin wir eigentlich wollten, daß Sprachenmischung nur da getadelt werden kann, wo die Farben mit schlechter Wahl entlehnt und zu unpassendem Zweck verwandt sind.

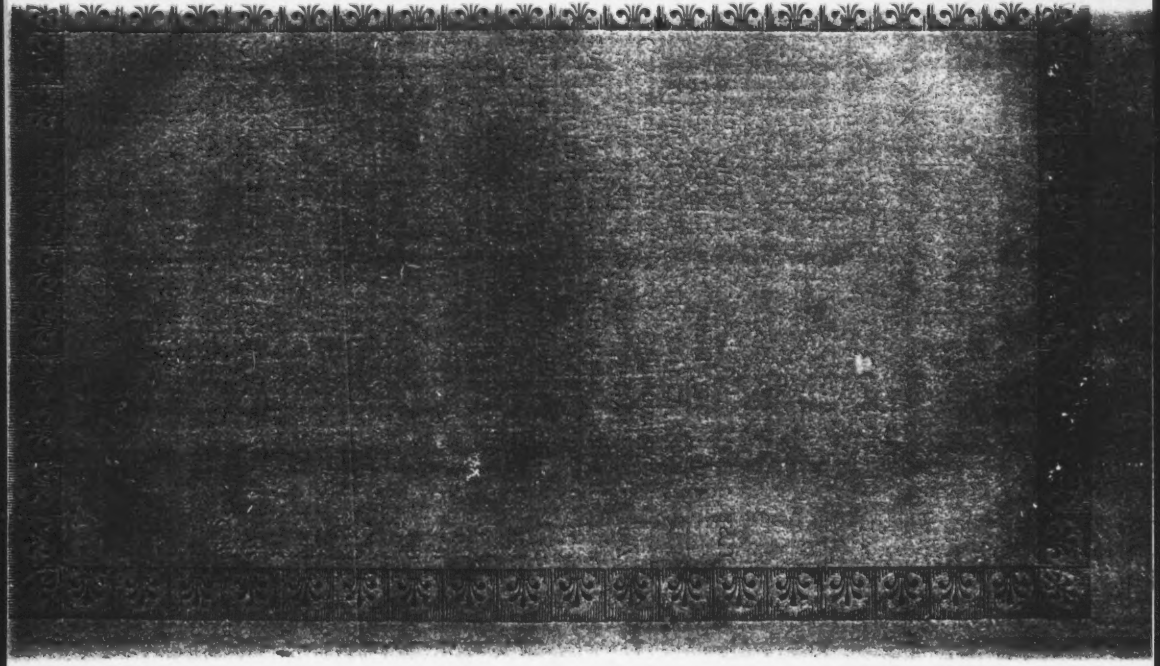
Franz Paßow.

Druckfehler.

S. 261 Z. 11 ließ innige statt einige.
— 267 — 1 l. Ismaelier st. Ismaulier u. so überall.
— 268 — 10 l. Almut st. Almer.
— 270 — 23 l. Tewarik.
— 272 — 12 lösche den — hinter Kuppen und st. ewiger l. ewigen.
— 272 — 14 hinter Sommers sehe einen —
— 273 — 21 l. hinunter st. hinüber.
— 274 — 13 l. die st. der.
— 276 — 20 l. Marai st. Marez.
— 301 — 7 l. mißen.
— 309 — 7 l. Jomsvikinge's.
— 310 — 7 l. dem.

Inhalt.

	Seite
Die Assisinen, von Friedrich Rühs.	261
Die Elfenkinder Ein Zauberspiel von Fouqué.	311
Lied von Christian Graf zu Stolberg.	344
Ritter Oge und Jungfrau Else. Ein Ritterlied a. d. Dän. von Ebendemſ.	346
Die Herbſtblumen aus Hans Karl Dippold's Nachlaß	349
Bilder von Karl Beſſeldt.	350
Auf dem Marſche, von Fouqué.	353
Vor der Schlacht bei Culm von Ebendemſ.	354
Nach der Schlacht bei Culm von Ebendemſ.	354
In einem verfallnen Fenſter der Ruinen des Schloßberges zu Töplitz, von Ebendemſ.	356
An die Frau Appellationsräthin Körner, von Caroline Pichler geb. von Greiner.	357
Sprachkunde. Bruchſtücke über Sprachenmiſchung. Veranlaßt durch K. W. Kolbe's Schrift: Ueber Wortmengerei. Leipzig 1812. Von Franz Paßow.	360



Die Musen.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Jahrgang 1814.

Erstes Stück.

Berlin, bei J. E. Hitzig.

Die Unruhen des verflossenen Jahres, und die Abwesenheit beider Herren Herausgeber mit der Armee, sind die Veranlassung gewesen, daß von dem Jahrgang 1813, statt der versprochenen 6 Hefte der Musen, nur 3 geliefert worden. Jetzt, da der eine der Herren Herausgeber, Hr. Baron v. Fouqué, den wegen seiner geschwächten Gesundheit erbetenen Abschied erhalten und glücklich in seine Heimath zu seinen literarischen Geschäften zurückgekehrt ist, wird dies Unternehmen, das sich der lebendigsten Theilnahme trefflicher Mitarbeiter zu erfreuen hat, mit neuer Liebe von allen Seiten fortgesetzt werden. Die äußere Einrichtung bleibt die nämliche, bis auf den Umstand, daß die einzelnen Hefte, von denen immer drei einen Band bilden, der in Berlin 2 Rthlr. kostet, und für den man auf einmal abonnirt, nicht mehr die Namen der Monate tragen sondern bloß erstes, zweites ꝛc. bezeichnet seyn werden, wie dies schon bei gegenwärtigem ersten Hefte Statt findet, um, je nachdem Vorrath an brauchbaren Materialien vorhanden ist, nicht in der Zahl der in einem Jahre zu liefernden Hefte und Bände beschränkt zu seyn. Der Jahrgang 1813 bleibt hiernächst aus einem Bande von 3 Heften bestehend, und da hierzu der dem ersten Hefte vorgesetzte Haupttitel nicht paßt, auf dem Erster Band und Januar bis July steht, so wollen die Besitzer jenen Titel ausschneiden und den beiliegenden vor den Band binden lassen, wodurch alles in Ordnung kommt.

Beiträge können von jetzt an wieder an den einen der Herren Herausgeber unter der Addresse:

An den Königl. Preuß. Major d. Cavallerie u. Ritter des K. Pr. Johanniter-Ordens Herrn Friedrich Baron de la Motte Fouqué in Nennhausen bei Rathenow,

oder an unterzeichneten Verleger gesandt werden.

Berlin den 1 ten März 1814.

Julius Eduard Hitzig.

Die Musen.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Jahrgang 1814.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.

Germaniſche Trümmern.

Die nordiſchen Germanen allein haben die ganze Sagengeſchichte gerettet, die das geſammte Volk aus Aſien mitgenommen hatte nach Norden und Weſten, und durch die es, wie durch ſeine Sprache, noch immer mit den alten Mutterländern zuſammenhängt. Den ſüdlichen Teutſchen ſind nur die Trümmern des alten Glaubens geblieben, aber ſoviel deren, daß es erhellet, auch ſie haben einſt Antheil am Ganzen gehabt.

Den Germanen iſt es hierin ergangen, wie den Völkern aller Welt. Dem Volke ſelbſt blieben immer nur einzelne Götter mit einzelnen Gewalten die Gegenſtände der Verehrung, und den ganzen Staat der Gottheiten bewahrte nur in

der heiligen Geschichte der Welt die Gesellschaft seiner Priester als den Hauptheil priesterlicher Wissenschaft; bis die Dichtkunst, die nicht der Mythe Schöpferin, sondern ihre Erhalterinn und Pflegerinn gewesen war, aus dem Heiligthum ins allgemeine Leben hervortrat, und von jedem geübt wurde, der ihr geneigt war. Nun wurde erst profanes Wissen, was vorher nur priesterliches gewesen war, und die Nation selbst bekam aber Götter, wie sie einst mit ihr aus dem Mutterlande gewandert waren. Die vielen Personen und Gestalten, in denen der Alleinige und Ewige vorher nur in der heiligen Geschichte der Welt gelebt und gehandelt hatte, wurden nun erst zu so vielen Göttern des popularen Kultus, und nur da entstand daher der reiche Polytheismus, wo Priester das alte Philosophem erhalten hatten. Jetzt erst erfuhr die ganze Nation eine Geschichte der Götter, und in welchem Zusammenhang die mannigfaltigen Wesen, von dem der eine Stamm diese, der andere jene angebetet hatte, miteinander standen, und wie das eine verschieden war vom andern. „So wusten die ältesten Pelasger und Hellenen nicht," er-

zählt Herodot, „woher jeder ihrer Götter entstanden war, ob sie alle von jeher existirt haben und welche Gestalt sie hatten. Erst Hesiod und Homer gaben ihnen etwa 400 Jahr vor mir eine Götter-Geschichte (Theogonie), den Gottheiten ihre Beinamen, Aemter, Künste und Gestalten.“ Aber Homer und Hesiod waren, wie gezeigt ist, eben Priesterschulen der Götter. Homer und Hesiod *), und diese Schulen waren es zuerst, aus denen die Poesie als Eigenthum des ganzen Volkes hervorging, und so der Gesänge Stoff, der ganze Götterstaat, in den Glauben und Kultus der Nation übertrat **), statt daß die Orphisch-Bakchi-

*) S. Erste Urkunden der Geschichte im Kapitel über Priester- und Prophetenschulen.

**) Auch sagt Herodot selbst, über Hesiod und Homer meine er nur so und dies sey kein Bericht. Daß ihm aber seine Dodonäischen Kunden eine solche Meinung veranlaßten, ist so verzeihlich, als wenn Olaf Hvitaskald über die Göttergeschichte in den nordischen Gesängen äußert: „doch muß man nicht unbenutzt lassen, was die alten Dichter erfunden haben, welches gleichsam die Materie und Grundlage aller Poesie ist.“ Haben ja noch spätere Griechen nicht richtiger gedacht und an die Dichtkunst als Schöpfrin der Götter geglaubt.

ſche, obgleich ſie mit der Homeriſchen von einem und demſelben Gott ausging, lange das Geheimniß bewahrte, als prieſterliches Wiſſen. Nicht anders war vor Griechenlands erſten Philoſophen eine Philoſophie der Prieſter und Myſterien als älteſte aus Aſien her noch bewahrte Weisheit, aber auch als Philoſophie wurde das alte Götterſyſtem in der Pythagoriſchen Schule zur Wiſſenſchaft für alle, doch ſie ſelbſt noch, da in ihr zuerſt prieſterliches Wiſſen ins öffentliche Leben übergegangen war, hielt die Mitte zwiſchen den anfänglichen und den nachherigen Schulen, und noch in mehrern Satzungen den Orphiſchen und Eleuſiniſchen Myſterien treu, blieb ſie noch zum Theil, was die Prieſter-Innungen ganz waren, nemlich eſoteriſche Schule. Auch die erſten Philoſophen überhaupt ſagten ſich noch nicht von der Form los, in der die Weisheit aus den Myſterien hervorgegangen und eine Göttergeſchichte war ihnen noch die Geſchichte des Geiſtes und der Natur *). Alles dies geſchah bei den Grie-

*) Ohne dieſen hiſtoriſchen Geſichtspunkt können die Ausſprüche der erſten Philoſophen Griechenlands nicht richtig beurtheilt werden. Noch iſt ihnen ihr Recht

chen vermöge ihrer Natur so. Ein Volk, dessen Geist so sehr alles ins äußerliche Leben und in die Anschaulichkeit hervorzutreiben strebt, daß es hierin vor allen Völkern ausgezeichnet ist, konnte nicht lange im Heiligthum bleiben, ohne das Heilige ins Leben zu führen. Ganz anders der sinnende, in sich gekehrte, alles innerlich verstehende Egypter. So lange sein Land die politische Selbstständigkeit erhielt, so lange hielt der Priester das Geheimniß geheim und erst die äußere Gewalt konnte es ihm abnöthigen. Erst da Perser ihr Heiligstes versöhnt und sie dem drükkenden Joch unterworfen hatten, dann Griechen und Römer sie milder zwar beherrschten, aber doch so, daß ihre eigentlichste Nationalität unterging, erst da traten ihre Lehren an den Tag, aber nun auch ging das alte Wissen der Priester

nicht geschehen, aber noch hat man auch Griechenland so viel als möglich außer Zusammenhang mit dem Morgenlande gelassen und daher als Anfänge verstanden, was Fortsetzung, und als ursprüngliches Fragment, was aus den alten Gängen losgerissen war. Doch hat neulich Bachmann in anderer Rücksicht richtig und trefflich von den Lehren der ersten griechischen Philosophen geurtheilt.

allmählig zu Grunde, (denn das bestand nur bei der Ganzheit ihres anfänglichen Lebens), und wir wissen hier nur unvollständig, was wir sehr vollständig wissen könnten *), wenn sie, was sie später waren, im Gange sich selbst überlassener ruhiger Fortbildung aus sich selbst geworden wären, wie die Griechen.

Aehnlich nun die nordischen Germanen. Nicht mehr trat ihre Poesie als allgemein geübte Kunst und in ihr die Götterlehre als Gegenstand hervor, als seit ihr Heiliges nicht mehr heilig und ihr altes Priesterwesen aufgehoben war durch das Christenthum. Auch sie wurden hier durch das Hinzukommen eines Fremden, was sie geworden sind, und was bei Homer die eintretende Herrschaft der Poesie selbst gethan hat, daß nehmlich aus seiner Mythe die Religiösität entwichen ist,

*) Wenn wir noch weniger wüßten, wäre nicht zu verwundern. Wie schnell etwas lange Gewußtes, aber Geheimgehaltenes untergehn und wie vor den Augen verschwinden könne, haben wir in der neuern Zeit bei dem merkwürdigen Volk der Guanschen erfahren. Seit die Spanier Herrn der kanarischen Inseln geworden sind, ist ihre Balsamirkunst auch verloren gegangen und gänzlich vergessen.

das brachte in Norden die verdrängende Herrschaft der neuen Religion hervor. Göttergeschichte hatte nun so wenig Bedeutung mehr als Göttergeschichte, war so wenig etwas anderes noch, als Historie und poetischer Stoff, daß die nunmehr christlichen Skalden selbst als Kleriker in ihr fortsangen, und weil man sein Theuerstes allem mittheilt, womit man beschäftigt, besonders in dem Umfang beschäftigt ist, als man damals mit der Dichtkunst war, so vereinten die Skalden das Christliche mit dem, was damals der Gegenstand der Dichtungen war, wie anderswo auf andre Art sich die Religion mit der weltlichen Geschichte verwebt hat *).

*) Wie auf diese Art das Vorhandene beibehalten werden konnte, ist begreiflich. Aber daß erst christliche Skalden diesen Stoff der Poesie, — die ganze Asalehre, geschaffen hätten, wäre ein Wunder gewesen. Schon auf dem Standpunkt sehr genauer Kenntniß des Einheimischen mußte Erasm. Müller (in der Schrift über die Aechtheit der Asalehre) sich hiergegen setzen, aber wie viel mehr noch muß man es, wenn man die isländische Mythe schon in asiatischen Mutterländern wieder findet. (s. Pantheum aller Religionen, und die noch ungedruckte Schrift:

Aber hängt nun gleich der Reichthum, oder die Armuth einer Tradition davon ab, ob unter einem Volk jenes Wissen der Priester vollständiger geblieben ist, oder nicht, so sind doch in einer noch so armen Sagengeschichte Spuren hinterlassen, daß sie das Ueberbleibsel eines vollständigern Ganzen gewesen ist, ja manche, selbst amerikanische, ist von der Art, daß sich aus wenigen Trümmern ein ganzer Göttertempel wiederherstellen läßt. Sonst wäre, soviel einzelne Völker auch aus dem Alterthum herübergerettet haben, in einer allgemeinen Mythengeschichte aller Menschen doch vieles Fragment, was jetzt im

Chronus und die Geschichte des Gottmenschen.) Wäre man gleich bis zu diesen Quellen hinaufgegangen, so würde man die Uebereinstimmung einiges Isländischen mit dem Griechischen statt aus späterer Uebertragung durch christliche Mönche, aus der ursprünglichen Verbindung beider Völker hergeleitet haben, wie man es ja bei ihren Sprachen muß; um so mehr, da vieles Griechische hier von der Art ist, daß ein Mönch des Mittelalters es so wenig wissen konnte, als das Indische. (Zum Unglück oder Glück ist man aber bei diesen Fällen nicht auf Uebereinstimmung gekommen. Wollte, oder konnte man nicht?)

Zusammenhang mit dem alten Ganzen steht. Denn nur unter wenigen Völkern hat ein solches Wissen der Priester fortgedauert! bei noch wenigern haben die heiligen Innungen den innern Sinn der scheinbar äußerlichen Geschichte gerettet, wie dies in Asien, Aegypten und in den griechischen Mysterien geschehen ist. So ist den nordischen Germanen die ganze Göttergeschichte als bloße Göttergeschichte geblieben, aber durch welches Schicksal grade ihnen allein auch nur diese, kann nicht mehr beantwortet werden. Denn daraus, daß bei ihnen weit später, als bei den südlichen Teutschen, das Heidenthum vom Christenthum verdrängt worden, dieses zu ihnen in die Heimath gekommen, statt daß es von ihren alten Stammverwandten, den Gothen, in die neuen Wohnsitze mitgenommen ist, diese eben, nun als arianische Christen, durch Wanderungen und Kriege ein Eigenthum verloren und aufgegeben haben, dem seit Ulfilas der innere Werth genommen war und das nur den äußern noch behielt in einer Kunst, die eben sie im Drang der Zeiten am ersten vergessen mußten zu üben; hieraus, sag ich, wird man diese Erscheinung nicht hinreichend erklären können.

Wo aber eine so reiche Sagengeschichte, wie die isländische ist, von der Dichtkunst erhalten worden, da kann der Musen Mutter und Gehülfin selbst nicht ohne Gehülfen, das Gedächtniß nicht ohne Gedächtnißstütze gewesen seyn. Wie die nordischen Skalden noch später dem Gedächtniß durch Alliteration zu Hülfe gekommen sind, und wie sogar das Mittel so nothwendig wurde, daß es den Zweck beengte und der Dichtkunst selbst eine sie vernichtende Gewalt anthat, ist bekannt. Aber war diese so künstliche Kunst nicht die natürliche Tochter einer ältern? War nicht seit Alters her der Gesänge Anfang, Mittel und Ende, die Reihenfolge in der Göttergeschichte? oder mehr noch, auf eine andere Art, als in der Alliteration, durch Buchstaben dem Gedächtniß vorgezeichnet gewesen? Denn dies Mittel besaßen die Skalden in ihrer runischen Schrift, die sie von Odin und Fimbul ableiteten *), und daß sie es auf jene

*) Aus welchen Gründen Rühs (in der Einleitung über Nordische Mythologie und Poesie) von der runischen Schrift glauben kann, daß sie aus dem lateinischen Alphabet entstanden sei, ist nicht einzu-

Art gebraucht haben, auch das wäre etwas schon aus der Heimath, von der Germanen ältesten Ahnherrn in Persien, mitgebrachtes und erhaltenes.

sehen; denn der Augenschein widerlegt dies sogleich, wenn man die 40 runischen Alphabete auf den zwei Tafeln in Hickesii thesaur ling. septentr. übersieht. Unter der großen Menge dieser Charaktere sind grade die wenigsten den lateinischen ähnlich, und kein einziger ist es, für den nicht in den übrigen Alphabeten drei, vier bis sechszehn ganz eigenthümliche und von den lateinischen gänzlich abweichende, aber wohl einander unter sich nahe kommende, vorhanden sind. (Man sehe die auf der zweiten Tafel bei Hickes angehängte Vergleichungstabelle der Charaktere aus allen runischen Alphabeten.) Nur so viel folgte also, daß lateinische Charaktere später zu den ursprünglichen hinzugekommen wären, und das kann zugegeben werden, wie von der Edda, daß sie später christliches aufgenommen habe. Uebrigens muß man die Runen ganz nach der allgemeinen Alphabetik als ursprüngliche und unter den Völkern fortgepflanzte Hieroglyphik beurtheilen, (wovon in den ersten Urkunden der Geschichte das Kapitel über die Alphabete); mehr als durch irgend eine Schriftart wird man dann z. B bestätigt finden, was a. a. O. behauptet ist, daß ein als heiliges Zeichen vorhanden gewesener Charakter für die verschiedensten Laute genommen sei;

Nämlich sie schnitten die Runen auf Stäbe von Eschenholz, wovon in der nordgermanischen Sprache ein Buchstabe noch staff, und in der südlichen aber Buch-stabe, d. h. Stab aus Buchenholz, die Buche daher ein Buch hieß, ähnlich wie im Lateinischen liber und codex. Oder, wie sie nach Brynolfs Anmerkung zum Saxo die hölzernen Täfelchen, in die sie die Runen gruben, spiold-kefte hießen (s. du Fresne), und bei Ulfila eine Schreibtafel, spilda genannt wird, so heißt im Englischen noch spell (franz. épeller aus speller) buchstabiren, und im Westphälischen Spill-baum eine Staude mit zartem und hartem Holze, das nur zu Stäben dick genug ist. Stäbe also galten diesem Sprachgebrauch nach für Buchstaben, und weil einst der mit den Buchstaben bezeichnete Stab dem Sänger im Rezitiren der heiligen Geschichte zum Leiter gedient hatte, so blieb

z. B. das Φ, das im griechischen ph, im äthiopischen k bezeichnet, ist in den runischen Alphabeten bald x, bald q, bald e. So ist hier ⸸, wenn es wie im griechischen und coptischen als ps grade steht, das Zeichen für c, y, m, gradestehend und invers zugleich für k, invers für o, q, r, z.

es den Persern noch spâthin heiliger Gebrauch, beim Rezitiren der Zend aus einem Kâstchen immer eine neue Ruthe hervorzunehmen, wenn ein neuer Gesang begann. So waren auch die griechischen Aöden Stab- und Ruthensänger — ῥαπισῳδοι, ῥαψῳδοι gewesen, und im Hebräischen bedeuet zamar Zweige schneiden und singen, und die hiervon abgeleiteten Hauptwörter Gesang und Zweig zugleich. (s. Erste Urkunden der Geschichte). In engerer Bedeutung heißt stef (als Stabgesang im Isländischen) noch ein versus intercalaris. Ja jenes Wort spell, spilda, spiold selbst, heißt es nicht auch Gesang und Musik, nemlich Spiel, plattd. Spell, metathet. im griechischen ψαλλειν, die Harfe spielen, grönl. pisl, das Lied?

Aber noch mehr! Die Runen hießen nach du Fresne auch Ram-Runer, und auch dies bedeutet Gesang- und Zweigbuchstaben, nach dem lat. ramus, Zweig, franz. ramage, Vogelgesang, teutsch reimen, davon rühmen, urspr. singend preisen, lat. rumor, Gerücht, und in der Lappischen Sprache, aus der unten auch andere Bedeutungen des Worts ram an-

geführt werden, rampo Lob, rampet preisen, ramp, Prahlerei. Auch Rune selbst schon ist (von Resenius?) abgeleitet worden vom hebräischen ranan singen, ranah tönen, ron Gesang, und noch jetzt nennen nach Rühs die Finnen den einheimischen Gesang runo, die Angelsachsen, Stab mit Gedicht vereinend, ein Zauber-Lied, Runenstab (run staka).

Singen aber hieß auch sprechen, und die Griechen nannten ihr Heldenlied Wort und Gesprochenes (ἔπος, s. Urk. der Geschichte). Raene bedeutet daher im Isländischen die Rede, und jenes Wort für buchstabiren und singen (spell), kommt als spillon bei Ulfila und als spellan im altsächsischen vor für erzählen, verkündigen, und wir nannten daher etwas, was man bei einem Satze anführt, ein Beispiel. Hieraus erklärt sich ein dritter Stamm, der Rune, den du Fresne, wie die obigen, aus Wormius anführt, nemlich runae Amarae. Er kommt vom hebräischen amar, denken und sprechen, wovon Amara, siehe das indische Wörterbuch, und im abgeleiteten Hauptwort amir giebt das Hebräische auch hier die Bedeu-

tung Zweig. Aber dies Wort ist auch nur die Grundform des oben aus derselben Sprache angeführten zamar, singen und Zweige schneiden, indem zu der Wurzel amar der Dentalspiritus als z hinzugekommen ist. Wurde dieser als sh und th ausgesprochen, so hatte amar und zamar, statt Zweig, die allgemeine Bedeutung des heiligen Baumes, im hebräischen selbst als thamar oder Palme, im Indischen als Tamara oder Urpflanze ꝛc., so wie ramus in seinen verschiedenen Formen Name für mehrere Bäume ist (im hebr., griech., äthiop. ꝛc. Panth.). Endlich, wie schon in der Sprache singen, sprechen, denken, rechnen, messen, Ein Wort war, μελος daher urspr. Gedachtes und Gesprochenes hieß, jetzt aber nur noch Lied (plattd. Leed) und Glied (plattd. Led), d. h. Gemessenes, Glied-maaß bedeutet (Urk.), so wurde mit den Worten ram und amar auch Zeitbestimmung, Zahl und Kalender bezeichnet. Die Isländer nennen den Kalender rhym, die Lappen römur, und im altsächs. heißt rema die Zahl. Davon kommt das lapp. remmar, teutsch Römer ein Becher, denn viele Worte für Becher und Trink-

gefäß hießen urſprünglich Maaß für Flüſſiges. So auch das andere Wort für ſprechen, denken, ſingen, Zweig (amar). Denn als arab. amara bedeutet es Zeit und rechte Zeit, amron Lebenszeit und Tempel (wie templum von tempus u. a. Worte, Urk.), bei Heſych. ἀμερια eine Zahl von 10 Triakaden = 300, d. h. die 10 dreißigtägigen Monate des alten Mondenjahrs; in der gewöhnlichen Sprache ἡμαρ, proſ. ἡμερα der Tag, und wieder mit vorgeſetztem Dentalſpir., wie in den Bedeutungen shamar, thamar, perſiſch themar, Rechnung, als Maaß im Teutſchen ein Simmern. So war im Leben der dichtende Prieſter immer der Zeitrechner, und in Indien iſt es der Brame noch jetzt ausſchließlich geblieben. Von Skalde, ein nordiſcher Sänger, kommt daher der Kalenderausdruck ſchalten, einſchalten, und das Ulfilaiſche rahnjan, rechnen, von Rune, Ran.

Aber noch bei zwei andern Zweigen des prieſterlichen Wiſſens erſcheint die Rune in jener Bedeutung. In Judäa, wie im ganzen Orient, war der Prieſter auch der Rechtskundige, und noch der Islam blieb auch Geſetzbuch. Die

Göt-

Göttin des Rechts (Themis) hatte daher dem Orakel zu Delphi vorgestanden, und wahrsagen und richten ist in der Sprache noch Ein Wort (Θεμιστευειν). Vorzüglich aber wurde dies Wissen des Priesters von dem Welt- und Urbaum abgeleitet, auf dessen Holz das heilige Buch geschrieben war; und wer die Blätter dieses großen Baumes kennt, der kennt die Bücher des Gesetzes (Veda), sagen die Indier. Aus Eschenholz nahmen die Skalden die runischen Tafeln, und einen Eschenbaum nennt auch die Edda den Ygdrasil, und sagt, unter ihm haben die Asen Gericht gehalten. Eigentlich aber bedeutet er die Eiche des Rosses (das trojanische Eichenroß), und bei andern Teutschen fanden auch die christlichen Missionare die Eiche als Odins Baum (Winfried in Thüringen und Hessen). In Dodona, dem Gericht der Liebe (Urk. u. Panth.), war sie dem Gott heilig, der den Menschen das Recht gegeben, und nach der hebräischen Sage in der Genesis, lag unter ihr Deborah begraben. Denn im Buch der Richter ist diese eine Richterin, und da sie im Namen die Biene bedeutet, so wurde sie mit der richtenden The-

mis in Delphi verglichen, weil auch hier ein heiliger Bienenschwarm gehalten wurde, und Pythia die delphische Biene hieß, auch der Themis Töchter nach Honigwaben flogen (Urk. und Panth.). Zeus selbst hat davon den Beinamen der Bienengott (Melissaios). Eine Biene bringt daher das verlorne Gesetz aus dem Tode zurück (Panth. und Chronus). Aber nicht verschieden war die Eiche mit dem Bienenschwarm von der Esche der Skanden. Denn Esche hieß den Griechen der Honigbaum (μελια), und Embla, die mit Askur, als erstes Menschenpaar aus der Esche geschaffen wurden, hieß die Bienengöttin (Urk. u. Panth.). Aber den Verwandten der Germanen in Gallien, den Celten, blieb die Eiche der Baum des Gerichts. Denn anerkannt sind ihre Priesterinnen von der heiligen Eiche, mit deren Saft sie Kranke heilten, Druiden genannt (von δρυς, das im celtischen selbst, wie in den germanischen Sprachen, diesen und andere Bäume bedeutet: Panth. und Chronus), und die Druiden, wird erzählt, sprachen dem Volke das Recht, ja so sehr war dies vorzugsweise hier das priesterliche Amt, daß le droit

und andere Worte von ihrem Namen Drude, Drute, ſtammen.

Gleich dem Orient haben die Germanen auch ihr heiliges Buch nicht nur Buch der Wiſſenſchaft, ſondern auch des Geſetzes genannt. Nichts anders aber als die Geſchichte Gottes (die Theogonie) durfte dies enthalten, um ein Geſetzbuch zu heißen (Panth.), und ſo war die Edda das Buch des göttlichen Geiſtes, der im Denken und im innern Weltgeſetz menſchlich ſich geoffenbart durch die ganze Reihe der göttlichen Begebenheiten hindurch; ſie war die Wiſſenſchaft und das Recht, welche andere Form auch in dieſem Buch anfänglich die Aſalehre gehabt haben mag, als ſie jetzt hat. Edda, Eda leitete das Panth. nach vielen Sprachen von Fεδω, Fιδω, wiſſen, Hesych. ἰτης, einer, der etwas verſteht, ſüdinſ. ietaa verſtehen ꝛc., und fand den Namen gleichbedeutend mit dem heiligen Geſetzbuch der Indier, in deren Sprache a-odia Unwiſſenheit, a-adan ungelehrt bedeutet, wie ja auch der Gott des Wiſſens, in ſo fern dies in der Dichtkunſt beſtand, in der Edda Brage, in der indiſchen Mythe Bregh heißt. Veda nemlich war

die Labialform von Eda, Edda, und aus der indiſchen, perſiſchen und germaniſchen Sprache wurde der Name auch als Wort in derſelben Form nachgewieſen, z. B. ſanſkr. veda: Wiſſenſchaft, pelviſch-perſ. vedo wiſſend, wedem allwiſſend, plattd. weten, Ulfil. witan wiſſen *). Aber daß Wiſſenſchaft in dieſem Worte auch Geſetz und Recht bedeutete, dafür wurde nur das indiſche vidi, vidham, vidam, das Geſetz, angeführt, und ἦθος, ἔθος, iſl. aide mit Dentaldig. ſax. saede, Sedde, in der abgeleiteten Bedeutung des Geſetzes als Sitte **); aber hier noch folgende Sprachbeweiſe aus dem Germaniſchen und Griechiſchen: holländ. wit, Ulfilas withoth, Geſetz und Gebot, lazedâm. βιδιαιοι, die Magiſträte, die die Geſetze bewahrten (νομοφυλακες), altſächſ. wita, Strafe, als geſetzlich beſtimmtes, im La-

*) Ausgelaſſen habe ich in dieſem Wortverzeichniß das tunkineſ. biet, wiſſen.

**) Aber in dieſer Form heißen (nach Görres Mythengeſchichte) auch die Vedas Sizza, und im Mittelalter ciza ein Bannedikt, (lapp. sid, oder did, dida, Sitte).

tein des Mittelalters: blodwitha, Strafe für vergoſſenes Blut.

Aber außer der Sprache beweiſt dieſen Sinn des Namens Edda noch die Benennung, die ihre einzelnen Theile haben und die ihnen nicht ſpäter gegeben ſeyn kann, da ſie für das, was man ſpäter unter Edda verſtehen mußte, ungereimt geweſen wäre. Die einzelnen Fabeln der Edda heißen nemlich Döm-ſagen, d. h. Gerichts- oder Rechtsſagen, vom isländ. domair, engl. doom, judicium, eg daeme, judico. Und waren nun nicht auch unter dem Namen Runen die Dömſagen die Geſänge des heiligen Rechts geweſen? Kein einheimiſcher Name leitet hierauf, aber wohl Heſychius reiche Fundgruben, die ſo viel Ausländiſches enthalten, aber auch, wenn ſie hier Griechiſches geben, bei der übrigen Verwandtſchaft deſſelben mit dem Germaniſchen, aus dem Skandiſchen erklärt werden können. Nemlich ϰόνειν bedeutet nach Heſychius noch einen Rechtsſtreit haben, ϰρίνεσθαι; und gleich werden wir ſehen, kennt er nach einer zweiten, dem Germaniſchen ſelbſt

angehörenden Bedeutung, die Rune in einem abgeleiteten Zeitwort.

So fehlte umgekehrt dem Worte edo, vedo, nicht die Bedeutung des heiligen Gesangs, die Rune und Ram-rune hatte. Ead heißt nach Erasm. Müller im Angelsächs., und othr, fem. edda, im Isländ. die Poesie. Wieder auch mit Labialdig. bedeutet wissen und weten im Worte Wise die Weise des Gesangs, im sanskrid. witi, widi, und im franz. la guise die Art und Weise überhaupt. So heißt im Griech. νομος Gesetz und Gesangweise, und die Eiche des Gesetzes war auch die musikalische und singende (Panth.).

Aber blieb den Südgermanen von dem priesterlichen Wissen und dem heiligen Buche schon in diesen Bedeutungen noch die alte Spur in der Sprache, so mußte dies noch vielmehr bei einer andern der Fall seyn, in der die Priesterwissenschaft überall blieb, auch wo sie in allen übrigen Bedeutungen aufhörte. Nemlich in so fern sie zum Wunderthun, Prophezeihen und Zaubern gebraucht wurden, mußten ihm die Runen viel mehr noch bekannt bleiben.

Nach dem bei Du Fresne Angeführten hießen Runer die der Runen und der Magie Kundigen, Alyrumnen Propheten, Heliruna Nekromantie (von Hela, Hölle), und nach Rühs im Angelſ. run-staka das Zauberlied, runcraeftig ein Wahrſager *). Zaubern aber iſt in vielen Worten vieler Sprachen in abgeleiteter Bedeutung betrügen (Panth. u. Chronus), und in dieſer führt Heſychius an, ῥίναω und ἀρονεω, ἀπαταω (letzteres nach Voſſius Verbeſſerung). Im Celtiſchen hat das Wort in der Form rhin die dem Zauber verwandte Bedeutung des Geheimen behalten, und Leibnitz ſchon hat dies Wort auf Rune bezogen **). Aehnlich iſt den Südgermanen die Alrune und das Alrûneke, jedes Ding von geheimer Wunderkraft, ein wunderſam wirkender Dämon.

*) So hat das Lappiſche romur und remar (Geſang, Zahl) in der Form romar die Bedeutung Prophet.

**) Vielleicht hat Spelman de origine vocis Runer aus dem Isländiſchen ſelbſt dieſe Bedeutung beſtätigt. Denn nach Hickes Theſaurus iſt auch ihm die Rune das Geheimniß.

Die Bedeutung des Zaubers aber konnte von der Rune ausgehen, ſowohl in ſo fern ſie Geſang, als in ſo fern ſie Zahl, Schriftzeichen und Wort war. Denn der Zauber hing auch am Buchſtaben und an der Zahl. So bei den epheſiſchen Charakteren, beim Zauberkreis, Dreieck (*Panth. u. Urk.*), beim wunderthätigen Th der Hebräer. Daher heißt tacki ein magiſches Inſtrument, eigentlich Teken, Zeichen, und σημα, σημειον vom hebr. sem, der Name, war urſprünglich das wunderthätige Wort, dann das Zeichen; und im Helleniſtiſchen ſteht es ſo mit Wunder zuſammen (Zeichen und Wunder thun). Das Wort Zauber ſelbſt kommt vom hebr. sapar, saphar rechnen und ſchreiben, seper Zahl, Zifer, arab. sabar ſchreiben und ſingen; isl. tofur Magie, von der Form taphar, tabar, wovon noch das perſ. debir, ein Schreiber.

Ein anderes Ueberbleibſel der Alrune iſt der Name der alten Wunderpflanze Alraun, und nehmen wir dazu, wie die Griechen ſie nennen, ſo liegt der Zauber hier zugleich im theſſaliſchen Wunderkraut und im Worte, wie in dem Spruche:

in herbis et verbis multa latet virtus. Nemlich Alraun heißt den Griechen μανδραγορας und die einschläfernde Zauberkraft legten sie ihm bei, daher sie auch die Göttin des Liebezaubers, wie die betrügende (zaubernde), so die Mandragoritis nannten. Aber Zauberwort und Spruch bedeutete ursprünglich dies Wort, und gehört ganz nach Indien. Denn mandra kommt vom sanskr. mandaram das Wort, munter ein Zauberspruch, und gara Sprache (celt. gair das Wort, γηρυειν sprechen, lat. garrio plaudern, plattd. küren). So hat im Teutschen selbst die Rune als magisches Gemurmel (susurrus magicus) das Wort ins Ohr raunen veranlaßt, aber fälschlich hat man Rune selbst hiervon abgeleitet, und das isl. nidur, susurrus, kommt vom lapp. niddo, teutsch Neid (wie μεγαιρω zaubern und beneiden), lapp. natitot und naitastatut Magie treiben.

So hat überall nur in Worten, Redensarten, Sprichwörtern, Volksliedern, im Aberglauben, und selbst in Eigennamen, der Teutsche die Ueberreste seines alten Glaubens erhalten; und wie reich wäre hier die Erndte, wenn die schot-

tiſchen, iriſchen und ſkandinaviſchen, oder wenn nur die Sprichwörter und Redensarten aller teutſchen Provinzen in dieſer Rückſicht gesammelt und erklärt würden! Der Verf. that dies ſchon bei den Redensarten: es geht ein ſtarker Wind; es muß ſich einer erhenkt haben; Schwan, Schwan, wann biſt du Krieger geweſen? hier liegt der Hund begraben; einen in den April ſchicken und Aprilfiſche geben; Blindekuh ſpielen ꝛc. Hier fährt er fort anzuführen, was ſich außer dem Zuſammenhang der geſammten Mythenlehre erklären läßt. Aber auch germaniſche Fragmente überhaupt wünſcht er in den Fortſetzungen dieſer Blätter zu geben.

I.

Ins Bockshorn jagen.

Dieſe Redensart hat die Sprache ſelbſt überſetzt durch: einen in Schrecken jagen, oder einem einen Schreck einjagen. Woher aber das ſchreckende Bockshorn, fällt leicht jedem

ein, dem der Bockgehörnte Pan und sein Panischer Schreck bekannt ist. Denn auch die Germanen bildeten Merkur mit Hörnern ab, und dieser ist als griechischer Hermes Pans Vater, und als germanischer Hermode, Irmen, Herman, Armin, besaß er den Hermansbock. So hatten auch die Celten den gehörnten Gott als Kornunus; aber Leibnitz brauchte nicht von diesem, sondern konnte vom teutschen Gott unmittelbar den Namen des Monats Hernung ableiten. Aber woher nun der Panische Schreck? Oftmals ist es erklärt worden, aber im Ganzen auf dieselbe Art, und nie genügend; denn auch hier mußte das Griechische nicht aus sich selbst allein, sondern auch aus dem Ausländischen erklärt werden.

Die Worte für erschrecken, in Erstaunen setzen, betäuben ꝛc. sind von Blitz und Donner hergenommen. So heißt attonitus, mit Staunen erschrocken, eigentlich angedonnert (von attonare), und im Westphälischen sagt man bedonnert für in Verwirrung gerathen. Von βροντη, der Donner, kommt ἐμβρονταω durch Blitz betäuben, ἐμβροντητος stupid, sei-

ner Sinne nicht mehr mächtig, ἐπιβροντητος verrückt; und im Gothischen des Ulfilas sind verwandt: theiwo Donner, daub gefühllos, daubjan betäuben, isländ. doffe stupor, hocht. taub, platt. dauf, lapp. duwi, dufva, so wie bei ebendemselben us-filmans erstaunt, us-filmei Schrecken, mit dem lat. fulmen, Blitz, flamma, Flamme.

Nun ist aus den Mythen gezeigt worden, daß in Bock- und Ziegengestalt der Gott der Donnerer, wie der Luftgott und Beherrscher der Atmosphäre war (Panth. und Chronus). Oder wurde statt des Bocks der Widder genommen, war daher Pans Vater Hermes der Widderträger, so hatte das Schaaf als Feuerlamm (agnus) den doppelten Blitzzahn (ale bidens), und der Ort, wo der Blitz eingeschlagen, hieß bidental, und es wurde ein Schaaf an ihm geopfert (ebendas.). Aber wie im Zahn, so wohnte im Horn des Bocks, und im Knochen überhaupt, das Feuer des Blitzes, und im Hebräischen heißt karan leuchten, strahlen, keren Horn, im Griech. κεραυνος Donner, κερας, lat. cornu, Horn (ebend.). Selbst die Haut

der Ziege erregte den Donner, und Pallas, im Beinamen Pania genannt, donnerte, wenn sie das Schild schüttelte, das aus dem Ziegenfell bereitet und selbst so genannt war (αἰγις). Vorzüglich aber besitzt der Donnerer Zeus diese Aegide, und wie die Celten vom germanischen Donnergott Thor den Donner tarian geheißen haben, so den Donnerschild Thour, das aber dann nur noch Schild überhaupt bedeutete *), und kein anderer Gott als Thor selbst, war ohne Zweifel ihr Tarani. Das von nordischen Germanen bevölkerte Grönland **) nahm, weil das Thier dem Lande fehlte, für Ziegenfell eine Robbenhaut, und es heißt nun, der Donner entstehe dadurch, daß zwei Weiber auf eine Robbenhaut schlagen. Aber nun vom teutschen Thor selbst.

Auch ihn begleitete der Bock, wie den Pan-Hermes, und überhaupt war er, wie Theut, Deut (der deutende Hermes) nur ein anderer Name für denselben Gott ***). Zwei Böcke

*) Die Griechen führen Ἄσπις als celtisches Wort für Schild an.

**) Worüber anderswo in diesen Blättern.

***) Von einem und demselben Gott hießen die teutschen

nemlich zogen nach der Edda ſeinen Wagen, von denen der eine der Blitzzahn (Tangniöffer) hieß. Er ſelbſt hatte davon den Beinamen Bock-Thor (Oka-Thor), und es wird anderswo (in den Fortſetzungen) gezeigt, wie alt dieſer Name im Norden geweſen iſt. So zeugt nun auch hiervon noch die Sprache. Denn weil der Bock vor Thors Wagen geſpannt war, heißt im ſcherzhaften Ausdruck die Ziege noch ein Donnerstags-Pferd, und ein altes Weib eine Wetter-Hexe, d. h. Gewitterziege. Denn der Bock war der Zauberer und Betrüger (ſ. oben) ſelbſt im Worte Hexe, engl. hag (von αἴγς, αἴγος, Sixe, Ziege), und das zaubernde alte Weib reitet in der Walpurgisnacht auf dem Bocke; ja der Beſen, den ſie reitet, bekam dieſe Bedeutung, und mit den Worten Donnerstagspferd und alte Wetterhexe haben die Weſtphalen auch den Ausdruck Donnerbeſen. So nennen ſie ſcherzhaft den Zopf, weil nach der ausführlich

Stämme theils Thoringer, Thüringer, theils Germanen (Hermanen), Hermionen, Hermonduren, theils Teutonen, Deutſche. Der Name Hermon-Duren iſt daher zuſammengeſetzt aus Herman und Thor, Dor.

bewieſenen Idee des Alterthums die elektriſchen Haare die Strahlen des Blitzes und des Sonnengottes waren, und eben das zaubernde Weib ſie ihm vom Haupte ſpann. (Panth. und Chronus.)

Ferner: es hieß Thor nach der Etymologie der Berggott, und in der Edda iſt daher noch ein Berg-Thörer (Panth.). Darum hieß ſowohl das feuerſpeiende Ungeheuer in Ziegen-, Drachen- und Löwengeſtalt, als der Berg, dem man ſeine Geſtalt gegeben hatte, die Ziege — Chimaira, und auf dem Bocke und Donnerbeſen reitend beſuchte die Hexe einen Blocksberg. Es gab daher Donner-, Feuer-, Schreck- und Blitzberge. Im alten Albanien (am kaspiſchen Meer), ſo wie im heutigen (im alten Epirus), waren Donnerberge (ὄρη Κεραυνια), und noch heutiges Tages heißt ein Gipfel der letztern, wie im Alterthum der lyciſche Ziegenberg, nemlich Chimera. Auf dem linken Rheinufer iſt ein Donnersberg, weiter in Weſten ein Feuergebirge (Ardennen), in Tyrol ein Brenner, in der Schweiz ein Strelaberg (von Stral), und die portugieſiſchen Eſtrellasgebirge. Zahl-

reiche Berggipfel in der Schweiz heißen Horn, aber hier mögen nur die angeführt werden, die das Berghorn zugleich als Donner- und Bocks-horn des Schreckens bezeichnen: das Wetter-horn, das Schreckhorn, wie der Furka von Furcht, das Balinhorn d. h. Knallhorn (von ballern, bullern, lärmen, knallen, wie im häufigen Eigennamen Balhorn), das Schal-lenhorn, das Geltenhorn (von gellen, tönen); und wie Blocksberg und der schwedische Hexenberg Blakhil den schwarzen, finstern Zie-genberg bedeutet (denn die Ziege wohnte in der Finsterniß des Nordens, Panth.), so das schwei-zerische Finsterarhorn. Auch gehört hierhin der Tödi, vom gehörnten Armin, als Theut, wovon ja in der Sprache Tüte oder Deute, ein zum Horn gedrehtes Papier, das daher im franzöſ. la corne heißt, tuten, auf dem Horn blaſen, bedutzen, erſchrecken.

Auch den Lappiſchen Völkern muß der Gott ihrer Nachbarn und Sprachverwandten der Blitz- und Donnergott geweſen ſeyn, wenn er gleich hier nicht Hermes oder Thor genannt wurde. In ihrer Sprache heißt der Blitz kaskew, und

der

der Adler [denn er bringt Zeus den Blitz *)] kaesehem. Kaſch, Kaſſ aber iſt ein Name Merkurs geweſen, von dem auch andere Worte in dieſer und der germaniſchen Sprache noch ſtammen; z. B. weil Merkur der ausſöhnende, Frieden und Bündniſſe vermittelnde Gott war, ſo kommt hiervon noch kaskatet, ausſöhnen, vergleichen und vermitteln, und wie wir denn Merkurstag Mittewoche nennen, ſo nennen ihn die Lappen kasko-wakko. Ihnen iſt der Name des Gottes, in ſo fern er den Mittelnden bezeichnete, zum Wort für etwas, was in der Mitte iſt (kasko), geworden. Wir leiten

*) Die Blitzgötter wohnten auch im Nordpol; die Riſchis der 7 Nordſterne haben im Indiſchen das ſchmelzende Blitzauge; den Griechen war der große Bär als Wagen der Donnerwagen, und grade mit der nordgermaniſchen Mythe kommt hier die Indiſche zuſammen (ſ. über alles Chronus). In der Edda aber hat der Nordgott den Adlerbalg, und den Römern heißt der Nordwind (aquilo) der Adlerwind (von aquila); daher nun vom lappiſchen Blitzadler kaschem die Worte der Sprache: kaschot ſtarren, kuschmot, ſtarr werden, wie die Kenninger der Edda den Adler tropiſch Ymer oder Froſtrieſe, oder gleich den von Ymer entſprungenen Reifrieſen (Rhymtuſſen) Aurheimer, den Bereifer nennen.

von Merkurs Namen Thuiſke, weil er der Gott des Tauſchhandels war, tauſchen ab, und die Lappen haben das Wort kasko auch in der Bedeutung wechſelſeitig (mutuus). Wie oben geſagt, war Hermes und Pan der zaubernde Bock, zaubern aber hieß betrügen; daher iſt in unſerer Sprache tauſchen auch täuſchen, und das weſtphäliſche be-goiſken (betrügen) kommt vom lapp. kask. Kask, Kusk und Thusk aber ſind nur Formen Eines Worts, die eine die guttürale, die andere die dentale, und es gab auch eine labiale, die bezaubern hieß, nemlich das griechiſche βασκαινω, lat. fascinor, davon piscis, Fiſch, urſpr. wie maja und andere Worte, der Zauberfiſch. Auch haben die Griechen die Gutturalform des Lappiſchen und Teutſchen noch im Wort κασκαλιζειν, durch Kitzeln einen zum Lachen bringen, urſpr. wie γαγγαλιζειν und θελγειν (nro. 3.), magiſch kitzeln. Wie wir ferner von Merkurs Namen Theut, Deut, in ſo fern er Gott des Geldes und Handels war, die Worte Deut, ein Heller, Dütchen (eine andere kleine Münze) haben, ſo iſt vom lappiſchen Namen Kask noch

in Westphalen Goske in der Bedeutung Heller, urspr. Geld überhaupt, wie Pennik, Pfenning als dänisches penge, böhm. penice, poln. pieniondze, franz. les finances Geld, im lat. foenus der Geldwucher heißt.

2.

Der Mahlgesang.

„„ Zur Zeit da Frothi, Odins Urenkel, über Dänemark, damals Gothland genannt, König war, wurde Christus geboren, und der allgemeine Weltfriede, der damals durch Kaiser Augustus allen Völkern zu Theil wurde, ging auch auf das Reich dieses gewaltigsten Königs in Norden über, und Frothis Frieden nennen ihn die Normänner. Niemand schadete damals dem andern, und heilig war das Recht des Eigenthums so sehr, daß ein Goldring unangetastet lange auf der Jollangursheide lag. Frothi schickte aber Botschaft an den schwedischen König Fiölner, zwei große und starke Mägde zu kaufen, Fenja und Menja. Diese allein

vermochten es dann im ganzen Reiche, eine Mühle zu drehen, die der König von Hengikioptr zum Geschenk erhalten hatte. Sie hieß Grotta und mahlte alles, was der Müller wollte. Frothi befahl daher den Mägden, Gold, Frieden und Glück zu mahlen, und nicht länger durften sie von der Arbeit ausruhen als der Kuckuk schwieg, oder ein Liedchen gesungen werden konnte; daher sollen sie den Grottengesang erfunden haben. Aber als sie den Gesang endigten, mahlten sie dem König ein Heer, so daß in der Nacht der Seekönig Mysinger kam, Frothi tödtete, und mit der andern Beute auch die Mühle Grotta nebst den Mägden wegführte. Dieser nun ließ von Fenja und Menja Salz mahlen, aber da sie noch nach Mitternacht fortmahlten, sank das Schiff unter, auf dem die Mühle war, und nachher entstand ein Schlund im Meer; da wo die See durch das Mühlsteinloch fällt, wurde sie salzig.“ “

So erzählt die Edda, und wer es gewohnt ist, dem Alten sein ganzes Alterthum zu nehmen, weil ihm im Lauf der Zeiten irgend etwas von einer Zeit aufgedrungen ist, der kann hier

ohne Bedenken Hand ans kritische Werk legen, sollte auch diesmal Hand anlegen sich vergreifen heißen. Denn die Fabel fängt ja mit Christi Geburt und dem Kaiser Augustus an, und der christliche Mönch besaß doch diesmal Witz genug, um mit der weltlichen Begebenheit, daß Augustus zweimal den Tempel des Janus schloß, den Gesang himmlischer Engel im Evangelium: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, so in Zusammenhang zu bringen, daß er darauf ein Mährchen ersinnen konnte, in welchem zu dem römischen und zu dem biblischen Friedensfürsten noch ein dänischer Frothi kam, ja zu allem Ueberfluß gab er diesem einen Friedlieb (Frithleif) schon zum Vater. Dies war des Guten genug, und daß er dann dem ganzen Rest des Mährchens einen solchen groben Unsinn als Zugabe beifügte, ist ihm leichter zu verzeihen, als den Kritikern solche Kritik. Denn gute Köpfe glauben nicht leicht, daß andere so gar schlechte sind.

Unsinn ist die Erzählung, aber es giebt noch größern in der Fabel; allein den hätte sie nirgends, wenn sie nicht Mythe und Tradition,

sondern Dichtung und ersonnenes Mährchen wäre (dergleichen eben mit der Edda die Isländer an langen Winterabenden gemacht haben sollen). Hat ja umgekehrt die Dichtkunst, wie die griechische am besten beweist, den alten mythischen Stoff in ein Sinnvolles auf irgend eine Art wieder herzustellen gestrebt, ja es gemußt, weil grade in der Kunst der Begeisterten ohne Sinn und Verstand am allerwenigsten etwas ist.

Dieser Sage also ist es, wie andern, gegangen, und nicht Frithleif und Frothi mit seiner Glücks- und Friedenszeit sind zum August und Christus hinzugethan, sondern der christliche Dichter erst hat die neuen Friedensfürsten zu den alten gebracht, um nun die Friedenszeit der nordischen Sage als eine Folge der Geburt Christi darzustellen und so, wie gewöhnlich, das Neue mit dem Alten versöhnend in Zusammenhang zu bringen.

Was war nun der Sinn der heidnischen Mythe? Schon im Pantheum wurde es gesagt, und unverkennbar ist es, daß Frothi und Frithleifs Name, sein Gold mahlen, der goldene Ring und des Königs Regierung, die noch fern war

von den Lastern, die in der ersten Zeit die Kriege der Familien und der Stämme herbeiführten, den Herrscher im goldenen Zeitalter der Unschuld, des steten Friedens und der Sicherheit des Eigenthums ankündigen. Dann aber folgt dem goldenen Alter des Friedens, mit Uebersprungung der mittlern Metallzeiten in der griechischen und in andern Traditionen, unmittelbar das eiserne des Kriegs, und dieselben Mühlen, die vorher das Gold des Friedens und Glücks gemahlen hatten, mahlen nun ein Heer und den Krieg, und bringen (denn die ersten Waffen waren nicht aus Eisen, sondern aus dem χαλκος) den feindlichen Messingkönig (Mysinger, vom plattd. Missing) als Eroberer ins Land.

Aber warum wird das Zeitalter des Kriegs und Verderbens herbeigeführt durch eine Mühle, Getreidemühle [Grotta genannt *)], und von mahlenden Mädchen? Das ist leicht zu

*) Vom westph. Grütte, Grütze, griech. κρι-θη Gerste, im Latein des Mittelalters grudum Malz, grut Bräuabgabe, grutarius Hülsenfrüchthändler, grus die Polente, indisch in Dekan gras Brod, lapp. grauts Brei.

denken, und nun ist der Unsinn des christlichen Mährchens so gar groß nicht. Mühlen, die Krieg mahlen, das sind, glaub ich, Pulvermühlen, und nun kann das ganze Mährchen auf jeden Fall nicht älter seyn als die Schlacht bei Cressy und der schwarze Prinz; jünger viel eher; denn wenn hier auch Eduard und die Franzosen schon das Pulver zum erstenmal gebrauchten, so konnte denen im Norden vielleicht noch nicht einmal bekannt seyn, daß es erfunden war. Wir sind also mit der Kritik aus der Sache; aber denn, wie kommt der christliche Mönch heraus? Uns Teutsche hat er um die Erfindung des Pulvers gebracht, und sie tief oben hin in Kaiser Augustus Zeit hineingeschoben! Aber das thut nichts. Mancher Christ und Philosoph ist ein schlechter Historiker, und er seiner Seits wollte zeigen, daß es wahr sei, was die ganze Philosophie will, mit dem Guten sei zugleich das Böse geboren, mit Christo, dem Friedensfürsten, die Teufelskunst des teutschen Mönchs, durch die zuerst der schwarze Prinz siegte. Alles läßt sich vertheidigen, und mancher kann einen Fehler nicht umgehen, weil er was Gutes auf

der Welt zu ſtiften hat. Und mit einem Wort, ſo genau darf mans hier nicht nehmen. Wir ſind im obſcuren Mittelalter.

So weit die eigentliche und ernſthafte Erklärung; nun kommen die andern. Denn wirklich, es wird auf dem Wege, den wir mit der Kritik betreten haben, Ernſt und Wahrheit, daß ſchon die Römer, und das lange vor Auguſt, das Pulver erfunden haben. Aber tauſendmal, was uns die Geſchichte verſchwiegen, hat uns die Mythe erhalten, und die römiſche ſtimmt hier mit der isländiſchen überein. Wie in dieſer zwei Mägde den Krieg mahlen, ſo ſind in jener Mahlmädchen (Molae) die Töchter des Kriegsgottes (Mars), dem das eiſerne Zeitalter gehört. Aber noch höher hinauf bis nahe an das Land, wo auch das Pulver erfunden iſt, reicht die Nachricht der Mythe über dieſe Entdeckung. Denn in Chinas Nachbarſchaft, in Indien, erzählt ſie auf ähnliche Art wie die isländiſche, vom eiſernen Zeitalter des Kriegs und Verderbens: unter den Hirten in Gokala ſei Ruchloſigkeit und Sittenverderbniß eingeriſſen, und um ſie zu vertilgen durch den eiſernen

Stab, den der Ruchloseste geboren hatte, befiehlt ihm der Gott, er solle einen Stein aus dem Flusse holen, die Eisenstange damit zu Mehl zerreiben, und das Mehl ins Wasser werfen. Hieraus wachsen Rohre, mit denen die Hirten einander todt schlagen.

Auch hier also kommt das Mehl und im Rohr das Vegetabilische überhaupt zusammen mit dem Eisen und dem Krieg, und noch gröſser wird die Verwandtschaft beider Mythen durch den Zusatz der Isländischen, nach dem Kriege haben die Mägde Salz gemahlen im Meer. Aber zuerst, warum führen Getreide mahlende Mädchen das Zeitalter des Verderbens herbei?

Im Stande der Unschuld, erzählen die Traditionen, lebten die Menschen ohne Begattung und ohne leibliche Speise, und, seit sie diese genossen, begatteten sie sich leiblich, und ihre Lichtleiber wurden in Finsterniß verwandelt; die verderbliche Speise aber hieß die irdische, und war die vegetabilische überhaupt, besonders Mehl, Brod und Getreide. Zum Genuß der sinnlichen Nahrung, und dann zur Begattung, war der Mann verführt worden durch das zaubernde

Weib; ein Weib hatte Sünde und Tod in die Welt gebracht und dem Lichtgott die Strahlenhaare vom Haupte gesponnen mit dem magischen Rade. Maja und die weibliche Göttin überhaupt war daher die Buhlin und die Getreidegöttin zugleich. So sind die buhlenden Majaden, von denen die älteste, Maja genannt, gleich der Heva, zuerst von den Aepfeln der Hesperiden gegessen, die Getreidetauben. Die sich Preis gebenden Mädchen der syrischen Aphrodite befruchteten sich durch Mehlkuchen, und der hebräische Prophet sagt von der babylonischen Hure: nimm die Mühle und mahle, entblöße deine Schenkel; die kampanischen Huren saßen vor den Mühlen und hießen Mahlmädchen (alicariae); im Griechischen kommt ἀλφηστικος, der Päderast, von ἀλφι, das Mehl ꝛc. Alles dies ist ausführlicher aus Mythe und Sprache im Panth. und Chronus bewiesen, und beide Schriften haben noch andere Beispiele von der Bedeutung der Liebesgöttin als Mahlenden gegeben. Ausgelassen haben sie, daß molere auch ein obscöner Ausdruck ist, und die Vergleichung des Namens der Mühle Grotta mit der doppelten

Bedeutung, die in der Sprache das Wort hat, von dem der Name kommt: denn κριθη (Grütte) heißt ſowohl Getreide als das Schaamglied, und in der Form κριθον letzteres allein. So erklären wir nun den Namen der Menga.

Er bezeichnet ſie als das Weib des Getreides und der Speiſe überhaupt. Im polniſch-ſlaviſchen Dialekt heißt das Mehl monka, im franz. manger eſſen, auf den Pelewinſeln munga eſſet; aber in einem andern Dialekt der erſten Sprache und in einem andern Wort der zweiten iſt, ſo wie in den meiſten übrigen Sprachen, dies Wort ohne das dem k, g, ch überall vorgeſetzte n; nemlich böhmiſch heißt das Mehl moku, franz. macher kauen, arab. a-mach koſten, lat. maxilla Kinnbacken, plattd. Micke kleines Grobbrod, lat. mica die Brodkrume, gr. μαγις Kuchen, lat. macha Backtrog, japan. mochi, jugor. und tuſchet. mak, abhaſſ. mikel, malay. makan, türk. et-meke, tatar. ot-mak, kalmuck. ad moek, kaſan. et mak Brod, lapp. maktot, amjar. meku Speiſe, μαγειρος der Koch. Hiervon iſt die Dentalform s, t, d, die im Worte μασσω, Brod kneten, und ſeinen

Flexionen (fut. μαξω, perf. p. με-μαγμαι) mit der Gutturalen vereint ist: hebr. maza ungesäuert Brod, μαζα, μαδδα, lapp. madbit Kuchen, lett. maise Speise, lapp. maise köstliche Speise, teutsch Mus, Gemüse, grönl. micabukpok er ißt, lapp. muesalet kosten, Ulf. nath-maz Abendessen, armen. mis, zigeun. mas, poln. mienso, böhm. masso Fleisch, wovon engl. Meet, teutsch Mett und Metzger, mezen, indisch mado pallok, das Paradies des Essens, franz. le mets das Gericht. Beide Formen, und die gutturale wieder mit dem zwischengesetzten n, in der abgeleiteten Bedeutung Mehl und Wasser mischen, mischen überhaupt (wie φυραω u. v. a. Worte): griech. μεγω, böhm. michat, isl. mauk Mischung, teutsch mit n mengen (Menga), plattd. manken, engl. a-mong dazwischen (gemengt), mancher (vermischte), griech. μισγω, lat. misceo, teutsch mischen, sanskr. misra, lapp. mastet, hebr. masach und mazag, arab. mazach. Aber das Irdische, das vom zaubernden Weibe kam, hieß auch in diesem Worte selbst der Zauber, und wie nach dem Indischen, in allen Sinnengegenstän-

den herrschende Täuschung: denn mak, mag war der Name der Maja selbst und des Fisches der Täuschuug [maja, maharam *)], der ja selbst auch der Getreidefisch heißt (Panth.); so daß hier, wie im hebr. dag und dagon, Ein Wort Getreide und Fisch zugleich bezeichnete. In der Sprache kommt dies Wort für Zauber noch vor, als sanskr. mayam Betrug, mayen der Betrüger, griech. μαγος der Zauberer, und nach Hesych. Betrüger, μεγαιρω Bezauberer, und weil eine Buhlin, den Lichtgott magisch entmannend, ihn um das geistige Leben betrog, μαια, der Krebs, urspr. der entmannende der persischen Mythe (Panth.), und die hebräischen Worte für: hinschwinden, entkräftet werden (durch die Begattung und den Zauber): much, mug, na-mak. In dem Sinn hieß einer der zaubernden Telchinen auf Rhodus der Mahlgott (Mylas).

Aber noch eine andere Bedeutung hatte der das himmlische Lichtleben zerstörende Zauber des Weibes, — auch der Ton der Buhlin verwan-

*) Die noch die Mythe der Westwelt kannte als Aprilfisch im Monat Majus. (Panth.)

delte alles in Körper, und ins Finstere und Irdische. (Panth.). Darum hieß in der Sprache: sanſk. gand-harp, der Liebegott, aeol. ἄρπυς Liebe, teutſch Harfe, ἅρπη die Zauberſichel, womit die Erdegöttin und die Zeit (die Endlichkeit) den Himmel entmannte ꝛc. (ebendaſ.) *), und ſo hat jenes Wort für irdiſche Speiſe, Zauber und Täuſchung auch die Bedeutung Muſik. Μαγας heißt der Steg auf der Cither, μαγαδις ein Saitenenſtrument, Heſych. μαγαζειν auf einem Inſtrument ſpielen, μαγεϊας die Flöte, μαγαδεις Flöten, die zur Cither geblaſen werden ꝛc.

Aber wie in dem Wort der Sprache, ſo kommt auch in der Mythe der Mahlende mit dem Harfner zuſammen. Der Sonnenmann Simſon, ſeiner Stärke beraubt, als die Hure

*) Zu dem im Panth. Angeführten kommt das Wort γοης, der Zauberer, das im Griechiſchen keine Herleitung hat. Es kommt von koeh ſanskr. die Schildkröte, die ja auch der griechiſchen Aphrodite im myſteriöſen Sinn gehörte. Aus ihrer Schale wurde die Harfe, und auf der Zauberlinie, yang, auf dem Rücken der Schaale, fand Fohi die Zahlen (und Zauber-) Linien, kua (χοα).

Delila ihm sein Lichthaupt beschoren (Urk. und Panth.), muß sowohl in der Mühle mahlen als der Philister Harfner seyn. So hatte Herkules am Zauberrocken der Omphale gesponnen, ganz hatte er den kräftigen Willen verloren und diente dem Weibe (ebend.), aber die Mythe nennt ihn auch den Mahlenden (Μυλης), und bei Linos, dem Gott der Wehklage und des Todes, hatte er die Lyra gelernt. So nun in unserer isländischen Mythe. Denn die mahlenden Mädchen erfinden hier den Gesang der Mühle Grotta (Grottengesang). Und wieder auch die Griechen kannten den Mahlgesang. Von μαλειν mahlen, leiten sie ab ἰμαλιος fruchttragend, ἰμαλια die Nahrung, ἰμαλις der Mahlgesang (ἐπιμυλιος ὠδη), und die zweite Bedeutung, ἡδονη Wollust, die ἰμαλις bei Hesychius hat, beweist deutlich, daß die Mahlmädchen auch als singende die Buhlinnen waren.

Ferner, Menga und Fenga mahlen, da der Krieg des verderbten Zeitalters schon ausgebrochen ist, Salz, und nun gieng das Schiff in der See unter und das Meer wurde salzig.

Denn

Denn auch das Salz war der irdische und verkörpernde Stoff (Panth.), ja in der Sprache ist μαλω, lat. molo mahlen, Ein Wort mit dem hebr. malah Salz, und den Römern hieß mola allein so viel als mola salsa (mit Salz vermischtes Opfermehl). Die Aegypter verfluchten daher das salzige Meer als das Werk des feindlichen Typhons; den Hebräern hieß: den alten Sauerteig ausfegen, so viel, als die alte Sünde vertilgen, und nur ungesäuertes (ungesalzenes) Brod durften sie am Paschafeste essen. Ferner auch der Speichel galt als Nahrungssaft für den leiblichen Salzstoff, und in der Sprache kam saliva von sal (Urk.). Der Stein, mit welchem das Eisen zu Mehl zerrieben, den Krieg hervorbringt, lag daher im Flusse beim Dorfe des Speichelteiches (Panth.), und wie Menga und Fenga, nachdem sie den Krieg herbeigeführt, das Salz mahlen, so führen nach einer andern Mythe der Edda die Götter mit den Vanen Krieg, und schließen dann einen Bund damit, daß sie ihren Speichel in einen Topf werfen, woraus der Mensch Kwaser entsteht, wie die indische Sitta aus dem Bluttopfe; und grade

wie Fenga und Menga die Sängerinnen sind, so war Kwaser der Dichter, und aus seinem Blute entstand der berauschende Dichtermeth. Auch kam wie das Salz, so der Speichel mit dem Mehl zusammen. Denn ein Bäcker schafft das erste Weib, indem er den Mann auf den Backen speiet (nach der Sage von Hispaniola), und auch in der Sprache heißt das hebräische rok Speichel, rakak Speien, rakik Kuchen ꝛc. (s. Urk. u. Panth.).

Umgekehrt aber, wie die Hebräer ein Fest des ungesäuerten Brods feierten, so ist den Germanen in Schottland der Gebrauch geblieben, jährlich an einem bestimmten Tage mit besonderm Ritus Sauerkuchen (soar cakes) zu backen, und das Mahlmädchen ist hier aus der Buhlin die Ehebrecherin geworden, wie denn in der Sprache jenes Wort für irdische Speise, Zauber, Musik (mach), Wollust überhaupt (μαχλαω), aber besonders der Ehebruch heißt (μοιχος). Nemlich die Weiber geben den ersten Kuchen, der fertig ist, derjenigen, die in Verdacht ehelicher Untreue steht. Und liegt nicht auch dies in der isländischen Mythe von den singen-

den Mahlmädchen? Sie dürfen nur ruhen, so lange als man ein Liedchen singt, oder als der Kukuk schweigt. Denn der Kukuk blieb eben den Germanen in Brittanien noch der Vogel der ehelichen Untreue, wie andern der Hahn, und das Lied Shakespears singt:

Da neckt der Kukuk weit und breit
Auf jedem Zweig die Eheleut';
Des Eh'manns Ohr
Vernimmt es, und erschreckt davor.

Ja auch in der Sprache hieß der Ku-kuk, so wie der Hahn (le coq), gleich der Taube als Plejadengöttin, der Vogel des Mehls, Getreides und der Kuchen (coak, cake ꝛc., ägypt. κα-κεις ꝛc.)

Den Mahlgesang selbst übrigens hat meines Wissens kein germanischer Stamm erhalten, und was die Edda vom Grottengesang sagt, mag wohl alles seyn, was davon erwähnt wird. Aber ein westphälisches Kinderlied, von dem ich aus eigner Kindheit noch den Anfang weiß, mag ein Ueberrest der ältern seyn:

Möller, Möller mahle,
Morgen kriegst du 'n Daler;

das heißt: Müller, Müller, mahle, morgen kriegst du einen Thaler. Und warum dies Versprechen? Weil das buhlende Mahlmädchen schon im Alterthum den Lohn der Wollust bekam. Denn die campanischen alicariae saßen des Verdienstes wegen vor den Mühlen, und auch die babylonischen und cyprischen Mädchen nahmen Geld an. Daß aber in dem Liede die Müllerin der Müller geworden, kam, weil im babylonischen Dienst auch Knaben sich Preis gaben; daher auch in der Sprache der ἀλφηστικος ein Einäde war, die nonaria der Römer den Griechen ein ναναρις.

Ueberall also haben wir die Fabel der Edda im ältern Auslande, aber überall auch auf germanischem Boden gefunden. Von diesem aus erklären wir nun zuletzt noch von einer andern Seite den griechischen Mahlgesang.

Hesychius sagt, ἱμαοιδος heiße einer, der zur Mühle oder zur Flöte singt (ἐπ' αὐληματι), letzteres wurde verbessert durch ἐπ' ἀληματι, aber dies hieße nichts anders, als das erstere, nemlich zum Mahlen. Richtiger emendirt daher ein anderer Interpret durch ἐπ' ἀντληματι,

zum Wasserschöpfen: denn ἱμαοιδος komme von ἱμαω Wasser schöpfen, und auch Suidas führe ἱμαιος in den Bedeutungen Schöpf- und Mahlgesang zugleich an. Daher verbesserte Casaubonus und mehrere die andere Stelle des Hesychius: ἱμαιος, ὠδη ἐπιμυλιος και ἐπανταιος, richtig durch ἐπαντλαιος. Da also ein Wort, das etymologisch doch nur Schöpfgesang heißen konnte, auch den Mahlgesang bedeutete, so muß wohl Mahlen und Wasserschöpfen dadurch, daß beides in Einer Mythe zusammenstand, wie so viel andere Verschiedenes bedeutende Worte, auch in der Sprache vereint worden seyn; aber dies geht nicht aus der griechischen, sondern aus der isländischen und indischen Sage hervor. Nach letzterer wird das Mehl ins Wasser geworfen, und es wächst Teichrohr daraus; nach ersterer raubt ein Seekönig die Mühle, bringt sie mit den Mägden auf das Schiff, und dies versinkt nun im Meere. So mußten also die Müllerinnen, statt zu mahlen, nun das Wasser aus dem Schiffe winden. Ein Mahlgesang wurde nun also zum Schöpfliede. Ja so sehr gehörte beides zusammen, daß,

als nach Gebrauch des ganzen Alterthums, der Mythe in der Heimath ein Lokal angewiesen wurde, ein See des Mahlens hierzu genommen wurde — nemlich der Mäler-See in Schweden: denn eben ein schwedischer König ist es, der dem dänischen Frothi die mahlenden Mädchen verkauft. Allerdings hatte also Rühs Recht zu fragen: bezieht sich dies vielleicht auf den bekannten Malstrom? Aber nicht umgekehrt ist das Mährchen vom Malstrom; sondern der Name von diesem, vom Mährchen veranlaßt. Selbst ein teutscher Eigennamen, der ohnedies sinnlos wäre, stammt hier mit vielen andern aus der Mythe. Wo das Wasser durch das Loch des Mühlsteins gefallen, sey die See salzig geworden, sagt die Fabel; und dies erklärt den sehr häufigen Eigennamen Lochmüller. Einen andern auf diese Weise entstandenen, führen wir nun an. Es ist

3.

Wolfgang.

Sinnlos wäre auch dieser Name, wenn er den Gang des Wolfes bedeutet hätte, und nicht

würdig, daß er unseres Dichters Vorname wäre. Aber etwas ganz anders hat er bedeutet, und die Edda erklärt auch ihn.

Noch jetzt nennen die Hopenarge in Krain, die für Nachkommen der alten Gothen gelten, den Wolf Holz-gangel, d. h. Wald-gangel. Denn im Walde mit Eisenruthen (Jernvidur) hat nach der Edda die Zauberin Gyge die Riesensöhne in Wolfsgestalt geboren, und was Gang und Gangel bedeutet, das war sie mit ihren Kindern. Ein Zauberwolf war der Wolfgangel, und magische Ruthen die Eisenzweige im Walde Jernvidur, gleich den runischen Stäben und der Ruthe des Hermes.

Nemlich die Zauberin Gyge bedeutet auch im Namen die Magierin, vom isl. gygur ein Zauberer, Notker be-gygeln, betrügen, Koukele Magie, lapp. koglar, teutsch Gaukler, κυκλος der Kreis (urspr. der magische, wie κιρκος, circus), teutsch Kugel, grönl. kugloriak die kreißende Schlange, kuglortet zusammenwickeln. Von diesem Wort aber stammen mit zwischengesetztem n (s. No. 2.) γογγυλος rund (vom Zauberkreis und dem magischen

Rad), γιγγλισμὸς und γαγγαζειν durch Kitzeln zum Lachen bringen, das Gekitzel (urspr. das zauberische, wie θελγειν Panth. vergl. No 1.), γογγυζειν murmeln, brummen (vom susurrus magnus, wie oben raunen), Jongler ein Zauberer, plattd. jängeln das Rad drehen, Kunkel der Rocken (der zaubernden Spinnerin), griech. ἰυγξ der Liebezaubernde, auf das magische Rad gespannte Vogel, und vom Zauber der Musik (No. 2.), γιγγρα eine Flöte, wie im Grundwort gigua die Geige. Daher nun der Name Gang, Wolf-Gang, und von der Form γογγυλος, jängeln, Kunkel, Jongler, der Gangel.

Aber ohne die Sprache zu Rathe zu ziehen, nehmen wir aus der Edda selbst schon den Namen in dieser Bedeutung. Denn einen Gangler nennt sie einen großen Zauberer. Im Gespräch mit Har handelt dieser den ersten Theil ihrer ganzen Göttergeschichte ab, indem Gangler fragt und Har antwortet. Dem entsprechend wird auch der zweite Theil der Asalehre im Gespräch Aegers mit Bragi erzählt; dort ist Gangler, hier

Aeger nach Asgard gereist, um die hohe Lehre zu erkunden; dort heißt Gangler der Zauberer, hier die Asen selbst. Umgekehrt aber wird der erste Theil der Edda vom Fragenden, und der zweite vom Antwortenden; jener nemlich von Ganglers zweitem Namen Gylf das Gylfeginning, dieser Bragerâdr genannt *). Gylf also war hier wohl der vorzüglichere der beiden Namen, und wirklich hat er den Zauberer seiner Thiergestalt, Gangler aber ihn nur seiner Kunst nach bezeichnet. Denn was war Gylf-Gangel anders als Zauberwolf, — Wolf-gangel? Das G nemlich ist als Gutturalhauch im Mittelalter gewöhnlich dem W vorgesetzt. Wolf, Welpe, Welf hieß dann Guelf, wie ja der hiervon stammende Eigenname Welfen (Wolfenbütteler) als Guelfen, ihre Gegner, die Weiblinger, als Guibelinen. So hieß vadimonium im mittlern Latein auch guadimonium, vadium, guadium, guacha die

*) Diese und andere Beziehungen der Sagen auf einander, ließen mich an einen ehemaligen Zusammenhang in der Edda glauben. Ihn zu beweisen, reichen noch meine Hülfsquellen nicht hin.

Wache, gualdus Wald, gualicana lingua die Wallonische Sprache ꝛc., daher noch guardia, la garde von Warte, guise von Weise, guespe von Wespe ꝛc. Umgekehrt wurde Wolfgang, Golfgang zu dem andern alten Eigennamen Gang-golf.

In dieser Gutturalform kommt Wolf, Welf auch vor in der Bedeutung Hund, als hebräisches chelew, arab. cali. Denn die verwandten Thiere Hund, Fuchs und Wolf haben in den Sprachen Einen Namen *), und welpe selbst bedeutet im Bremischen Dialekt junger Hund, eben so das lapp. felpa und isl. hvolpur, und als lat. vulpes der Fuchs. Darum bedeuten die zwei vorzüglichsten und einzig genannten Wölfe, die von der Zauberin im Walde Jernvidur geboren werden, Skolle und Hrate (oder Hate Hrad-vison) nach der Sprache

*) Zu den Beispielen in den Urk und Panth. kommt λυκος, böhm. Wlk, Wolf, georg. lekui Hund (lat. lycisci junge Hunde), lapp tare, tiur Wolf, isl. tyrres ein junger Hund, grönl. terrionak Fuchs, pelv. tarrinidar wachsam seyn, teresiche er ist wachsam (wie in derselben Sprache spakhi tonnatan wachsam seyn, vom altpers. σπακα der Hund).

Hund und Fuchs, jener von σκυλαξ, ein kleiner Hund, Σκυλλα die bellende Hündin im Meerstrudel, isl. Skolle Fuchs (hebr. sgaal Fuchswolf), dieser von Rüde, Ridel. So erhellet, warum der Zauberer Gylf-Gaugler, wie er vorgiebt, aus Räfiistigun kommt, d. h. aus Fuchsstegen, vom isl. refur oder reffur, dän. reff, schwed. räff, lapp. repe, pers. robe der Fuchs, lapp. raiwe, Name aller drei Thiere.

Vom Zauber des Weibes leitete ferner das Alterthum Gift, Pest und die faulenden Geschwüre ab (Panth.). Der Sirius in Wolfs-, Fuchs- und Hundsgestalt war überall der Pestsender, und in ganz Griechenland reinigte man sich mit dem Hundsopfer (Urk. u. Panth.). Jenes Wort für Zauber (mak, mag No. 2.), hieß im Hebräischen daher auch faulen, und der Zauberkrebs μαια (ebend.) wurde der Sprache das faulende Krebsgeschwür. So kommt von dem oben angeführten Wort gang, kang, der Zauber, sowohl cancer (ausgespr. kanker) der Krebs, als γαγγραινα der kalte Brand, und ganz in der Form wie Gangl, heißt eine Ge-

schwulst unter der Haut γαγγλιον, ja noch so war das Zaubernde der Wolf- und Gylfgangel; denn du Fresne erklärt ganglium durch la loupe (von le loup, der Wolf). Abgeleitete Bedeutung von kanker, γαγγραινα, ist γογγρος, der Auswuchs am Baume, wie im teutschen Provinzialismus das Geschwür als Auswuchs und Abscess ein Ast heißt.

4.

Isegrim.

In diesem Zusammenhange werde auch der Name erklärt, den der Wolf im Reineke Fuchs hat. Auch er ist ein Ueberbleibsel der germanischen Götterlehre, wie sie in der Edda ist. Denn leicht erhellet, daß Isengrim bedeutet Eisengrim, und so erklärt den Namen die angeführte Mythe von den Wölfen, die im Walde mit Eisenruthen von der Zauberin geboren wurden. Dies will auch die Sprache in andern Worten. Das Wort Welpe, Welfe, Gylf, cheleb selbst bedeutet im Griechischen, Stahl (chalybs), und der Name Grate oder Gradvi-

son, der eine jener Wölfe im Eisenwalde, nebst dem Worte Rüde, stimmt zusammen mit dem isländ. grad, Eisen, Grot, einem Fabelschwerd der Edda.

So der erste Theil des Namens Ise-grim, und der zweite hieß wieder Wolf und Hund, das Ganze also Eisenwolf. Denn Grimm ist die Metathese mit r von Garm, Gorm, dem Namen des Hundes, der nach der Edda bis zum jüngsten Tage angebunden ist. Aber auch von eben der Zauberin, von welcher die Eisenwölfe geboren werden, entsteht das Ungeheuer Mana-Garmur.

Wie Wolfgang, Gangolf, Welfe, ist auch Garm zum Eigennamen geworden. Bekannt ist in der nordischen Geschichte Gorm der Alte, und andere.

5.

Lenz.

Nie hätten die Dichter diesen Namen zum poetischen Wort für den März genommen, wenn sie seinen Ursprung gewußt hätten, wie Homer so manches alte Beiwort nicht gewählt haben

würde, wär' es ihm noch etwas anders als ein altes Beiwort gewesen. Lenz hieß der Monat des Linsengerichts.

Heilig war in den Eleusinien und blieb den Pythagoräern die Bohne, und der Gott, dem die Orphischen Mysterien geweiht waren, hieß davon der Bohnengott (Bakchus, κυαμιτης). So war als Erbse die Hülsenfrucht das Heilige (Urk. u. Panth.), und nicht anders die Linse. Wie aber von den Göttern selbst, so wurden von Festen und heiligen Handlungen die Monate benannt. In einem bestimmten Monat des Jahrs brachten die Aegypter dem Harpokrates das heilige Linsengericht, und wie er der schweigende Gott mit dem Finger auf dem Munde, so hielten mit der Bohne die Pythagoräer zugleich das Schweigen heilig. Ob aber in Aegypten auch der Monat hieß, wie die heilige Handlung selbst, habe ich noch nicht durch die Sprache bestätigt gefunden. Bei den Germanen hingegen ist der Name des Monats und seine Herleitung von Linse, lat. lens, märkisch Linz, geblieben, ohne daß sich eine Spur des alten Glaubens erhalten hätte. Aber beides zugleich ist im Griechischen

der Fall. Der griechiſche Kultus feierte dem Theſeus zu Ehren ein Feſt, an welchem ein Brei aus Hülſenfrüchten gekocht wurde; von πυανος, Heſych. πυννος, celt. ponnan, teutſch Bohne, hieß das Feſt Pyanepſien, oder Panopſien, und der Monat, in den es fiel, Pyanepſion. Die Indier nennen wenigſtens die Hauptfeierlichkeit am großen Feſt vom Reißkochen, nemlich vom Ausruf pongol, es ſiedet, das Pongol.

J. A. Kanne.

Lebensharmonie.

Ein Sextett mit Schlußchor.

(Ein Kirchhof auf einem hohen Hügel. Mitten hindurch läuft eine Straße. Seitwärts eine kleine Kirche. — Die Sonne geht auf. — Ein Todtengräber macht ein Grab. Neben ihm sein spielender Knabe.)

Todtengräber.

He, Junge, gieb den Schädel her!
Wirf mir die Knochen nicht kreuz und queer!
Es will doch jeder, der hier begraben,
Am jüngsten Tag die seinen haben.

Knabe.

Schau, wie mir der die Zähne weist!

Todtengräber.

Ist Schulzens Frau. Leg hin; der beißt.
Die hat im Leben g'nug gebissen,
Bis sie ins Gras hat beissen müssen.

Knabe.

Der hat kein'n Zahn mehr, sonst biss' er gern.

Tod-

Todtengräber.

Iſt ſicherlich von ein'm großen Herrn.
Marſch, fort! wär'ſt auch der größt' von allen,
Dem Spaten biſt du doch verfallen.

Knabe.

Da bringt die Mutter Frühſtück für dich;
Iſt auch fette Milch dabei für mich.
(Knabe ſpringt ihr entgegen. Todtengräbers Frau ſetzt ſich auf ein Grab und packt ihren Korb aus.)

Frau.

Nun, Vater, magſt dich tüchtig rühren;
's giebt wieder zu ſchaufeln und zu ſchüren.

Todtengräber.

Meinem Handwerk fehlt es nie an Brod.
Nicht aus der Mode kommt der Tod.

Frau.

Heut' Nacht iſt der alte Kunz verſchieden.

Todtengräber.

War alt genug zum ew'gen Frieden!
Den ſchrieb ich mir ſchon lange gut.

Frau.

Auch Nachbars Frau, das junge Blut.
Sah ſie noch geſtern vorbei ſtolziren
Und alle Herrleins ihr nach trottiren.

Todtengräber.

Jung oder alt, früh oder ſpat:
Wir gehen alle einen Pfad. —
Haſt du die Wolke nicht geſehn
Wie einen Sarg vor der Sonne ſtehn?
Ich hört' auch vor Tag das Käuzlein ſchrein:
Das bringt mir noch heut eine Leiche ein.

(Ein Pilgrim kommt langſam den Hügel herauf, und bleibt oben, um ſich ſchauend, ſtehen.)

Pilger.

Gott grüß euch!

Todtengräber.

Dank euch!

(zu ſeiner Frau) Der ſchaut noch ins Ferne:
So alt er iſt, der ſtürb' noch nicht gerne.

Pilger.

Wie weit mag's nach dem Schloſſe ſeyn,
Das hoch dort glänzt im Morgenſchein?

Todtengräber.

Wonach der Schritt; zwei oder drei Stunden.
Das Was iſt immer ans Wie gebunden.

(Der Pilger ſetzt ſich ſeitwärts unter einen Baum.)

Frau.

Der kommt wohl recht von weitem her?

Todtengräber.

Ja, das läuft über Land und Meer,
Meint, in der Ferne ſey's Glück zu kaufen,
Und hat doch am End' nur das Grab ſich erlaufen.

Pilger.

Wie klopft mein Herz! Wie treibt mich's fort! —
Nur einen Augenblick Ruh an dieſem Ort! —
Du traute Heimath, Jugendland,
Des Schiffbrüchigen rettender Strand;
Seh ich dich endlich, endlich wieder?
Schau' in des Fluſſes Spiegel nieder,
Der ſonſt, vom Kahne leicht durchpflügt,
Auf Abendroth den Jüngling oft gewiegt;
Seh', wie von Nebeln, Geiſtern gleich, umſchwebt,

Der Berge blauer Zug ſich hebt,
Der einſt des Knaben ahnend Sehnen weckte
Und ihm ein goldnes Wunderland verſteckte? —
In Schnee gehüllt, an Leben leer,
Lag greiſer Winter um dich her,
Als ich, von Blutſchuld ausgetrieben,
Den Rücken wandte allem Lieben.
Nach zwanzig Jahren kehr' ich zurück
Und herrlich liegſt du vor meinem Blick,
In Morgenfriſche, in Frühlingsglanz,
In Lebensfülle, im Blüthenkranz,
Lächelt mir jugendlich deine Geſtalt: —
Doch ich bin jetzo greis und alt!

Frau.

Horch den dort mit ſich ſelber ſprechen.
Wie die Thränen aus ſeinen Augen brechen!
Der alte Mann! was ihm doch fehlt?

Todtengräber.

Wer weiß was ſein Gewiſſen quält.
Mag einer die ganze Welt durchjagen,
Seine Schuld muß er doch mit ſich tragen.

(Es kommt ein Jüngling ſingend den Hügel herauf geritten.)

Knabe.

Sieh doch den ſchönen Reuter dort!

Frau.

Ein ſtattlich Bürſchlein, auf mein Wort!

Knabe.

Schau, wie das ſchwarze Rößlein ſpringt!

Frau.

Sie ſcheinen beide guter Ding'.

Jüngling. (ſingt)

Friſch auf, mein Roß, ins grüne Feld!
Friſch auf in den rothen Morgen!
Ich hab' mein' Sach' daheim beſtellt
Und eingeſperrt die Sorgen.
Will mir kein König die Krone leihn?
Herr Vetter, ich lohn's euch: die Welt iſt mein!

Zur Liebſten, die mich heut beſtellt,
Will ich verſtohlen gehen.
Sie iſt der Frühling, ich die Welt:
Keins mag ohn's andre beſtehen.
Du arme Welt, was wärſt du dann,
Säh' dich der Frühling nicht mehr an?

Jüngſt träumt ich, mir Sankt Peter wies
Des Himmels Herrlichkeiten:
Geh ein, mein Sohn, ins Paradies,
Geh ein zu ewigen Freuden!
Allein ich ſprach: Bedank mich ſchön;
Muß alleweil zur Liebſten gehn!

(er reitet vorüber)

Todtengräber.

Dem iſt gar wohl in ſeiner Haut.

Frau.

Wer weiß, er geht wohl zu ſeiner Braut.

Todtengräber.

Wenn er zu ſeinem Weibe ginge,
Verging ihm freilich das Geſinge.

Pilger.

O Jugendluſt und Liebesglück,
Des Lebens freundlicher Sonnenblick,
Du haſt mir auf dieſer Flur auch gelacht!
Und ſehnſuchtsvoll ſchau ich zurück
Aus meiner einſamen traurigen Nacht!
(Der Jüngling kommt zurück von einem Mädchen begleitet, ſein Pferd hinter ſich am Zaum führend.)

Jüngling.

Hält mich denn wirklich kein Traum gefangen?
Iſt mir noch einmal die Sonn' aufgegangen?
Du biſt es wirklich? Ich ſchau dein Geſicht;
Mir leuchtet dein himmliſches Augenlicht?

Mädchen.

Hier laß uns ruhn; ich kann nicht mehr.
(Er bindet ſein Pferd an; ſie ſetzen ſich auf einen bemoosten Leichenſtein.)
Es trieb mich Angſt und Liebe her.
Die Angſt haſt du nun wieder vertrieben,
Allein die Lieb' iſt da geblieben.

Jüngling.

Und wird mir bleiben immerdar?

Mädchen.

In Luſt und Schmerz, in Glück und Gefahr.
Ich bin auf immer nun an dich gekettet.

Todtengräber.

Da hat ſie ſich nicht wohl gebettet.

Frau.

So ſchweig doch, daß man hört was geſchieht!

Todtengräber.

Was wirſt du hören? Das alte Lied.

Mädchen.

Den Oehm, dem alles verrathen iſt,
Hab' ich getäuſcht mit ſchlauer Liſt,
Und bin ſeiner Wuth behend entkommen.

Jüngling.

Es ſoll ihm ſeine Wuth nichts frommen.
Sein Zorn an dieſer Bruſt zerſchellt.
Ich ſchütze dich gegen die ganze Welt.

Pilger.

Wie mich des Jünglings Geſtalt und Gemüth
Mit ſtarken Armen an ſich zieht!
Auch mir ward einſt ein Sohn geboren —
Doch mir iſt Sohn und alles verloren.

Todtengräber.

Wie ſchnell hat ſich der Himmel umzogen.

Frau.

Die Vögel kommen ängſtlich geflogen.

Knabe.

Es donnert. Vater im Himmel grollt.

Todtengräber.

Das Wetter kommt ſchnell herauf gerollt.

Jüngling.

Geliebtes Leben, liebſt du mich?

Mädchen.

Ich hab' nun niemand mehr als dich.

Jüngling.

Du haſt mich ganz. Ich bin dein eigen.
Als deinen Knecht will ich mich zeigen;
Du ſollſt die Herrſcherin allein
Im Haus, ſo wie im Herzen ſeyn.
In Luſt ſoll die Zeit vorüberrauſchen;

Jeden Wunſch will ich dir vom Auge lauſchen,
Mein Leben hängen an deinen Blick,
Mit meinem Blut erkaufen dein Glück.

Mädchen.

Ich hab' keinen Wunſch, kein ander Begehr,
Als daß du mich liebſt immer mehr und mehr.

Todtengräber.

Nun iſt wohl tief genug gegraben;
(er mißt das Grab aus)
Der Todte will ſein Recht auch haben.

Pilger.

Das Thal umzieht ſich mit Nacht und Grauen.
Es ſchwärzt ſich der Himmel, um mich nicht zu ſchauen.
Auf! auf! hinweg von dieſem Ort!
Die Furien erwachen und treiben mich fort.

Todtengräber.

Gevatter, dein Häuslein ſteht nun fertig,
Mit offner Thüre dein gewärtig.
Ein feines Kämmerlein, tief und kühl,
Einen Arm voll Hobelſpän' zum Pfühl,
Eine Klafter Erde zum Deckebett —
Möcht' mancher wünſchen, daß er's ſo hätt'!

Mädchen.

Wie glücklich bin ich, Geliebter, durch dich!

Jüngling.

Wie ſelig, Geliebte, machſt du mich!

Mädchen.

O möcht' ich in deinem Arm jetzt ſterben!
Was kann mir das Leben noch höh'res erwerben?

Jüngling.

An deiner Bruſt, welch ſüßer Tod!

Erwachen zum ewigen Morgenroth!
Auflodernd Opfer vereinter Flammen,
Wie der Himmel ewig, von dem sie stammen!

Mädchen.

Laß in die Kirche uns gehen ein.
Die Thür steht offen. Es zieht mich hinein.
Es drängt sich Gebet aus meiner Brust.
Ist Andacht nicht reinste Liebeslust?
(Sie gehen Hand in Hand in die Kirche hinein.)

Pilger.

Die Glücklichen! da gehn sie hin,
Nur Andacht und Liebe in Herz und Sinn,
Die reinen Hände zum Vater zu heben.
Sie wissen von keinem Streit mit dem Leben;
Das Rechte ist immer was ihnen gefällt,
Und eins ist ihnen Himmel und Welt. —
Auch ich will in die Kirche treten
Und, wenn ich kann, mit ihnen beten. —
(Er geht nach der Kirche; in dem Augenblick, wo er die Schwelle betreten will, fährt ein Blitzstrahl auf das Dach der Kirche herab. Er sinkt zu Boden.)

Frau.

Hilf, heiliger Gott, erbarme dich!

Todtengräber.

O Herr! sieh auf uns gnädiglich! — (Pause)
Das schlug dort in die Kirche ein.

Frau.

Schau da den Pilgrim; — scheint todt zu seyn.

Todtengräber.

Du siehst ja, er regt sich.

Frau.

Er richtet sich auf.

Er hebt die Hände zum Himmel hinauf.

Todtengräber.

Hast du das junge Paar nicht gesehn?

Frau.

O Gott, ich sah in die Kirche sie gehn!
In die Kirche schlug der Blitzstrahl ein —

Todtengräber.

So werden sie beide wohl nicht mehr seyn.

(Sie gehn nach der Kirche und treten hinein. Bald darauf stürzt die Frau wieder heraus.)

Frau.

Ach welcher Anblick! daß Gott erbarm!
Da liegen sie beide Arm in Arm.

Pilger (auffspringend).

Erschlagen?

Frau.

Sie ruh'n an des Altars Stufen
Wie schlafende Kinder. Gott hat sie gerufen.

(der Pilger eilt hinein)

Frau (zu ihrem Knaben, welcher weint).

Sei still, mein Kind. Der Herr hat's gesandt.
Wir stehn überall in Gottes Hand.

(Todtengräber und Pilger tragen den Jüngling und das Mädchen heraus. Es finden sich nach und nach mehrere Menschen ein, denen die Frau den Vorgang erzählt. Der Pilger ist kniend mit den Leichen beschäftigt. Indem er dem Jüngling das Kleid öffnet, springt er plötzlich voll Entsetzen auf.)

Pilger.

Was willst du Gaukelspiel der Hölle?
Seht! da! Was seht ihr? auf jener Stelle?
Dort unter der Brust? ihr seht nichts? Hier!
Es ist vor den Augen so dunkel mir: —
Was seht ihr?

Todtengräber.

Ein seltsam Zeichen, traun!
Ist wie zwei flammende Schwerdter zu schaun.

Pilger.

Ihr lügt!
(er wirft sich wieder neben den Leichnam und betrachtet das Maal.)
Nein! nein! Es will nicht verschwinden.
O Himmel, laß diese Augen erblinden!
Vernichte mich, Ewiger! räche dich!
Hast du denn keinen Blitz für mich? —
Zu euch will ich meine Hände heben:
Reißt mich hinweg, nehmt mir das Leben!
Es bringt euch herrlichen, himmlischen Lohn —
Erbarmt euch mein! — Das ist mein Sohn! —

Er lächelt, wie von süßem Traum bewegt.
Es sind der Mutter Züge, die er trägt. —
Mein Weib! mein Sohn! — Tod, tod alle meine Lieben!
Und ich nur bin, ein Schatten, hier geblieben?
Nehmt mich hinweg, tragt mich hinaus!
Legt mich ins stille, dunkle Haus.
Hinab! hinab! drückt mir die Augen zu;
In kühler Erde bringet mich zur Ruh! —

Nicht einmal sollt' ich dir ins Auge blicken,
Nicht einmal lebend an die Brust dich drücken! —
Als schwere Schuld ins Elend mich getrieben,
Da hatt' er mich noch Vater nicht genannt;
Jetzt kehr' ich wieder in der Heimath Land. —
So stand es in den Sternen mir geschrieben. —
Ich fasse wieder meines Sohnes Hand:
Doch stumm ist diese Lippe mir geblieben
Und niemals hat er Vater mich genannt.

Für diesen Anblick also mußt' ich leben!
Darum hat mir kein Schwerdt den Tod gegeben,
Darum mich kein Geschoß getroffen,
Darum war für mich kein Abgrund offen,
Hat mich keine Glut versengt, kein Meer verschlungen,
Die Pest ohnmächtig mit mir gerungen! —
Hinweg! geh' jeder seinen Pfad!
Der Tod tritt jeden, der mir naht.
Seht ihr den Fluch an meine Stirn geschrieben,
Der zwanzig Jahr mich ohne Rast getrieben?
Schaut mich nicht an! Verweilet nicht!
Hier hält der Himmel sein Gericht.
Ich bin der Sünder, der Verruchte,
Der Mörder, der von Gott Verfluchte!
Meinen Bruder hab' ich erschlagen,
Meinen Vater in Elend und Tod gebracht,
Meinen Kindern die Schande zum Erbtheil vermacht,
Mein Weib hat der Gram zu Grabe getragen. —
O Vater im Himmel, du bist gerecht. —
Erlöser, löse deinen Knecht! —
Es wird vor meinen Augen Nacht — —
Heil dir, Erlöser! es ist vollbracht!

(Er ſinkt zu Boden. Alle ſtehen ſchweigend umher. Von der andern Seite kommt ein Leichenzug langſam mit Geſang den Hügel herauf.)

Chor.

Seht, wir bringen einen Müden,
Traurig und doch froh zugleich.
Aus dem Streit zu ew'gem Frieden,
Aus der Welt in Gottes Reich,
Zu dem Licht aus Nacht und Bangen
Iſt er herrlich eingegangen.

Wen nie Sünd und Fehl befleckten,
Darf dem Throne freudig nahn,
Aber auch den Schuldbedeckten
Nimmt der Vater gnädig an.
Friede ſoll dort allen werden,
Denn die Schuld rächt ſich auf Erden.

E. W. Conteſſa.

Kriegslied

für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere.

Mel. Schillers Reiterlied:
Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd! auf's Pferd! ꝛc.

Gott mit uns, wir zieh'n in den heiligen Krieg!
Gott mit uns, dann zieh'n wir zum Siege!
Er hat unsern Waffen verliehen den Sieg,
Er berief uns zum heiligen Kriege,
Er hat uns geführet die blutige Bahn,
Er hat Wunder der Schlachten durch uns schon gethan!

Nur ihm sey, nur ihm, und nicht uns die Ehr',
Nur ihm, dem wir siegen und fallen;
Die Schmach, schon war sie zu tragen nicht mehr,
Da ließ er den Feldruf erschallen;
Und sein Ruf, hoch hat er das Herz uns erfreut,
Daß wir freudig ziehn in den heiligen Streit!

So viele Jahrhundert' die Welt schon steht,
Sind Ströme des Blutes geflossen;

Doch seit um die Sonn' sich die Erde dreht,
Gerechter wohl kein's ist vergossen;
Als was wir vergießen, das treue Blut,
Zu bekämpfen den frevelnden Uebermuth!

Nicht um Weib und Kind nur, um Hof und Haus,
Nicht um Länder zu beuten und Kronen,
Ziehn wir in den Krieg, den gerechten, hinaus,
Denn die Beute, sie kann uns nicht lohnen;
Unser Lohn ist: die Menschheit, die Frevel zertrat,
Sie zu retten durch männliche deutsche That!

Drum giebt es nicht Preußen, nicht Oestreicher mehr,
Noch Bayern, noch Sachsen und Hessen,
Wir alle sind nur ein deutsches Heer,
Was uns trennte, wir haben's vergessen;
Wir Deutsche, wir reichen uns Deutschen die Hand,
Nur der Deutsche soll herrschen im deutschen Land!

Die die Newa, die Themse, die Weichsel, den Sund,
Die den Tago, die Tyber umwohnen,
Sie schlossen mit uns für die Menschheit den Bund,
Die Sieger der fernesten Zonen!
Der Jammer muß enden! Die Menschheit befrei'n
Oder sterben, wir wollen's im treuen Verein!

Der Rhein, nicht länger in fremder Schmach
Soll er rollen die köstlichen Fluthen,
Und Rom, die der Welt einst Gesetze sprach,
Soll brechen die sklavischen Ruthen,
Und frei wieder werden das göttliche Meer,
Durch Deutschlands und seiner Verbündeten Heer.

Die Kaiſer, die Führer zur Siegesbahn,
Franz, Alexander, Sie leben!
Georg, Friedrich Wilhelm und Maximilian,
Die die Banner des Rechtes erheben,
Und all' ihre Helden, ſie leben hoch!
Sie leben den ſpäteſten Enkeln noch!

Mit ihnen wir ſetzen das Leben ein,
Wie der Sänger hat herrlich geſungen,
Dann wird uns das Leben gewonnen ſeyn,
Uns Völkern von allerlei Zungen;
Daß wieder entblüh', was der Feind uns zertrat:
Durch Recht und Wahrheit des Friedens Saat!

Und wög' er allein auch ein großes Heer,
Der Held, der die Welt hat gequälet,
Seiner Opfer Thränen, die wiegen noch mehr,
Die der Heerſchaaren Herr hat gezählet!
Eine Meerfluth wogte der Thränen Gewicht,
Doch Gott ſprach: Bis hieher, und weiter nicht!

Und die, für Ihn fallend im heiligen Streit,
Mit blutigem Lorbeer ſich kränzen;
Sie werden, Geſtirne der Herrlichkeit,
Noch den fernſten Geſchlechtern erglänzen;
Wie Louiſe*), Ludwig**) und Leopold***),
Unſern Schaaren voranglüh'n in ewigem Gold!

*) Louiſe, Königin von Preußen, das ſchönſte der Opfer des Krieges.

**) Ludwig Ferdinand, Prinz von Preußen.

***) Leopold, Prinz von Heſſen-Homburg.

Drum, Herrmann's Enkel, auf, auf zur Schlacht!
Wo der Bund ward, der erste *), beschworen,
Sei der zweite Verein jetzt der Deutschen gemacht,
Und mit Gott, den zum Schild wir erkohren!
Das Feldgeschrei sei: Alte Zeit wird neu! **)
Und die Loosung: Trotz Teufel die deutsche Treu!!!

*) Auf dem Frankfurt benachbarten Feldberge schloß Herrmann gegen die Tyrannei der Romer den ersten Deutschen Bund.

**) Feldgeschrei und Losung sind aus Werners noch ungedrucktem Trauerspiel: Kunigunde.

F. L. Z. Werner.

An die Liebe.

Schmerzensfreude, ſüße Liebe!
Meines Lebens Kampf und Luſt!
Heilig klarer Quell der Triebe,
Die das Höchſt' in meiner Bruſt!

Roſ', entſproßt aus Vaters Herzen;
Leben! — Himmelſüßer Tod!
Du biſt ſelig und voll Schmerzen,
Biſt allmächtig! du biſt Gott.

Seh' ich's groß und herrlich tagen,
Iſt es Liebe, die ſich zeigt;
Was die dunkeln Nächte klagen,
Das iſt Liebe, die entfleucht!

Was in großen ſchweren Tropfen
Blut dem Herzen will entziehn,
Iſt der Liebe Stachel, klopfen
Thut es, ach! und kann nicht fliehn.

Aber was zu Roſenhügeln
Hüpfend meine Seele führt,
Liebe iſt's mit goldnen Flügeln,
Die die Liederſaiten rührt.

Deine ſeel'gen Prieſter, Liebe,
Sind ja dein, ſind deine Wahl!
Heil'ge ſie in einem Triebe,
Tödte ſie durch einen Strahl!

Ida, Gräfin von der Gröben,
geborne von Auerswald.

Als der erſte Schnee fiel

in Schleſien im Jahre 1812 den 2ten November.

Rauhe Kälte
Wild entſtellte
Unſrer Erde lieblich Bild;
Luſt erſtarrte,
Liebe harrte,
Wird mein Ahnen nie erfüllt?
Kam ein Wehen
Aus den Höhen
Dunkel wie des Lebens Loos;
Weiße Funken
Taumeln trunken,
Fallen in der Erde Schooß.

Heil'ge Gluthen,
Liebesfluthen,
Kamen in der Unſchuld Weiß,
Sind es Sterne
Aus der Ferne
Die gelöſ't das ſtarre Eis?

Blüthen-Regen,
Holder Segen
Aus der ew'gen Milde Hand?
Sind es Glocken,
Liebeslocken
Aus dem fernen Heimathland?

Sieh Gestalten
Sich entfalten
Auf dem weichen blanken Grund;
Wie sie irren,
Sich verwirren,
Tiefe Weisheit ist im Bund!
Immer schneller,
Hell und heller,
Zeigt sich mir des Bildes Sinn;
Schimmer weichen,
Heil'ge Zeichen
Deuten auf die Wahrheit hin.

Diese kleinen
Engelreinen,
Gleich den Kindern an dem Thron,
Holde Sternlein,
Süße Blümlein,
Künden uns den ew'gen Sohn.
Liebe senkend,
Freude schenkend,
Nahet schon die heil'ge Nacht;
Dankend preisen
Wir mit leisen
Tönen, Heiland, deine Macht.

Liebe grüßend,
Sünden büßend,
Trägt die Erd' ein Lilienkleid;
Zu empfangen,
Anzuhangen
Ganz dem heil'gen Kreuzesleid.

†

Ida, Gräfin von der Gröben,
geborne von Auerswald.

Rundgesang
für Deutsche in der Fremde.

Gothenburg 1810.

Erster.

Trunk und Sang ist deutsche Weise,
Ohne Lieder labt kein Wein;
Darum soll gesungen seyn
Auch in diesem Brüderkreise,
Die von vielen, lieben Stellen,
Aus so manchen deutschen Landen
Traulich sich zusammen fanden
An des fernen Stromes Wellen.

Chor.

Seid gegrüßt, vertraute Töne!
Ja, von vaterländ'schen Dingen
Soll ein freies Lied erklingen.
Wir sind Einer Mutter Söhne!

Zweiter.

Fern bis zu den Antipoden
Trieb Verhängniß mich und Luſt;
Doch ſtets ſehnt ſich meine Bruſt
Nach dem lieben deutſchen Boden;
Zwar gefiel mir manches Neue,
Viel war herrlicher und größer;
Aber nirgends hielt man beſſer
Als in Deutſchland Wort und Treue!

Chor.

Freilich wurde Manches ſchlechter,
Und wir ſind nicht mehr die Alten;
Doch hat Vieles ſich erhalten,
Und wir trotzen dem Verächter!

Dritter.

Traurig nehm' ich meinen Becher,
Schwing' ihn weihend in der Hand,
Möge bald, o Vaterland,
Dir erſtehn ein wackrer Rächer;
Meine Seele wölket Trauer,
Denn auf deinen Blumentriften
Wehen zwiſchen Leichengrüften
Nur der Knechtſchaft Grabesſchauer!

Chor.

Ach was frommt verlorne Klage;
Trau'n wir Gott und unſern Klingen,
Herrlich wird es uns gelingen,
Und wir ſehen beſſ're Tage.

Vierter.

Deutſchlands Sänger will ich loben,
Deren heiliger Geſang
Hoch bis an die Sterne klang
Und uns mit empor gehoben;
Ihre kräftigen Geſänge,
Die der tiefſten Bruſt entquellen,
Rauſchen gleich des Bergſtroms Wellen
Ohne fränziſch Wortgepränge.

Chor.

Heil dir Land erhab'ner Geiſter;
Seit der ſchönen Zeit der Minne
Paarten ſtets mit tiefem Sinne
Kraft und Einfalt deine Meiſter!

Fünfter.

Schönes paßt ſich wohl zum Schönen,
Trinkſt du auf der Dichter Wohl,
Allen deutſchen Frauen ſoll
Dann mein Lebehoch ertönen,
Die, getreu der deutſchen Sitte,
Frei vom Tand des Augenblickes,
Einen Altar ſtillen Glückes
Gründen in des Hauſes Mitte!

Chor.

Schön ſind andrer Länder Frauen;
Lebensluſtig, jung an Jahren,
Haben wir's genug erfahren,
Doch uns fehlte das Vertrauen.

Sechster.

Deutschen Frau'n in fremden Ländern
Will ich diesen Becher weih'n,
Die nicht um den eitlen Schein
Des Gemüthes Ernst verändern;
Brüder, ha! wer wagt's zu streiten,
Daß auch fern von Deutschlands Gauen
Deutsche Mädchen, deutsche Frauen
Unsers Volkes Ruhm verbreiten?

Chor.

Trotz darfst du dem Ausland bieten;
In der Hütte, auf dem Throne
Ziert sich manche ferne Zone,
Vaterland mit deinen Blüten!

Siebenter.

Eins noch, Brüder, müßt ihr hören,
Luther, wie ihr wißt, empfahl
Selbst vor Weibern den Pokal,
Und sein Wort halt' ich in Ehren;
Doch bei diesen nord'schen Festen
Find' ich herb' und schwer die Weine;
Darum seufz' ich nach dem Rheine,
Da gefällt es mir am besten.

Chor.

Freund, wir rühmen deinen Glauben:
Wer die Milde deutscher Reben
Je geprüft, wird sie erheben:
Auf's Gedeih'n der deutschen Trauben!

Achter.

Unſern Strom, den reinen, ſchönen,
Feſſelt auch das fremde Band,
Und um den getheilten Strand
Schnarrt es in verhaßten Tönen.
Mag die Fülle ſeiner Gaben,
Bald befreit vom Zwang der Dränger,
Nur die Lippe deutſcher Sänger,
Deutſcher Freiheitshelden laben!

Chor.

Daß die ſchnöden Feſſeln fallen!
Mag von freien Nationen
Nur umweidet, der Teutonen
Hort zum freien Meere wallen!

Neunter.

Einmal noch ſei angeklungen,
Phöbus taucht ſchon aus dem Meer,
Meiſt ſind unſre Flaſchen leer
Und ſchon lallen manche Zungen;
Brüder, reicht euch denn die Hände,
Wo wir wandeln, was wir treiben,
Laßt uns deutſch im Herzen bleiben,
Deutſch in Worten bis an's Ende!

Chor.

Brüder, reicht euch denn die Hände!
Wo wir wandeln, was wir treiben,
Laßt uns deutſch im Herzen bleiben,
Deutſch in Worten bis an's Ende.

Fr. Rühs.

Herbſtfeier im Jahre 1813.

(Aus Schwaben.)

Herbſt! woher des Frühlings Feier?
Berg' und Thale ſteh'n in Licht,
Herrlich eine Sonne bricht
Durch des Himmels trüben Schleier!

Durch's Gezweige deutſcher Eichen,
Auen und Gebirg' entlang,
Singt Natur ein Schlachtgeſang;
Und die Störer müſſen weichen.

Burgen in des Himmels Bläue,
Deutſcher Helden Väterhaus,
Schau'n verklärt in's Land hinaus,
Freuen ſich der Kinder Treue.

Und aus heil'gen Särgen heben
Heldengeiſter ſich erwacht,
Führen das Panier der Schlacht,
Und der Böſe flieht's mit Beben.

Heil dem, der auf blut'ger Stätte
Siegreich Todesstoß empfing!
Heil! es springet Ring nach Ring
Von der schlechtgefügten Kette!

Daß auf den bereiften Auen
Nicht in Lust der Baum erblüht,
Saat sich aus der Tiefe zieht
Luft und Boden rein zu schauen!

Ueber Städte, Flüss' und Felder
Heil'ger Nordstern segnend glüht!
Deutscher Vogel! sing' dein Lied!
Grünet! wogt! ihr alten Wälder!!

Justinus Kerner.

Die beiden Volker *).

An den mit dem Heere abwesenden Fouqué.

An grimmen Hagens Seite,
In Etzels Burg zu Gran,
Stand in dem wilden Streite
Volker, der Spielemann;
Sein Stück, das klang nicht schöne,
Sein Anstrich, der war roth,
Es fällten seine Töne
Gar manchen Helden todt.

Du warst im besten Geigen,
Als Meister Hildebrand
Hieß deine Töne schweigen
Mit ungefüger Hand.
Dein stählner Fidelbogen,
Herr Volker, ist entzwei;
Die Saiten ist verzogen,
Das Fideln ist vorbei.

*) S. die beiden Hagen in den Musen 1812.

An wack'rer Jäger Seite,
Im heil'gen deutſchen Bann,
Ficht in dem Freiheitsſtreite
Ein zweiter Volkersmann.
Sein Sang klingt ſtark und ſchöne,
Sein Lied glüht morgenroth,
Es wecken ſeine Töne
Aus langer Knechtſchaft Tod.

Du ſpielſt den Waffenreigen
Von edelm Zorn' entbrannt,
Noch thät' es nimmer ſchweigen
Das Spiel in deiner Hand.
Ein heit'rer Regenbogen
Reißt das Gewölk entzwei;
Er hat dein Haupt umzogen,
Die Knechtſchaft iſt vorbei!

Auguſt Zeune.

Die Heilung des Wahnsinnigen.

Durch die nächt'gen Waldesſchatten,
Rüſtig, rüſtig zieht mein Schritt;
Weilen nie, und nie Ermatten,
Denn mein Dämon kommt ja mit.

In der hellen Burg da droben
Wachten ſie recht ſorgſamlich —
War't ihr bleich vor meinem Toben,
He, warum behalten mich?

Aus dem Fenſter kühn geſchwungen, —
Schrie'n ſie nicht ob meines Falls? —
Riſch dann wieder aufgeſprungen, —
Ach, ich breche nicht den Hals!

Ach nein, ach nein! Seht ihr den Mantel nicht,
Den über'm Haupt zuſammen
Von zuckend rothen Flammen
Mir mein gewalt'ger Dämon flicht?

Das iſt 'ne Nebelkappe,
Da bin ich drin ſo ſtark,
So voller Heldenmark;
Und wie ein ſchwarzer Rappe
Kommt's wolkig dann im Lauf,
Und hockt mich auf.

Hurrah, hurrah, durch fliegende Wälder!
Hurrah, hurrah, durch tönende Felder!
Halt an du mein Roß! Wir ſind weit von der Burg.
Halt an. Mich ſchwindelt's! — Da geht er mir durch.
O wo fliegen wir hin?
Geht's hoch um den blutigen Mond herum?
Mir ſchwankt, mir dreht ſich der Sinn.
Da fall' ich! — Halt! — Liege nun kalt und ſtumm. —

Hab' ich lange ſo gelegen?
Ja, der Morgen ſteigt empor;
Hell an Bächleins Silberwegen
Lacht ein holder Blumenflor.

Ach, das Thal ſo Frühlingsmilde!
Und Erinn'rung kommt zurück,
Deckt mich, wie mit blum'gem Schilde,
Ruft herauf mein altes Glück.

War ich nicht ein edler Ritter,
Wohl mit Schild und Speer vertraut?
Und — da ſteht das ſtarre Gitter! —
Hatt' auch eine ſüße Braut.
Die iſt untreu mir geworden —
Wehe, nun kann ich nur rauben und morden,
Daß vor mir ſelber, mir ſelber nun graut!

Du da, geh fort, ſchön Jungfräulein,
So hell im roſigen Morgenſchein.
Ich bin der tolle Rittersmann,
Thät' wohl noch gar ein Leid dir an.

Was iſt denn das? Sie kommt mir näher,
Sie ſtreichelt mein verwirrtes Haar.
O Augen, nun ſeyd treue Späher,
Nun bringt mir Kunde ſtill und wahr.

Sie iſt es, die ich lieb' und ſcheue,
Sie beut mir ihre zarte Hand;
Sie ſpricht von holder Lieb' und Reue,
Spricht auch von böſem Mißverſtand.

Sie will mich heilen, will mich pflegen, —
Das iſt kein Wahnſinn, iſt kein Spott.
O reich und linde ſtrömt der Segen,
O habe Dank, du milder Gott! —

Und mit ſeinen Nebelkappen
Macht ſich Dämon ſcheidend auf,
Setzt ſich auf den Wolkenrappen
Und zerſtäubt im Sonnenlauf.

Süß in Thränen ringt der Kummer
Sich von meinem Herzen los,
Und es ſinkt zum erſten Schlummer
Mild mein Haupt in Laura's Schooß.

Fouqué.

Die Siegeslichter.

An die Preußen.

Zwei Sterne, sie strahlen vom Himmel,
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durch's Kriegesgewimmel
Den Seelen sie göttliches Licht.

Einst saht ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider, sie oft auch befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau.

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
„Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
„So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen,
„So rett' ich das heimische Land!"

Ihr Brüder, die Stund' ist gekommen,
Nun grabet dem Elend ein Grab;
Euch winken, unsterblich entglommen,
Die freundlichen Lichter herab.

Was nicht euch auf Erden mehr funkelt,
Das funkelt im himmliſchen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht ſich dem ſeligen Mahl.

Fouqué.

Dem Russisch-Kaiserlichen Herrn Generalmajor Freiherrn von Tettenborn.

Auf deiner Waffenzüge rauhen Wegen
Zum heißen Ernst der stürmenden Gefahr,
Wo wilde Kräfte sich gewaltsam regen
In der erglühten Krieger dunklen Schaar,
Begleitet dich in eh'rner Rüstung Hülle
Der holden Dichtkunst anmuthreiche Fülle!

Allein Bellona reißt die theuren Söhne
Noch eh' der Muse Tagewerk vollbracht,
Inmitten neuversuchter Kriegestöne,
Zu frühen Heldentodes stiller Nacht,
Daß gleichen Ruhm zwiefache Loose geben,
Des Kriegers Sterben und des Dichters Leben.

So ruft die Klage Blomberg's theuern Schatten,
Der seinem Conradin ein frühes Loos
Gebrochner Jugendblüthe wollte gatten,
Und ihn hinabzog in des Grabes Schooß,
In eigner Hauptstadt feinderfüllten Stätte
Fand er des tapfern Muthes Ehrenbette.

Und kaum erhebt sich freudigschallend wieder
An deiner Seite neues Saitenspiel,
Kaum schwingt empor die Brust die muth'gen Lieder,
So wird sie gleich des Feindes edles Ziel,
Im rothen Abendschein von Zrini's Flammen
Sinkt Körner's Herz dem Todespfeil zusammen!

Und ich, der wehmuthsvoll um diese trauert,
Und, schwächer nur, verfolgt dieselbe Bahn,
Ich fühle tief die rege Brust durchschauert,
Und will das gleiche Schicksal gern empfahn,
Nur daß der Himmel Frist mir wolle geben,
Zu gleichem Liederpreis' erst aufzustreben!

Bis deinem Ruhme singend nachzusteigen
Sich meiner Muse Heldenlied erkühnt,
Und mir von Phöbus jüngsten Lorbeerzweigen
Ein blüh'nder Kranz die Leier hold umgrünt,
Ist meines Lebens Wirken unvollendet
An dein beschützendes Gestirn verpfändet!

K. A. Varnhagen von Ense.

Alte Literatur.

Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa.

(Veranlaßt durch Lange's Uebersetzung des Herodot. Berlin 1819 bis 1813.)

In jeder Zeitperiode offenbart sich der menschliche Geist auf eine eigenthümliche Weise, und erscheint nie wieder ganz in der Form, welcher er einmal entsagte. Daher die mannigfach wechselnde Entfaltung der Kultur der Völker, wenn auch aus demselben Stamme und unter einerlei heimathlichem Himmel erwachsen: daher die ewig originale Gestaltung der Kunstwerke des Alterthums, dieser feststehenden redenden Denkmäler der Geschichte der Menschheit. Zweckloses Beginnen und Entweihung ist es demnach, sobald wir Hand anlegen, diese heiligen Ueberreste der Vorwelt auf irgend eine Weise in die wandelbare Modeform späterer Zeitalter zu hüllen, und sie

also ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit zu berauben. Dieses Schicksal traf indessen nur zu lange die Werke der alten klassischen Prosa, selbst noch in neuern Zeiten, wenn auch ein günstigeres Gestirn den Schöpfungen alter Dichtung aufgegangen war. Hier schritten Meister, wie Voß und andere Wenige voran, und weckten bald tüchtige, ihrem Muster glücklich nachstrebende, Jünger. Nicht so erging es den Werken der Prosa. Jene alten in sich vollendeten Geisteserzeugnisse in neuartige Formen zwängend und damit vornehm auftretend, glaubten ihre Dollmetscher sogar etwas Verdienstliches gethan zu haben, während sich andere auf die noch widrigere Abwege des Steifen und Affektirten und knechtischer Nachahmung verirrten. Welcher Dilettant sogar kann sich dieser Wahrnehmung erwehren, wenn er so manche der neuesten uns dargebotenen Uebertragungen, z. E. des Tacitus und anderer Klassiker, nur mit einem Blicke durchmustert! Hingegen waltet der Hang zum Modernisiren der Werke der alten Kunst, besonders bei dem Volke vor, dem es im Ganzen an ergreifender Anschauung, an Tiefgefühl, an nahe verwandter Sinnesart, so wie an einer mächtigen Sprache mangelt, und dessen Verdollmetschungen altklassischer Meisterwerke daher nur zu oft kraftlose Abbilder antiker Herrlichkeit wurden. Messieurs Athéniens, — so lautet der gar höfliche Nachhall der hochherzigen Ἄνδρες Ἀθηναῖοι, und läßt den kundigen Leser schon im Voraus eine winzig durchgeführte Darstellung erwarten.

Ohne den Vorwurf der Partheilichkeit zu fürchten, dürfen wir unter den Zungen des neuern gebildeten Europa der deutschen vorzüglich den Ruhm nicht versagen, daß sie es vermag, des Alterthums machtvolle Stimmen

mit treuer Fülle und Würde wiederzutönen. Wenn dennoch bisher die deutsche Literatur so wenig Nachbildungen aufweiset, welche diese Aufgabe vollkommen lösen; wenn es wahr ist, daß manche Nachbildungen altklassischer Prosa, ihre Urschrift theils ohne gewissenhafte Treue, theils verworren und verzerrt, theils so neuartig abspiegeln, daß man sie, vermöge ihrer stylistischen Form, für deutsche Originalwerke halten würde, wenn nicht Aufschrift und Inhalt vom Gegentheil zeugte: so ist der Grund hievon ohne Zweifel in den schwankenden leitenden Grundsätzen überhaupt, und insbesondere in der gänzlichen Verfehlung des antiken Kolorits zu suchen, dieses ästhetischen Hauptelements bei jeder Wiedererweckung der alten Kunstgebilde. Ueberall sind Theorien bei uns an der Tagesordnung, aber noch ist keine von festen Ursätzen ausgehende, folgegleich und vollständig durchgeführte, Theorie der Uebersetzungen erschienen *); nur Fragmente hat man aufgestellt: und doch, so gewiß es eine Alterthumswissenschaft giebt, so gewiß muß es auch eine Uebersetzungswissenschaft geben. Merkwürdig sind Adelungs Worte am Schlusse seines Werkes über den deutschen Styl Bloß eine Andeutung hinwerfend, äußert er dort, daß übrigens von Uebersetzungen an sich, besonders aus den alten Sprachen, noch viel zu sagen wäre, weil der Verfall des Geschmacks sich in unsern Tagen (1790?) auch darin zu äußern anfange, daß aber dies außer seinem Plane liege. —

*) Denn Löbel's Grundsätze der Kunst zu übersetzen, sind kein deutsches Originalwerk, und würden, da sie schon 1793 erschienen, bei der gegenwärtigen Philologie einer neuen Bearbeitung bedürfen.

Wenn es folgendem Versuche gelänge, für die Erweiterung und Anwendung der vorliegenden Ideen stimmfähige Geister anzuregen, so wäre sein Zweck erreicht. Zugleich sei es nicht verhohlen, daß wir uns hier nicht gerade allein an Schriftsteller wenden, die, diesem Berufe lebend, vielleicht am wenigsten solcher Winke bedürfen. Vielmehr sei auch hier zu Erziehern und Lehrern geredet, die durch mündlichen Vortrag im Herzen hoffnungsvoller deutscher Jugend ausstreuen wollen den Saamen der Begeisterung für mustergültige Schönheit und Größe, wodurch sich insonderheit der Hellenen Himmel verkläret; und denen zugleich Bewahrung unsers volksthümlichen Adels eine heilige Angelegenheit ist. Die aus mehrjähriger Erfahrung entsprungene Ueberzeugung, daß meine Lehrlinge die alten Schriftsteller in dem Maaße lieb gewannen, je treuer, je alterthümlicher und mit je mannigfacherer Benutzung deutscher Sprachweise dieselben übertragen wurden, munterte mich auf, meine Ansichten hievon einer öffentlichen einsichtsvollen Beherzigung zu unterwerfen.

So mannigfach auch die Entwickelung des Antiken von Humanisten und Aesthetikern versucht worden ist, so versteht man doch seit Winkelmann *) fast allgemein darunter vorzugsweise jene edle prunklose Einfalt, jene stille Größe mit ihrem doch so lebendigen und so gewaltigen Zauber, wovon alle Gebilde alter Kunst so innig beseelt sind. Aus der Fülle und Tiefe des Gemüths, aus einer von fremdartigem Einflusse unabhängigen und naturfreien Denk- und Empfindungsweise hervorgegangen, kündigt es sich sogleich an durch seine eigenthümlichen Zeichen in

*) Winkelmann's Werke, herausgegeben von Fernow. 1r Band. Seite 35 rc.

Sprache und Bildung, vermittelst welcher wir zu dem Heiligthume einer ewig denkwürdigen Vergangenheit gelangen. Das Moderne und Conventionelle sind seine feindlichen Pole, mit welchen es sich unmöglich vereinigen mag, obgleich es mit der romantischen Schönheit nicht den scharfen Gegensatz bildet, so wie ihn uns manche Systeme verkünden. Eine ideale Musterform spricht aus demselben, beharrend bei allem Wechsel, und eine harmonische Ausbildung des Verstandes und Gemüths beurkundend. Dieses durch alle Schöpfungen altrr Kunst weit verbreitete Element, herrsche daher auch vor in allen Versuchen, wodurch klassische Ueberreste für die Nachwelt anschaulich und zugänglich gemacht werden sollen. Wie der Hauptcharakter der Werke der Griechischen Plastik auf jenem natürlichen, wahren, einfachen, großen und edlen Style beruht, in welchem sie geschaffen sind, und wie der nachahmende bildende Künstler neuerer Zeit nach diesem Ideale ringt, eben so wesentlich ist es auch bei den Nachbildungen der Werke der redenden Kunst, daß nichts verloren gehe, worin jene Wahrheit und Natur, jene klassische Einfalt und Großheit, sich mahlt Wenn auf der einen Seite aller gesuchte überladene Schmuck, aller spielende Schwulst, dieses sichere Zeichen eines gesunkenen Geschmacks, verbannt werden müssen; so werde auf der andern auch kein Zug vernachlässigt oder verwischt, der irgend ein klassisches Etwas, einen Reiz des antiken Lebens enthält. In traulicher Umarmung müssen überall jene vier Hauptfarben hervortreten, woraus ein geistvoller Schriftsteller ein pragmatisches Gemälde des ästhetischen Griechenlandes entwirft, jene plastische, lebendige, sich selbst verläugnende Darstellung, mit idealer Schön-

heit, mit heiterer Ruhe und sittlicher Grazie verknüpft, im engsten Bunde *).

Vergegenwärtigen wir uns das Ideal des Uebersetzers, so erscheint er uns als ein Organ längst entschwundener Geschlechter, als eine nachhallende Stimme, wodurch die Sänger und Weisen der Vorzeit, was sie in den schönern, höhern Stunden ihres Lebens gedacht und empfunden, als ein heiliges Erbe der Nachwelt mittheilen. Seiner Individualität entsagend, und mit umfassender Kenntniß der Sprache, der Geschichte und der Eigenthümlichkeiten des öffentlichen und häuslichen Lebens der Vorwelt ausgerüstet, schwingt er sich auf den Flügeln der Einbildungskraft in ihre dämmernde Fernen, und entwirft mit fester Künstlerhand die Nachbildungen ihrer Werke, die uns dann den Umriß und Gehalt der Urbilder mit größtmöglichster Treue offenbaren. Grade aber dieser Begriff der Treue schließt schon das Merkmal der genauesten Uebertragung, des ursprünglichen antiken Kolorits, in sich, und berechtigt uns vollkommen, es bei jeder auf Beifall des Kenners Anspruch machenden Dollmetschung zu erwarten. Was wäre unter andern auch wohl unnatürlicher, als wenn wir den patriarchalischen Herodotos die Sprache eines Johannes von Müller reden lassen wollten? Es wäre dies ein eben so arger Mißgriff, wie wenn die schlichte Ursprache des Liedes der Nibelungen ganz in die Meißner Mundart des 19ten Jahrhundertes umgesetzt würde. Der Geist und das Leben der alten Welt wird freilich am reinsten unmittelbar aus der ursprünglichen Form und Sprache ihrer Denkmale erkannt: nach

*) Vorschule der Aesthetik von Jean Paul. Erste Abtheilung, Seite 86.

der Urſprache aber iſt nur diejenige Uebertragung die lauterſte Erkenntnißquelle, die ſich mit möglichſter Treue und Innigkeit an die Urſprache anſchließt. Vergeſſen wir nur nicht, daß die Gipsabdrücke alter gehaltvoller Münzen immer nicht die alten Münzen ſelbſt, ſo wenig als die vom Spiegel reflektirten Bilder wirklich die abgebildeten Gegenſtände ſind. Dennoch bleiben Ueberſetzungen immerhin ſehr ſchätzbare, reich beladene, leitende Kanäle, die Vorwelt und Nachwelt verbinden, ſobald ſie überall dem aufgeſtellten Ziele entgegenſtreben. Ja, wenn die unübertrefflichen Werke helleniſcher und römiſcher Geſchichtſchreiber, Redner und Weiſen uns anleiten zur Humanität, wenn ſie uns lehren die Idee des öffentlichen Lebens im großen alterthümlichen Sinne zu ergreifen und zu verwirklichen, wenn Lehrer und Erzieher überall die ſchöne und unverbrüchliche Pflicht auf ſich haben, den allempfänglichen Jüngling anzuleiten, aus dieſen geweiheten Quellen harmoniſch vollendeter Menſchheit zu ſchöpfen: dann lohnt es wohl der Mühe, dann, ſo weit als möglich, auch in der Sprache jüngerer Weltalter die alterthümliche und doch ſo lebendige jugendlich friſche Farbe zu leihen, welche eine innige Sehnſucht und ein immer reges Streben nach denſelben zu erwecken und zu beflügeln vermag. Iſt nun dieſe Farbengebung in einzelnen Schriftwerken, ſo wie überhaupt der herrſchende Ton in denſelben auch noch ſo verſchieden, ſpricht z. B. ein Thucidydes nur in gedrängter Geiſtesfülle, während auf jedem Blatte der redſelige Herodotos ſich einer patriarchaliſchen Treuherzigkeit hingiebt, ſo kann dies unſere Aufgabe keineswegs zurückweiſen, ſondern nur ſchwieriger, nicht unauflöslich machen.

Es bleibt also nun die Frage zu beantworten, wie und durch welche Mittel jenes Kolorit des Antiken erzeugt werden könne.

Viel schon ist namentlich bei Uebertragung Hellenischer Prosa, die wir hier vorzüglich zum Augenmerk wählen, gewonnen, wenn die in den Partikeln vorhandene oft kaum bemerkbare Ideenfülle erhalten, wenn eine treue Anfügung an die Wortfolge, an die Stellung der Mittelwörter, an den Periodenbau, und überhaupt an die Idionie der Urschrift erstrebt ist, so weit dies mit den allgemeinen Denk- und Sprachgesetzen und mit dem besondern Genius der Muttersprache vereinbar ist. Denn unter den mancherlei Vorzügen ihrer Bildungsfähigkeit, ist gewiß derjenige nicht der geringste, daß sie in freier Verbindung der Wörter und Sätze der Griechischen und Lateinischen um Weniges nachsteht, alle Zungen aber des neuern gebildeten Europa hierin weit hinter sich läßt. Nur ist Manches für die Prosa immer noch zu wenig beachtet geblieben. So hat man z. B. bei Uebertragung prosaischer Werke meistens unterlassen, die oft so nachdrucksvolle Versetzung des Beiworts hinter sein Hauptwort anzuwenden, der Voß, Göthe und Schiller doch gewissermaßen den Stempel der Volksthümlichkeit erwarben *). Dasselbe gilt von der Stellung der Zeitwörter, welche in unserer Sprache überhaupt nur durch ein steifes, als tief begründetes Gesetz verehrtes Herkommen an

*) Die Beiwörter den Hauptwörtern nachzusetzen, widerstreitet übrigens auch nicht einem uralten deutschen Sprachgebrauch. Belege dazu finden sich hinreichend in den schriftlichen Ueberresten des Mittelalters. Michaëlis hat in seinem Glossar zum Iwain eine besondere Rubrik der Adjectiva postposita.

den Schluß der Perioden als lästige Nachzügler verwiesen worden sind. Offenbar hat auch hierin der dem Lateinischen im Studium und in Schulen eingeräumte Vorzug vor dem Griechischen, dem Bildungsgange unserer Sprache geschadet. Zwar werden sich für den Dollmetscher die Schwierigkeiten in dem Grade häufen, je höher er sein Ideal steigert. Aber bedeutungslos ist hier nichts, weder in einzelnen Theilen, noch in Verwebung des Ganzen, und sehr wahr ist, was ein neuerer scharfsinniger Uebersetzer sagt *):

„Wenn die Hauptredetheile," so heißt es dort, „gleichsam die Osteologie der Sprache und des Periodenbaues bilden, so geben die Partikeln erst Geschmeidigkeit, Biegsamkeit, Fülle und zarte Wendungen, wozu ein bloßes Skelet sich nie erheben kann. Der Bau der Perioden ferner ist besonders bei den Attischen Rednern zu einer Vollendung gediehen, die wir im Deutschen bisher noch nicht erreicht haben, ja wovon wir noch so entwöhnt sind, daß uns oft die Zerschneidung und Viertheilung einer Hellenischen Periode ein Verdienst und eine Herstellung übersichtlicher Ordnung

Auch hebt jenes Heldengedicht sogleich mit einer solchen Wendung an:

Wer an Zeite Guete
Wendet sein Gemuethe
Dem folget Selde und Ere.

Eben so an vielen Stellen des Nibelungen Liedes.

*) Herr v. Raumer in seiner geistvollen Vorrede zur Uebersetzung der Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone. Berlin, bei Hitzig.

zu seyn scheint; wir aber durch gründliches Bemühen das Ebenmaaß des reichen Gliederbaues und die große Mannigfaltigkeit des Rhythmus eingesehn und herausgehört hat, kann unmöglich mehr das Anatomische Secziren und Zerbröckeln eines lebendigen Kunstwerks als richtige Behandlungsart anpreisen."

So Herr von Raumer. Und wer kann seinen Beifall solchen Ansichten versagen, die sich so augenscheinlich durch die That bewähren. Aber darin können wir nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er bei der Schreibart der gewöhnlich vorkommenden Hellenischen Wörter und Namen die halb oder ganz Römische schon im Deutschen aufgenommene Form beibehielt, und sich nur bei dem Ungewöhnlichen näher an das Hellenische anschloß. Namen tragen als solche ein charakteristisches unwandelbares Gepräge, und lassen auch an ihrer Stelle rein und unverfälscht wiedertönen die Laute der Vorzeit. — Außerdem aber enthält jede Sprache einen Vorrath von Darstellungsmitteln, welche glücklich angewandt den Uebersetzungen die ihnen gebührende antike Farbengebung leihen. An die Bedingungen der Zeit gebunden hat jede Sprache eine Menge veralteter oder alternder Wortformen und Wortfügungen, die grade durch ihre Alterthümlichkeit denjenigen Eindruck der Einfalt, Würde und Großherzigkeit nicht verfehlen, den des Alterthums mustergültige Denkmale zu machen geeignet sind. Auch unsre Sprache ist hierin reich, und der Inbegriff des nach diesem Zwecke geordneten Sprachschatzes zu einem Ganzen harmonisch vereinigt, muß das Gefühl in einem Tone ansprechen, der demjenigen analog ist, in welchem ein

Erzeugniß der redenden Kunst in der Ursprache zum Gemüthe tönt. Von einer solchen antiken Form der Darstellung ist freilich bei dem übrigens hoch verdienten Adelung nicht die Rede, und es würden hierüber allerdings neue von ihm abweichende Grundsätze aufzustellen seyn. Denn nur zu beschränkt und widersprechend sind von ihm die sogenannten Archaismen abgehandelt worden. Unglücklich genug vergleicht er sie mit veralteten Trachten und Sitten, entschließt sich indessen doch, sie im höhern und poetischen Styl anzuerkennen, um ihrer Würde und Vollkraft willen, ob er gleich so manchem herrlichen, ausdrucksvollen Laute, wie: traun, befahren, frommen, bieder, Minne u. a. ein possierliches Aussehn abgewonnen hat.

Unläugbar wird nach dem Gesetze der Ideen-Vergesellschaftung allein schon die ehrwürdige gemüthliche Sprachweise unserer Altvorderen dem Eindrucke hold seyn, den wir bei Auffassung und Mittheilung der Ueberreste Hellenischer Bildung bezwecken. Wir stehen dann gleichsam unter bemoosten Trümmern und heimathlichen Erinnerungsmahlen, die in unserer Einbildungskraft um so leichter und lebendiger zurückrufen die Bilder theuerer Zeiten und entschwundener verwandter Geschlechter. Ja, selbst die mittelmäßigen Kunstwerke des Alterthums werden nicht unwerth seyn einer solchen Wiederbelebung, da auch sie wie ein Heros *) der neuern Literatur sich vernehmen läßt, immer das Ideal der Klassicität, dem sie nachringen, durchschimmern lassen. Woher anders leiten wir doch die Eindrücke ab, die selbst eine minder vollkommene Lateinische Uebertragung einer Griechischen Urschrift, mehr

*) Wolf im Museum der Alterthumswissenschaft.

mehr noch als eine gleichgestaltete deutsche in dem Gemüthe des tiefer Geweihten zurückläßt? — Ist es nicht die Würde, welche schon an sich der Römersprache Eigenthum ist, ist es nicht der antike Geist, der darin fortlebt, ist es nicht die einer todten Sprache so eigenthümliche Macht, die nur mehr und mehr emporgehoben wird durch ihre Abgestorbenheit, nicht jene magische alterthümliche Ferne, aus welcher wir einen Anklang höherer Geister zu vernehmen scheinen, ist es nicht alles dieses im Verein, was ohne weitere Anwendung von Kunstmitteln dienet zu einer kräftigen und glücklichen Wiederbelebung des dem römischen durch Vorzeit und Abstammung verwandteren hellenischen Geistes?

Sehen wir uns nun um nach einer parallelen Grenzlinie deutscher mit hellenischer Sprachweise; so läßt sich diese zwar nicht ganz scharf, aber doch nicht jenseits Luther und Ulrich von Hutten ziehen. Denn dieser freiherzige edle deutsche Mann stand Luthern am nächsten, indem er gleich ihm das Schwerdt der Rede zu schwingen von Kraft und Muth befeuert war. Möchten doch seine schriftlichen Ueberreste bald allgemeiner werden durch Sonnenblicke günstiger Zeiten. Selbst wenige Worte aus einem solchen Munde fordert die Nachwelt, als ein heiliges Vermächtniß. Nicht früher kann jene Grenzlinie deutscher Sprachweise beginnen. Denn wohl durchschimmern schon in Karl dem Großen, in Rabanus Maurus und Otfried hoffnungsvolle Sterne die düstere Nacht des Mittelalters; aber die durch mehrere Jahrhunderte währende Herrschaft erst der fränkischen, und dann der allemannischen Mundarten, so wie das hohe Ansehn und die allgemeine Verbreitung der lateinischen Sprache, in

der Schriftstellerwelt, konnten der Ausbildung und Vervollkommnung einer allgemeinen deutschen Volks- und Büchersprache nicht anders als hinderlich seyn. Luther allein war zum Schöpfer der deutschen Prosa geboren, und sollte auch hierdurch sich selbst ein unvergängliches Denkmal errichten. Seine Verdeutschung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts war das erste deutsche Schriftwerk, das, ohne sich durch eine Mundart zu beschränken, in allgemeiner deutscher Schriftsprache abgefaßt würde, und nun noch nach Jahrhunderten sein wohlverdientes Ansehn behauptet. Soll aber diese Kernsprache als Quelle zu unserm Zwecke dienen, so verschone man sie mit castigirten Formen und benutze sie so, wie sie ursprünglich rein und kraftvoll der Brust und den Lippen des Herrlichen entströmte *). Mit Recht gilt uns demnach seine Sprache als auf immer gestempelt für die Uebertragung alter schriftlicher Denkmale, die da Kunde geben von dem Leben und Weben der Urzeit. Nach ihm ging mit dem fast zu lange vergessenen Opitz **) eine neue Sonne auf für vaterländische Rede und Bildung. Nicht allein seine Poesie, sondern auch seine Prosa verdient ein ernsthafteres Studium, als dessen man ihn ge-

*) Ueber die Ehrwürdigkeit der alten deutschen Luthersprache lese man Jahn's kraftige Worte in dessen: Deutsches Volksthum Seite 161 ꝛc. Eine trefflich durchgeführte Beurtheilung ihrer Gediegenheit findet sich auch in folgender, vielleicht zu wenig gekannten Schrift: W. A. Tellers vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung.

**) Man vergleiche die treffenden Worte, welche über ihn noch neulich Hegewisch im deutschen Museum von Friedrich Schlegel im Oktoberstücke 1812 gesprochen.

wöhnlich würdigt. Dieser Vater und Wiederhersteller deutscher Dichtkunst war es, der unsere Sprache nebst Luther am meisten begriff in ihren hohen Uranlagen, und sie durch Vertrautheit mit dem klassischen Alterthume gebildet, glücklich zu vervollkommnen strebte.

Mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges den Musen huldigend, wandelte er fest seine Bahn fort, that manchen kräftigen Zuruf an sein Vaterland, und errang sich also unsterbliche Lorbeeren. In seinen Werken, so wie in so manchen unserer älteren deutschen Schriftsteller, selbst in den oft ungerecht verrufenen Mystikern, liegt noch manches ungekannte Gold, wenn wir es nur vor aller Ueberverfeinerung zu unterscheiden vermögen.

Auf der andern Seite kann die Wahl einer Mustersprache in unserer Literatur bei Uebertragung der höher vollendeten attischen Prosa nicht über unser Zeitalter hinausgehn. Wir leben allerdings in einem Zeitraum, wo auch die deutsche Prose eine höhere Vollendungsstufe erstiegen, wenn gleich ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen ist; in einem Zeitraume, der sich in mehr als einer Beziehung dem Jahrhundert des Demosthenes gegenüberstellt. Mit Recht glänzt unserm Vaterlande auch im Gebiete der Prosa ein Genius vor, den ein scharfsinniger Literator *) in wenig Worten also bezeichnet:

Recentiorum poëtarum antiquissimus.

Denn auch Göthe's Prosa ist ausgestattet mit jener edlen Einfalt und stillen Würde, die stets über klassischer Gediegenheit waltet. An ihn reihen sich an die Namen:

*) Jenisch in seinem Obelisk an der Grenzscheide des 18ten und 19ten Jahrhunderts.

Lessing, Reinhard, Garve, Engel, Johannes v. Müller, Schleiermacher, Krummacher und die Brüder Schlegel, mit einigen wenigen Seltenen; denn es sind auf diesem Felde vielleicht noch mehr Kampfpreise zu erringen übrig, als in den Regionen der Sprache der Dichtung. Wenn nun auch der Uebersetzer der Meisterwerke der attischen Prosa sich die Sprache solcher Meister als Mustersprache vorhält, so wird er sich doch nur um so mehr alsdann seinem Ideale nähern, wenn er es sich überall zum Ziele macht, daneben durch treue Anfügung, so wie durch schickliche Benutzung früherer alterthümlicher deutscher Sprachweisen, seiner Darstellung eine antike Farbengebung zu leihen, und diese als ein belebendes Element vorherrschen zu lassen. Ohnedies gleichen die Uebertragungen den fremden Gewächsen südlicher Zonen, die, unter einen nördlichen Himmelsstrich verpflanzt, entarten aus ihrer heimischen Schönheit und Vollkraft.

Vortrefflich hat unseres Erachtens der neueste Uebersetzer des Herodotos, Friedrich Lange, diese Ideen verwirklicht. Es war ein glücklicher Gedanke, daß ihm Luthers einfältige und kraftvolle Sprache der Darstellungsweise des Urvaters und Fürsten der Geschichte *) analog und zur Uebertragung desselben ganz geeignet schien, zumal, da auch jener ehrwürdige Urheber der Weltgeschichte unter allen seines Gleichen dem alttestamentarischen Zeitalter, das Luther durch seine Dollmetschung gefeiert, am nächsten lebte, und aus seinen kindlichen Erzählungen überall Spuren ähnlicher patriarchalischer Denkweise und Sitte hervorleuchten. Scheint auch an manchen Stellen

*) Cicero de leg I, 1. und de Orat. II, 13.

die einfache Urſprache hier wohl gar prächtig wiederzutönen, ſo liegt der Grund in der That in ihr ſelbſt, und es verbürgt ſich grade hiedurch die Kraft unverkünſtelter Natur und die hohe Macht der Rede vollherziger Gemüther. — Und ſo ſtehe denn hier zum Schluſſe eine Probe des ſchon erwähnten Langeſchen Kunſtwerks, um hieraus durch Anſchauung und Vergleichung jeden unbefangenen Kenner des Alterthums und des deutſchen Sprachſchatzes ſelbſt ein Ergebniß ziehen zu laſſen. Mit vollem Rechte glauben wir Jacobi in die Reihe verdienſtvoller Literatoren und geiſtvoller Dollmetſcher der Denkmale helleniſcher Kunſt geſtellt zu ſehn: aber die Tonweiſe, die Lange gewählt, iſt ſo ganz neu und abweichend; der Geiſt, der durch das Ganze beider weht, ein ſo ganz anderer, daß man in der Bearbeitung des einen kaum daſſelbe Urwerk wiedererkennet, wenn man die des andern zuvor geleſen *). Wir heben das 86ſte Kapitel und einen Theil des 87ſten der *Klio aus, ohne ſorgfältige Auswahl.* Es lobe das Werk den Meiſter.

„Die Perſer aber eroberten Sardis, und nahmen den Krösos lebendig gefangen, nachdem er König geweſen 14 Jahr, und war belagert worden 14 Tage, und hatte ſein großes Reich zerſtöret, gleichwie ihm der Götter Spruch geweiſſaget. Und die Perſen griſſen ihn und führten ihn vor den Kyros. Derſelbige ließ einen Scheiter-

*) Anziehend für den Sprachforſcher wird hiebei die Vergleichung einer der früheſten deutſchen Uebertragungen des Herodot von Georg Schwarzkopf (1593) ſeyn, worin ſich manche merkwürdige Uebereinſtimmungen mit der Langeſchen finden. Auch Degen in ſeiner Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Griechen hat ſie gewürdigt.

haufen aufthürmen und den Krösos darauf setzen in Ketten, und zweimal sieben Knaben der Lyder mit ihm. Er hatte dabei im Sinne, entweder der Götter einem sie zum Erstlingsopfer zu bringen, oder ein Gelübde zu bezahlen; aber er hatte auch erfahren, daß Krösos ein gottesfürchtiger Mann war, und nun wollte er doch sehen, ob irgend ein Gott ihn errettete, daß er nicht lebendig verbrannt würde. Also that er. Und Krösos, da er auf dem Scheiterhaufen stand, gedachte, obwohl er so unglücklich war, jener Worte Solons, der ihm wie aus göttlicher Eingebung gesagt, kein Mensch sei glücklich, dieweil er noch lebe. Und als er daran gedachte, siehe da kam er zu sich und seufzte nach langer Todesstille und rief dreimal: Solon! Als Kyros dieses hörte, sandte er die Dollmetscher hin und ließ fragen, wen er da anriefe. Krösos schwieg und antwortete ihnen nicht; endlich aber, da man heftig in ihn drang, sprach er: einen Mann, darum ich viel gäbe, wenn er zu allen Herrschern redete. Und wie er so undeutlich redete, fragten sie wiederum, was das heissen sollte. Da sie nicht müde wurden und immer ungestümer in ihn drangen, erzählte er, wie vor Zeiten Solon, ein Mann von Athenä, zu ihm gekommen, der alle seine Herrlichkeit gesehn und für nichts geachtet, und was er gesagt, das sei alles so gekommen wie er gesagt, und er habe nicht anders geurtheilet über ihn denn über alle Menschen, vornehmlich über die, so sich selber für glücklich hielten. Das erzählte Krösos. Der Scheiterhaufen aber war schon angezündet, und brannte an allen Enden. Und als Kyros von den Dollmetschern vernahm, was Krösos gesagt, reute es ihn, und er bedachte daß er, der doch selber ein Mensch war,

einen andern Menſchen, welcher einſt an Glück und an Herrlichkeit es ihm gleich gethan, lebendig dem Feuer überantwortete. Zudem auch fürchtete er die Vergeltung, und da er überlegte, daß nichts Beſtändiges ſei im menſchlichen Leben, befahl er das brennende Feuer zu löſchen eilends, und herunterzunehmen den Krösos und die, ſo mit dem Krösos waren. Und als Krösos, erzählen die Lyder, Kyros Sinnesänderung erfuhr, und wie er ſah, daß jedermann löſchte an dem Feuer, keiner aber deſſelben vermochte Herr zu werden, da ſchrie er laut und rief den Apollon an, wenn er ihm je ein werthes Geſchenk dargebracht, ſo möchte er ihm beiſtehn und ihn erlöſen aus dieſer Noth. Alſo ſchrie er zum Gott mit Thränen in den Augen. Und ſiehe! bei heiterer Luft und wolkenlöſem Himmel zog ſich urplötzlich ein Gewölk zuſammen, und es ſtürzte ein Wetter herab und regnete mit unendlichem Regen. Alſo ward der Scheiterhaufen gelöſcht.“

Möchte man dieſen glücklich begonnenen Weg, wenn auch unter veränderten Beſtimmungen, bei allen Uebertragungen helleniſcher Geſchichtſchreiber, Redner und Weiſen, weiter verfolgen. Gewiß würden geiſtvolle Ueberſetzer, wie ein Wieland, Jacobi, Jacobs, Schleiermacher v. Raumer, in ihren ſonſt ſo trefflich gelungenen Verdeutſchungen ſich einer noch höheren Vollendung genähert haben, wenn es ihnen gefallen hätte, ihren Kunſtwerken auch dieſe Zauberfarbe zu leihen.

Möchte zu dem Ende das Streben nach vertrauterer Bekanntſchaft mit den Nationaldenkmalen altdeutſchen Geiſtes und mit dem Leben und Weben unſerer Väter in Sinn, in Rede und That immer allgemeiner ſich regen, und ſich mit ſegnendem Einfluſſe auch auf Anſicht

und Mittheilung der vollendeten Erzeugniſſe des verbrüderten helleniſchen Genius verbreiten, auf daß an dem ſtolzen Baume der Freiheit von Hellas, germaniſche Kraft ſich feſtige und immer höher und höher emporranke. Vor allen aber müſſe der mündliche und ſchriftliche Dollmetſcher ſein Urwerk mit rein menſchlichem Sinne durchſchauen, durchdenken und durchempfinden; nur weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Denn nicht klare Anſchauung und lichtvolle Einſicht allein, auch wahre und innige Mitempfindung und gemüthvoller Einklang, ſind die Blumen, aus welchen die Muſe dem Ueberſetzer, wie er ſeyn ſollte, den unverwelklichen Kranz windet. —

Pudor.

In der Abhandlung Germaniſche Trümmer, im gegenwärtigen Hefte ſind folgende Druckfehler zu verbeſſern:

S. 2. Z. 10. v. o. lies alle für aber.
— 5. — 12. v. o. — verhöhnt l. verſöhnt.
— 7. Note. Chronus iſt nun ſeitdem in der Weygandſchen Buchhandlung in Leipzig gedruckt.
— 12. Z. 4. v. o. lies eben ſtatt aber.
— 13. — 6. v. o. l. ἐμπισωδοι ſtatt ἐμπισυδοι.
— — — 4. bedeutet ſt. bedauert.
— 14. — 7. v. u. l. Nome ſ. Stamm.
— — — 3. v. u. l. Amara ſinha für Amara, ſiehe.
— 20 — 9. v. u. l. Magiſtrate ſ. Magiſträte.
— 23 — 9. v. u. l. Alrüneken ſ. Alrüncke.
— 27 — 8. v. o. l. Kernunus ſ. Kornunus.
— 34 — 1. v. o. l. Thuiſko ſ. Thuiſke.
— 39 — 2. v. u. l. Polenta ſ. Polente.
— 40 — 12 v. o. l. dann ſ. denn.
— 44 — 7. v. o. l. Speiſe für Speiſe.
— 45 — 9. v. o. l. meat ſ. meet.
— — — 10. v. u. μιγα ſ. μεγα.
— 46 — 10. v. o. l. bezaubern ſ. Bezauberer.

Anzeige das Werk der Frau von Staël, Deutschland betreffend *).

Es sind nun schon die ersten Theile dieses Werkes, welches, sowohl in der französischen als der deutschen Ausgabe, zur Ostermesse d. J. vollständig geliefert seyn wird, versandt worden. Ich theile, um auf dasselbe aufmerksam zu machen, eine Stelle aus einem schon im Jahre 1810 von einem vollgültigen Richter, dem das Manuscript vorgelegt wurde, darüber geschriebenen Briefe mit, mit der Bemerkung, daß es alle dadurch erregten Erwartungen noch weit übertrifft. »Die »Verfasserin,« so heißt es in jenem Briefe »welche, wie »bekannt, mehrere Jahre in Deutschland zubrachte, bemüht sich »in diesem Werke auf eine eben so eindringende als beredte »Art, das Streben des deutschen Geistes dem Auslande bekannt »zu machen. Der Gesichtspunkt ist ein allgemein Europäischer, »gleichwohl erstreckt sich die Betrachtung auch, so viel es der »große Umfang des Gegenstandes gestattet, in's Einzelne. Der »erste Theil handelt von den Sitten, dem Charakter »und dem geselligen Leben der Deutschen, der »zweite, von ihrer Literatur und Kunst, der dritte, »von der Philosophie und Moral, und der vierte »von dem Zustande der Religion in Deutschland »u. s. w. Jedes Talent von erstem Range, aus der Vergan»genheit sowohl als Gegenwart, wird darin gewürdigt, die »Richtung, welche Wissenschaft, Kunst und bürgerliches Leben »davon empfangen haben, angegeben, alles Gute und Vor»treffliche, was in der Nation vorhanden ist, mit einsichtsvol»lem Wohlwollen beschrieben und hervorgehoben. An vergleichenden Blicken auf andre Nationen fehlt es nicht, aber man »begreift leicht, daß die Verfasserin, welche selbst die eigen»thümlichen Vorzüge des französischen Geistes, schnelle Gegen»wart, Klarheit und Gewandheit, in einem so hohen Grade »besitzt, nicht ungerecht dagegen gewesen seyn kann. Meister»haft ist der Gang der Englischen und Französischen Philoso»phie von Bacon an bis auf die Encyclopädisten verzeichnet. »Die Verfasserin stellt ihnen die deutschen Schulen, Leibnitz, »Kant und unsere neuesten Denker als Gegensatz gegenüber »und bemüht sich, die ganze Wichtigkeit des dadurch bewirkten Umschwungs der Gedanken zur Anschauung zu brin»gen u. s. w.«

Alle gute Buchhandlungen liefern dies Werk, von welchem sich wohl mit Recht sagen läßt, daß viele Jahrzehende kein Wichtigeres hervorgebracht.

*) Die französische Ausgabe zerfällt in 6 Theile und die deutsche Übersetzung in 3 Bände, jeder von zwei Abtheilungen. Bei sehr compressem Druck wird die erste einige und funfzig, die andere gegen sechzig Bogen füllen. Der Preis der einen sowohl als der andern ist 4 Rthlr.

Berlin im März 1814.

Julius Eduard Hitzig.

Inhalt.

	Seite
Germanische Trümmern, von J. A. Kanne. .	1
Lebensharmonie. Ein Sextett mit Schlußchor, von C. W. Contessa.	64
Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere, von F. L. Z. Werner.	77
An die Liebe, von Ida, Gräfin von der Gröben, geb. v. Auerswald. . .	81
Als der erste Schnee fiel, in Schlesien im Jahr 1812 den 2ten November, von Ebendenselben.	83
Rundgesang für Deutsche in der Fremde. Gothenburg 1810., von Fr. Rühs. . .	86
Herbstfeier im Jahr 1813. (Aus Schwaben.) Von Justinus Kerner.	91
Die beiden Völker. An den mit dem Heere abwesenden Fouqué, von Aug. Zeune.	93
Die Heilung des Wahnsinnigen, von de la Motte Fouqué.	95
Die Siegeslichter. An die Preußen, von Ebendems.	98
Dem Rußisch Kaiserl. Hrn. General-Major Frhrn. v. Tettenborn, von K. A. Varnhagen von Ense. . .	100
Alte Literatur. Ueber die [illegible] des Altböhmischen [illegible] alter klassischer Prosa [illegible] von [illegible] Uebersetzung des [illegible]. Von [illegible].	[illegible]

Die Musen.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouque

und

Wilhelm Neumann.

Jahrgang 1814.

Zweites Stück.

Berlin, bei J. C. Hitzig.

Die Unruhen des verflossenen Jahres, und die Abwesenheit beider Herren Herausgeber mit der Armee, sind die Veranlassung gewesen, daß von dem Jahrgang 1813, statt der versprochenen 6 Hefte der Musen, nur 3 geliefert worden. Jetzt, da der eine der Herren Herausgeber, Hr. Baron v. Fouqué, den wegen seiner geschwächten Gesundheit erbetenen Abschied erhalten und glücklich in seine Heimath zu seinen literarischen Geschäften zurückgekehrt ist, wird dies Unternehmen, das sich der lebendigsten Theilnahme trefflicher Mitarbeiter zu erfreuen hat, mit neuer Liebe von allen Seiten fortgesetzt werden. Die äußere Einrichtung bleibt die nämliche, bis auf den Umstand, daß die einzelnen Hefte, von denen immer drei einen Band bilden, der in Berlin 2 Rthlr. kostet, und für den man auf einmal abonnirt, nicht mehr die Namen der Monate tragen sondern bloß erstes, zweites ꝛc. bezeichnet seyn werden, um, je nachdem Vorrath an brauchbaren Materialien vorhanden ist, nicht in der Zahl der in einem Jahre zu liefernden Hefte und Bände beschränkt zu seyn.

Beiträge können von jetzt an wieder an den einen der Herren Herausgeber unter der Addresse:

An den Königl. Preuß. Major d. Cavallerie u. Ritter des K. Pr. Johanniter-Ordens Herrn Friedrich Baron de la Motte Fouqué in Nennhausen bei Rathenow,

oder an unterzeichneten Verleger gesandt werden.

Berlin den 1ten März 1814.

Julius Eduard Hitzig.

Andenken an Fichte.

I.

J. G. Fichte,

Professor der Philosophie in Berlin,
gestorben den 29sten Januar 1814.

Alles Leben ist als Erscheinung ein Werk, einzusehen für den Verstand, berichtiget und geführt von einer höheren Anschauung. Um daher den Werth irgend eines zeitig geschlossenen Wirkens zu bestimmen, müßten wir nicht allein den wahren Geist eines Strebens, sondern auch dies Streben selbst, nach seiner zufälligen Gegebenheit in Zeit und Vermögen, beurtheilen können. Der Geist ist zu überschauen in Einem Blicke. Es ist ein Ganzes der Handlung, das sich nur also, und nicht anders an-

kündiget, das Streben, als besondere Erscheinung aber ist sowohl in sich verwickelt, als verflochten auch mit allen Folgen und Wirkungen zusammentreffender Ursachen. Als Gegenstand der Nacheiferung, als Muster und Vorbild, mögen wir wohl das gesamte geistige Leben eines Mannes auffassen, hinstellen als Begriff, was aber dessen Wirken auf das Zeitalter betrifft, solches zu beurtheilen, wäre ein Versuch eben so anmaßend als unbillig. Anmaßend, weil in dem Wechselspiel der Ursachen und Wirkungen nichts bestimmt ist, als eben dieses Spiel selbst. Das Spiel zu Ende zu bringen ist nicht unsere, sondern Gottes Sache. Unbillig auch, weil hier das Leben eines Mannes nicht als ein Bestimmtes in sich, sondern als ein Bestimmendes außer sich, und für Andere beurtheilt werden soll. Dieser Zwischenraum aber in der Zeit, obschon ausgefüllt durch die Kunst, ist doppelt begrenzt, theils durch die endliche That des wirkenden Künstlers, theils durch das hinzukommende Vermögen seines Jüngers und Schülers. Daher fügt es sich denn nur zu oft, daß das Edelste nicht Ein-

gang findet, indeſſen das Gemeine immer um ſich greift. Denn was den Meiſten verſtändlich iſt, wird ſicher! auch nur getragen und gehalten von dem Verſtande. Ja es giebt bei allen Lehren ein Hinderniß, das anfänglich jedem Gelingen wehrt. Es iſt das Wiſſen ſelbſt, als leeres Mittel zur That. Mit der That aber zu beginnen liegt weit über das gewöhnliche Vermögen der Menſchen hinaus. Und ſo geſchieht es denn, daß das wahre Große nur zu Zeiten auf der Erde erſcheint, und wo es erſcheint immer nur unter den ungünſtigſten Umſtänden. Wenn der Unfug einer ungläubigen Welt aufs Höchſte geſtiegen iſt, dann erſt wendet ſich das Geſchick, und der wahre Glauben ſondert ſich wieder von aller irdiſchen Gemeinſchaft.

Mit dieſer Wirkung als öffentlicher Lehrer, mit dieſem Einfluß als Schriftſteller auf ſeine entfernte und nahe Umgebungen, ſteht Fichte allein da, für alle Folgezeit, und für die philoſophiſche Geſchichte. Alle bisherigen, uns bekannten Philoſophien und Philoſopheme, fanden in der Wiſſenſchaft ihr Wiſſen auſſer ſich, und

in der Anschauung. Er allein trug die Philosophie, als das an sich selber wahr werdende Gesetz vor. Nach seiner Lehre durchschaut der reingeistige Mensch sein Denken als Organ, und beherrscht dasselbe mit der ihm eigenthümlichen Willenskraft. Dies ist das schöpferische Vermögen, welches Fichte so oft in Anspruch nimmt. Aus einem solchen Vermögen erfolgt nur Einheit schlechtweg. Daher fehlen auch alle Philosophien, außer der seinigen, in dem Wesen der Ethik. Das Ethische ist ihnen ein fremdartiges, nur in der Erscheinung verbundenes, bewirktes, wie es denn nothwendig kommen muß, wenn die Wissenschaft, oder formale Philosophie sich herausnimmt, mehr zu seyn, als ein bloßer Schatten des Daseyns Gottes. Was durch das Mittel einer göttlichen Sendung bewirkt wurde zum Heil der gesamten Welt, das hat die Fichtesche Philosophie unzeugbar, und ewig wahr als Doktrin durchgeführt und festgestellt. Die Fichtesche Philosophie ist als die wahrhaft christliche anzusehen, hat den Kreislauf alles philosophischen Strebens in sich geschlossen, und der gegen-

wärtige und künftige Geist der Speculation wird entweder mit sich selbst irgendwie in Widerspruch gerathen, oder dieser Lehre huldigen müssen.

S.

G. K.

2.

An Fichte's Grabe.

Am 31sten Januar 1814 gesprochen.

Verehrteste Collegen und Anwesende.

Wir stehen an der Gruft eines Mannes, das Irdische von einem Manne begraben wir, dessen Sinnen und Trachten nicht irdisch war, dessen Geist sich kühn bis zu den äußersten und lezten Gränzen aller menschlichen Erkenntniß erhob, der sich mit immer neuer Kraft dem Ewigen und Unvergänglichen zuwandte und welchem dieses allein das höchste Ziel und die einzige Aufgabe seines Lebens war. Wir können ihn nicht verlassen, ohne durch einen Blick auf das, was er Unvergängliches und Ewiges gewirkt, unser Gefühl zu trösten und zu besänftigen über den schweren Verlust, den wir erlitten haben; wir können uns nicht trennen von seiner irdischen Hülle, ohne an das Ueberirdische zu denken, dem alle seine Kraft und Liebe gewidmet war; wir können nicht von ihm gehn, ohne

uns selbst noch zuvor zu fragen, was es denn nun eigentlich sey, worin und wodurch er diesen seinen Staub überleben und auch unter uns immerdar bleiben wird.

Ist es nicht vor Allem der göttliche Geist, der in dem seinigen wirkte, und durch den er wiederum auf Andere wirkte?

Was kann oder will irgend ein menschlicher Geist, der sich nur selbst versteht, Ewiges aus sich erzeugen, das ihm nicht gegeben wäre; womit und mit welchen Kräften kann er es erringen, als nur mit solchen, die er nicht hat von sich selber; auf welche Art kann er das Höchste und Göttlichste verstehen und erkennen, als eben nur dadurch, daß es sich ihm zu erkennen giebt, also nur durch dasselbe selbst und nimmermehr durch sich allein. Ja wäre es mit menschlicher Kraft und Kunst, mit menschlichem Scharfsinn und Tiefsinn allein zu erlangen, dann dürfte Keiner wohl mehr zweifeln, daß es unserm verewigten Freunde nicht entgangen wäre: denn wer war besser und vollkommner, als er, mit Allem was dazu gehört, ausgerüstet? Aber diesen Ur-

sprung gab er selbst nicht alle dem Hohen und Trefflichen, das er in so reichem Maaße ans Licht gebracht. Ein Anderes, ein Höheres war es, das nicht blos Er selber war, das in ihm lebte und wirkte, der Geist Gottes war es, der ihn sich zu einem tauglichen Werkzeug auserkohren und ihn gerüstet mit so außerordentlichen Gaben; ein anderer, ein höherer Geist, als der seinige war es, der Alles, Wahre und Herrliche, in ihm gebildet, welchem er diente mit allen seinen Kräften und welchem er selber nur gehorchen konnte. Wenn er selbst sich zuweilen den Stifter eines neuen Systems der Weisheit nannte, so setzte er sich damit nur so vielen Andern seines Gleichen entgegen, deren Eigenthümliches wiederum das seinige ausschloß, nicht aber jenem unendlichen Geiste, mit welchem eins zu seyn vielmehr das höchste Ziel seines Verlangens war; und er erklärte doch eben so laut, daß er nichts Neues vorbringe, sondern nur, was von Anbeginn an da gewesen, und was er nur befreien wollte von allen menschlichen Irrthümern und Meinungen; und für die höchste

Ehre hielt er es, mit dem göttlichen Stifter des Christenthums übereinzustimmen und ein Diener Christi zu seyn. Schon jener tiefsinnige Weise, den unser Verewigter so bescheiden seinen Vorgänger nannte, hatte es zur Gnüge erwiesen, wie der menschliche Geist aus sich die ewigen und überirdischen Dinge, deren Wahrheit und Gewisheit uns doch gewißer und wahrer als unser eignes Leben ist, nicht zu erkennen vermöge, wie der sich selbst und ihren eigenen Kräften überlassenen Vernunft das Reich des Uebersinnlichen so gut wie ganz verschlossen sey und wie wir auf menschliche Erkenntniß allein uns verlassend von Gott in allen göttlichen Dingen nichts wissen könnten. Aber war nicht gerade dies der Grund, warum die göttliche Liebe selbst sich des Menschengeschlechts erbarmte und Gott sich selber offenbarte in seinem Sohn; war nicht gerade dies die erklärte Absicht der ewigen Vorsehung, auf daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten, an deren Statt sie ohne ihn und seinen Geist nur Nebel, Dunst, Irrlicht und Irrthum sehen? Ja der, dessen Nachfolger zu seyn wir alle berufen

ſind, der hat es uns und allen Zeiten und Geſchlechtern geſagt: das iſt das ewige Leben, daß ſie Dich und den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen, er hat gelehrt, daß wer den Sohn ſehe, auch den Vater ſehe, daß nur durch den Sohn der Zugang zum Vater ſey, und auf den ewigen Grund dieſer Lehre verlangen ſeine Apoſtel auch, daß unſer Geiſt erleuchtet werden ſoll durch die Klarheit des Herrn und ſich geſtalten in daſſelbige Bild. So iſt es unwiederruflich und auf immer entſchieden, daß alle menſchliche Weisheit ohne ihn auch ohne Grund und Boden, jeder Verſuch, ſich durch ſich ſelbſt dem Himmel zu nähern, nur ein deſto tieferer Fall zur Erde und alle Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge nur auf dem Grund und Boden des Chriſtenthums ſich entwickeln und weſentlich nichts ſeyn könne, als eine Erkenntniß des uns von Gott geoffenbarten Chriſtenthums, daß: alſo unſer Geiſt nur durch den Geiſt Gottes und Chriſti erleuchtet aller göttlichen Dinge fähig und mächtig werden könne. Denn iſt es nicht

er, dieſer ewige Sohn, der das Wort, die Weisheit des Vaters iſt, der durch ſeinen Geiſt von Ewigkeit her die Saamenkörner der Weisheit in die menſchlichen Gemüther ausgeſtreut, der ſie gedeihen und aufgehen läßt und ſo das Reich der Wahrheit aufrecht erhält gegen die Gewalt des Irrthums und der Lüge, worin allein die Menſchen, ſich ſelbſt überlaſſen, vollkommne Meiſter ſind; iſt es nicht er, dieſer Geiſt des Herrn, unſers Heilandes, der Allen, die nach Wahrheit dürſten, zu allen Zeiten die Schätze ſeiner Weisheit aufgeſchloſſen und mitgetheilt, der mild und liebreich ſelbſt denen daran Theil zu nehmen vergönnt hat, die, des wahren Urhebers undankbar vergeſſend, ſich deſſen rühmen als ihrer eigenen Erfindung, was, wäre es wirklich nur ihr eigenes, nur die Unwahrheit und Falſchheit ſelber wäre; iſt es nicht er, dieſer Geiſt Gottes, der auch durch Andere, durch die Welt und Zeit, in der wir leben, ſich uns zu verſtehen giebt, deſſen Einflüſſe wir auch auf dieſem Wege ohne Unterlaß erfahren und dem wir auch ſo verdanken, was uns ſo leicht nur unſer Eignes ſcheint? Denn wer in der Welt

vermag seiner Zeit und Welt zu entfliehen und dem göttlichen Geiste, der durch die Welt sich an uns mächtig erweiset, auch ohne daß wir es wissen oder ahnden. Wie unser körperliches Leben erhalten wird nur durch die Verbindung mit der äußeren Luft, die wir in jedem Athemzug genießen, so ist auch das innere Leben des Geistes nicht weniger ein beständiger Wechsel des Mittheilens und Empfangens. Aber auch so können wir es doch nicht übersehen, wie wir das Beste, das Schönste und Herrlichste, das wir hervorbringen, so wenig Andern als uns, sondern einzig und allein dem göttlichen Geist in uns und Andern verdanken, daß es doch nur aus ihm entsprungen ewig und unvergänglich, wie er selber, alles Andere hingegen, das nicht aus diesem Geist hervorgegangen, vorübergehend und vergänglich sey. Ja wenn wir, die wir den Wissenschaften dienen, dieses uns je verhehlen könnten, hier an der Gruft eines entschlafenen Weisen können wir es uns nicht verbergen; wir müssen es bekennen, daß wir nicht blos die körperliche Hülle eines tiefen Denkers hier zur Erde bestatten, sondern auch

Alles, was sein Geist Vergängliches gedacht, rein allein aus sich selber erzeugt und nicht dem ewigen Geiste Gottes zu danken gehabt hätte: denn sterblich und verweslich sind nicht nur der Menschen Leiber, sondern auch ihre Gedanken, Systeme und Wissenschaften, Alles, was sie nicht auf eine ewige Weise gedacht und von dem Geiste Gottes empfangen haben. Aber eben darum wird unser verewigter Freund uns und der Welt immerdar unvergeßlich und theuer bleiben, weil er dem ewigen Geiste, dessen Diener und Knechte wir alle sind, mit diesem schönen Gehorsam, mit dieser beständigen Treue, mit diesem lebendigen und glühenden Eifer gedient, weil er ein so brauchbares und darum auch so gesegnetes Werkzeug der göttlichen Gnade war, weil er uns durch sein Leben und Wissen bewährt hat, was schon der weise Sirach sagt: daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang und Krone sey.

Ueberleben wird er diesen seinen hinfälligen Staub und immerdar bleiben in Segen und im Gedächtniß der Welt ferner auch durch die

göttliche Liebe, die ihn beseelte und die er in Andern entwickelte.

An ein Ewiges und ewig Wahres ist das Innerste der Menschen geknüpft und gekettet: was sie auch thun oder denken mögen, ohne sich desselben bewußt zu seyn und wie sie es auch im Bewußtseyn und in der Erkenntniß benennen mögen, wahrhaftiges Leben ist in ihnen nur so fern und so lange, als sie dasselbe lieben. Ist es möglich, ohne den Glauben an Gott und die Liebe zu ihm auch nur ein vernünftiges Wort vorzubringen; ist nicht alle Liebe zur Wahrheit und Weisheit wesentlich Liebe zu Gott; ist es nicht Gottes Bild, wofür die menschliche Vernunft sich selbst erkennt, und Gottes Macht und Größe, die wir sehen und bewundern in der Natur? Von solcher Liebe zu Gott, wie sie der wesentlichste Grundzug aller wahren Weisheit ist, sahen wir unsern entschlafenen Freund in einer Art durchdrungen, die Jeden, der ihn kannte, rühren mußte: sie verrieth sich an der Kraft, womit er das Ewige, wo es seiner Erkenntniß aufgegangen war, festhielt und an der Schärfe, womit er es trennte

von allem, was ihm fremd war und widersprach; an den immer erneuerten Versuchen, es von einer neuen Seite darzustellen; an dem Ringen nach immer hellerem und reineren Licht, worin er sich selbst nie genügte; an der Lebendigkeit und Wärme, womit er es auch in den verschiedensten Gestalten wiedererkannte und festzuhalten wußte. Er war sich doch immer gleich in seiner Liebe, wie verschieden er auch den Gegenstand seiner Liebe benennen mochte; er war doch immer derselbe, wenn wir auf den Grund seines Geistes sehen; es war doch immer die reine, schöne, demüthige Liebe und Hingebung, womit er dem Zuge des göttlichen Geistes folgte, der die Geheimnisse Gottes ihm zu enthüllen verheißen hatte. So ging sein betender Geist, vom Geiste Gottes geführt, in den überirdischen Räumen, die Wunder und Herrlichkeiten Gottes anzuschauen — und welch einen Reiz konnte für ihn die Welt noch haben, die beständig nur außer und ohne Gott zu leben versucht. So kehrte sein von der Liebe zu Gott tief bewegtes Gemüth immer und immer zu dem einen und einzigen Gegenstande seiner

Liebe zurück — und wie hätte das Mannichfaltige und Viele des Lebens mit allen seinen Versuchungen ihn wohl noch reizen oder verblenden können. So zog er sich sinnend und betrachtungsvoll in sich selbst zurück, immer tiefer und tiefer bis in den geheimsten und verborgensten Punkt seines geistigen Lebens, bis an die immer grünen und blühenden Ufer der Ewigkeit, leise horchend, was von dort her sich kund gab, ohne Zeichen und Worte sich unterhaltend mit dem unaussprechlichen Gott, mit sehnsüchtiger Liebe vertieft in die selige — und er entbehrte sie nicht und hörte sie gar nicht und verachtete sie alle, die lauten, um ihn her schreienden Stimmen, die auf dem lärmenden Markte des Lebens in das wilde Gewühl ihn locken wollten. Und wenn er nun zurückkehrend aus dem stillen Gebet und einsamen Gespräch mit Gott Andern mittheilte, was er gesehen, wie offenbarte sich da seine Liebe zu Gott nicht weniger in dem gründlichsten Hasse desjenigen, was ihr entgegengesetzt ihm auf seinen Wegen begegnen; wie trat er, ein Held, und mit dem Schwerdt der Liebe und des Glaubens zum

Kampf

Kampf gerüstet, muthig in die Bahn, wie stieß er, gleichsam im Vorübergehen, die Altäre der Götzen um, wie deckte er die herrschenden Gebrechen der Zeit und ihre Blößen auf, wie rief er, noch mitten in jener Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volks, zur Kraft, zur Einheit, zur Liebe und zum Hasse, wie arbeitete er an seinem Theile schon damals, mitten unter sichtbaren Gefahren, daran, jenes geistige, geheime und allgemeine Einverständniß über Einen Punkt hervorzubringen, das sich erst jetzt in seiner ganzen Kraft gezeigt und mit allen seinen Folgen so herrlich vor unsern Augen entwickelt hat. Mit gleichem Muthe widersetzte er sich jenem heidnischen Aberglauben ganz besonders, der die Natur vergöttert. Wie es aber überall das Loos und Erbtheil aller großen, in der Wissenschaft kräftigen und ausgezeichneten Geister ist, daß der Haß und die Verfolgung sich auf sie vornehmlich wirft, so hat auch er, der Redliche, an dieser sauren Last und Bürde in seinem Leben schwer genug zu tragen gehabt. Das war der Dank dafür, daß er in dem hellen Licht, worin er wan-

helte, die Dunkelheit um sich her auffallender bemerkte, das war der Lohn für seine Mühe, womit er an seinem Zeitalter arbeitete, das war die herbe Frucht seiner Anstrengung und Liebe, womit er dem Edlern in sich auch außer sich Raum zu verschaffen suchte, daß er nun in den bitteren Streit mit allen Partheyen zugleich verwickelt wurde. Und die Folge war, daß er zuletzt selbst von Unmuth und Widerwillen überwältigt mehr als ein Ueberwundener denn als Sieger aus dem Kampfe ging. Was immer auch in seinen Gegnern der Grund ihres Widerspruches war, wenn wir in ihm zurückgehen, auf die Quelle, aus der dieser Haß geflossen war, der ihn so oft mit der Welt entzweiete, war es nicht eine höhere Nothwendigkeit seiner Natur, der er nicht ausweichen konnte, ein innerer Zwang, der ihn an das, was er einmal für wahr und recht erkannt, mit eisernen Banden fesselte, war es also im Grunde nicht doch nur eine göttliche Liebe, die ihn bewegte, die ihm keine Ruhe vergönnte und keine Kraft und Zeit, an sich und seine vergängliche Ehre vor der Welt zu denken und an alle ge-

häſſige Urtheile der Welt über ihn. O! jetzt, wo aller Streit geendet und geſchlichtet iſt, jetzt wenigſtens müſſen wir es geſtehn, daß ein Mann ſeines Geiſtes nicht für etwas Unedles und Unwürdiges kämpfen konnte; wir müſſen es geſtehn, daß er auch in dieſen Kämpfen nur das unbewußte Werkzeug einer höheren Liebe war, die ihn durchglühete; wir müſſen Gott danken, daß er von Zeit zu Zeit' ſo überlegene Geiſter in die Welt ſendet, auf daß ſie die Trägheit aus ihrer faulen Sicherheit und Ruhe aufſtören, daß ſie die Feſſeln der Gewohnheit, der Flachheit und des mechaniſchen Treibens in der Wiſſenſchaft zerbrechen; ja wahrhaft verehrungswerth, groß und unvergeßlich muß uns auch in dieſer Hinſicht dieſer Entſchlafene ſeyn, weil er durch ſein Beiſpiel ſo ſchön beſtätigte, was er ſelbſt ſagt in einer ſeiner früheren Schriften: daß ſelbſt der Haß, der ein menſchlich Herz durchglüht, im Grunde doch nur eine andere Art und Geſtalt von Liebe ſey.

Ueberleben endlich wird er dieſen ſeinen Hinfälligen Staub durch die Gottſeligkeit,

die er schon hier empfunden und in so vielen Gemüthern entzündet hat.

Was allen Wissenschaften erst ihren wahren Werth verleiht, ist ihr Zusammenhang mit dem Leben: nur, daß wir dieses Leben nicht zunächst auf jene vergänglichen, blos irdischen Zwecke des öffentlichen und häuslichen Daseyns beziehen und beschränken dürfen, als auf ihr höchstes und letztes Ziel, sondern auf ein unendlich höheres und unsichtbares Leben des Geistes, das allen jenen untergeordneten Zwecken erst ihre wahre Bedeutung für ein andres Leben giebt. Mit Recht führt die Wissenschaft uns vor Allem aus jenem zeitlichen Daseyn weg, um in dem ewigen einheimisch geworden uns auch zu jenem dann wahrhaft geschickt und vorbereitet zurückzusenden, ja die innigste Verbindung dann zu stiften zwischen beiden: denn nicht aus dem Zeitlichen und Vergänglichen läßt sich das Ewige, sondern aus diesem allein jenes verstehn. Was von Anbeginn an den menschlichen Geist reizte, sich mit seinen Gedanken über sich selbst und die sichtbare Welt zu erheben, was ihn unablässig treibt, bis zu der äußersten und

letzten Quelle alles Wissens hinaufzusteigen, was selbst in den untergeordneten Wissenschaften unbewußt der Grund aller Liebe und Anstrengung ist, es ist das Gefühl eines höheren und erhöhten Lebens, es ist das geheime Vergnügen und die unaussprechliche Süßigkeit, welche mit der Betrachtung jener überirdischen Dinge, mit dem Anblick jener ewigen Bilder verbunden ist, wovon uns die Wirklichkeit überall nur verzerrte und verschrobene Nachbilder erblicken läßt, es ist jener Strom eines seligen Lebens, der das ewige durchfließt, aus welchem wir den brennenden Durst der Seele stillen und welchen wir sodann auch in das irdische Leben leiten, damit von seiner erquickenden Kraft gelabt und angezogen die Welt ihre sogenannten Freuden vergessen lerne und mitten im zeitlichen Daseyn und Wirken ein ewiges und seliges Leben führe. Wem ist in reichlicherem Maaße dieses höhere Leben von Gott beschieden, als den Pflegern der Wissenschaft; ich darf sie Ihnen nicht erst schildern, diese der Welt verborgene Wonne, womit die Wissenschaft den einsamen Denker erfüllt: nur an das eine will ich noch erinnern, wie

doch nur, so fern Gott in allem Wissen gesehen wird, diese Seligkeit möglich ist: denn er allein ist der selige und die Quelle aller Seligkeit. Nur nach dem Maaße als alles Wissen mit diesem seinem ewigen Grunde zusammenhängt und aus diesem hervorgeht, nur in dem Verhältniß, als das Bewußtseyn Gottes in allem Wissen lebendig ist, strömt seliges Leben aus ihm hervor: das ist es eben, was jenes tiefsinnige Wort: Gottseligkeit sagen will, welches nicht die Seligkeit Gottes, sondern unsere bezeichnet, die uns und allen Menschen überhaupt vergönnt und bedingt ist durch das Leben in Gott, ja vollkommen eins ist mit diesem Leben in Gott. Und dieser höhere Genuß, ist er nicht im reichen Maaße diesem Vollendeten hier schon auf der Erde zu Theil geworden; fühlte er nicht schon hier im Anschauen Gottes und göttlicher Dinge das ewige Leben in Voraus, war er nicht immer heiter und vergnügt in Gott und in dem Genuß aller jener ewigen und himmlischen Güter, gegen die er alle Güter und Herrlichkeiten dieser Welt verschmähete und hat er nicht reichlich mitgetheilt an Tausende aus dieser

Fülle seines gottseligen Gemüths? O! auch in dieser Beziehung wird er von Allen, in denen er das göttliche Leben entzündet hat, immerdar in Segen genannt und wenn auch sie nicht mehr sind, noch auf der Welt wirksam und thätig bleiben. Denn ewig und unvergänglich ist, was er gethan, um den Keim eines gottseligen Sinnes besonders in den jungen Gemüthern zu einem schönen und großen Gewächs mit allen seinen reifenden Früchten heranzuziehen; ewig und unvergänglich ist, was er gethan, um das Verlangen nach dem Ewigen in ihnen zu wecken und zu beleben, um ihnen den Durst einzuflößen nach etwas, was diese Erde nicht geben kann und nur das Leben in Gott gewährt. Ganz unvergleichlich und unschätzbar ist dieß Talent und dieses Streben an einem Lehrer, wie es unser verewigter Freund besaß in einem seltenen Grade; es ist dasjenige allein, um dessenwillen das Verhältniß des Lehrers zu dem Zögling der Wissenschaft eins der edelsten und heiligsten ist. So wie am frühen Morgen die zarte Blume dem frischen Hauche der milden Himmelsluft und dem erquickenden Sonnenlichte

ihren Kelch erschließt, so öffnen sich die jungen Gemüther um uns her, um frisch und freudig ein höheres und seliges Leben einzusaugen, das ihnen aufgeht in jeder Wahrheit, die aus Gott durch uns an sie gelangt; an der keuschen Liebe, womit sie uns nach dem Ewigen und Alleinwahren ringen sehen, an dem treuen Ernst und Eifer, womit wir uns mitten in der Fluth der Irrthümer um uns her standhaft in der Höhe halten, erwärmt und reinigt, erquickt und stärkt sich ihr Gefühl für die Wahrheit und lernt auch ihr junger Geist allmählich seine eigenen Kräfte zu versuchen und frey und fröhlich seine Flügel zu bewegen und sich aufzuschwingen. Vermag die Wissenschaft auch nicht, das von ihr selber aufgeregte Bedürfniß ganz und vollkommen zu befriedigen, so ist es doch schon ein großes Verdienst, dasselbe auch nur aufgeregt zu haben auf die lebendigste Weise, dem schwankenden Jugendleben einen festen Punkt in sich selbst gegeben zu haben, von welchem alles Sinnen und Denken und alle Thätigkeit mit Sicherheit, zu dem der Geist des Menschen unter allen Umständen und Verhältnissen ausschreite, mit immer

gleicher Liebe zurückkehrt und dem er nachsinnet und nachdenket sein Lebelang, ein Ziel dem er sich selbst freiwillig weihet und alles Andere opfert, was nicht darauf eine lebendige Beziehung hat. Nur so ist die Wissenschaft mit des Lehrers und Zöglings Leben eins und wahrhaft segensreich und ersprießlich für die Welt. Von dieser lebendigen Wirksamkeit auf die Welt haben wir an unseres verewigten Freundes Leben ein Beispiel gehabt, das eines unvergänglichen Ruhmes würdig ist und seinen Namen in Aller Herzen, die er aus der Beschränkung dem Ewigen entgegengehoben, denen er zuerst die Aussicht auf eine höhere Welt eröffnet und die er so für das Göttliche gewonnen, unauslöschlich und unsterblich gemacht hat. In dieser seiner so ungetheilt auf das würdigste und höchste Ziel des Geistes gerichteten Thätigkeit sah er sich schon hier von einer Seligkeit umflossen, die sein verklärter Geist erst jetzt in vollen Zügen trinkt. Denn ach! vielfach getrübt und gestört ist hier auf Erden immer jenes ewige und selige Leben; aber einmal, einmal muß es doch rein und ungetrübt der Seele werden, die es

so heiß, so inbrünstig von Gott begehrt wie die seinige und auch darum, müssen wir glauben, hat der Allselige die Reihe seiner Tage so früh abgebrochen, um seine sehnsüchtige Seele nicht länger dürsten zu lassen nach demjenigen, was sie doch erst bey ihm und nachdem sie alles Irdische abgestreift, im höchsten Maaße genießen kann. Und diese Wonne wollest du ihm geben, Herr der Lebendigen und Todten und uns Allen, die wir von seinem Grabe diese Sehnsucht nach dir als das schönste Vermächtniß mitnehmen, das unser unvergeßlicher Freund uns hinterlassen hat. Amen.

Dr. Marheinecke.

Astrâa's Erscheinung.

Eine Novelle.

In der wilden Zeit, wo Banden von Guelfen und Ghibellinen mit wechselndem Erfolge, aber in immer gleicher Verwirrung, das schöne Italien durchstreiften, und diesen Garten Gottes nach den Eingebungen ihres Frevelmuthes zertraten und fast zerstörten, gab es drei junge Hauptleute von der Parthei des mächtigen Francesco Sforza, die an Kühnheit, Ungezähmtheit und Schlauheit ihres Gleichen nicht fanden. Sie hießen Giacomo, Madrucci und Falconiere. So lange der tapfre Francesco mit selbstgeworbenen Schaaren als Heerführer bald in den Diensten dieser, bald im Solde der ent-

gegengesetzten Macht umherzog, war ihm das kecke, bisweilen sehr lockre Betragen seiner drei jungen Hauptleute schon recht; ja, er ließ sich oftmalen verlauten, dies seien eben die besten Juwelen seiner Schaar. Als er nun aber endlich den Herzogstuhl von Mailand bestieg, kam ihm Vieles in der Welt ganz anders vor, und absonderlich seine drei jungen Hauptleute. Er wollte sie zu ordentlichen Bürgern haben, und zu bedächtigen Staatsmännern, und schalt deswegen öfters mit ihnen. Da wurden sie zuletzt verdrüßlich, zogen sammt einigen lustigen Knappen auf und davon, und trieben fortan in den Appeninnen ein so wildes Spiel, daß ihr bisheriges Leben dagegen für eine bloße, zahme Vorbereitung gelten konnte. Ein Theil der unbändigen Streiche, die man von ihnen erfuhr, so wie auch ihr wunderliches und seltsam ernsthaftes Ende soll in der nachfolgenden Erzählung vorgestellt werden.

In der Schenke einer kleinen Stadt erschien eines Abends ein alter, übelgestalteter Bettler, und begehrte, auf Kosten der Bürgerschaft reichlich bewirthet zu werden bis Morgen früh; der

Hauptmann Madrucci, dem er sein im Walde verlaufnes Pferd wieder gebracht, habe ihm zum Dank diese Anweisung gegeben, und gemeint, man werde sie gern und willig auszahlen, auch dabei für sich selbst am besten und klüglichsten thun. Man verhöhnte den Bettler, und stieß ihn ohne Weiteres zu Schenke und Stadt hinaus. Am andern Morgen, noch in der Dämmerung, brannte ein zur Stadt gehöriges Vorwerk, und bald kamen dessen Bewohner gelaufen, klagend, der Madrucci mit seinen Gesellen habe sie wüthend überfallen, und Vieh und Pflanzungen und Vorräthe verderbt. Bald darauf stellte sich auch der alte Bettler wieder ein, zitternd und bebend, daß man ihn für das entstandene Unglück strafen werde, aber hoch betheuernd, seine Furcht vor dem Madrucci sei dennoch größer; der habe ihn mit den entsetzlichsten Drohungen hier herein getrieben, und nun müsse er die allerköstlichste Zehrung heischen auf einen ganzen Tag, und wenn ihm das nicht werde, wolle sich der Hauptmann Madrucci das nächstemal an die Vorstadt machen. Der Rath ward versammelt, und Einige bestan-

den darauf, den Bettler fest zu halten, Andre wollten ihn lieber, zu Abwendung aller Noth und Gefahr auf gemeinschaftliche Kosten bewirthen, noch Andre verlangten, daß man den Kerl, der doch nur ein ohnmächtiges Werkzeug sey, mit Schmach aus dem Thore jage, und sich gerüstet halte, dem Madrucci tapfer zu begegnen. Die letztere Meinung drang durch, und sobald der Bettler fortgetrieben war, zog die ganze rüstige Jugend des Ortes kampffertig in die Vorstadt hinaus. Aber der Madrucci ließ nicht lange auf sich warten, und vor seiner und seiner Gesellen Kriegserfahrenheit vermochte der Muth der jungen Bürger nicht zu bestehn. Sie wurden blutend in das Thor zurückgetrieben, und drei verbrannte Häuser der Vorstadt zeugten von Madrucci's Zorn.

So wie man sich nur erdreistete, die Thore wieder aufzuschließen, fand auch der Bettler schon wieder davor, und sagte mit Schluchsen, nun treibe ihn der Madrucci abermals her, und er müsse gar verlangen, daß ihm die Vornehmsten des Ortes auf dem grünen Anger vor den Mauern bei einem fürstlichen Mittagsmahle

freundlichſt aufwarteten, und das müſſe noch heute geſchehn, ſonſt komme der Madrucci wieder, und zerſtöre die ganze Stadt. Der Hauptmann ſelbſt und ſeine beiden Freunde, Giacomo und Falconiere, würden zur beſtimmten Stunde Zeugen ſein, was die Stadt thue, und was nicht.

Nun kam ein ſolches Grauen und Zagen über alle Einwohner, daß ſie faſt das Rathhaus ſtürmten, um ihre Vorſteher zu ſchneller Einwilligung alles Begehrten zu zwingen, und weil die Rathsherren ſelbſt den Muth verloren hatten, freuten ſie ſich über den Ungeſtüm der Menge, der ihnen einen ſchicklichen Vorwand darbot, und gaben eiligſt nach.

Ein einziger Mann lebte in der Stadt, welchen dieſe ſchmähliche Angſt nicht anſteckte, und das war der vornehmſte von Allen. Er hieß Signor Liſandro, ein ehrwürdiger Rittergreis, der von ſeiner nahgelegenen Veſte hier hereingezogen war, um ſeiner einzigen Tochter Laura, die ihm an Würde und edlem Stolze glich, an Schönheit die mehrſten Jungfrauen überſtrahlte, ein fröhlicheres und minder einſames Leben zu

verschaffen. Die Stadt hatte es sich zur Ehre gerechnet, ihm ihr Bürgerrecht auf einem rothsammtenen, goldbefranzten Kissen überreichen zu dürfen, und eben dieses Bürgerrecht jetzt in die Rathsversammlung tragend, sprach er mit glühenden Worten gegen die beschlossene Erniedrigung, und erbot sich, die Bürgerschaft gegen die drei frevelnden Gesellen anzuführen. „Was der Madrucci und seine Bande weiß, rief er aus, haben sie vom großen Herzoge Francesco Sforza gelernt, und dessen tapfrer Vater war mein Waffenbruder und hat mich wohl eben so viel gelehrt.“ — Aber die Zaghaftigkeit war einmal an die Herrschaft gekommen, und man ließ sich auf nichts weiter ein. Da zerriß der edle Lisandro sein Bürgerrecht, warf es den schreckenbleichen Rathsherren vor die Füsse, und zog mit der schönen Laura nach seiner unüberwindlichen Steinveste Castelalto zurück.

Die Bürger sahen ihm betrübt nach, theils weil sie ihre Schmach empfanden, mehr aber noch, weil sie fürchteten, Madrucci und seine Gesellen würden die Abwesenheit des Ritters und seiner Tochter, als der Vornehmsten aus

der

der Stadt, für einen Friedensbruch erklären. Wer indeß hätte die hohen Beiden halten können oder wollen? Man schickte sich daher so gut man konnte, zu dem demüthigenden Feste an, und führte den Bettler um die Mittagsstunde in allem Prunk auf den Anger hinaus, wo eine herrlich besetzte Tafel seiner wartete.

Die wundersame Feierlichkeit hatte kaum ihren Anfang genommen, als schon auf einem nahen Hügel zwei reichgeharnischte Reiter auf sehr schönen Pferden sichtbar wurden, beflissen, den ganzen Hergang recht genau in Augenschein zu nehmen.

„Das sind die verweg'nen, hochgewaltigen Hauptleute! das sind sie!" erhob sich rings durch die Haufen ein Flüstern. Einige dreiste Jünglinge dachten daran, ob man nicht die Feinde gesammter Stadt bei dieser Gelegenheit durch einen glücklichen Anlauf wegfangen könne, aber wer mochte wissen, was hinter dem Hügel laure! Zudem schnürte den mehrsten die Besorgniß allzusehr das Herz ein, wohl möchten die Reiter bemerken, daß gerade dem Feste die zwei Hauptpersonen mangelten: Signor Lisan-

bro und Signora Laura, und daß man die blutigste Rache wegen des scheinbaren Friedensbruches zu befürchten haben. Diese ängstliche Meinung verbreitete sich in leise gesprochnen Worten, und es schien fast, als lache der kaum noch so furchtsame Bettler von ganzem Herzen darüber.

Da sagte endlich ein junger Rechtsgelehrter: getrost liebe Mitbürger! Die Hauptleute haben selbst den Vertrag nicht gehörig erfüllt, denn seht, sie sind ja nur zu Zweien, und noch dazu ist es eben der Madrucci, welcher fehlt. Ich kenne sie von Ansehen recht gut, noch aus Mailand her. Der schöne, schlanke Jüngling auf dem Apfelschimmel mit dem goldenen Küras und dem reichen Federhute ist Falconiere, und der kleine, gedrungne Mann mit der spitzen, silbergeschlagenen Sturmhaube ist Giacomo. Der Madrucci sieht ganz anders aus, etwas älter, und viel größer, und über alle Maaßen häßlich."

Da lachte der Bettler gewaltig auf, erhob sich von seiner Mahlzeit, und sagte: „Thörichte Bestie, der Madrucci bin ich ja selbst!" Und

zugleich näherten sich lachend Giacomo und Falconiere und ein rüstiges Geschwader kam auf dem Hügel zum Vorschein. Die Bürger sahen ganz beschämt zur Erde. Madrucci aber wandte sich nach seinen beiden Gesellen, und sagte: „nun seht, meine Wette hab' ich gewonnen!" — „Da ist was rechts zu sehen! erwiederte Falconiere, mismuthig umher schauend; die schöne Laura ist ja nicht mit dabei, und um derentwillen bin ich eigentlich den ganzen Spaß eingegangen." „Beruhige Dich, sagte Madrucci, und mache nicht, daß diese Milchsuppenleute vollends vor Angst zu Käse werden. Sie können nichts dazu, sondern Fräulein Laura's und Signor Lisandros Hochmuth ganz allein." — Damit hub er an, zu erzählen, wie sich Alles begeben hatte. — „Wohlan denn, rief Giacomo aus, so haben wir es hinfort mit der stolzen Ritterfamilie! Ich sage Dir, Madrucci, ich will den großmächtigen Kriegsheld Lisandro noch vor mir auf den Knieen sehn, wie er mir meine Sporen anschnallt!" — „Und ich, rief Falconiere, will, daß die hochmüthige Jungfrau mich küssend in ihre Arme schließe,

und ſich der großen Ehre unwerth bekenne, die ich ihr erzeige." — „Gilt es eine neue Wette?" fragte Madrucci. — „Topp!" riefen die Beiden, und zugleich ſchwenkte ſich der vermeinte Bettler auf einen bereit gehalt'nen Renner, und Alle jagten lachend über den Hügel davon.

Die ſo laut und frech ausgeſtoß'ne Drohung der jungen Abentheurer blieb den edlen Bewohnern von Caſtelalto unberichtet, ohne eben deswegen etwas ſonderliches in ihrer Lebensweiſe zu verändern. Etwa eine Runde mehr ließ der Burgherr zu Nachtzeit um ſeine Mauern gehn; im Uebrigen ſtanden die Thüren der Bergveſte jedem beſcheidnen Wandrer nach, wie vor, gaſtlich offen, und Liſandro ritt oftmalen mit ſeinem ſchönen Töchterlein auf die Jagd, von ſo edlen und kampfgeübten Knappen begleitet, wie immer, daß Niemandem dabei auch nur der Schatten eines kühnen oder unziemlichen Unternehmen einfallen konnte.

Alles blieb auch eine geraume Zeit hindurch ſtill, und es ſchien faſt, als hätten die drei wilden Hauptleute, von der ruhigen Faſſung des Burgherren geſchreckt, ihre tollen Gedanken

wider ihn gänzlich aufgegeben, indem sie, dem Vernehmen nach, ihre Streiche an andern Orten mannigfach fortsetzten. Während dieser Art von Waffenruhe kam einstmalen ein alter Herold des großen Francesco Sforza auf Lisandro's Veste geritten, und brachte ein Schreiben seines Herrn, worin der mächtige Mailändische Herzog für seinen Sohn Galeazzo um die Hand der Signora Laura anhielt, auch zugleich bat, Lisandro möge einem Neffen der herzoglichen Gemahlin, welcher Andrea geheissen war, den Ritterschlag mit seiner eignen rühmlichen Hand ertheilen. Nicht nur bewege den Herzog dazu die große Glorie Lisandro's in den Waffen und dessen Freundschaft mit dem seeligen Vater des Fürsten, sondern auch die herrliche Kühnheit, welche der alte Held vor Kurzem gegen die drei berüchtigten Freiharte bewiesen. — „Im Uebrigen wollen wir — so schloß der Brief — uns in die Festlichkeiten theilen. Ich sende Euch meinen Galeazzo und den Andrea auf Eure Burg. Da mag die Verlobung und der Ritterschlag vor sich gehn. Dann aber kommt Ihr Alle zu mir nach Mailand, und hier feiern wir

ein Hochzeitfest, wie es Euerm Ruhme, der Schönheit und Tugend Eurer edlen Tochter, und meiner Herzoglichen Würde geziemt."

Nun war der junge Galeazzo Maria, der Sohn des großen Francesco, nicht eben in dem Rufe glänzender Rittertugenden, und dem greisen Helden Lisandro wollte deshalb der Antrag kaum behagen, eben so wenig seiner hochgesinnten Tochter. Daher schrieb der Burgherr dem Herzoge zurück, „er könne und wolle die Neigung Laura's nicht zwingen; doch solle es ihm eine Ehre seyn, den Sohn des Fürsten und den edlen Andrea bei sich zu bewirthen, auch diesem den Ritterschlag zu ertheilen; Gott werde dann in Allem das Beste thun." — Damit ward der Herold nach Mailand zurückgesendet.

Einige Zeit darauf kam er wieder, und meldete die beiden edlen Jünglinge Galeazzo und Andrea an, welche auch bereits mit einem anständigen Gefolge in den Thälern sichtbar wurden. Francesco's Brief, welchen der Herold zugleich übergab, enthielt die freundlichsten und nachgiebigsten Aeußerungen: wenn Galeazzo und Andrea, hieß es, nicht auf alle Weise als un-

tadeliche Edelleute erschienen, solle weder Jener eine Braut, noch Dieser den Ritterschlag auf Lisandro's Veste finden; nur darauf noch deutete der Herzog hin, daß ohne Zweifel der verläumderische Ruf seinen Sohn Galeazzo belüge; wie lieb dieser ihm selbst sei, und wie ganz er ihn für sein eignes Ebenbild anerkenne, solle dem Ritter ein wohlbekanntes Kleinod kund thun, das ihm der Jüngling vorzeigen werde.

Galeazzo und Andrea ritten in die Burg. Lisandro, welcher ihnen mit geziemender Höflichkeit bis an das Thor entgegengeschritten war, vernahm staunend und froh, daß der blonde Reiter, welcher von Beiden am gewandtesten und zierlichsten absprang, der Sohn des Herzogs sei, und führte die Jünglinge nach dem Saale hinauf, wo die schöne Laura sie empfing.

Ein anmuthiges Erröthen flog über Galeazzos Gesicht, als er sich vor der holden Herrin neigte. Die kriegerische, freie Unbefangenheit, welche seinem ganzen Wesen eigenthümlich schien, verschwand vor einer blöden Scheue, und auch Laura war von dem Anblicke des jungen Für-

ſten wunderſam überraſcht. Sie hatte ſich ihn nach der Schilderung des Gerüchts weder ritterlich noch ſchön denken können, und nun ſtand ein junger Held vor ihr, wie ihn die Bilder der kunſtgeübten Meiſter Italiens nie kräftiger und lieblicher dargeſtellt hatten. Liſandro ſchwieg gleichfalls, und blickte mit angeſtrengter Achtſamkeit nach einer großen, goldnen Schaumünze, die an Galeazzo's befedertem Barett glänzte. Der Jüngling, dies bemerkend, eilte, die Medaille loszumachen, gab ſie in Liſandro's Hand, und ſagte: mein Herzoglicher Vater befahl mir, ſie Euch noch in den erſten Momenten meines Hierſeins zu zeigen.“

Staunend rief Liſandro aus: bei Gott ich ſehe recht! Es iſt der Theſeus, wie er ſeines Vaters Schwerdt unter dem Felsſteine hervorhebt! — Junger Herr, daß der Herzogliche Brief mit dem wohlbekannten Siegelringe, welchen der Fürſt nie vom Finger läßt, verpetſchiert war, hätte mir ohne alles Weitere einen hohen Gaſt angeſagt aber dieſe Schaumünze ſagt mir mehr; ſie verkündet, daß ich einen Helden in meinen Mauern bewirthe. Der große Francesco

selbst erhielt sie nur nach dem ersten Siege von seinem hochgewaltigen Vater und that einen Eid, sie eher in Feuer zu verschmelzen, als sie einem Sohne zu hinterlassen, der nicht vollkommen seiner Vorväter würdig sei. Und nun tragt Ihr sie schon jetzt! Ich danke Euch, junger Held, daß Ihr mein Dach durch Eure Gegenwart ehrt."

„Die Milde meines fürstlichen Vaters gab sie mir ohne Zweifel zu früh;" sagte Galeazzo verlegen, und Andrea lächelte seltsam dazu.

Man zog gegen Abend auf eine fröhliche Falkenjagd aus, wobei Laura, wie gewöhnlich, ihren Vater auf einem schönen Zelter begleitete. Die jungen Fürstensöhne wetteiferten in edlen und kühnen Reiterkünsten, und es war schwer, zu sagen, welcher von Beiden den Preis davon trage. Laura schien für Galeazzo zu entscheiden, doch kam es vielleicht mit von dem minder günstigen Eindrucke her, welchen der unschöne Andrea, kleinen, gedrungnen Wuchses und breiten Angesichts, gleich von Anfang auf sie gemacht hatte. Dazu war ihr sein wunderliches Lächeln bei Vorzeigung der Schaumünze nicht entgan-

gen, und ſie legte es ihm ſehr übel aus. Liſandro hingegen fand nicht mindre Freunde an dem wackern Herzogsneffen, den er zum Ritter ſchlagen ſollte, als an dem edlen Herzogsſohne, welcher um ſeine Tochter warb.

Bei'm heitern Abendfeſt in der Burg wußte Galeazzo gar anmuthig die Laute zu ſchlagen, und ſchöne Romanzen darein zu ſingen von ſieghaften Rittern und anmuthigen, vielgetreuen Frauen. Dann fielen bisweilen Laura's Blicke in aller Engelsherrlichkeit ihres Lichtes auf ihn, und es war, als dränge ſich ein feuchter Nebel in ſein niedergeſchlagnes Auge, wobei abermals jenes ſeltſame Lächeln über Andrea's Angeſicht blitzte. Laura jedoch bemerkte es nicht mehr, und die Träume zeigten ihr bald darauf den edlen, ritterlichen Fürſtenſohn in mannigfach lieblichen Umgebungen, und in beſtändig ſüßer Beziehung zu ihr.

Aber etwa zwanzig Nächte vorher hatten Falconiere und Giacomo an des ſchlafenden Herzogs von Mailand Bette geſtanden, und ihm heimlich Siegelring und Schaumünze mit fortgenommen, reich, wie ſie waren, an wun-

derlichen Listen, und wohlbekannt mit aller Sitte und Gelegenheit des Pallastes. Der Lärm, welcher sich in der Herzogsstadt über die vermißten Kleinodien erhub, war nicht bis in die entlegne Apenninenburg gedrungen und daher hatten Laura und ihr Vater so schmählich betrogen werden können.

Laßt es uns nicht fürder auseinandersetzen, wie bei Spiel und Mahl, bei Tanz und Wettlauf und Turnier der vermeinte Galeazzo immer tiefer in der Jungfrau edles Herz zu dringen wußte, wie sein und seines Genossen kriegrische Gewandheit des Alten ganze Seele entzückte, und man endlich in großen Freuden ein und denselben Tag zur Verlobung Laura's und zum Ritterschlage Andrea's bestimmte.

Alles war voll Pracht und Herrlichkeit in der Schloßkapelle versammelt; schon hatte Lisandro das schöne Paar für Braut und Bräutigam erklärt, schon kniete er nach Ritterbrauch vor dem, welchem er die goldnen Sporen anzulegen bemüht war, da kniete auch Galeazzo vor dem Fräulein nieder; sie aber hob ihn beschämt empor, und flüsterte, seinen Kuß dul-

bend: „Ihr erzeigt Eurer Magd zu viel Ehre, mein hoher Herr.“

„Die Wette ist gewonnen!“ lachte Giacomo mit frechem Hohne auf, sich von dem Ritter losmachend, und der alte Herold lachte drein, und sagte: freilich hab' ich verloren, aber Ihr habt's meisterhaft angefangen, Giacomo und Falconiere, und meine verspielten Dublonen reuen mich nicht!“ — Zugleich fuhr er mit einem feuchten Schwamm über sein Antlitz, wischte Furchen und greise Haarfarbe weg, und stand als der häßliche Madrucci da. Falconiere ließ derweile die ohnmächtige Laura in die Arme ihrer Kammerfrauen sinken, und starrte wie ein Betäubter den Boden an. Aber die spöttischen Worte seiner Gesellen rissen ihn bald wieder empor. Er nahm sich voll sichtlicher Anstrengung zusammen, neigte sich höhnend gegen Lisandro, und sagte: „statt des Herzoglichen Schwiegersohnes eine Lehre! Seid künftig vorsichtig und artig im Urtheilen über jeden Edelmann, der die Waffen trägt, mag er's nun auf Eure hochweise Art thun, oder auf seine eigene, etwas lustigere Manier.“

Damit sprangen die drei Gesellen aus der Thür, und ehe man sich noch von Schrecken, Zweifel und versteinendem Zorn erholte, stoben sie bereits mit ihrem Gefolge singend und lachend den Schloßberg hinab.

Noch mehrere Wochen nach dieser Begebenheit liessen sich die Abentheurer bald da, bald dort, mit wilden Streichen vernehmen, an denen Kühnheit und List immer gleichen Theiles zu helfen schienen. So hatten sie dem Herzoge von Mailand als verkleidete Juweliere seine Kleinodien wieder gebracht, und sie ihm in seine eigne Hand gegeben, denn als er ein von ihnen erkauftes Kästchen mit künstlichem Schloß Tages darnach öffnete, fand er Siegelring und Schaumünze darin, sammt einem höflichen Schreiben, wodurch sie ihm für den Spaß dankten, welchen sie sich mit seinen Kostbarkeiten eine Zeitlang gemacht hätten. Vergeblich entbrannte sein fürstlicher Heldenzorn. Wer mochte die Berghölen und Thalgeflechte auswittern, worin die drei wilden Jünglinge sich

verbargen, und öfters Meilenweit von da hervorbrachen, wo man sie nur noch kaum hatte verschwinden sehen! Bald jedoch schienen sie in der That und für alle Zeit verschwunden. Kein Madrucci, kein Giacomo, kein Falconiere war mehr zu hören noch zu sehn, und bald berichteten einzelne Knappen aus ihrer Schaar, sich in Demuth zum bürgerlichen Leben fügend, die drei Hauptleute, plötzlich wie umgewandelt, hätten all' ihre Knechte mit Buße heischenden Ermahnungen entlassen, und sich darauf in das dunkelste Gebürge verloren.

Gemüther, so edel und hochgestellt, wie das der schönen Laura, können allerdings von der Fluth eines reißenden Schmerzes ergriffen werden, aber nimmermehr darin versinken. Die Jungfrau richtete sich bald wieder ernst und stolz empor, ihrem Vater die kräftige Verachtung erleichternd, mit welcher er nach dem ersten Staunen auf die frevelnde Spukerei der Gesellen hinabblickte. Er gab sich nicht die Mühe sie im Mindesten zu verfolgen, äussernd, ein

edles Haus könne durch gemißbrauchtes Vertrauen auf Ritterwort und Ritterehre nichts an seinem Glanze verlieren. Und so war es denn auch. Vielmehr schien die Ehrerbietung zugenommen zu haben, mit welcher man überall Vater und Tochter beachtete. Ein angesehener, durch manche Ritterthat berühmter Marchese warb bald darauf um Laura's Hand, und sie gewährte ihm selbige, nun mit noch strengerem Eifer ringend, die Gestalt des betrügerischen Falconiere zu verbannen, welche bisweilen schmeichelnd und um Verzeihung flehend zu ihren Träumen kam. Die Hochzeit wurde mit würdiger Pracht gefeiert, und Laura und Lisandro bezogen die fast königliche Burg des Marchese, in einer einsamen, aber an vielen Naturwundern reichen Küstengegend des Gebürges.

Die schöne Herrin fand ihre Lust daran, dieses bis in seine geheimsten Schlupfwinkel zu durchziehen, und alle seine Seltsamkeiten kennen zu lernen. Da rühmte man ihr eines Tages eine Kapelle der heiligen Veronica, in einer so unwegsamen Gegend der Bergwaldung errichtet, daß bis vor wenigen Wochen kein Frau-

enfuß die steile Bahn dahinauf zu erklimmen vermocht hatte; die Männer, von der Fahrt dorthin zurückkehrend, waren jedoch immer trotz aller Ermattung, ja sogar der Wunden, die ihnen bisweilen ein furchtbarer Sturz von den Klippen gegeben hatte, ganz entzückt von der Herrlichkeit der Aussicht, die sich oben über Meer und Gebürg kund thue, und von der stillen, einfachen Würde des kleinen Baues selbst. Vergeblich sehnten sich die Frauen nach der heiligen Freude dieses Anblicks; da kam vor etwa einem halben Jahre ein fremder Siedler. Der hub die ungeheure Arbeit an, einen gangbaren Weg für Frauen nach der Kapelle hinauf zu bereiten, ganz allein mit seinen eignen Händen, und man hielt ihn Anfangs für bethört, um so mehr, weil er sich ein strenges Stillschweigen zum Gesetz gemacht hatte, und überhaupt sehr trübsinnig in seinem ganzen Wesen war. Aber bald sahe man staunend, wie seine Arbeit, von der er nur höchstens drei Stunden des Nachts und eine am Tage rastete, Sieg auf Sieg über die wilde Natur gewann. Und nach vier Monaten ungefähr dehnte sich ein nicht unbequemer

Fuß-

Fußpfad den Berg hinan, für deſſen Erhaltung der Einſiedler, am Fuſſe der Höhe wohnend, mit angeſtrengtem Eifer ſorgte, und auch gewöhnlich die Frauen auf ihrem Gange zur Kapelle ſorgſam und ehrerbietig geleitete.

Dieſer Bericht erweckte eine ungewöhnliche Rührung bei der Marcheſa. Noch am nämlichen Tage trat ſie die Wallfahrt nach der Kapelle an, und fand Alles, wie man es ihr geſagt hatte. Ehrerbietig und ſchweigend geleitete ſie der Einſiedel hinauf, wo eine Regung tiefen Mitleides über ihn, die ſie ſich auf keine Weiſe zu erklären wußte, ihr nur einen unvollkomm'nen Genuß der Herrlichkeiten des Ortes verſtattete. Als man wieder vom Felſen herab gelangt war, und der Einſiedel vor ſeiner Hütte ſtand, hub er die Hände, wie dankend zum Himmel empor, ließ die Umhüllung ſeines Hauptes zurückſinken, und lächelte die Marcheſa mit tiefer, freundlicher Wehmuth an.

„Um Gotteswillen, Falconiere, rief Laura, wie gerathet Ihr auf dieſe Stelle?"

„Um meiner Sünden willen, erwiederte der Jüngling, die mir nun aber hoffentlich großen-

theils vergeben sind, wie mir Eure himmlische, lang' erflehte Erscheinung es anzeigt."

Laura's Fragen, aus innig bewegtem Herzen hervorquillend, lockten endlich folgende ausführliche Erzählung von seinen Lippen:

„Nach dem ruchlosen Frevel, den wir auf Castelalto verübt hatten, suchten wir unsre innern Vorwürfe darüber durch die allerkühnsten und ausgelassensten Unternehmungen zu betäuben, fast in die Classe gemeiner Räuber hinabsinkend. Ich — Ihr glaubt das wohl ohne weitere Betheurung — ich bedürfte der Betäubung am meisten, wenn ich einen einzigen schmerzlosen Augenblick haben wollte, und ward, was ich sonst eben nicht gewesen war, der Wildeste unter den drei Genossen. In dieser Stimmung hatten wir einstmalen unsre ganze Schaar zu irgend einem tollen Vorhaben zerstreut, und lagen am bestimmten Sammelplatze in einer wilden Felsgegend ganz allein beisammen, bis zur Erschöpfung matt durch frühere Züge, und dennoch mit Ungeduld ein neues Abentheuer herbeirufend für die verstörten Gemüther."

„Das neue Abentheuer kam. Es war unser letztes."

„Von den Bergen herab schritt eine hohe Frauengestalt, in weite, wallende Purpurgewänder gekleidet, eine goldne Krone auf dem Haupt. Als sie näher kam, sahen wir, daß sich bereits greise Locken unter dem königlichen Reif hervor ringelten, und überhaupt das Alter sein Gepräge den edlen aber fast furchtbar scharfen Zügen aufgedrückt hatte. Mit wildem Spott geboten wir ihr, zu halten, bestrebt, ein leises Entsetzen in unsern Gliedern durch vermehrte Ausgelassenheit niederzudrücken. Sie ließ sich langsam und feierlich auf ein Felsenstück nieder, unsre Ankunft erwartend. Vergeblich befragten wir sie, vergeblich höhnten unsre freche Zungen sie aus. Da griff endlich Madrucci nach ihrer Krone. Sie wiegte nachdenklich das Haupt hin und her, machte aber keine Bewegung, ihn zu hindern, und vielleicht ehe er sich es selbst versah, hatte er den funkelnden Schmuck in der Hand. Wir traten in seltsamer Bewegung um ihn her, und Jedweder verbarg sein Schaudern unter Scherz und Spott. Als wir unsern Blick abermals auf die greise Jungfrau richteten, war sie eben beschäftigt, ein langes, lan-

ges, furchtbar leuchtendes Schwerdt unter ihren Purpurgewanden hervor zu ziehn. Wir wollten auch darüber spotten, aber die Lippen waren uns schon, wie gebunden. Dann brachte sie auch eine schöne goldne Wage hervor, hielt sie prüfend in der Linken das Schwerdt grade gen Himmel ausgestreckt in der Rechten, und sagte: ich bin Asträa, der Engel der heiligen Gerechtigkeit. Sehr, sehr alt haben mich schon auf Erden die Sünden der Menschen gemacht, aber nun Ihr mir meine Krone vom Haupte genommen habt; Ihr Allerfrevelndsten unter den Menschenkindern, steige ich wieder in den Himmel hinauf. O ewige, strahlende Jugend, sei willkommen, und versinke nur ganz in Deine Nacht der Ungerechtigkeit, unseeliges Geschlecht!" Damit richtete sie sich auf, seltsamer Gebärde, klomm das Felsstück hinan, als sei es die erste Stufe zum Himmel, und wir Alle stürzten betäubt zu Boden."

„Wieder zu uns selbst gekommen, sahen wir die furchtbare Asträa verschwunden, erkannten die Warnung Gottes, und ergaben unsre Tage einer endlosen Buße. Tief empfanden

wir, wie eben Castelalto uns die entsetzliche Erscheinung zugezogen habe, und um mein Vergehen gegen Euch, allen reinen Frauen abzubüßen, habe ich meine gegenwärtige Lebensweise gewählt."

„Und Madrucci?" fragte Laura.

„Der ist Aufwärter im Kloster San Marco geworden, wo man täglich alte Bettler speiset, und dient ihnen zu Tisch, sich wohl erinnernd, welch ein freches Spiel unsern Entwurf gegen Euer edles Haus veranlaßte."

„Und Giacomo?"

„Der wohnt an der Thür der Wallfahrtskirche, Santa Magdalena, und stäubt den Pilgern knieend ihre Schuhe ab, auf daß er seinen Frevel gegen Euern edlen Vater büße."

Als sich Laura nach einem wehmüthigen Abschiede aus dem dunklen Walde entfernt hatte, kam es ihr in der Klarheit des Sommertages und vor den gewohnten Umgebungen in den Sinn, ob nicht vielleicht Falconiere's Verstand zerrüttet sei, und alles von ihm Erzählte nur ein Traum. Aber Madrucci und Giacomo fanden sich an den angegebenen Stellen, und bestätigten seine Aussage Wort für Wort.

Was indeß die wunderbare Erscheinung der Astråa selbst betraf, so ergab es sich, daß eine vornehme, bejahrte Dame, die zu Bologna den Doctorhut in der juristischen Facultät durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit gewonnen hatte — ein zu jenen Tagen in Italien nicht beispielloses Ereigniß, — um die angeführte Zeit in Schwermuth und Wahnsinn verfallen sey, sich für den Engel Gottes Astråa haltend, und oftmals in wunderlicher Verkleidung ihren Hüter entspringend. Es hatten wohl einige Leute ihren Spott darüber, daß eine Verrückte zur Bußpredigerin geworden sey, aber ein frommer Bischof antwortete darauf: dies ist nicht das erstemal, daß Gott die Menschen anredet durch der Wahnsinnigen Mund, und in die wilden Träume der Verzückten prophetische Funken, Saaten der Buße und des Heiles, gießt. —

Alljährlich wallfahrtete Marchesa Laura nach der Kapelle der Heiligen Veronica, und man hörte um diese Zeit den sonst stummen Einsiedler schöne, gottgefällige Lieder durch den Wald singen.

Fouqué.

Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Ein Familiengemälde.

Poeſie, eine Schneiderswittwe.
Tragödie. } ihre Töchter
Luſtſpiel. }
Trumpf, ein Theaterdichter.
Wackel, ein Schauſpieldirector.
Vetter Michel, ein naher Verwandter.

(Ein ärmliches Zimmer. Poeſie beſſert Strümpfe aus; Tragödie ſitzt am Stickrahm, Luſtſpiel am Spinnrad.)

Luſtſpiel. (ſingt:)

Ein König iſt geſtorben
vor langer, langer Zeit,
hat guten Ruhm erworben:
man ſpricht von ihm noch heut.

Von Gold war'n seine Glieder,
die Kron' Karfunkelstein.
Ach niemals werden wieder
so gute Tage sein.

Sein Grab soll sein dort drüben
am Thurm wo's Käuzchen schreit,
daran sein Sohn geschrieben;
hier liegt die alte Zeit!

Tragödie.

Ich bitte dich, schweig! Ich kann diese Liederchen nicht hören. Wie mag man singen in einer Lage wie die Unsrige!

Poesie.

Wohl ihr, daß sie es kann. Du möchtest von ihr lernen, mein Kind.

Tragödie.

Aber ist es recht von ihr, so muthwillig die Erinnerung an eine Zeit zu wecken, die für uns auf immer verloren ist?

Poesie.

Freilich wird sie nie wiederkehren unsre goldne Zeit; allein man muß sich in jede Zeit zu schicken wissen, man muß sich nach der Decke strecken. Das ist die höchste Weisheit unsrer Tage und du wirst sie lernen müssen,

wie ich, wenn du unter den Leuten fortkommen willst. Wer sein Schicksal mit frohem Muthe erträgt, verdient drum keinen Vorwurf.

Tragödie.

Ertragen kann ich auch das Ungeheuerste, doch nicht darüber scherzen.

Lustspiel.

Desto schlimmer für dich, ma soeur!

Tragödie.

Ich streite nicht mit dir, denn wir verstehn uns nicht. Dein Blick ist nach der Erde nur gerichtet und auf dem Markt des Lebens ist dein Platz. Ich kann den Himmel nicht, wie du, vergessen, aus dem wir stammen.

Lustspiel.

Mit deiner Erlaubniß, ich eben so wenig; nur daß du gern ein wenig mehr mit deiner hohen Abkunft prahlst, als ich.

Tragödie.

Sich würdig betragen heißt nicht prahlen.

Lustspiel.

Aber die Zeichen seiner eingebildeten Würde unaufhörlich zur Schau tragen, was heißt das? — Wozu denn noch immer diesen langen seidnen

Mantel um die Schultern, den die Mutter beinah nicht mehr zu flicken weiß? Wozu denn die tombachne Krone auf dem Kopfe — die goldne liegt wie lange schon auf dem Leihhause fest? — Wenn das nicht prahlen heißen soll, so dürfen wir es doch wohl ein wenig affectiren nennen; und von dem Vorwurf einer kleinen Affectation bist du überhaupt nicht zu retten. Mich wundert nur, daß du endlich den Cothurn abgeschnallt und die Schuhe vom Vetter Michel angezogen hast. Er muß dir sehr unbequem gewesen sein, weil du dich dazu bequemen konntest.

Poesie.

Fangt ihr schon wieder an zu streiten? Werdet ihr euch denn nie vertragen lernen? Ich habe ja ohnedies Sorge genug mit euch; wollt ihr sie noch durch euer ewiges Hadern vermehren? Meine andern Kinder hab' ich bei der schlechten Zeit doch alle leidlich untergebracht. Die Romanze ist mit einem Herrn auf Reisen gegangen, der dem Romantischen auf die Spur kommen will, welches Reißaus genommen haben soll; die Ode, die mir, seit Klopstocks Tode in

Unmündigkeit zurück gefallen war, ist im Waisenhause; die Satyre im Taub- und Stummen-Institut, um dort das gefährliche Sprechen vollends zu verlernen; die Idylle sammt dem Epos im Spital; die Fabel hat sich ingepuppt, um vielleicht einmal in einer bessern Gestalt wieder aufzuleben, der Roman ist Meßhelfer in Leipzig geworden und die übrigen stümpern sich noch gut oder übel selbst durch die Welt. Ihr beiden nur macht mir Kummer. Seit dem Tode meines seeligen Mannes, eures Stiefvaters, hab ich euch nun wieder bei mir und es zeigt sich noch immer keine Versorgung für euch.

Lustspiel.

Laß dir unsre Versorgung keine Sorge machen, Mütterchen. Es kann ja nicht immer so bleiben. Gieb Acht, es blühen wieder gute Tage auf.

Poesie.

Wenn wir vielleicht längst nicht mehr sind.

Lustspiel.

O dann wären es ja keine guten! Aber sind wir nicht unsterblich?

Poesie.

Ach mit unsrer Unsterblichkeit ists nicht weit her. Die Götter — Gott verzeih mir die Sünde! — mögen am besten wissen, wie es damit steht. Und was hilft uns denn das traurige Geschenk, wenn es uns nicht auch vor Alter und Elend schützt? — Ach wo sind die schönen Tage meiner Jugend hin, die ich unter Griechenlands heiterm Himmel verlebte! Was ist aus mir, der Hochgefeierten, geworden? Eine Schneidersfrau.

Lustspiel.

Immer besser, als von der Gnade der Menschen leben, die uns mit den Seiltänzern, abgerichteten Hunden und Lustigmachern in eine Klasse setzen.

Tragödie.

Die Undankbaren, die wir erzogen!

Poesie.

Mein Name ist zwar auf allen Lippen, aber sie reden von mir und kennen mich nicht. Die wenigen, die ich noch meine Freunde nenne, werden auch vorübergehen und geringe Hoffnung heg' ich von dem kommenden Geschlecht.

Luſtſpiel.

Aber nach dem kommenden wird wieder eins kommen und wieder eins!

Poeſie.

Aber auch die Welt immer älter werden und wir dazu. Euch, glaubt' ich freilich, würde es ſobald noch nicht fehlen können, denn überall ſtehn eure Tempel offen.

Luſtſpiel.

Daß Gott erbarm', die Tempel ſind auch meiſt danach und nun vollends die Prieſter!

Tragödie.

Wie Göttern bringt man uns die eignen Gaben, ſo ſollten wir am erſten ſagen können — —

Luſtſpiel.

Allein wir ſpürens am Geſtanke, daß es meiſt unreine Opfer ſind.

Tragödie.

Ich wiederhole deine Worte, Mutter: ſie reden von uns und kennen uns nicht.

Luſtſpiel.

Jeder Lump rühmt ſich der intimſten Ver-

traulichkeit mit uns und läßt seine Bastarde unter unserm Namen in die Welt laufen.

Tragödie.

Wenn auch einmal die Gestalten meiner Lieblinge über die Bretter schreiten, so wird es dem Volke gleich wunderseltsam und unheimlich zu Muth — —

Lustspiel.

Und es klagt so lange über Magendrücken, bis es wieder einige mürbe Geheimeräthe und in Thränen geschmorte Baronessen zu sich genommen hat. Ich bin um nichts besser daran. Wenn ich mich zeige wie ich bin, verstehen sie mich nicht. Meiner Begeisterung haben sie die Flügel verschnitten und meinem Scherz, dem armen Jungen, einen Keuschheitsring angelegt.

Tragödie.

Das zwitterhafte Geschöpf, die Oper, macht noch das meiste Glück. Auch sie will gern für deine Tochter gelten.

Lustspiel.

Für deine letztgebohrne giebt sie sich aus; aber, nicht wahr? sie ist nicht deine Tochter?

Poeſie.

Ach, Kinder, ja, ſie iſt es wohl; allein man ſpricht nicht gern davon. Lieber Himmel, man hat auch noch im Alter ſchwache Stunden! — Da klopft jemand an die Thür. Sieh zu, wer es iſt.

Luſtſpiel.

Es wird der Vetter Michel ſein. Der gute Mann beſucht uns alle Abende.

Vetter Michel.

Na, bon soir! Wie ſtehts, wie gehts? Einen Stuhl, liebes Spielchen! (Luſtſpiel bringt ihm einen.) — Die drei Treppen ſchlagen mir jedesmal in die Beine. Wie leben wir? Was machen wir?

Luſtſpiel.

Wir freuen uns über den Herrn Vetter.

Vetter Michel.

Sehr verbunden. — Wertheſte Frau Muhme, wie iſt's Befinden?

Poeſie.

Danke für die gütige Nachfrage. Immer noch beim Alten.

Luſtſpiel.

Das Neue ſteigt ſelten bis ins vierte Stockwerk.

Vetter Michel.

Ich bringe aber doch heut' etwas Neues mit und etwas Gutes obendrein. Es hat zwar Mühe gekoſtet, Mühe und Arbeit, Laufen und Rennen und manchen Schweißtropfen, allein ich bringe gern meinen ſauerſten Schweiß den allerliebſten Bäschens zum Opfer.

Luſtſpiel.

Danke ſchön; will erſt ein wenig das Fenſter aufmachen.

Vetter Michel.

Bemühen ſie ſich nicht um meinetwillen. Iſt ſo zutraulicher.

Poeſie.

Aber was bringen Sie uns denn, Herr Vetter? Von einem zu erwartenden Gute kann man nicht ſchnell genug unterrichtet werden, denn die Erwartung gehört mit zum Genuß, wenn ſie nicht gar den beſten Theil davon ausmacht.

Vetter Michel.

Ihnen, liebwertheſte Muhme, bringe ich zwar

zwar unmittelbar nichts, aber mittelbar wieder recht viel. Die lieben Töchterchen nämlich sind das Mittel, indem sie eigentlich der Zweck sind, und zwar nicht blos der Zweck meines Hierseins und meiner vorhergegangenen Vermittelung, sondern auch der Zweck zweier andern Mittel, welche Ihre liebenswürdigen Mittel gern bezwecken möchten.

Lustspiel.

Wir müssen bitten, verständlicher zu reden.

Vetter Michel.

Ich würde sagen, der Verstand kann nicht verständlicher sprechen, wenn der Verstand nicht heut zu Tage so anrüchtig geworden wäre. Ich bringe euch etwas mit, Kinderchen, was euch künftig die Zeit vertreiben soll, ein scharmantes Spielwerk. —

Lustspiel.

Doch nicht eine Puppe vom Jahrmarkt.

Vetter Michel.

Eine lebendige, liebes Spielchen! Einen Mann. Und zwar für jede einen, denn von der Gemeinschaft der Güter wollen die Weiber überhaupt nichts wissen und die Herzen und Leiber

ihrer Männer in specie ſollen ſeyn, wie die franzöſiſche Republik — Gott habe ſie ſeelig — eins, und untheilbar.

Poeſie.

Sprechen Sie im Ernſt, Herr Vetter?

Vetter Michel.

In vehementem Ernſte. Meine Bemühungen ſind endlich durch zwei Kronprätendenten gekrönt worden, die ich im Stande bin, meinen Bäschens zu Füßen zu legen.

Luſtſpiel.

Aber wenn wir ſie nun dort liegen laſſen?

Vetter Michel.

Das werden Sie nicht. Es ſind ſcharmante Leutchen und vom Handwerk obendrein. Ein Theaterdichter und ein Schauſpieldirector. — Aber Mühe hat es mich gekoſtet, blutſaure Mühe! Ja, wenn ein Mädchen Geld hat, ihr himmliſchen Heerſchaaren! da laufen die Freier um ſie herum wie die Feldmäuſe und ſie braucht nur die Hände auszuſtrecken, ſo bleibt ihr an jedem Finger einer hängen; aber ein armes Mädchen iſt vor den Freiern ſo ſicher, als ob ſie auf dem Thurmknopf der Marienkirche ſäße

und jeder Menſch verlangt von ihr, daß ſie von oben bis unten mit Tugenden gepflaſtert ſey, wie der Weg zum Himmel. Da fragte mich einer: ſind ſie gute Wirthinnen? der andre: können ſie gut kochen? der dritte: bleiben ſie gern zu Hauſe? und einer wollte ſogar wiſſen, ob ihr ſtark äßet. — Was ſollt ich darauf antworten? Das ſind alles eure ſchwache Seiten. Von eurer wunderlichen Unſterblichkeit durft ich mir nun gar nichts merken laſſen. Seitdem uns die Aufklärung unter die Fuchtel genommen hat, lachen wir darüber oder fürchten uns davor.

Poeſie.

Wertheſter Herr Vetter, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Bemühungen. Es iſt mein ſehnlicher Wunſch, die beiden Mädchen bald mit Ehren unter die Haube zu bringen. Was bleibt ihnen auch ſonſt noch übrig? Ich kann ſie nicht mehr ernähren; auf ihre eigne Hand können ſie hier nicht leben, denn die Polizey iſt jetzt gar zu ſchlimm und wovon auch? Anderwärts aber zeigen ſich keine beſſern Ausſichten.

Luſtſpiel.

Ehemals ſtand mir noch ein ganz leidlicher Zufluchtsort in Frankreich offen, allein auch dort fang' ich an außer Bekanntſchaft zu kommen.

Tragödie.

Ich Unglückliche, ſeit Schiller tod, irr' ich nun vollends hoffnungslos umher.

Poeſie.

Drum ergreift die Gelegenheit, ſeht ſie als einen Wink des Himmels an und folgt meinem Beiſpiele. Als ich ſah, daß es mit mir nicht mehr recht fort wollte, nahm ich die Hand meines ſeeligen Mannes an, der mich zufällig kennen gelernt hatte, vergaß die alte Herrlichkeit und griff zur Nadel und zur Scheere.

Tragödie.

Wenn es ſein ſoll, ſo unterwerf' ich mich. Selbſt die Unſterblichen entgehen nicht dem Schickſal.

Luſtſpiel.

Wir wollen ſehn! Scheint günſtig ſich für uns der Zufall zu geſtalten, ſo greif ich zu und weiß ihn feſt zu halten.

Vetter Michel.

Horch! es trampelt auf der Treppe. Das werden meine Freier sein. Ich habe sie her bestellt. — (die Thür öffnend.) Nur hier herein, meine Herren, hier herein! Sie sind schon angemeldet.

(Trumpf und Wackel treten herein und machen ihr Compliment.)

Trumpf.

So ist es wahr was meine Augen sehen?
Du bist es wirklich, göttlich Schwesternpaar?
Des Herzens Wünsche seh' ich vor mir stehen;
es ist erreicht, was meine Sehnsucht war
und Himmelslüfte fühl' ich mich umwehen,
mich selber beigesellt der Götter Schaar!
Soll, kann ich meiner Brust Gefühl ersticken?
Und ach! vermag — —

Poesie.

Ohne alle Umstände, werther Herr, wenn ich bitten darf! Wir sind schlichte Bürgerleute und verstehn uns nicht auf solche schöne Worte.

Wackel.

Brav, mein liebes Mamachen! Was soll der poetische Firlefanz? Ich kann solch überspanntes Wesen auch nicht leiden. Schlecht und recht, das ist mein Wahlspruch.

Trumpf.

Soll, kann ich meiner Bruſt Gefühl erſticken?
Und ach! vermag ich's würdig auszudrücken?

Ihr ganz gehorſamſter Diener, meine Damen! Mein heutiges Glück greift in die Unendlichkeit.

Vetter Michel.

Nehmen Sie Platz, meine Herren. Die drei vermaledeiten Treppen werden einem blutſauer.

Trumpf.

Was thut das? (mit einer Verbeugung gegen die Schweſtern:) Per ardua ad astra! — Verſtehen Sie Latein?

Luſtſpiel.

Ein wenig noch von frühern Zeiten her. (zu ihrer Schweſter:) Der Mann iſt recht galant.

Wackel.

Wer hätte das aber gedacht, daß wir in unſern Mauern zwei ſo berühmte Perſonen beſitzen? Sie ſind wohl noch nicht lange hier? Ich habe ſeit 20 Jahren mit Luſt- und Trauerſpielen zu thun, niemals aber von Ihrem werthen Daſein etwas vernommen.

Trumpf.

In der That, ich hätte das Glück Ihrer

persönlichen Bekanntschaft nicht erwartet und muß Ihnen gestehen, daß ich mich darein noch nicht finden kann und mir alles wie ein Traum vorkommt.

Wackel.

Darf ich nun auch, mein bestes Mamachen, nach Ihrem werthen Namen fragen?

Poesie.

Sonst hieß ich Poesie, jetzt aber heiß ich Schlabbermeyerin, Ihnen zu dienen.

Wackel.

Sie haben recht gethan, Madam Schlabbermeyern, daß Sie die Poesie an den Nagel hingen. Es kommt nichts dabei heraus.

Trumpf.

Die Poesie also ist Ihre Frau Mutter? Ey, ey, wer hätte das gedacht!

Vetter Michel.

Sie dürfen sich daran nicht stoßen, meine Herren. Die Frau Muhme hat mit ihrem Namen auch alle poetischen Tücken und Mücken abgelegt, ist eine brave Bürgersfrau geworden, die Nadel und Kochlöffel zu handhaben weiß

und wünscht nichts sehnlicher, als daß ihre Töchter es auch werden möchten.

Wackel.

Ist sehr darum zu loben. Denn wie gesagt, es kommt bei der Poesie nichts heraus. Das Publikum weiß ja nicht, was es damit anfangen soll. Ich will dem ersten dem besten eine Wurst vorzeigen und sagen: das ist Wurst! — so wird er gleich wissen, was damit zu machen ist; aber wenn ich ihm so etwas poetisches hinhalte und sage: das ist Poesie! so soll mich der Teufel hohlen, wenn er weiß, ob er sie trinken oder essen soll. Was ich verstehn und begreifen soll, muß ich wie eine Kuh bei Kopf oder Schwanz packen können, aber wo, zum Henker, soll ich die Poesie angreifen? — Das habe ich meinem guten Freunde da immer gepredigt und er sieht es auch ein, nur die verfluchten Verse will er sich noch nicht nehmen lassen. Doch ihre Zeit ist auch gekommen, das schwör' ich euch. Sie sollen mich am längsten cujonirt haben.

Trumpf. (zu den Schwestern.)

Der gute Mann spricht wie ers versteht. Man muß ihm das nicht übel nehmen.

Luſtſpiel.

Ach wenn doch jeder Menſch nicht anders ſprechen wollte. Es wär' ein gut Theil Langeweile weniger in der Welt.

Wackel.

Da haben ſich zwar neuerlich wieder ein paar verkehrte Köpfe mauſig gemacht und den Leuten mit Poeſie und Philoſophie in die Augen geſchlagen. Sie erkennen die ganze Welt, das Weſen aller Dinge a priori, wie ſie es nennen, man möchte ſagen durch den Geruch, wie die Hunde; aber vom Theater mögen ſie mir nur wegbleiben mit ihrem a priori und ihren Kunſttheorien! Ich bringe allen meinen jungen Schauſpielern die Kunſt a posteriori bei, ſie haben, hol' mich der Himmel, ſelber Vergnügen davon und mein Theater iſt eins der beſten in ganz Deutſchland.

Trumpf.

Darf man nun aber auch wiſſen, mit welchen Augen die liebenswürdigen Töchter die Geſinnung und den Willen ihrer verehrten Mutter anſehen?

Tragödie.

Mit kindlichen, mein Herr.

Trumpf.

Sie sind also gleicher Meinung und Gesinnung?

Tragödie.

Wir unterwerfen uns dem Schicksal, das durch den Mund der Mutter zu uns spricht.

Trumpf.

Und ohne Widerstreben?

Tragödie.

Des Menschen Widerstreben ist umsonst.

Trumpf.

Auch ohne Reu'? mit willigem Vergessen?

Tragödie.

Vergessen können schwache Seelen nur. In meinem Innern tief bewahr' ich wie ein Heiligthum das hohe Bild vergangner Herrlichkeit.

Wackel.

Da schmeckt aber eine Wassersuppe schlecht dazu.

Lustspiel.

Mit nichten, guter Herr! Eine herrliche Erinnerung würzt jede schaale Gegenwart.

Trumpf.

O meine Werthen, wir denken Ihnen eine

Gegenwart zu bereiten. über die Ihnen schon die Gedanken an die Vergangenheit vergehen sollen.

Wackel.

Ja, Sie sollen keine Noth leiden, wenn Sie sich nur irgend der jetzigen Zeit accommodiren wollen.

Trumpf.

Dem Zeitgeist müssen wir huldigen, wenn uns der Geist des Burgunders erfreuen soll; den Geschmack des Publikums müssen wir studiren, wenn wir selbst etwas gutes schmecken wollen. Ich habe bereits, Gott sey Dank, ein und zwanzig Trauer- und Schauspiele geschrieben, Schiller nur acht oder neun in allem, und kenne den acqui. Wenn die Leute ins Schauspiel gehen, so wollen sie für ihr Geld auch wirklich etwas schauen. Sorgen wir also vor allem für das Auge; die Ohren sind Nebensache.

Wackel.

Wir lassen auch unsere neuen Schauspielhäuser nach diesem Grundsatz bauen.

Trumpf.

Wenigstens sei unsere Sprache so klar, daß

jeder Barbiergeſelle bis auf den Grund unſers Herzens und unſrer Poeſie ſehen könne. Schreiben wir in Verſen — ich habe ſie gern — ſo iſt das eigentlich nur ein Spielwerk für das Auge; hören darf man ſie ſo wenig als möglich: das ſchadet der Illuſion.

Wackel.

O dafür ſorgen ſchon meine Schauſpieler gar trefflich.

Trumpf.

Man lege dem Zuſchauer den Seidelbaſt einer rechtſchaffenen Rührung aufs Herz, ſchmiere es mit der Butter einer geſchmeidigen Moral und kitzle ſeine Naſe, damit ihm nicht übel werde, mit dem flüchtigen Salze einiger Anſpielungen auf Stadt- und Zeitgeſchichten: das iſt die Grundlage. Decorationen, Gefechte, Kanonenſchüſſe und eine Feuersbrunſt am Schluße thun das Uebrige. Iſt der Dichter noch gar ſo glücklich, ein halb Dutzend Pferde auf ſein Theater bringen zu können, ſo kann es ihm nun vollends nicht fehlen und dieſe Mähren machen ja, beim Himmel, einen weit ſchönern Rumor auf den Brettern als das ungeheuerſte Schickſal.

Wackel.

Ja, ja, meine Werthen, Sie dürfen nicht sorgen; wir werden Sie schon gehörig zustutzen. Beglücken Sie uns nur erst mit Ihren Händen.

Trumpf. (zu Tragödie:)

Wenn ich hoffen könnte, vor diesem stolzen Blick Gnade gefunden zu haben — —

Wackel. (zu Lustspiel:)

Wenn ich vermuthen dürfte, daß dieses Schelmenauge mir Erhörung lächeln werde — —

Vetter Michel. (leise zu den Schwestern:)

Machen Sie keine Umstände! Greifen Sie zu, um Gotteswillen!

Wackel.

Theuerste Mama, fallen Sie nur immer mit Ihrem Seegen in die Flanke. Ich sehe die Einwilligung in ihren Blicken.

Poesie.

O meine Kinder, ihr rührt mich unaussprechlich. Mich ergreift eine längst entwöhnte Begeisterung. Tretet näher zu mir. Ich will euch seegnen. (sie legt feierlich ihre Hände ineinander.)

Ihr Söhne, seyd gegrüßt gleich zweien Noahstauben,
die mir die Bürgschaft besser Zeit gebracht!
Die Wünsche, die mit mir oft manche Nacht durchwacht,

(zu den Töchtern.)

sie sind erfüllt: ihr kommt mit Ehren unter die Hauben.
Geht hin! Was ihr doch thun müßt, thuet gern;
gehorcht den Männern als euern Herrn;
noch besser iſt's, sie gehorchen euch:
das giebt auf Erden ein Himmelreich.
Laßt allen eiteln Hochmuth fahren;
schminkt euch nicht mehr: ihr seid bei Jahren;
geht in die Küche fein bürgerlich,
kocht eure Suppe, versalzt sie nicht;
fegt alle Tage eure Stuben,
den H — euern Mädchen und Buben:
auf Pädagogik kommt alles an.
Liebt eure Männer so viel's sein kann;
verlangt von ihnen nicht zu viel:
es hat ja alles sein Maaß und Ziel;
so habt ihr auf Erden guten Namen,
streut für den Himmel guten Saamen
und habt auch meinen Seegen! Amen.

C. W. Contessa.

Die Schlacht bei Leipzig.

Weihnachten 1813.

1.

Der Fürſt der Welt vereinigt ſeine Schaaren,
Umfluthend rings die edle Pleißenſtadt,
Nun ſoll ein letzter Kampf es offenbaren,
Wes Regiment hinfort zu gelten hat.
Wol hat er ſchon vom Weltgericht erfahren,
Das hallend ſich mit Rieſenſchritten nabt;
Doch bannet er die bangenden Gedanken,
Damit ſie nicht den troz'gen Sinn umranken.

2.

O Stadt, wo ſonſt des Lebens heitre Fülle
Aus blüthenſchwangerm Horne niederfloß,
Und holde Kunſt mit ihrer Zauberhülle
Das Wirkliche verherrlichend umſchloß,
Wie tobt anjezt um dich ein wüſt Gebrülle!
Durch deine Gaſſen wogt es Troß auf Troß.
Des Hungers Schrei, der Seuchen hohles Wimmern
Quillt auf von dir und deiner Dörfer Trümmern.

3.

Will noch nicht der Erlösung Stunde schlagen,
Um die mit dir der Erde Völker flehn?
Getrost! Sie nahen schon mit Roß und Wagen,
Die Streiter, so der Herr sich ausersehn,
Und nimmer mögen ihre Schritte zagen,
Denn Engel Gottes vor den Schaaren gehn,
Und leiten durch des Zweifels Nebelgrauen
Hellstrahlend hin zu der Vollendung Auen.

4.

Da strömt ein Volk her von der Erde Enden,
Dem des Erbarmens ew'ge Huld verliehn,
Vom Eignen Heerd die letzte Noth zu wenden.
Es sah den Feind vor seinen Schwertern fliehn,
Sah ihn dahingegeben seinen Händen,
Sah Moskaus Feuersäule vor sich ziehn:
So ist es sieghaft weiter stets gedrungen,
Das Heil zu künden Völkern andrer Zungen.

5.

Vom Eis des Pols, vom Reich der ew'gen Nächte
Gezogen kommt der Schweden Heldenschaar,
Ein heller Stern im Kampf für Menschenrechte,
Einst deutscher Freiheit leuchtend himmelklar. —
Sie sehnen dorthin, wo im Blutgefechte
Ihr hoher König Deutschlands Retter war,
Doch hält der weise Führer sie zurücke,
Den Augenblick erspäh'nd zum Siegesglücke.

6.

Das Ausland hat ſich deiner angenommen,
Mein Vaterland? Du ſelbſt warſt nicht genug?
Doch, doch, zwei ſchöne Sonnen ſind entglommen.
Der Himmel löſet mild den alten Fluch.
Zwei deiner Völker ſich entgegen kommen,
Die Zwietracht ſonſt mit wilder Geißel ſchlug,
Und dann muß Deutſchlands goldner Morgen ſcheinen,
Wann Habsburg ſich und Hohenzollern einen.

7.

Gleich wie der Phönix, ſeiner Aſch' entſchwungen,
Mit jungen Flügeln jubilirend ſchlägt,
So hat dein Leben ſich dem Tod' entrungen,
O Brennenland, und nie ermattend regt
Sich ein Gefühl in Alten und in Jungen.
Zum Schwerte griff, was ſüßer Ruh gepflegt,
Und Knaben hat die Schlacht als Helden funden,
Ihr kämpftet, wol beſiegt, nie überwunden.

8.

Da klang der Ruf herab von Habsburgs Zinnen:
Jetzt ſind wir Brüder, denn mit euch iſt Gott.
Laßt treuverbunden uns das Heil gewinnen.
Nicht mehr ſei Deutſcher Name Feindesſpott.
Es zieht uns hin zu euch mit allen Sinnen,
Wir kämpfen Mann an Mann und Rott' an Rott'.
Ein Feldgeſchrei, ein Himmel, wenn wir fallen,
Auf Erden eine Siegeswonn' uns allen.

9.

Ja Oeſtreichs, Preußens Banner herrlich prangen,
Doch ſeh ich ſonſt kein Volk der Deutſchen mehr?
Sie warten all', bis ihre Ketten ſprangen?
Keins ſprenget ſie, und greift zur Männerwehr?
Doch, dorther ziehen Männer, ſchwarz umfangen,
Wie trauernd ob des Volks entſchwundner Ehr'.
Die ſchwarze Reiterſchaar, voll Ernſt im Blicke,
Entſandte Meklenburg zum Weltgeſchicke.

10.

Ob andre ſonſt des Kampfs gewärtig ſtehen,
Ihr harret hier allein der Weltenſchlacht.
Sei mir gegrüßt, du Land der heil'gen Seen,
Du Land, das meinem Wiegentraum gelacht.
Laß ſeel'ger Kindheit Wonnen um mich wehen,
Eh grauſend mich die Gegenwart umkracht.
Umſonſt! Schon hör' ich laute Donner brüllen.
Hinan! Hinan! Was ſeyn muß, zu enthüllen.

11.

Erblickt den Greis ihr, der mit Jünglingsfeuer
Zuerſt der Feinde Reihen angerannt?
Kein Deutſches Herz ſchlägt redlicher und treuer.
Auch ihn gebar mein ſüßes Wiegenland.
Von Schleſiens Bergen kam er, der Befreier,
Gen Meißens Ebne ſiegesfroh gewandt,
Und wieder läßt er ſich in Muth und Glauben
Des Kampfes Erſtlinge von Niemand rauben.

12.

Und tapfre Brennen, tapfre Obotriten
Und tapfre Männer Rußlands ſtürmen nach,
Dem Tode kühn die freie Stirn zu bieten,
Der ſchon aus tauſend Feuerſchlünden brach.
„Laßt Donner brüllen, Gluthenſtröme wüthen,
Erſt, wenn die Nacht vorbei iſt, kommt der Tag.
Fort! fort! Ob hundert, aber hundert fallen.
Sie ſind bei Gott, wir müſſen weiter wallen.

13.

Sprüht eure Flammen nur in unſre Mitte,
Wir kommen ſchon, und zahlen euch die Schuld.
Mann gegen Mann, das iſt bei uns die Sitte.
Herr Gott im Himmel, ſchenk uns deine Huld!“
Ach! Ehern ſcheint der Himmel frommer Bitte.
Sie müſſen weichen, dennoch mit Geduld
Ertragen ſie, was ihnen Gott geſendet,
Und fangen wieder an, wo ſie geendet.

14.

Er ſah die Noth, er ſah die Seinen ſinken,
Der Obotriten treuer Fürſtenſohn,
Und eilt dorthin, wo tauſend Tode winken,
Und ſinkt — auch er. — O Gott, iſt dies der Lohn?
Nein, nein, er lebt. Sein köſtlich Blut zu trinken,
Nur deſſen ſehnt die Flur wol lange ſchon,
Und jetzt iſt ſie geweiht, und werth der Ehre,
Daß ſie das Heil der neuen Zeit gebäre.

15.

Triumph! Triumph! Die Feinde weichen, fliehen,
Und ihre Todten liegen dicht umher.
Jetzt muthig nach zum Lohn für solche Mühen!
Süß ist der Abend, war der Tag auch schwer.
Jedoch schon will das letzte Licht verglühen,
Nun, Streiter Gottes, strebt nicht fürder mehr.
Hier, wo der Partha Wasser scherzend rinnen,
Hier mag für heut der Feind die Ruh gewinnen.

16.

Die Sonne sinkt. Es sorget ihrer Wunden,
Denkt ihrer Todten jetzt die Siegerschaar.
Auch Oestreichs Macht ward heldentreu erfunden
Am ersten, blutgen Tage der Gefahr,
Und felsenfest nach vielen schweren Stunden
Stand sie, wo ihr die Hut beschieden war,
Obschon mit Haufen gleich den Meereswellen
Die Feindesfluth sie wollte niederschwellen.

17.

Und immer dunkler sinkt die Nacht hernieder,
Da werden helle Feuer angefacht.
Die Sieger ruhn die mühbeladnen Glieder
Den Führern nur nicht süßer Schlummer lacht,
Und Boten gehn, und Boten kommen wieder,
Was frommen kann wird klug und treu bedacht.
Vor allem strebt man, Kunde zu erellen,
Wo noch die ferngebliebnen Brüder weilen.

18.

Der roſ'ge Tag thut auf die Lichtportale,
Die Brüder aber kommen immer nicht,
Die man erſehnt zum blut'gen Freudenmahle,
Für die man ſchon die Siegerkränze flicht.
O harret, bis der Abendſtern entſtrahle,
All, was ihr wünſchet, bringt ſein holdes Licht.
Indeſſen ſchwärmen, wie zum Luſtgepränge,
Siegtrunkne Reiter durch der Feinde Menge.

19.

Und wieder ſinkt die Sonn', und milde Blitze
Sprüht Hesperus herab aufs Waffenfeld;
Da naht ein Ruſſenheer, an ſeiner Spitze
Ein wohlbewährter, waffenkund'ger Held,
Der einmal ſchon in grimmer Kampfeshitze
Des Unbeſiegten Schaaren kühn zerſchellt.
Willkommen! Morgen wird vereint errungen,
Was der getrennten Kraft noch nicht gelungen.

20.

Und ſieh! von Norden gelber Glanz entwallet,
Hellbunte Federn nicken durch die Luft,
Und Hörnerklang ſo wunderbar erſchallet.
Iſt's Geiſterruf aus Odins ſtiller Gruft,
Der ſanft herüber zu den Enkeln hallet,
Von fernen Bergen durch des Abends Duft?
Sie ſinds. Der Schweden treue Heldenſeelen,
Wie konnten ſie am Tag des Ruhmes fehlen.

21.

Ein hoher Fremdling führt sie, ihn beglücket
In stiller Brust das neue Vaterland,
Ihn, den als Siegerkranz die Kron' einst schmücket,
Die ihm der Völker Liebe zugewandt.
Jetzt seid ihr alle da. O Brüder drücket
In weiten Kreisen traulich euch die Hand,
Und danket Gott, der alles wohl bedachte,
Und wundervoll euch so zusammen brachte.

22.

Des Abends Roth erblaßt, und Nacht umschleiert
Mit dichtern Schatten der Vollendung Thal.
Noch einmal wird der Heldenbund erneuert,
Die Brüder lagern dann zum Bundesmahl,
Wo jedes Lust und Kraft sich neu befeuert;
Nun winkt die Ruhe bis zum Morgenstrahl,
Und wie's nun stiller wird an allen Orten,
Da thun sich auf des fernen Jenseits Pforten.

23.

Der alten Eichen Wipfel Tön' entsandten
Wie Geisterspruch, und Preußenkrieger sahn,
Da, wo die Feuer eben niederbrannten,
Bedächtig stehen einen alten Mann
Am Krückenstock Er grüßt sie gleich Bekannten,
Und wärmet sich, und schaut sich alles an;
Dann aber sahn sie rasch ihn vorwärts schreiten,
Und glanzumstrahlt verschwand er in den Weiten.

24.

Wie Hirten ruhen neben ihren Schaafen,
Alſo die Herrſcher, Preußens König auch,
Der eben tief in Gottes Ruh entſchlafen,
Denn ihn bezwang ein Paradieseshauch,
Der Arm, erhoben einſt, den Feind zu ſtrafen
Im Böhmerlande, nach der Ahnen Brauch,
Liegt nun gefeſſelt da von ſanften Banden,
Doch webt die Seel' in freien Wonnelanden.

25.

Und zu ſich her ſieht er ein Bild entſchweben,
Ein Sternenſchleier hüllt das Angeſicht,
Sonſt aber iſt ganz weiß der Leib umgeben,
Ob Engel oder Weib, er weiß es nicht.
Es naht, und ſpricht: Ich künde neues Leben.
Die Zeit erblüht zum göttlichen Gedicht,
Und alle Sündenſchuld iſt abgebüßet,
Gott grüßt die Welt, weil ſie ihn wieder grüßet.

26.

Der Lenz ſchon knospet. Wer geglaubt, wird ſchauen.
Der Herrſcher ſtaunet, feſt den Blick gewandt,
Und ihn ergreift ein bangendes Vertrauen,
Wie wenn ein Mann das lang verlorne fand.
Da ſiehet er den Schleier niederthauen.
Kennſt du mich Wilhelm? rufts ſo wohlbekannt.
Leb wohl! Leb wohl! Ich muß nun weiter eilen,
Auch meinen Kindern Kunde zu ertheilen.

27.

Der Herrscher ist vom Lager aufgefahren,
Er gürtet rasch um sich das Heldenschwert.
„Auf, Völkerhirten, ordnen wir die Schaaren!
Heut oder nimmer ist uns Sieg beschert.
Gewiß ihr sollt' es wachend bald gewahren,
Was mir ein Himmelsbot' im Traum gelehrt."
Und aus den Augen ihm, den wonnevollen,
Bei diesen Worten heiße Thränen rollen.

28.

Auf Bergeshöhen stehen die Gebieter,
Verklärt vom holderwachten Morgenschein,
Der Russen Hort und Habsburgs frommer Hüter
Und Preußens König, traulich im Verein,
Und um sie wogt's von Schaaren lustdurchglühter,
Siegfreud'ger Krieger, die in breiten Reihn,
Nachdem der Herrscher Willen sie vernommen,
Zum Todeskampf gleichwie zum Mahle kommen.

29.

Von Süden strömen sie, von Osten, Norden,
Gelassen dringend auf des Feindes Macht,
Der auch indessen ist ermuntert worden.
Er zieht heran, der Schlachtendonner kracht.
Schon nahn die Schaaren, Mann den Mann zu morden.
Die Menschheit weint, die Hölle grinzt und lacht.
Schon hebt die Sonne höher sich am Himmel,
Und schauet Blut und Schweiß und Wuthgetümmel.

30.

Verzweiflung gegen fromme Treu' ſich wendet,
Die Kunſt der Hölle gegen heil'gen Muth.
Feſt ſteht der Kampf, ob ſchon hernieder ſendet
Die Sonn' aus Mittag ihrer Strahlen Gluth.
Ach Gott im Himmel, wirds denn nie geendet?
Ach Gott! mich jammert auch der Feinde Blut.
Ach Gott! der Brüder Blut muß mehr mich jammern,
Die noch ſich an den Trug des Feindes klammern.

31.

Dem Abend ſchon die Sonne gaſtlich winket,
Da wäget Gott der Herr der Völker Loos.
Die Waage ſchwebt, und Deutſchlands Schaale ſinket.
Es jubeln Seraphim im Himmelsſchooß.
Indeß auf Erden wild und wilder trinket
Der Feind des Feindes Blut, erbarmungslos;
Doch endlich weicht, wie Gottes Schluß geboten,
Der Stolzen Heer, und läßt uns ſeine Todten.

32.

Ihr Brüder, die ihr kämpft in Feindesreihen,
Laßt Gott den Sieg, den er durch uns gewann.
Wir mögten blut'ge Thränenſtröme weihen
Jedwedem Tropfen Bluts, der euch entrann:
O kommt zu uns, Gott euren Arm zu leihen.
Was er gewollt, er zeigt es klar euch an.
Verrathet den, der euch ſo oft verrathen,
Ihr lohnet ihm ja nur die eignen Thaten.

33.

Kommt fromme Sachſen, die wir fromm geſchonet.
Auf eurer Erde ja hält Gott Gericht.
Kommt, treue Schwaben. Eurem Sinne lohnet
Nach alter Art manch heimiſches Gedicht.
Die ihr den Rhein, die ihr den Main umwohnet,
Durchglüht die vaterländſche Reb' euch nicht?
O kommet zu des Vaterlandes Rettern,
Statt mit verirrtem Stahl ſie hinzuſchmettern.

34.

Nicht zürnen eure Fürſten ſolchem Wollen,
Sie ſehnen frei zu ſein durch eure Hand.
O kommt, dem Vaterland den Dienſt zu zollen,
Das flehnde Hände längſt zu euch gewandt.
Wir ſind die Sieger, dennoch uns entrollen
Die Thränen ſeht! weil ihr uns nicht erkannt.
Kommt, kommt, und löſet aller Zweifel Quälen.
Sobald ihr wollt, kann Deutſchlands Heil nicht fehlen.

35.

Sie kommen, kommen. Wer in Engelchören
Lobſingen könnte ſolchem Hochverein!
Kann denn ein Kind der Mutter Stimm' verhören?
Germania, ſie ſind und bleiben dein.
Leicht mogte ſie der Augenblick bethören.
Wir fehlten auch, Gott mußt' auch uns verzeihn.
Jetzt kommen, kommen ſie in vollen Haufen,
Den letzten Siegesdank an ſich zu kaufen.

36.

Da wird der Feinde Fliehen immer wilder
Zur Stadt hin, die zur Mördergrube ward,
Indeß der Sieger Sinn nur mild und milder
Am Feinde, der erlag, sich öffenbart,
Denn jedes Deutsche Aug' umschweben Bilder
Und seel'ge Träume, wunderbarer Art.
Im Busen ein unendliches Erbarmen
Mag gerne schonen der Muthlosen, Armen.

37.

Zum dritten Mal ist nun die Sonn' gesunken,
Geschlichtet sieht den Streit der stille Mond.
Der Sieger Augen flammen freudetrunken
Empor zum Vater, welcher droben thront.
Indeß verglühn die letzten Tagesfunken,
Schwarz liegt die Stadt da, wo der Gräuel wohnt;
Doch hellerleuchtet sind rings die Gefilde,
Wo Siegesjubel webt und fromme Milde.

38.

Beim frohen Mahle hallen muntre Lieder,
Zur hellen Pfeife tönt der Becken Klang.
Man drückt die Bruderhand, und drückt sie wieder,
Bis dunkler schon die Nacht herniedersank.
Ruh' ist vonnöthen für die müden Glieder,
Vor Feindestück' ist keiner Seele bang.
Das Tamburin läßt matt're Donner schallen,
Der Becken Tön' in stiller Nacht verhallen.

39.

Der Geister Stunde naht. In Schlaf begraben
Liegt Berg und Thal, da steigen wunderlicht
Gestalten auf, der Helden Muth zu laben.
Was mir davon bekannt ward, berg' ich nicht,
Wie's Deutsche Krieger mir berichtet haben.
Den Wald, der nordwärts um die Stadt sich flicht,
Sahn Sie erglühn von wunderbarem Schimmer,
Gleich eines Sternenheeres Glanzgeflimmer.

40.

Ein Jüngling tritt hervor, in gelben Haaren
Den Eichenkranz, in Händen Schwert und Schild,
Der mächt'ge Leib fast nackt ist zu gewahren,
Des Bären Fell nur hält ihn leicht umhüllt.
Wol anders war die Welt in seinen Jahren,
Doch blickt er freudig auf das Schlachtgefild'
Und schlägt helltönend Schwert und Schild zusammen,
Zurück dann tretend in des Waldes Flammen.

41.

Du bist es, der im Weserthal gestritten,
Als Roma's Joch durch deinen Arm zerbrach.
Du kennst noch jetzt dein Volk bei andern Sitten,
Sie rächten, rasch wie du, die kurze Schmach,
Die durch den Hohn der Fremden sie erlitten,
Und Deutsches Leben ist von Neuem wach.
Willst du so rasch von deinen Treuen scheiden,
Die froh an dir und alter Zeit sich weiden?

42.

Doch wo der hohe Jüngling hingegangen,
Da kommen jetzt drei Männer aus dem Hain,
Im Eichenkranze, sonst ganz weiß umfangen,
Gleich Priestern scheint der heilige Verein.
In jedes Arm sieht man die Leier prangen.
Das müssen gottgeweihte Sänger sein.
Wer giebt uns Kunde von den heil'gen Schatten,
Die hier erscheinen auf den Siegesmatten?

43.

Kennt ihr den Greis nicht, der in jungen Tagen
Das Heil der Welt und Hermanns Schlachten sang?
Und jener hat die Leier froh geschlagen
Bei Friedrichs Sieg und deutscher Becher Klang.
Der dritte Mann, ihr hörtet tief ihn klagen
Ob aller Schuld, worin die Zeit versank,
Und auf den Brettern, so die Welt bedeuten,
Wies er, was war, und ewig ist, den Leuten.

44.

Der Himmel zog sie gnädiglich von hinnen,
Eh' sie des Vaterlandes Fall geschaut.
Jetzt sehen sie die neue Zeit beginnen
Nach der sie sehneten, wie's nach der Braut
Den Jüngling zieht mit glüh'ndem Liebessinnen.
Horcht ihre Saiten klangen mild und laut.
Sie singen einzeln bald und bald zu dreien,
Dem Vaterland sein Wiegenlied zu weihen.

45.

„Gegrüßt o Land, wo Ruhm aufs Neue thronet,
Das Freiheit gleich dem Sturm des Herrn durchsauſt.
Gegrüßt o Land, wo Lieb' und Treue lohnet,
Nachdem der Schlachtorkan dahin gebrauſt.
Gegrüßt o Land, wo Ahnenſitte wohnet,
Und Ritteradel auch in Hütten hauſt.
Germania in neuer Jugend Flore,
Gegrüßet ſeiſt du uns in vollem Chore.

46.

Nie mehr wird dir der Freiheit Gluth erkalten,
Seit in die Knechtſchaft du hinabgebannt,
Treu wirſt du an den alten Fürſten halten,
Seit neuer Herrſchaft Joch dein Hals empfand,
Und doch erblüht ſtets Neues aus dem Alten,
Der Menſchheit Ziel wird mehr und mehr erkannt.
Germania in neuer Jugend Flore,
Gegrüßet ſeiſt du uns in vollem Chore.

47.

Dem freien Volk die freie Rede paſſet,
Frei von des Auslands übertünchter Pracht.
Vor Deutſchem Liede bald der Feind erblaſſet,
Bald klingt es lieblich, wo die Traube lacht,
Und Deutſcher Ernſt, den fremder Leichtſinn haſſet,
Gräbt immer tiefer in des Weſens Schacht.
Germania in neuer Jugend Flore,
Gegrüßet ſeiſt du uns in vollem Chore.

48.

Nur haltet fest am Glauben eurer Väter.
Ach! Narrentheidung ist der Klugen Witz.
Dem Glauben bleibe stets, dem Wunderthäter,
Im tiefsten Herzen der geweihte Sitz.
Seid eins in Gott. Es strafe den Verräther
Des Vaterlandes gleich der Rache Blitz.
Seid einig, einig." Eh das Wort verklungen,
Da halten alle drei sich fest umschlungen.

49.

Und treten wieder in des Waldes Feier,
Den bald ein Nebel herbstlicher umzieht.
Kein Licht mehr scheinet durch den düstern Schleier,
Und mälig auch das Sternenheer entflieht.
Des Schlummers Bande lüften schon sich freier,
Und jedes Kriegers Brust ist sanft durchglüht;
Doch lag ein Hessenfürst vom Schlaf befangen
Im Preußenlager in geheimem Bangen.

50.

Und wie die Nacht sich naht der Scheidestunde,
Da tritt zu ihm, ganz blaß das Angesicht
Ein Jüngling hin mit offner Todeswunde.
Er beuget sanft herüber sich, und spricht:
Von drüben bring' ich dir gewisse Kunde.
Mein brüderliches Haupt, kennst du mich nicht,
Der, als auf Lützens Ebne wir gestritten,
Den bittern Tod durch Feindes Hand erlitten.

51.

Mein Blut begann den Streit, deins wird ihn enden,
Jedoch das Leben bleibt dir unversehrt.
Schau hin! Noch ist die Stadt in Feindes Händen.
Er sinnt die Flucht. Bleibt sie ihm unverwehrt?
Nein, jene letzte Schmach auf ihn zu senden,
Wol hochentflammt manch Deutsches Herz begehrt,
Doch dir, dem Katten wird der Preis ertheilet,
Weil der Cheruskerfürst noch ferne weilet.

52.

Der Hessenfürst hat seine Arm' erhoben,
Will fassen nach dem Bild, da weicht es schnell,
Und scheinet nur aus leichter Luft gewoben,
Doch sind erblüht die Wangen rosenhell,
Und wie es leichten Flugs entschwebt nach oben,
Sieht man nicht mehr des Blutes Purpurquell.
Der Schlummernde, des Thränen niederrannen,
Wacht auf, ergreift sein Schwert, und eilt von dannen.

53.

Schon ist der erste Sonnenstrahl erglühet,
Lebendig wirds im Lager überall.
Der Hessenfürst, des Auge Flammen sprühet,
Ruft: Zaudert länger noch der Feinde Schwall,
Die Stadt zu lassen, die uns schwer bemühet,
Die schon verschuldet vieler Braven Fall?
Auf, Brüder, auf! von dannen ihn zu jagen,
Und was entkommt, das mag von Glücke sagen.

54.

Und allen Kriegern ist das Herz entzündet,
Sie stürmen vor im goldnen Morgenschein
Hin wo des Thores feste Hut gegründet,
In seine Winkel kriecht der Feind hinein.
Da siehe! sinket, wie der Traum verkündet,
Der Führer, dem Geschick sein Blut zu weihn;
Allein das Thor erlag dem Heldenmuthe,
Und lächelnd schaut's der Held in seinem Blute.

55.

Was aber nun sich weiter dort begeben
Verkündiget die scheue Muse nicht,
Der Herrscher Pracht, der Krieger Jubelleben,
Geblendet kehret sie das Angesicht
Hin wo der Feind im flüchtigen Erbeben,
Errettung suchet aus dem Weltgericht;
Doch ach! gesprenget ist die Hoffnungsbrücke
Durch Gottes Fügung oder Satans Tücke.

56.

Von hieher stürmen tödtende Geschosse,
Von dorther gähnt das weite Fluthengrab.
Der Polenfeldherr sah's von seinem Rosse.
Ach! lange schon zerbrach sein Hoffnungsstab,
Doch ragt ein Mann er unter niederm Trosse,
Jetzt stürzt auch er sich in die Fluth hinab,
Und im Gewühl von namenlosen Leichen
Muß ihn des Todes kalte Hand erreichen.

57.

Wol viele kannten deine Treu' und Milde,
Drum lebt dein Name selbst in Feindesmund.
So nimm die Deutsche Erde denn zum Schilde
Nach mancher Qual, wovon dein Busen wund,
Du jagtest nach der Freiheit holdem Bilde,
Doch ach! ihr Wesen ward dir nimmer kund.
O armes Volk! O wunderbar Verblenden!
Ihr hofftet Freiheit von Tyrannen Händen.

58.

Wir haben da geglaubt, wo ihr gewähnet,
Der Welt Verhängniß ward uns offenbar.
Errungen haben wir, was ihr ersehnet
Durch Gottes Kraft, die in uns mächtig war.
O glaubt, ob jetzt noch euer Auge thränet,
Auch euch wird einst die ew'ge Fügung klar
Und eures Volkes blutige Geschichte
Verklärt sich euch zum heiligen Gedichte.

59.

Ich danke dir, mein Gott, daß ich's geschauet,
Was Könige und Propheten nicht gesehn.
Mein Glaube hatte nicht auf Sand gebauet,
So wird auf immerdar er feste stehn,
Und ob auch heut mein letzter Abend grauet,
Doch will ich froh zu meinen Vätern gehn;
Nur, Freunde, grabt mit lächelnder Geberde
Mir rasch mein Grab in Deutschlands freier Erde

Karl Giesebrecht.

Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preuſſen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwerdt in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß' euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland,
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immerfort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall,
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

L. Uhland.

Scene aus der Schlacht bei Lützen.

Wer sprenget auf dem stolzen Roß.
Bis in die vordern Reihen
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn
Der Trotz dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth
Und schilt mit mildem Worte:
Zurück du junges Zollern-Blut
Zum angewies'nen Orte.
Du rascher junger Königssohn
Mußt erben ja des Vaters Thron.

O reite junges edles Wild
Mein ritterlicher Degen
Vom Himmel schaut ein seel'ges Bild
Mit Lust nach deinen Wegen
Die Mutter schützt den Königssohn
Du erbest doch der Väter Thron.

Du wirst uns lang im Ehrenfeld;
Mit Blick und Schwerdt regieren
In spätern Jahren, werther Held,
Ein frommes Zepter führen;
Du rascher lieber Königssohn,
Wir bauen auch für dich den Thron.

Max von Schenkendorf.

Auf Scharnhorst's Tod.

Mel. Prinz Eugen der tapfre Ritter.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze
Preussen, euer General,
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheits-Waffen blitzen
Doch ihn traf der Todes Strahl.

„Kugel rafft mich doch nicht nieder
„Dien' euch blutend werthe Brüder
„Führt in Eile mich gen Prag;
„Will mit Blut um Oestreich werben,
„Ist's beschlossen will ich sterben,
„Wo Schwerin im Blute lag.

Arge Stadt wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reissest alle Blüthen ab.
Nennen dich mit leisem Schauer
Heil'ge Stadt, nach deiner Mauer
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Deine Seele sanft geführt;
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den in ritterlichem Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden,
„Kann euch frohe Zeitung melden,
„Unser Volk ist aufgewacht;
„Deutschland hat sein Recht gefunden,
„Schaut, ich trage Sühnungswunden
„Aus der heil'gen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sey;
Heer aus seinen Geist geboren,
Jäger die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrey.

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh' sein Blick gewandt,

Nur dem Höchſten galt ſein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorſt iſt er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher ſtand dem König keiner,
Doch dem Volke ſchlug ſein Herz;
Ewig auf den Lippen ſchweben
Wird er, wird im Volke leben,
Länger als in Stein und Erz.

Laß' uns deine Blicke ſcheinen
Darfſt nicht länger mehr beweinen
Schöne Gräfin ſeinen Fall;
Meinen's alle recht in Treue
Schau! dein Vater lebt auf's neue
In des Deutſchen Liedes Schall.

Max von Schenkendorf.

Romanze
von dem Prinzen von Heſſen-Homburg.

Fürſtenblut gefloſſen
In der Lützner Schlacht;
Wie ſo gern vergoſſen,
Willig dargebracht.
Kattenblut — Heſſenblut — Schönes Deutſches Blut.

Es entrann dem Kühnen
All sein Lebensblut
Freudig zu versühnen
Schlechten Fürstenmuth,
Rothes Blut — warmes Blut — Schönes Opfer-Blut.

Und es tönt kein Wehe
In des Vaters Schloß;
Homburg an der Höhe
Zeugt noch manchen Sproß;
Reiches Blut — Junges Blut — Schönes Prinzen-Blut.

Für des Landes Sache
Floß auch deines gern,
An dem Tag der Rache,
Bruder jenes Herrn,
Kattenblut — Hessenblut — Schönes Freiheits-Blut.

Wendet schnell die Rosse,
Boten, heimatwärts
Auf dem Königsschloße;
Hegt ein Schwesterherz
Stolzes Blut — mildes Blut — Schönes Frauenblut.

Du, von Homburgs Höhen
Herrlich Fürstenkind,
Wirst ihn wiedersehen,
Lebenslust gewinnt.
Freudig Blut — Heldenblut — Schönes Bruder-Blut.

Alle Herzen ſchlagen,
Herrin, ja für dich;
Alle Zungen ſagen
Deinen Nahmen ſich —
Reines Blut – Frommes Blut — Schönes Deutſches Blut.

Max von Schenkendorf.

Ich bin ein Deutſches Weib.

Ich bin ein Deutſches Weib.
Mein Herz iſt rein,
Mein Sinn iſt ſtolz,
Ich lächle nicht der Schmeichelei,
Ich bin ein Deutſches Weib.

Ich bin ein Deutſches Weib.
Einfach und lang
Iſt mein Gewand,
Und ſtrenge Sitte iſt mein Schmuck,
Ich bin ein Deutſches Weib.

Ich bin ein Deutſches Weib.
Ich ſpreche wahr,
Und zier' mich nicht,
Ich liebe viel und ſag' es nicht,
Ich bin ein Deutſches Weib.

Ich bin ein Deutſches Weib,
Ich liebe Gott
Und Vaterland;
Mich kettet nur Ein Liebesband,
Ich bin ein Deutſches Weib.

Ich bin ein Deutſches Weib.
Mein Liebling zieht
In heil'gen Krieg,
Ich gürt' ihm ſelbſt das Schwerdt zum Sieg,
Ich bin ein Deutſches Weib.

Cyane.

Deutſches Kriegslied
im Jahre 1813.

Auf Gott vertraut,
Friſch aufgeſchaut!
Der Herr lenkt ſeine treuen Schaaren,
Führt ſie in feſtliche Gefahren
Mit ſeinem Arme.

Auf Gott vertraut!
Das Böſe draut
Durch jene ſüdlich fremden Wilden
Mit ihren falſchen Chriſtusbilden;
Die Prüfung naht.

Auf Gott vertraut!
Der Ruf tönt laut,
Das Frankenweſen zu zerſtören,
Heilloſem Treiben kühn zu wehren
Mit Schwerdterblitz.

Auf Gott vertraut
Brav eingehaut!
Laßt Eure Deutſchen Schwerdter ſingen,
Die Deutſche Freiheit zu erringen
Mit Glaubenskraft.

Auf Gott vertraut!
Die Veſte baut!
Zum heil'gen Deutſchen Siegesruhme
Sei Jeder eine werthe Blume
Der Ritterſchaft.

Auf Gott vertraut!
Hoch aufgeſchaut!
Der Herr hilft ſeinen wackern Streitern,
Er hält das Kreuz in Himmelsheitern,
Das Böſe weicht!

Cyane.

Friedrich in Stettin.

Am vierundzwanzigsten Januar 1814*).

Es iſt ein Held erſtanden
Aus Nordlands kaltem Schoß,
Der ward in allen Landen
An Macht und Ehre groß;
Da ſtanden ſie zuſammen
Die Fürſten dieſer Welt,
Und rings von Kriegesflammen
Ward all ſein Reich erhellt.

Gering nur war die Heerde,
Ein König war der Hirt,
Er hat die Wuth der Erde
Mit ſeinem Schwert gekirrt,
Er ſtand mit ſeinen Schaaren
Schon auf der letzten Mark,
Jedoch die Vielen waren
In ihm, dem Einem, ſtark.

*) Das Standbild Friedrichs des Großen in Stettin, welches die Bürgerſchaft durch ein hölzernes überbautes Gerüſt während der Belagerungszeit verdeckt hatte, ward an ſeinem Geburtsfeſte, bald nach dem Einzug der Preußen, feierlich enthüllt, nachdem man erſt das Gerüſt abgebrochen und das Gebild mit einem grünen Tuch verhangen hatte.

Ein vielgetreues Lieben
Hielt ſich an ihn geſchmiegt,
Und in dem Einen blieben
Sie alle unbeſiegt,
Er gab der Welt den Frieden
Das Scepter in der Hand,
Die ſtarken Feinde ſchieden,
Friedrich und Preußen ſtand.

Und als er kam zu neigen
Sein Haupt, und auszuruhn,
Da ſprachen alle Feigen
Und ſeine Feinde nun:
Der König ſteigt vom Throne,
Es ſtirbt die Wurzel ab,
So ſinkt des Baumes Krone
Mit ihr ins dunckle Grab.

Von dem erblichnen Haupte
Blieb noch der Schein dem Thron,
Doch mancher Preuße glaubte
Die falſche Mähre ſchon.
Und darum kam er endlich
Der lange dunkle Tag,
Daß Preußen kaum noch kenntlich
In tiefem Schatten lag.

Dumpf kräht der wälſche Rabe,
Es war ſchon Mitternacht,
Da iſt in ſeinem Grabe
Der alte Held erwacht

Mit Geiſterſtimme wieder
Ruft er ſein Volk zu ſich,
Es reget tauſend Glieder
Der alte Friederich.

Und wer ihn nicht kann ſehen,
Iſt ſich doch ſein bewuſt,
Er ſchlägt mit heil'gem Wehen
An jede Deutſche Bruſt,
Er mißt das Feld der Schlachten
Er führt die Züge ſtumm,
Mit ihm gehn die erwachten,
Erlauchten Helden um.

Und auch die alten Fehle,
Vergoßnes Deutſches Blut
Macht in des Enkels Seele,
Mit Enkels Kraft er gut,
Kein Neid iſt's der ſich ehret
Es iſt ein heil'ger Bund,
Und alles tritt verkläret
Aus fernſtem Hintergrund.

So laßt uns denn befreien
Aus ſeinem Sargesſchild,
So laßt uns wieder weihen
Das hohe Heldenbild,
Sein Geiſt, zu uns gebettet,
Vollbringt die Weih' allein,
Sein Geiſt, der uns gerettet,
Sieht freundlich lächelnd drein.

J. G. Seegemund,
Offizier im Regiment Colberg.

Der Nachtwächter

am Schlusse des Jahrs 1813.

(Nachtrag zu des Verfassers Gedichten vor und während dem Kriege 1813 *)).

Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen,
Der Feind ist über'n Rhein geschlagen!
Bewahrt das Feuer in Eurer Brust,
Das Euch geholfen zu dieser Lust,
Bewahrt das Licht, Ihr holden Frauen,
Das Ehrenlicht der Deutschen Gauen
Vor allem aber, Ihr Frau'n und Herrn,
Lobt für's Jahr dreizehn Gott den Herrn,
Singet und preist ihn von fern und nah!
Amen, Amen, Victoria!

Fouqué.

*) Von diesen Gedichten ist eine Zweite, um das Doppelte vermehrte, Ausgabe in Berlin bei Hitzig erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Gr. zu haben.

Vermiſchte Schriften.

Einige Worte
über das neueſte Werk der Frau von Staël
de l'Allemagne

London, bei Murray und Berlin, bei Hitzig 1814*).

Es iſt vielleicht weder an ſich unpaſſend, noch außer der Zeit, daß ein allgemein umgreifendes Urtheil über Deutſche Nationalität aus dem beredenden Munde einer verehrten Ausländerin von einer Deutſchen Frau beantwortet werde.

Um indeß jedes verirrende Mißverſtändniß zu vermeiden, iſt es zuvörderſt nothwendig, den Standpunkt der Franzöſiſchen Schriftſtellerin, als einen in ſich verſchiedenen von dem der Deutſchen, aufzuſtellen. Hierdurch allein wird der Verdacht perſönlicher Rivalität, oder anderer, menſchlicher Gebrechlichkeit verwandter, Beimiſchung widerlegt.

Die franzöſiſche Literatur hat einen beſtimmten, ich möchte ſagen, ſtationirten Gang, und giebt ebenſo einen

*) Geſchrieben nach Leſung der beiden erſten Bändchen.

bestimmten Platz. Von dort aus wird man gesehn und bemerckt. Die Genauigkeit jedesmaliger Umgränzung macht bestimmtes Erkennen wie Anerkennen möglich. In der allgemeinen Fluth grosser Lebensregungen aber, durch die vielseitigen, lautgewordenen Anklänge des verborgnen Innern, verhallt die Stimme der Deutschen Frau fast wie ein sehnsüchtiger Ruf nach dem aufgeschlossenen Reichthum, von dem sie mehr oder weniger ahndend weiß, und das sanfte Licht, was aus diesen Ahndungen langsam aufglimmt, wird mehr empfunden als geschauet. Ganz von selbst daher, ohne Demuth wie ohne Stolz, rein das Nationale meines Verhältnisses erfassend, reihe ich mich in Rücksicht der Celebrität unter Frau von Staël, und sage allein was mein Herz, meine Seele, mein eigenstes, liebstes Deutsches Leben, mich zu sagen zwingt.

Es ist eine liebenswürdige, fast mütterliche Eigenthümlichkeit weiblicher Natur, dasjenige, was aus dem inneren Quell ihres Daseins in Gefühl und Meinung gestaltet hervortritt, auch Andern mit liebender Ungeduld nahe bringen zu wollen. So hat Frau von Staël in der Charakteristik Deutscher Nationalität die Geburt ihrer tief bewegten Phantasie auch den heimatlichen überrheinischen Freunden vertrauet machen wollen, und in der lebendigen Raschheit ihres Gefühls, Bilder gezeichnet, die zewiß klarer in ihrer Seele standen, als sie sie, mit dem äußeren, beschränkenden Materiale kämpfend, ausser sich hinzustellen vermochte. Es ist indeß ein mißliches, irrendes Ding mit dem Urtheil über Völker. Der fahle Wiederschein auf der kreisenden Woge der Gegenwart giebt einen zu dürftigen Maasstab, um die tief-

ſinnige Entwickelung von Jahrtauſenden zurückmeſſen zu wollen.

Nicht die abgeblaßten Reſultate moderner Hiſtoriker, der ganze gewaltige Lauf der Zeiten giebt vollſtändige in ſich bedingte Bilder großer Nationalität. Der wahrhafte Mund genauer, umſtändlicher Chroniker, der Urſprung und Fortgang geſelliger Inſtitutionen, die Kriegs- und Helden-Geſchichte eines Volks, das vertrauliche Begleiten in Leben und Thaten, der tief verſtandne Geiſt und Klang einer Sprache, dies allein führt zu der Wurzel fremden Daſeins zurück. Wie mühſeelig und unerreichbar für eine Frau! Und gleichwohl ſind es dennoch Frauen, welche nationale Eigenthümlichkeit in jenen ewigen Blitzen zuſammenbrennender Gedanken und Gefühle ahndend verſtehn. Die menſchliche Natur begreift ſich in ihrem Innern, als dem gemeinſamen Heerde urſprünglicher Elemente, durch ſich ſelbſt, und ſieht wie in einem duftigen Spiegel flüchtige, loſe Bilder, dem innern Auge vertrauter als dem äußeren; mit einem Worte, die Seele fühlt die Seele, ohne ſie bürgerlich in Reihe und Glied ſtellen zu können. Frau von Staël bewährt das auf's neue. Alles was unverfälſchte Wahrhaftigkeit, Treue der Geſinnungen, eine eigene linde, tiefe Melancolie ſie als verwandt im Deutſchen Charakter empfinden läßt, erfaßt ſie mit überraſchender Kraft, und einer Inſpiration, die weit über alle nachherige höchſt müſeelige Forſchung hinnausreicht. Wie wunderbar wird jeder Deutſche von dem faſt magiſchen Blick über den wundervollen, dunklen Ernſt ſeines Vaterlandes gerührt werden! Wie bedeutſam hören wir den tiefſinnigen Wellenſchlag des Rheins! Wie feſt und ſtreng

fühlen wir den Deutschen Boden unter unsern Füßen! Die reich verschütteten Blüthen dieser Worte keimen aus einem tiefen, bewegten Innern, und Wahrheit giebt hier Wahrheit zurück. Hätte sich Frau von Staël begnügt, diese aphoristischen Anklänge unabsichtlich, frei und kühn, wie sie durch sie hinzogen, wieder zu geben, sie hätte Offenbarungen geschrieben; so aber hat sie sie in ein System gezwängt, und, die Deutschen in eine Art von Rang-Ordnung unter die Europäischen Nationen stellend, ihr Bild mit ängstlich begränzten Umrißen hingeworfen. Denn, wie sehr wir auch den Fleiß und die Ausdauer, den Scharfsinn und die besondre Combinations-Kraft bewundern müßen, welche durch eine Reihe weit ausgreifender Betrachtungen ein Selbsterkanntes klar machen sollen, so müßen wir doch allesammt eingestehen, dies sei nicht klar geworden. Alle die Betrachtungen gleichen mühselig herraufgezwungnen Früchten einer absichtlich gemachten, zuletzt drückend gewordnen Aufgabe. Das Herz, die Seele, war schon längst nicht mehr dabei, als die Feder jene ersten kühnen Striche mühseelig auszeichnete. Man erschrickt doch vor diesen Deutschen. An einem Schattenriß braucht nur die eine Linie ein klein wenig zu lang, die Andre ein klein wenig zu kurz zu sein, so wird eine Carikatur daraus; Frau von Staël mag tausend Mal die Ritterlichkeit, die Gelehrsamkeit, die Treue der Deutschen loben; so wie sie sie hinstellt, sind es verkrüppelte, langweilige, docirende, verweichlichte Wesen, und schwerlich möchte alle ihr Lob hinreichen, die Bekanntschaft der Ausgearteten erwünscht zu machen.

Daß Frau von Staël, der Sprache nur theil-

weise kundig, durch Deutschland im Augenblick der härtesten Bedrückung hinziehend, die Deutschen so unschmackhaft gefunden, ist sehr verzeihlich, allein man wählt ja wohl nicht den Augenblick entstellender Krankheit, um das Bild solcher, die man öffentlich bekannt machen will, abzuzeichnen? und durfte Frau von Staël kein Mißtrauen in ihr eignes Urtheil setzen, sie, die nur durch Hülfe ihrer Sprache mit den Deutschen bequem redet. Wie fremd ihr der bedeutungsvolle Klang Deutscher Sprache noch immer ist, beweist sie durch die Uebersetzung der Bürgerischen Worte: Hurrah! die Todten reiten schnell; les morts vont vite, les morts vont vite, und in jenen von Göthe:

Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Quand l'etincelle brillera et quand les cendres seront brulantes, nous nous hâterons d'aller ensemble rejoindre nos anciens Dieux.

Ach denn auch so hat sie! den tief verborgenen Klang der Ehre, der Freiheit und des Waffenruhms überhört, vor dessen lauten Ausbrüchen jetzt die Mauern von Paris erzittern! Zager Bequemlichkeit, verweichlichter dumpfer Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Ruhm konnte sie die tapfern Helden von Leipzig und Lützen beschuldigen? Ja, ich berge es nicht, von Deutschem adligem Stamm entsprossen, durch alle Zweige des Daseins an die Kriegerehre meines Volks geknüpft, bin ich durch jene frostigen Urtheile tief erschüttert und ich bitte meine Mitbürgerinnen das leibhafte kräftige Bild Deutscher Männer nicht vor den allzudürftig gezeichneten Umrißen aus dem Auge zu ver-

lieren. Sehr groß ist unser Volk aufgestanden und hat bewährt, daß Gehorsam nicht Knechtschaft, stilles Pflegen der Wissenschaften nicht Erschlaffung war. Heil der Nation, die im Gesetze Ehre und Kraft bewahrte.

Caroline Baronin de la Motte Fouqué.

Leyer und Schwert

von

Theodor Körner.

Einzig rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe. Berlin, 1814. In der Nicolaischen Buchhandlung.

Einem Volke, das wie das unsre, von Gottes Gnaden, durch den reinen Willen seines Königs, und durch die eigne treuverbündete Kraft frei geworden ist, — einem solchen Volke dürfte man eigentlich bei einer Erscheinung, wie die oben genannte, nichts weiter sagen, als daß sie eben da sei, überzeugt daß alle Blicke sich schon ganz von selbst mit Liebe und Begeisterung dahin richten würden. Ob das bereits geschehen, oder doch ob es nach Verdienst allgemein und innig geschehn ist, weiß ich nicht. Es giebt bisweilen seltsam störende Zufälligkeiten, die sich der Anerkennung und Verbreitung des Erhabenen wie mit gefliſſentlicher Tücke des blöden Erdgeistes widersetzten.

Daran trägt der hohe, gereinigte Sinn eines edlen Volkes keine Schuld, aber es möge auch nicht für Anmaßung des Einzelnen gelten, wenn er ausruft: tretet herzu, lieben Brüder, und übersehet nicht, was Euch wieder einmal Schönes und Herzerhebendes bereitet ist.

Das will ich denn hiermit gethan haben. Theodor Körner hat für uns gefochten, lieben Landsleute, gesiegt, und sein junges Leben ausgehaucht. Er war einer der ersten Ausländer, die in unsre freiwilligen Jünglingsschaaren eintraten, und einer der vielen und höchsten Preise für unsre Freiheit und Ehre war sein tapfres Blut. Daß mittelmäßige Gedichte durch keine Lobenswürdigkeit ihres Verfassers gut werden können, weiß ich wohl, aber auch eben so wohl, daß, wer das Schwerdt ergriff, wie ein Held, keine andre, als begeisterte Lieder in seine Leyer singen kann. Und an diesem herrlichen Quell mögen sich denn recht viele der edlen Geister, die wir mit Stolz zu den Unsern zählen, erquicken. Der einzelnen Gedichte ließen sich viele nennen und preisen, aber das will mir so wenig gelingen, als die sogenannten schönen Stellen eines großen poetischen Werkes hervorheben. Hier sind die lyrischen Gesänge aus dem rührenden Trauerspiele von unsres Waffenbruders Theodor Körner, Leben und Tod, und da darf auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste nicht hinter dem Größten und Vollendetsten zurückstehn.

Friedrich de la Motte Fouqué.

Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Kleine Romane von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 1r. 2r. 3r. Band. 8. 3 Rthlr. 20 Gr. (Auch einzeln der erste 1 Rthlr. der 2te 1 Rthlr. 12 Gr. der 3te 1 Rthlr. 8 Gr.

Der erste Band enthält:

Den Todesbund. Zweite Auflage.

Der zweite:

Erzählungen. Namentlich: die Güter in Valencia. Die vierzehn glücklichen Tage! Der böse Geist im Walde. Das Schwert des Fürsten. Violante. Das Opfer. Die Rächerin. Eugenie.

Der dritte:

Neue Erzählungen. Namentlich: die Köhler-Familie. Ixion. Der unbekannte Kranke. Das Galgen-Männlein. Das Schauerfeld. Die Laterne im Schloßhofe. Olafs Sage. Die Heilung. Der Statthalter und seine Nachfolger.

Ferner:

Fouqués Jahreszeiten. Frühlings Heft. Zweite Auflage. 8. 1 Rthlr. Sommerheft 8. 16 Gr. Herbstheft 8. 16 Gr.

(Das letztere enthält: Aslaugas Ritter. Eine Erzählung und Alpin und Jucunde. Eine schottische Geschichte in Balladen).

Undine. Eine Erzählung. Zweite Auflage. 8. 1 Rthlr.

Zur Michaelmesse erscheint.

Corona. Ein Rittergedicht in 36 Gesängen von Fouqué. Gr. 8. weiß Druckp. Schreibp. und gegl. Velinpapier.

Julius Eduard Hitzig.

Inhalt.

Seite

Andenken an Fichte.

1. J. G. Fichte, Prof. d. Philosophie in Berlin, gestorben den 29. Januar 1814, vom G. K. 121

2. An Fichte's Grabe. Am 31. Januar 1814 gesprochen von Dr. Marheinecke. 126

Astraa's Erscheinung. Eine Novelle, von Fr. von Fouqué. 147

Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Ein Familiengemälde, von C. W. Contessa. 175

Die Schlacht bei Leipzig. Weihnachten 1813, von Karl Giesebrecht. 199

Vorwärts, von L. Uhland. 219

Scene aus der Schlacht bei Lützen, von Max von Schenkendorf. 221

Auf Scharnhorst's Tod, von Demselben. 222

Romanze von dem Prinzen von Hessen-Homburg, von Demselben. 224

Ich bin ein Deutsches Weib, von Cyane. 227

Deutsches Kriegslied, im Jahre 1813, von Derselben. 228

Friedrich in Stettin. Am 24. Januar 1814, von J. G. Seegemund. 230

Der Nachtwächter am Schluße des Jahrs 1813, von Fr. von Fouqué. 233

Vermischte Schriften. Einige Worte über das neueste Werk der Frau von Staël, de l'Allemagne etc. von Caroline de la Motte Fouqué. 234

Leyer und Schwert von Theodor Körner; von Fr. von Fouqué. 239

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué

Bei Ferdinand Dümmler in Berlin, (sonst J. E. Hitzig) erscheinen gleich nach Neujahr 1815.

Conteſſa, C. W. Erzählungen. Erſtes Bändchen. 8.

1) Der Todesengel. 2) Haushahn und Paradiesvogel. Ein Mährchen.

Von dem Dichter des Räthſels, dem Erzähler des Meiſter Dietrich. Einer andern Empfehlung bedarf es nicht für die Freunde der Muſe dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers.

Fanny Tarnow (Verfaſſerin der Natalie) kleine Erzählungen. 8.

1) Thekla. 2) Graf Guſtav. 3) Kleopatra. Eine hiſtoriſche Skizze.

Auch als

Kleine Romanenbibliothek von und für Damen. Sechſte Lieferung.

Die Natalie der Verfaſſerin (Kl. Romanenbibl. 4te Lieferung) ihr Tagebuch Auguſtens, (in Fouqués Frauentaſchenbuch für 1815) u. ſ. w. ſind in ganz Deutſchland mit ſo ungetheilten Beifall aufgenommen worden, daß von dieſen Erzählungen nichts geſagt zu werden braucht, als daß ſie den früher genannten Werken gleich kommen, wenn ſie ſie nicht übertreffen.

Alle gute Buchhandlungen liefern dieſe intereſſanten Neuigkeiten.

Erinnerung
an
Johann Kaspar Schade.

Neben das Bild des in seiner Gattung einzigen Ph. J. Spener dürfte vielleicht fast keines gestellt werden, um es ihm ganz zu vergleichen; wohl aber möchte es anziehend sein, auf andere bedeutende Deutsche Helden des Christenthums zu sehen, um zu erforschen, wie mannigfaltig, und wie doch immer so erfreulich und trostreich sich diese Religion, selbst in den verschiedenartigsten Charakteren, abspiegelt. Auch Spener selbst, den wir nie hoch genug halten können, wird uns dadurch nur noch klarer werden. Möge mir deshalb der christliche Leser freundlich folgen wollen, in das Leben eines Mannes, der nicht bloß ein Zeitgenosse Speners war, son-

dern sogar mit ihm in einer Stadt lebte, und an Einer Kirche diente, in ein Leben, das allerdings sehr einfach und von mancher Seite recht unglücklich zu nennen ist, dem aber am Ziele das Trostreiche keines weges abgehen wird. Es wird hier die Rede sein von dem nicht unbekannten Johann Kaspar Schade, der fast in allen Brandenburgischen Geschichtbüchern vorkommt, und je nachdem die Verfasser gesinnt sind, bald mit ziemlichem Lobe, bald mit bitterem Tadel; öfters aber noch mit gelassenem Spott davon kommt. Lasset uns redlich zusehen wes Geistes er war.

Schade wurde geboren am 13 Januar 1666 zu Kündorf im Hennebergischen, wo sein Vater Prediger war, der aber nachmals nach Schleusingen als Vice-Superintendent versetzt wurde. Er war noch nicht zwei Jahr alt, als der Tod des Vaters ihn nebst 5 Geschwistern zu Waisen machte. Es war der dürftigen Wittwe kaum möglich, ihre Kinder zu ernähren; doch eben diese Armuth wirkte in jenen Zeiten oft auf die schönste Weise, indem sie das Herz zu unbedingtem Vertrauen erhob. Schon in der

allerfrühesten Jugend, ehe unser Johann Kaspar noch reden konnte, zeigte sich bei ihm ein wahrhaftiges Talent zum Christenthum (man verstatte das Wort, dessen Bedeutung klar genug ist). Er hatte eine ganz besondere Lust zum Predigen und Gebet mit kindischem Lallen, und wenige Jahre später wachte er des Morgens immer regelmäßig sehr früh auf, und benutzte diese Zeit im Bett, um auf Predigten zu sinnen. Wo irgend in seiner Bekanntschaft, oder in den Dörfern umher ein Unglück drohte, da ging er gern einsam hin, um inbrünstig zu beten und oftmals hatte er die Freude, daß jenes Drohende abgewandt wurde.

Im dreizehnten Jahre wurde ihm auch die Mutter durch den Tod entrissen, und, obwohl nun ganz verwaist, war er dennoch nicht ganz verlassen, denn ein würdiger, aber sehr armer Oheim gleiches Namens, Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen, nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch, wofür er mit Freuden den drei Töchtern des Rektors Unterricht im Christenthum ertheilte. Leider aber entwickelte sich auch immer mehr und mehr der zu frühe, tiefe Ernst

und ein gewisses wehmüthiges Bedauern der irdischen Verhältnisse, die freilich für ihn wenig Angenehmes haben konnten. Seine Armuth war so groß, daß er 8 Jahre lang auf den Gassen im Chore singen mußte, wobei Schnee und Frost und anderes Ungemach die schwache Gesundheit des Knaben bedrohten. Späterhin hatte er seinen Aufenthalt auf der Communität in Schleusingen, wo schlechte Kost und hartes Lager ihn allerdings nicht stärken konnten! indessen gewöhnte er sich immer mehr zur Geduld und Demuth, und betrachtete jedes Mißgeschick als nothwendig für ihn.

Sein größtes Leiden war, daß fast kein Mitschüler seinen Sinn theilte; und sein überaus zarter Geist wurde fast krankhaft verletzt durch jede unreine unsittliche Aeußerung, deren er nur zu viele hören mußte. Ein solcher Zustand kann nicht lange dauern, denn entweder muß sich dann der Mensch vollendet kräftigen, um auf diese Weise mit Milde zu ertragen, oder, wenn er zu dieser Emporhebung noch zu schwach ist, so wird er wohl gar auf einige Zeit mit dem Strome schwimmen, gegen den er früher an-

kämpfte. Schade verfiel in den letztern Fehler, doch in der That auf eine wohl verzeihliche Weise, denn er, der in dem Entwurf seiner Lebensbeschreibung sich fast immer mit beispielloser Härte tadelt, weiß doch nichts weiter anzuführen, als daß er angefangen habe, in seinem Fleiße nachzulassen, und zuweilen mit seinen Schulgesellen zu spielen und herum zu wandern. Der Muthwille der Jugend, der sich bis dahin fast noch nie bey ihm Luft gemacht hatte, kam jetzt in ihm zur Sprache. Er folgte nicht mehr so gehorsam wie sonst den Winken seiner Lehrer, war mitunter auch wohl ein wenig trotzig und ließ zuletzt auch in dem Eifer nach, durch frommes Gebet sich zu stärken. 1685 begab er sich nach Leipzig um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen. Auch hier verfolgte ihn drückende Armuth und nur durch steten Unterricht, den er anderm ertheilt, war es ihn möglich, die Kosten für den seinigen zu erschwingen. Mit unabläßigem Eifer arbeitete er an sich, um nie wieder wanken zu können. Mit fast übergroßem Fleiße setzte er hier sein Studium fort, und es entwickelte sich in ihm jenes, alles an-

dere ausschließende Streben nach dem Höchsten, welches hinfort sein ganzes Leben bezeichnen sollte. Wir sagen: „Es entwickelte sich in ihm," denn noch sollte dem vollendeten Siege mancher Kampf vorangehen. Er hatte jetzt das Gefährliche der weltlichen Abwege nicht nur einsehen gelernt, sondern seine ganze Seele empfand auch einen wahrhaftigen Abscheu, Schauder, ja, wie es scheint, sogar physischen Ekel vor allem Laster.

Immer noch mußte er, da niemand ihn unterstützte, seine Zuflucht zu Privat-Informationen nehmen, um die nöthige Nahrung zu erschwingen. Vielleicht nur der Armuth wegen zog er zu einem andern Universitätsgenossen auf das Zimmer, allein das Glück fügte es, daß dieser, (M. Franke) ein würdiger Mann, sein Freund wurde, dem er die nöthige Vervollkommnung in den alten Sprachen, besonders im Hebräischen, verdankte.

Endlich errang er ein eigenes Zimmer, eine unbedeutend scheinende Sache; deren Entbehren aber wohl jedem in sich selbst Gebildeten schmerzlich sein wird, indem wir allerdings mit dem wahrhaftigen Herzensfreunde alles theilen mö-

gen, nur nicht die Stube. Aus der anfänglichen Nothwendigkeit zu unterrichten, wurde jetzt eine Freude, und bald versammelte sich um ihn eine beträchtliche Anzahl Knaben und junger Mädchen, deren Herzen er für das Christenthum zu entzünden suchte. Es gelang ihm auf die erfreulichste Weise, und die Kinder schlossen sich an den reinen Menschen mit einer Liebe an, für die er Gott mit tiefer Rührung dankte, wohl wissend, was es heißt, von Kindern geliebt zu werden. Auch einen neuen Freund erhielt er in einem Schüler, Namens Müller, von welchem, so wie von dessen Vater, er fast mit herzzerschneidender Bescheidenheit rühmt, daß sie ihre herzliche Liebe auch in den Zeiten seiner Verfolgung kräftig dargethan, und sich seiner und seines Leidens nicht geschämt hätten.

Jetzt schlossen sich auch mehrere Studierende an ihn, denen er ganz im Stillen Collegia über mehrere Theile der Bibel las. Da man sich aber mit großem Eifer an ihn anschloß, so erweckte er dadurch den Haß und den Neid mehrerer Lehrer und Prediger, die ihn nun als einen Pietisten auf die schmähligste Weise zu krän-

ken suchten. Gewohnt, sich am wenigsten Recht zu geben, dachte er nur zusehr darüber nach, worin er wohl eigentlich gefehlt habe, und sein zu zarter Geist hatte hier abermals die härtesten Kämpfe zu bestehen.

„In solcher Zeit," so schreibt er selbst, „hat mich Gott wunderlich geführt nnd im Dunkeln. Von außen war viel Schmach, Spott und Hohn, von Hohen und Niedrigen, daß ich gewißlich ein Schauspiel der ganzen Stadt öffentlich wurde, zumal durch Ausrufen der Prediger, von innen durch viel und unterschiedliche Anfechtung, Traurigkeit, Unglauben, heimliche Seelenleiden und große Entkräftung des Leibes. (— —) Ich habe sehr viel gelitten, so mir aber alles als in der Nacht geschehen, weil ich nicht gewußt oder verstanden, was es sei oder wie es zu nennen: dabei ich dann unter Schmach und Nachstellungen, auch öffentlicher Beschimpfung in äußerster Schwachheit und Jammer als wie ein Schatten, ja lebend Todter, dafür sich gleichsam jeder fürchtet, mein Gebein herumgeschleppet, und wohl kein Mensch einen Tag gleichsam zu erleben gutgesaget."

Bei diesen traurigen Worten muß uns allerdings das verwundete Gemüth klar werden, das nicht ohne Scharfsinn seine Verletzungen nur noch tiefer ausbildet; allein man möge deshalb auch jene äußerlichen Leiden, die Verfolgungen und Schmähungen mehrerer starren, unbeugsamen Priester jener Zeit, die den Pietismus ärger hassten als Muhameds Lehre, nicht zu geringe anschlagen. Ihre Macht war in gewissen Städten und Gemeinen der altpäbstlichen nicht unähnlich, so wie ihre mündlichen von der Kanzel herabgeschleuderten Bannbullen gegen die Enthusiasten, Mystiker, und Quietisten, die härtesten Wirkungen nicht verfehlten. Und nun denke man diesen Mächtigen, Wüthenden, den Einzelnen, Zarten, Kranken, Dürftigen und auch noch nicht zur ganzen Reife Gediehenen gegenüber. Er gesteht, daß ihm in dieser Zeit stets das Sterben im Sinne geschwebt habe, ja manchmal alles, was er sah oder that, bezeichnet zu sein schien mit dem gräßlichen: „Es ist alles eitel, im Tode hört alles auf.“ Aber so oft er sich auf dergleichen Unglauben ertappte, strafte er sich unendlich hart, indem

er sich sogar das Beten versagte, nach dem doch seine Seele ein großes Verlangen hatte.

Ein so bitterer Zustand konnte indessen nicht dauerhaft sein, und mit erhöheter Klarheit kam ihm nun auch ein erhöheter Friede. „Gott habe, so erzählt er, bei der äußersten Noth unvermerkt seine Hand über ihn gehalten, und ihm zuletzt eine solche Geduld und Sanftmuth gegeben, daß er die öffentlichen falschen Beschuldigungen mit unverrücktem Herzen angehört, nie wieder gescholten oder hart gegen die Beleidiger gezeuget, sondern für Gott und Menschen ihr Bestes geredet, und bis Dato viel Liebe und Flehen für sie im Herzen finde."

Hier verläßt uns der von ihm selbst verfaßte Entwurf seines Lebens und wir halten uns nun theils an die auf ihn gehaltene Leichenpredigt, theils an den vortrefflichen Aufsatz, den Spener ihm noch außer jener gewidmet hat.

Von nun an war kein Zweifel mehr in ihm, er kannte genau sein Streben und genau sein Ziel. Im Jahre 1691 machte er eine Reise nach Berlin; vielleicht nur um seine Ge-

sundheit zu stärken, und ohne alle Absicht daselbst eine Stelle zu erhalten. Als er aber hier ankam, war zufällig ein Prediger eine Stunde vor der zu haltenden Predigt krank geworden. Schade übernahm sie für ihn, ohne alle Vorbereitung, und hielt sie mit so herrlichem Geist und Feuer, daß er eine allgemeine Bewunderung erregte. Zwar reiste er noch nach Leipzig zurück, allein noch in demselben Jahre wurde er nach Berlin als Prediger an der Nicolaikirche, berufen, und er nahm diese Stelle mit gerührtem Herzen an. Von dieser Zeit an beginnt seine Berühmtheit, die ihm aber Leiden genug verursachte. Es war in ihm nicht bloß mehr eine Liebe für die Religion sondern eine vollendete Leidenschaft, wie sie sich wohl derer bemächtigen kann, die einst auf kurze Zeit abgefallen sind, oder wenigstens abgefallen zu sein glauben. Er kannte schlechterdings keine Gränze seiner Pflicht, denn niemals schien er sich selbst zu genügen, und wenn er auch bei weitem mehr gethan hätte, als das geschriebene Gesetz ihm auferlegte. In seinen Predigten zeigte er einen Eifer und ein Feuer, das, weil

es das rechte war, auch nicht ein einzigesmal nachließ; ja er überschritt so oft das Maaß der der bestimmten Zeit für dieselben, daß ihm öffentlich verboten werden mußte, länger als eine Stunde zu predigen. Es ist gar leicht, auf diese langen Predigten den Schein des Lächerlichen zu werfen; doch schon weil es so leicht ist, wird es der Bessere und Gründliche nicht thun wollen, so wie wir auch durch die Ansicht mehrerer seiner gedruckten Predigten uns leicht überzeugen können, daß hier gewiß nicht von etwas Langweiligem die Rede sein kann.

Ferner hielt er alle Sonntage in der Kirche eine genaue öffentliche Prüfung, und des Nachmittages versammelten sich in seinem Hause die Frömmsten der Gemeine, und mit ihnen erbaute er sich dann bis zum späten Abend. In seinem ganzen Wesen war eine große Liebe, aber, auch eine unendliche Strenge, so daß ihn ein nicht geringer Theil des Volks mehr fürchtete als liebte.

An den Werktagen unterrichtete er mit unermüdeter Geduld die Kinder seiner Gemeinde und von ihnen empfing er die meiste Liebe,

denn sie fühlten, daß er nichts sein wollte, als ein strenger aber zärtlicher Vater. Belohnungen nahm er nie, ja wir dürfen fast sagen, daß er das Geld nicht einmal verachtete, sondern garnicht daran gedacht habe. Einen großen Theil seiner Einnahme verwandte er auf den Druck des neuen Testaments und der Psalme, in bequemer Form, so daß man sie für wenige Groschen haben konnte, die Armen aber sie völlig unentgeltlich von ihm erhielten. Eine ganz besondere Liebe hatte er für die Kranken, er besuchte sie fleißig, und wußte mit einem jeden zur rechten Zeit und nach des Herzens Zustand zu reden. Er fühlte sich wahrhaft im Innersten erquickt, wenn er einen Kranken erquickt und getröstet hatte. Noch theurer war ihm sein Amt, wenn es darauf ankam, arme Sünder zur Buße und zum Tode vorzubereiten, welches er mit so freudigem Eifer that, daß diese immer nur ihn verlangten. Man führt besonders zwei ganz verhärtete, in widrig starren Trotz versunkene Verbrecher an, die lediglich durch ihn und seinen unabläßigen Eifer zur Reue und Bekehrung hinüber geleitet wur-

den. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete ein so seltener, von allen irdischen Beziehungen entfernter Feuereifer, daß ihm fast niemand wiederstehen konnte, der sich ihm hingab. Selbst die Juden in Berlin, damals fast feindlich getrennt von den Christen, verehrten ihn auf eine wunderbare Weise, ja sie gingen ihn oft mit herzlicher Bitte an, für Kranke oder verirrte Kinder zu beten, wo sie dann oftmals durch den reinen christlichen Trost, den er ihnen zusprach, sehr erbaut wurden. Es war damals eine fast allgemeine Rede, daß Schadens Zuspruch und Gebet wahre Wunder thue, was, wohl verstanden, nicht irrig sein kann.

Da (wie uns klar geworden) er selbst das ganze Wesen des Christenthums in Buße, Sehnsucht uud Sterbenskraft setzte, und ewig auf diese Dinge bei anderen drang, so war es billig, daß er selbst mit dem Beispiele voranging. Also that er auch. Er verleugnete sich selbst im höchsten Grade, den Freuden der Welt entsagte er gern, er suchte niemandem zu gefallen als Gott, er rottete in sich selbst jeden weltlichen Ehrgeiz aus und übte eine Demuth, die

ſelbſt ſeine Feinde anerkannten. Nichts war ihm ſo fremdartig und empörend als Heuchelei, und wo er ſie mit Entſchiedenheit erblickte, konnte ihn ſelbſt der höchſte Rang des Verbrechers nicht hindern, mit gewaltiger Beredſamkeit dagegen einzudringen. Der Armen nahm er ſich ſo treulich an, daß er oft ſelbſt nicht einen Thaler im Hauſe behielt, und er machte ſich ſelbſt daraus gar kein Verdienſt, ſo wie er denn auch trotz ſeiner Körperſchwäche, nur die allermäßigſten und geringſten Bedürfniſſe hatte. Oftmals pries er den Eheſtand als eine freudige und heilige Ordnung Gottes, aber er entſagte dieſem Glücke, vorzüglich um ſeinem Amte, deſſen Pflichten nach ſeiner Anſicht völlig gränzenlos waren, deſtobeſſer zu genügen. Das Entſagenkönnen war ihm eine der höchſten Tugenden, ſo wie die Geduld bis an's Ende.

Aber einem ſolchen Manne konnten auch die Leiden nicht fehlen, und da es unmöglich war, ihn mit Gleichgültigkeit zu betrachten, ſo theilte ſich ſeine Gemeine in Liebe und Haß für ihn. Manchen misfielen ſeine ewigen ſtrengen Bußpredigten, und ſie betrachteten ihn wie einen un-

heimlichen Mann, bei dem man zu keiner rechten Behaglichkeit kommen könne. Die tieferen Gemüther aber, die die wahre Freudigkeit in der Gottesfurcht erkennen, schlossen sich desto inniger an ihn, und vor allen hingen die guten reinen Kinder an ihm, die er erzogen und unterrichtet hatte. Wie sehr aber jener oft roh ausbrechende Trotz der Einzelnen ein so zartes Herz kränken mußte, bedarf des Wortes nicht.

Leider kam ihm jetzt ein noch weit tieferer innerer Schmerz, den er nicht besiegen konnte, und der ihn endlich tödtete.

Er fand in seinem Amte die Privatbeichte vor, und zwar mit allen den Mängeln und Mißbräuchen, denen sie besonders in früheren Zeiten unterworfen war. Oft sah er rohe und verhärtete Menschen, die er genau kannte, weil er jedes Glied seiner Gemeine nicht selten besuchte, zu sich in den Beichtstuhl treten. Sie sagten dann das gewöhnliche Bekenntniß mit Gelassenheit hin, und nun verlangte sein Amt, solchen Menschen, die nur gezwungen und nur leiblich gegenwärtig waren, im Namen Gottes ihre Sünden zu vergeben. Er that es; aber

frei-

freilich auf seine Weise, nach einer unendlich strengen Ermahnung. Doch auch das genügte ihm bald nicht mehr, und er fühlte zuletzt eine große Unruhe und Gewissensangst, ob er auch recht thue.

Was Spener zu seiner Beruhigung sagen und thun konnte, geschah von ihm mit ganzer Kraft und väterlicher Theilnahme, allein auch er litt selbst im Herzen viel durch die Betrachtung jener Misbräuche, denen aber der Einzelne nicht abhelfen konnte. Es scheint, daß Schade, so oft er seinen väterlichen Freund gesprochen, auf einige Zeit beruhigt worden sei, und er versuchte seine Angst zu tilgen, indem er sich die Angelegenheit der Beichte noch schwerer machte. Er beschied alle, die sich Sonnabends anmelden wollten, bereits Freitags zu sich, prüfte und ermahnte sie, er besuchte noch häufiger jedes einzelne Mitglied seiner Gemeine: doch jene Unruhe wich nicht von ihm. Sie fing allemal Freitags an, und währte nicht allein den Sonnabend durch, sondern auch die folgende Nacht, so daß er sie fast immer schlaflos und mit Seufzen zubrachte, und mit ganz geschwächten Kräften die Sonntags-Arbeit antreten

mußte. Um sich Luft zu machen, gab er nun mehrere Schriften über diesen Gegenstand heraus, in welchen bei vielem Vortrefflichen, auch die harten Worte vorkommen: „Beichtstuhl, Satansstuhl, Höllenpfuhl.“

Obwohl nun offenbar war durch den Zusammenhang, in welchem jene Worte vorgebracht wurden, daß sie lediglich den Misbrauch bezeichnen sollten, so entstand dennoch bei vielen eine große Erbitterung gegen ihn, und manche freuten sich recht, eine Gelegenheit zu haben, den Mann, der ihnen schon lange durch seinen tiefsinnigen Ernst und christliche Strenge lästig gewesen war, desto ungescheuter angreifen zu können. Aber auch hier trat der edle Spener mit seiner gesicherten Klarheit in's Mittel, und hielt mehrere Predigten, in denen er den Leuten die falsche Zuversicht, die sie auf das bloße Werk der Beichte und den Empfang der Absolution ohne wahre Buße, setzten, zu benehmen und sie dahin zu bringen suchte, „daß sie mit christlicher Lehrer Angst, die sie über den Beichtstuhl litten, Mitleiden trügen, hingegen sie durch anderes Bezeugen erleichterten.“ In-

dessen ließ sich der Eindruck jener Worte nicht so leicht verwischen, da sich bereits persönliche Leidenschaft mit in den Streit gemischt hatte.

Endlich ging Schade den letzten Schritt, leider ohne vorher Spenern zu fragen, um selbst seinem Gewissen zu rathen. Man hatte ihm zu einiger Erleichterung, weil er mit jeder Person in's Besondere daselbst freier handeln konnte, die Sacristei zum Beichtstuhl eingeräumt. Hier nun schaffte er im Anfang des Jahres 1697 die bisher gewöhnliche Privatbeichte und Absolution eigenmächtig ganz ab, und gab seinen sämmtlichen Beichtkindern zwei Sonnabende hintereinander, gewissermaßen nur im Allgemeinen, die Versicherung, daß, wenn ihre Reue gründlich und ächt, und ihre Buße aufrichtig und entschieden sei, Gott ihnen ihre Sünden vergeben werde.

Dieser Schritt verursachte eine große und allgemeine Bewegung unter dem Volke, und nicht bloß diejenigen denen des Mannes Strenggkeit schon früher verhaßt war, wurden dadurch in die äußerste Bitterkeit gegen ihn versetzt, sondern auch manche, die ihn früher geliebt, bezeigten ihr großes Misfallen, indem es

ihnen schien, als wolle er eigenmächtig in der ganzen protestantischen Kirche den Beichtstuhl abschaffen. Es ward ihm jetzt verboten, so fort zu fahren wie er angefangen hatte; aber da er nun über diese Sache ganz mit sich im Reinen war, so gehorchte er zwar, aber er enthielt sich des Beichtstuhls gänzlich. Spener suchte abermals in's Mittel zu treten, doch erklärte er der Gemeine, daß auch er das eigenmächtige Verfahren des sonst vortrefflichen Mannes nicht billige. Indessen war die ganze Stadt voller Unruhe, und der größte Theil der Bürgerschaft verlangte, daß Schade entweder, wie bisher gebräuchlich, den Beichtstuhl verwalten oder seine Entlassung erhalten möge. Allein wie es sich schon oft bewährt hat, daß der wahrhafte vortreffliche Mann nie ganz verlassen wird, so fanden sich auch diesmal eine ziemliche Anzahl wackerer Bürger, die mit inniger Achtung für ihn sprachen und schrieben. Die Bittschriften beider Partheien wurden dem Kurfürsten Friedrich III, der sich gerade damals in Preußen befand, zugesendet, und dieser, weit entfernt eine so wichtige An-

gelegenheit rasch zu entscheiden, ordnete eine Commission zur Untersuchung derselben an. Es versammelten sich deshalb Lutherische Räthe, das Ministerium und der Stadtrath, unter dem Vorsitz des geheimen Rathes Freiherrn von Schwerin (17 Mai 1697), auch erschienen 4 Stadtverordnete, 8 wegen der Vier-Gewerke, nebst dem Advokaten, der die Klage gegen Schade führte. Dieser, der den angebotenen Sachwalter abgelehnt, antwortete selbst, und zwar dergestalt, daß Spener, der gleichfals zugegen war, sich nicht allein „dessen herzlich freute und einen guten Ausgang durch Gottes Gnade bereits zu sehn meinte, sondern auch nicht zweifelte, daß den meisten Herrn Commissariis dadurch werde genug geschehen sein.“ Sobald Schade seine Antwort geendet, traten auch jene ihm wohlwollende Bürger hinzu, und erklärten durch ihren Anwald in einer sehr ausführlichen Schrift, daß sie die Ansicht ihres treuen Seelsorgers von dem Beichtstuhl völlig billigten indem auch Luther selbst eine ähnliche laut genug ausgesprochen habe.*)

*) Spener selbst, obwohl er diesen Vortrag der Bür-

Es war vorher zu sehen, daß dieser Vortrag, der keineswegs von Schade eingegeben worden war, die Bewegungen in der Gemeinde nur vergrößern mußte. Spener bedurfte seines ganzen Ansehens und seiner ganzen Redekraft, um nur einigermaßen jene widrige Stimmung unter einander, zu lösen, aber er vermochte nicht zu hemmen, daß der eine Theil seinen Haß gegen S. nur noch grimmiger äußerte, und der andere seinen Enthusiasmus für ihn und die Sache der religiösen Freiheit.

Auf diese Weise war ein volles Jahr vergangen, und Schade hatte wie bisher sein Amt

ger nicht billigte, weil dadurch ein gewisser Herzens-Zwiespalt unter den Einwohnern Berlin's entstehen konnte, (wobei er das schöne Wort aussprach, daß es auch Fälle gäbe, wo man sich der Freiheit begeben müsse um der Liebe willen) erklärt dennoch mit Luthern den Beichtstuhl für ein bloßes von Menschen erfundenes Mittelding (Adiaphoron) und führte sogar zu Schade's Entschuldigung in der Leichenpredigt auf denselben an, daß bereits ein gleichzeitiger christlicher Theolog erklärt habe, es ständen in der Kirche noch 4 stumme Tempelgötzen, worunter er auch den Beichtstuhl gezählt. Obwohl nun zwischen einem Tempelgötzen und einem Satansstuhl wenig Unterschied sei, so habe man ihn doch deshalb nicht verketzert.

mit gewohnter Kraft verwaltet, als er plötzlich die bestimmte Ahndung empfand, daß er sehr bald sterben werde. Zwar ließ er sich von keinem Amtsgeschäft abhalten, aber er fühlte den Keim des Todes in sich, der sich mit Macht entwickelte. Er wandte deshalb die beiden letzten Male, daß er öffentlich predigte, dazu an, seiner Gemeine zu erklären, es sei die Zeit gekommen, von ihr Abschied zu nehmen, er ermunterte die Gläubigen und Reinen, und warnte die Verworrenen und Fühllosen mit gewohnter Kraft. Zugleich wandte er die Worte Christi zu Paulus „Eile und mache dich behende aus Jerusalem, denn sie werden Dein Zeugniß nicht annehmen" auf sich selber an. Man fand ihn in diesen letzten Predigten ganz so wie man ihn ehedem gefunden, in der Fülle der Kraft, (denn seine Körperschwäche zeigte sich nur bei gewöhnlichen Dingen, nie aber in seinen Predigergeschäften) und wie man früherhin eine ganz besonders wohltönende und überaus weitschallende Stimme, an ihm bemerkt hatte, dergestalt daß man ihn auch außerhalb der Kirche vernehmen konnte, so war dies auch jetzt noch der Fall.

Dennoch hatte er sich nicht getäuscht, und er ward alsbald von einem hitzigen Fieber überfallen. Aber so heftig auch die Krankheit wüthete, so blieb doch sein Geist und seine Phantasie dieselbe, und keine Verworrenheit, wie sie sich sonst bei dieser Art von Krankheit fast immer findet, mochte ihn antasten. Er brachte jetzt seine Tage hin mit kräftigem Gebet, freudigem Lobe Gottes und wiederholte besonders oftmals den Namen Jesus, in dem er stets eine unendliche Süßigkeit gefunden. Dies alles redete er, wie immer, mit so erhabener Stimme, daß der Haufe Volks, welcher während seiner Krankheit fast nie von seinem Hause wich, das Meiste vernehmen konnte. „Darunter, wie Spener erzählt, etliche sehr bewegt wurden und Gott lobeten, etliche aber, zu ihrem Gerichte, Gott und seinen Diener lästerten, sagende:" Herr Schade verzweifle, „da er doch nichts ungebührliches geredet."

In diesem Zustande des körperlichen Leidens und der geistigen Freude verharrte er zwei Tage und zwei Nächte, und nichts Aeußeres berührte ihn mehr, sein ganzes Wesen war ein vollendet

innerliches geworden, und der Geist einer göttlich versöhnten Welt rührte seine Seele an. „Er wiederholte etliche, sonderlich diese Worte: Herr Jesu! mein Jesu! dir leb ich, dein bin ich, dir diene ich, dir sterbe ich, wohl etliche hundertmal.“

Wie ihn im Leben die Kinder immer am meisten geliebt hatten, so verließen sie ihn auch jetzt im Tode nicht. Mehrere derselben blieben nicht bloß den Tag, sondern auch die Nacht über bei ihm und sie sprachen und sangen zusammen milde und freundliche Worte und Lieder. Von früher Jugend auf hatte er unter allen Künsten die Musik am meisten geliebt und so erfuhr er auch jetzt ihre ganze wunderbar erheiternde und beruhigende Kraft. Oft noch um Mitternacht ließ er sich die Laute oder ein anderes Instrument bringen, spielte ein geistliches Lied, und seine und der Kinder Stimmen vermischten sich auf eine liebliche Weise. Wie seine ganze Religion recht eigentlich die Religion des Todes gewesen war, so fühlte er auch jetzt mit doppelter Lust die Süßigkeit des Todes, und die Vorahndung eines höhern Lebens.

Einst sagte er: Er sei in Leipzig auch fast einmal eben so sehr krank gewesen, aber da habe ihm Gott die Worte in's Herz gegeben: „Du wirst nicht sterben, sondern leben und des Herren Werke verkündigen.“ Er habe sich jetzo wieder daran halten wollen, allein sein Jesus drücke ihm nun dafür diese Worte in's Herz: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ An diese Worte, die allerdings wie eine ewige Säule dastehen, hielt er sich jetzt mit siegender Gewalt. Kaum bedurfte es noch der Frage, ob er etwa wider seine Kollegen oder sonst jemand etwas habe, und er erwiederte, daß sein Herz voller Liebe sei, gegen alle und jeden. Er betete inbrünstig für den Kurfürsten, das ganze Land, die Stadt und seine Gemeinde, und wünschte insonderheit, daß sein Nachfolger reichlich einärndten möge alles was er im Segen Gottes reichlich ausgestreuet habe.

„Die anderen vielen erbaulichen Reden und Bezeugen“ (so endet Spener die Leichenpredigt) „insonderheit mit was für einem affectu er gebetet, läßt sich alhier nicht beschreiben, noch mit der Feder ausdrücken; Es wird aber Lebens-

lang zu vielem Seegen eingeschrieben bleiben in den Herzen aller derer, die Gott gewürdigt, das Ende dieses Gerechten zu schauen. Jemehr sich nun sein Ende herannahte, je mehr streckte sich seine Seele nach seiner Erlösung aus, bis sie ergriffen, was sie gewünscht, nemlich den 25 Julius am vergangenen Montage, Abends um 10 Uhr, da er in seinem Erlöser bei völligem Verstande und Glaubens-vollem Muthe wie ein Licht verloschen und sanft und seelig eingeschlafen, seines Alters 32 Jahr und 6 Monat, seines Prediger-Amts 7 Jahr, weniger 4 Monat."

Die Wuth des Pöbels gegen den edeln Abgeschiedenen ging so weit, daß er, unter frevelhaften Lästerungen, sich selbst an dessen Grabe vergriffen, weshalb man ihn mehrere Male mit Gewalt auseinander treiben mußte: Doch bald legte sich diese verworrene Unruhe, und wie die Besseren ihren Seelsorger immer höchlich geachtet, so fingen jetzt auch die Schwächeren an, seinen Werth zu ahnden, insonderheit da bald darauf der Kurfürst selbst in einem Decret vom 16 November 1699 gewissermaßen in

Schade's Ideen einging, und seinen Unterthanen jene Freiheit des Gewissens im Gebrauch der öffentlichen oder Privatbeichte, gestattete, wobei jedoch weise Vorsichtsmaaßregeln jedem möglichen Misbrauch wehrten.

Nur der Geist der starren Bonzenhaftigkeit, wie er leider hie und da unter den Predigern Deutschlands sich zeigte, konnte sich nimmer mit Schade's Wärme und Gluth vertragen, worüber das Sendschreiben des damaligen sehr berühmten Probstes zu Cöln, an Spener, den betrübtesten Beleg giebt. (S. Küsters altes und neues Berlin Th. I S. 402 bis 5) Spener scheint garnicht darauf geantwortet zu haben, und der wohlbekannte Joachim Lange fertigt es bloß mit dem Worte ab, es sei im paroxysmo contradicendi geschrieben, und dem Verfasser selbst hinterher leid geworden.

Dieser letzte Umstand, daß selbst jener Lange, der sich sonst nicht leicht auf das Loben einläßt, zu Schades Lobrednern gehört, muß uns allerdings merkwürdig scheinen, indem er darthut, daß selbst eine gewisse Gattung von Geistesträgheit dem reinen und unablässigen Eifer

eines christlichen Lehrers die gebührende Anerkennung nicht zu versagen vermag. Nur Gemüth selbst muß freilich vorhanden sein; denn weder in die Wüste, noch in den Stein läßt sich mit Erfolg hineinpredigen.

Doch jene Wüstheit und Verhärtetheit war im siebzehnten Jahrhundert, so wie auch noch zu Anfange des achtzehnten, eine nur sehr seltene Erscheinung, und da man in ganz Deutschland die durch den westphälischen Frieden gewonnene Freiheit der religiösen Ansicht als ein theures Kleinod betrachtete, so wird es uns keineswegs befremden, daß Schade auch als Schriftsteller eine große Wirksamkeit fand. Seine sämmtlichen Werke sind nach seinem Tode zusammen gedruckt worden, und unter dem Titel: „Herrn M. Joh. Caspar Schadens geistreiche und erbauliche Schriften," in vier Bänden zu Leipzig erschienen. Mehrere einzelne Aufsätze unter denselben hatten bereits 1720 die 13te Auflage erlebt, ein Umstand, der allerdings sehr wichtig ist, wenn man erwägt, wie langsam die damaligen Deutschen in ihrer Achtung waren, weil sie dann,

wenn sie wirklich hervortrat, auch immer dauerte.*)

Es scheint, Schade sei durch alles Vorhergehende schon hinreichend charakterisirt, und es bedarf deshalb nur noch weniger Worte, um zu schließen. Er wird uns, dünkt mich, am klarsten, wenn wir ihn mit seinem edlen Freunde Spener vergleichen. In diesem war, wenn wir so sagen dürfen, gleichsam ein immerwährender Sieg, und wir finden nur selten Spuren von einem Kampfe. In Schade war ein steter Kampf, aber ein großartiger, und tiefbedeutender, der, so redlich gekämpft, den endlichen Sieg nicht verfehlen konnte. In der Wissenschaft des freundlichen Lebens ist Schade ohne Zweifel von manchem übertroffen, am meisten von Spener; in der Wissenschaft zu sterben kann ihn niemand übertreffen, und selbst Spener kommt ihm hierin nur gleich. Im Leben lastete schwer auf ihm der bestehende Ge-

*) In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. pflegte man dergleichen Schriften „alte Tröster" zu nennen: sehr kurz und gut, um sie von den vielen untröstlichen, flachen und unerquicklichen Büchern jener neuern Zeit zu unterscheiden.

danke, daß er von jeder Seele in seiner Gemeine dereinst Rechenschaft ablegen müsse, darum ruhete er nie, und vermochte sich selbst nimmer zu befriedigen, vielleicht weil er mitunter sogar das Unmögliche von sich verlangte. In Spener war alles ewige Ruhe, Klarheit und Gelassenheit; in seinem Freunde alles Eifer, Blut, Thränen- und Flamme in Fülle und Reinheit.

Franz Horn.

1) Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

2) Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Mit Vorwort von Fouque und Hoffmann.

Baron Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

Vorwort.

Es giebt ohne Zweifel unter den Lesern dieser Zeitschrift welche, die bereits ein neu erschienenes Buch kennen, betitelt: Fantasiestücke in Callots Manier. Jean Paul hat es durch eine geniale Vorrede geehrt, aber auch schon durch sich selbst ehrt es sich auf eine höchst bedeutende Weise. Ich wußte anfänglich nicht, warum die darin vorkommenden Fragmente aus dem Leben und Thun des Kapellmeister Johannes Kreisler mich mehr und eigenthümlicher ergriffen,

fen, als es sonst ästhetischen Werken mit fremden Lesern gelingt; da fiel es mir endlich ein, daß ich nicht absolut zu den fremden Lesern dieser Bruchstücke gehöre, sondern vielmehr als eine Art von altem Bekannten hineingetreten sei. Der Baron Wallborn nämlich, — in einer Novelle, Ixion geheißen, beschrieb ich früher seine Geschichte, — ein junger Dichter, welcher in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, und endlich auch den lindernden Tod, muß jenen Johannes Kreisler gekannt haben, wie nachfolgender, unter seinen hinterlassenen Papieren gefundener Brief ausdrücklich beweist. Die Bekanntmachung desselben habe ich nur vor mir allein zu verantworten, und vielleicht gelingt es mir dadurch, den obengenannten Fantasiestücken ein oder das andre Herz zuzuweisen, welches mit Wallborns und Kreislers Herzen denselben Takt schlägt. Man vergesse nicht, daß der Brief aus der Feder eines Dichters — d. h. bei vielen Leuten ohnehin: eines Wahnsinnigen, — geflossen ist.

Fouqué.

Der Brief.

Ew. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falle. Man hat nemlich Dieselben lange schon im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüssig geworden, und hatten sich entschlossen, davon zu laufen; ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Rathschlägen bombardiren, und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müsse Dieselben schon früher einmal irgendwo gesehn haben. Sind Ew. Wohlgeboren

nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem vom Alcibiades belobten Socrates vergleichen kann; nämlich, weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorsprüht mit gewaltigem Blizzen, keck, anmuthig und furchtbar! Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseltsamste nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als Jemand ein italienischer Buffo sein wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbarn Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Dr. Schultze aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen skurillen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn, ob gleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unsres Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo aneinander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich Jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet, oder gar vor den oberwähnten Rathschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wohl besser und kürzer gradezu und ohne Umschreibung Radschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu denen von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es Denselben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Musikalisches vorzutragen oder vortragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der sprechenden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese demohngeachtet hin-

terdrein gerannt kam, und zuhörte, d. h. nach möglichsten Kräften schwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebürge, zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Musik giebt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, sie die Thüren nicht schmeißen zu lassen, oder gar leise zu gehn, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo sie grade im Zimmer sind, und sich irgend ein beseeligender Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, grade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne schwillt, um etwas zu holen, oder zu bringen, oder zu flüstern, oder, wenn sie täppisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenspieles, oder in

irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Othem gebieten möchte, stille zu stehn, um nichts von den goldnen Klängen fortzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leise, ganz leise vor den tönenden Accorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinsten Bedientengeist beseelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjecte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, Euch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen anmuthigen Wesen gleich erhebend und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfe der mir stechend an's Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein? —

Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß

Ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die Euer ganzes, besseres Seyn verschönt auf Euch hernederstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen; und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehn, mildernd und schmückend den seeligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallnen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Giebt es doch nichts Schmerzlichers im Leben, nichts furchtbarer Zerstörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur selten

wild dabei. Meist weine ich ganz still. Fürchte Dich also nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen heraufdringen.

Sieh, Johannes, Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eiferst, bisweilen sehr hart vor. Giebt es denn absolut ungeniale Musik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn absolut vollkommne Musik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verletzbar ist, als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist, als gar keine Musik. Du wirst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dudelei, heiße sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das höchste, was in uns liegt, und reißt mich mit süßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seeliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt

hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklang ihres Daseins sehr ungestimmten Saiten, sehr ungeübten Fingern, sehr misgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes: ist nicht der bloße Wunsch, zu musiziren, schon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, worin sie auch im Grunde nur selten gestört werden durch mürrisch aufgeklärte Herrschaften und grobe Hunde! Ich möchte eben so gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „packt Euch aus dem Hause!" — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andre Kinder, als die oberwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Musikanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmalen

mit dem sogenannten „Musik machen" in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten- und Flöten- und Stimmenklänge sind ohne göttlichen Hauch, und alle besser, als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einigermaßen den Paß abschneiden.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Lust sagst, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklimpern und Gesangesstümpern ihrer Kindlein empfinden, — ich sage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie draus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wohl mehr geschrieben, als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangne sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott seegne Dich und seegne mich, und entfalte gnädigst aus uns Beiden, was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unsrer Nebenmenschen Lust!

Der einsame Wallborn.

Nachschrift.

Könnten wir nicht einmal gemeinschaftlich eine Oper erschaffen? Mir liegt so etwas im Sinne.

Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Vorwort.

Durch vorstehenden Brief des Baron Wallborn an den K. M. Johannes Kreisler ist ein Räthsel gelöst, dessen Deutung mir bis jetzt unmöglich schien. — Der arme Johannes, welcher lange Zeit hindurch mit mir an einem Orte lebte, galt allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer excentrischer, immer verwirrter wurde sein Ideengang; so z. B. sprach er, kurz vor seiner Entfernung aus

dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze sey aber (meinte er) nichts als ein Adagio und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Liebe und Seeligkeit heraufschwebe. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschlossen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht, als er auf immer von mir schied, brachte er mir einen sorgfältig versiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzusenden: Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Addresse hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe, Leid und Tod!

Cito, par bonté. Abzugeben in der Welt, dicht an der großen Dornenhecke, der Gränze der Vernunft.

Verschlossen bewahrte ich den Brief auf, hoffend, daß der Zufall mir vielleicht einmal

jenen Freund und Gefärthen näher bezeichnen werde, und so ist es denn auch gekommen. Nicht den geringsten Zweifel hegte ich nemlich, nachdem ich des Baron Wallborn Brief an den p. Kreisler gelesen, daß dieser unter jenem Freunde und Gefährten niemand anders als eben den Baron von Wallborn gemeint haben könne, und fand, als ich Kreislers Schreiben geöffnet, meine Vermuthung vollkommen bestätigt. Da Wallborns Brief den Lesern dieser Zeitschrift mitgetheilt worden, so nehme ich keinen Anstand, ihm Kreislers Brief folgen zu lassen, da aus beiden das wunderbare Zusammentreffen zweyer im Innern verwandter Geister recht klar sich darstellt. So wie Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz fantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu seyn, wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben: die Liebe des Künstlers, enthalten. Diesen Aufsatz, so wie mehrere andere, die einen ganzen Cyklus des Rein-Geistigen in der Musik bilden, gedenke

ich künftig unter dem allgemeinen Titel: Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers, herauszugeben.

Hoffmann.
Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier.

Der Brief.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeschlagen, recht ausführlich schreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Sie wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sey zu mächtig und stark herausgegangen und habe mich so umsponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles Alles sich mir wie Musik gestalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren schreiben, denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend

auf meine Brust gelegt, in dem Augenblick als die Gardine fiel, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, los werden.

Wieviel hatte ich noch zusagen, unaufgelöste Dissonanzen schrien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die schlangenzüngigen Septimen herabschweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen anfingen will, sind doch kein anderer als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten und nun keck und gewaltig hervorströmten, oft schien: ich sey ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwerdt an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Innres und ich wußte selbst nicht, wel-

cher sonderbare Accordwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gesellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer wonnevoller Träume auf — der wilde Accordwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Seyn und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren versichert seyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nehmlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, ergötzlichen Murkis und Walzern hervorströmte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spuk

gekehrt haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Consorten mit mir trieb. — In solch' eigner Lage, wenn ich nehmlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft und dessen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Edurfarbe darauf setzen lassen, Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nehmlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung dicht am Flügel stehend den Gesang zweyer Schwestern anhören durfte — zwey im Wettgesang kämpfender Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne auffunkelten. — Sie scheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren

versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten sprechend was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn — auch nach meiner Krone griffen feindseelige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. — Nahmenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvoller Seufzer der ewig dürstenden Sehsucht wurde zum tobenden Scherz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte. — Aber Baron Wallborn! glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernden Balsam stärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn? daß ich mehrentheils über das Musiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Conzerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie

von mittelmäßiger Stimme gesungen oder unsicher und stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint, und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnest Du daher, Baron Wallborn! solchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du sie, wenn Du zu deiner Wolke aufschwebst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufblick n, sa sage Ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärst kein anderer als der Kapellmeister Johannes Kreisler. — Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche es Dir hiemit heilig, daß ich denn Du seyn will, und eben so voll Liebe, Milde und Frömmigkeit wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — sie reißen mich fort im wilden unsinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bocksprünge und schneide unziemliche Gesichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth seinen Strahl schießend, löst die-

sen Wirwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig! — Du siehst Baron Wallborn, daß das alles wahrhafte Terzen sind in die aße Septimen erschweben; und damit Du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, deshalb schrieb ich Dir! —

Gott gebe, daß so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zusammentreffen mögen, denn deine Blicke Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühte Melodien rönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubst Du nicht Baron Wallborn! daß oft Deine Worte meine Melodie, und meine Melodie Dein Wort seyn könnte? — Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte Du früher setztest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in

Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müßen. — Zuweilen kommt es mir vor, als sey das Lied eine ganze Oper. — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst. Gott segne Dich, und erleuchte die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies sey der heitre beruhigende Schluß-Accord in der Tonika!

Johannes Kreisler,
Kapellmeister wie auch verrückter Musikus,
par exellence.

Der Todesengel.

Meister Trymms, des Goldschmidts, Haus schaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen sein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenster. Maria saß mit Frau Susannen, ihrer Amme, beim Spinnrad und sang:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leide
Die schaufeln sie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach sie Susanna „Singt was lustiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria hohlte tief Athem. „Mir ist

heut so bange" sprach sie „als stünd' mir ein Unglück zu."

„Es ist heut der Sterbetag eurer Mutter" entgegnete Susanna und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da seid ihr von jeher traurig gewesen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut seid, so mögt ihr wohl fröhlich werden."

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!" seufzte Maria.

Indem trat Meister Trymm langsam zur Thür herein, stellte die Lampe auf den Tisch und ließ sich schweigend in den Lehnstuhl nieder.

„Was fehlt euch Vater?" rief Maria: „Ihr seht so bleich aus."

Meister Trymm antwortete nicht, sondern schaute starr vor sich hin. „Wieviel ist es an der Zeit?" fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbey!" erwiederte Susanne. — „Acht Uhr!" wiederhohlte er nachdenklich. „Vier Stunden also noch sind diesem Tage gegeben!"

„Wollt ihr nicht zu Nacht essen?" fragte Su-

sänne. „Oder ich sollte wohl sagen, zu Mittag; denn ihr steckt ja seit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein und vergeßt Essen und Trinken bei euern über- oder unterirdischen Dingen."

Meister Trymm schwieg eine lange Weile; endlich streckte er die Hand nach seiner Tochter aus und sprach: „Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!"

Maria stand schnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns steht heute wichtiges bevor," hub er hierauf an. „Das Schicksal klopft an unsere Thür; die Zeichen stellen sich wunderbar, doch kann ich nicht erforschen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich sie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zusammen, da ich meinen Tod sichtbar über unsere Schwelle schreiten sah, so kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in diesem Augenblick, wo ich mit dir

ſpreche, der Todesengel ſchon zu meinem Haupte ſteht!"

Das bange Gefühl, welches Marien ſchon lange das Herz zuſammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was iſt das denn heute für ein ſchwarzer Tag? Beinahe kommt mir ſelbſt ein Grauſen an vor eurem Todesengel."

Da ſchellte es draußen an der Hausthür. Maria ſchauderte ſichtbar zuſammen; Meiſter Trymm fuhr erſchrocken auf, und Suſanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem ſpäten Beſucher zu ſehen. In dem Gemach blieb's todtenſtill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeſchloſſen, eine fremde Stimme ließ ſich vernehmen, haſtige Schritte kamen die Treppe herauf, und Suſanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht" rief ſie „von euerm alten Freunde in Braunſchweig. Der Bote begehrt, euch ſelbſt zu ſprechen." Und hinter ihr herein ſchritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet, verneigte ſich und ſprach zu Meiſter Trymm ſich wendend: „Herz-

lichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was sein und mein Begehr an euch ist, das werdet ihr in dem Briefe finden."

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn schnell; sein Gesicht erheiterte sich, seine Augen funkelten, er sprang auf, ging mit großen Schritten ein paarmal hin und her, und las dann wieder. „Das war es also" rief er aus „das war's? Nun, Gott sey gepriesen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen standen uns zum Heil. Seyd mir willkommen!"

Er hieß Susannen das Nachtessen beschicken, Marien für des Gastes Bequemlichkeit sorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?" fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief schauend. „Nun wohl, seht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meister Ekkard weiß viel Gutes von euch zu sagen. Ihr seid gern gesehen."

„Seitdem ich soviel von euern kunstreichen Arbeiten vernommen" entgegnete der Fremde „besonders seit ich den goldnen Becher gesehen, den ihr für Herzog Christian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch selber kennen lernen."

„Des werdet ihr nicht sonderlich Gewinn haben" lächelte der Alte. „An einem rechten Kunstwerk ist allzeit mehr als an dem Künstler selbst. Zudem ist die Zeit schon ziemlich lange vorbey, wo ich mich solchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen sich an der Schaale, der reife Verstand sucht nach des Lebens goldnem Kern."

Indeß sie also sprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und musterte mit verstohlenen Blicken den späten Gast. Es war ihr, als erhübe sich ein seltsamer Streit in ihrem Innern, sie fühlte sich von ihm zugleich angezogen und zurückgestoßen, und so oft sie das schöne, aber bleiche Gesicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düster glimmenden Augen betrachtete, konnte sie sich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erst gesprochen.

Seine Augen hafteten über Tische, wenn er sich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen stieg und, gleich als erschräk es vor seinen

Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meister Trymm war zerstreut und eilte, und hatte kaum das Gebet gesprochen, als er Susannen befahl, den Gast, der müde seyn werde von der Reise, nach seinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüsselbund, hieß seine Tochter zu Bette gehen und begab sich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunschweig war auf höchst wichtige Entdeckungen und in der That dem ächten grün und güldischen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundschaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meister Trymmen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Versuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht selbst das Werk zur Auferstehung zu bringen.

Als Frau Susanne von der Begleitung des Gastes zurückkam, floß ihr Mund über von dessen Lobe: sie konnte kein Ende finden, seine Schönheit und Freundlichkeit zu preisen; Maria aber seufzte und schwieg, wandte Müdigkeit vor,

nd ſchlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der höne Todesengel hielt noch lange den Schlaf on ihren Augenliedern fern.

Alſo war nun Meiſter Trymms Hausſtand, er ſich ſeit dem Tode von Mariens Mutter mmer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, ieder um eine Perſon vergrößert. Meiſter Trymm, der, andern Dingen ergeben, wenig Luſt mehr zu Betreibung ſeiner Kunſt verſpürte und dennoch ihrer bedurfte, war froh, einen willigen und geſchickten Arbeiter gefunden zu haben, deſſen Schultern er die läſtige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Suſanne freute ſich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgeſtorbene Leben kommen ſollte, Maria aber, der Einſamkeit und Beſchränktheit ſeit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden ſich in ihrem bisherigen Weſen ſeltſam geſtört und behindert. Das widerſtreitende Gefühl, welches ſie bei ſeinem erſten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beiſammenſein nicht von ihr

lassen, und obgleich sein bescheiden ehrerbietiges Betragen, sein stiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu sein, die Neigung, die sie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, so hielt doch die geheime Scheu, die sich allzeit abwehrend vor ihn stellte, mit jener gleichen Schritt, ja es schien, als ob beide wechselseitig auseinander Kraft und Wachsthum schöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenosse, schon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen stumm geleisteten kleinen Dienst, irgend ein Wort zwischen beiden gewechselt worden wäre. Ihm auf seiner Seite war Maria vom ersten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erschienen, dem in stiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, sein Leben bestimmt sey, das ihm nun erst zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem strengen Vater, theils nach dessen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verstrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein starrer Winter,

seine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll schwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnsucht und heimlicher Ahndung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel standen, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte sich oft selbst über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Besonders aber schien ihm in der Kunst ein neuer Morgen aufgesproßt. Die Art, wie er sie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß sie höhere Zwecke haben müsse, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu sein; er ahnte den gemeinsamen Ursprung, das gemeinsame Ziel aller Künste, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in seinem Innern glühend lebte, auch außer sich darzustellen.

Um desto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meister Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchste dünkte, mit Geringschätzung ansah, oder spottend in den Schlamm irdischer Verhältnisse herabzuziehen suchte.

„Das klingt gut" — ſagte er einſt, als Wolf einmal ſeine Gedanken laut werden ließ; — „es iſt aber eitel Klang und nicht ein Kind mag ſich daran ſatt eſſen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure ſogenannte Kunſt ſetzt, kein Menſch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es iſt aber nur Spielwerk" — fuhr er fort — „der bunte Staub gleichſam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innerſten Weſen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen."

Mit ſolchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerſtreit und Unzufriedenheit, die ſich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor deſſen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen ſorgfältig in ſeiner Bruſt verſchloß und treu ſeinem Streben und ſeiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meiſter Trymm, eines Abends ſich zu Tiſche ſetzend, freundlich zu ſeiner Tochter ſprach: „Nun Maria, rüſte dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier ſeyn."

seyn.“ Maria erbleichte und schwieg, und indem sie nach einer Weile die Augen schüchtern emporschlug, sah sie, daß Wolf mit gesenktem Haupt und starrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf seinem Stuhl saß.

„Du kennst ihn zwar nicht“ fuhr der Alte fort „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirst zufrieden sein mit meiner Wahl. Er ist von stattlichem Ansehn, ist wacker und, vor allen Dingen, er ist reich. Ich denke, einer solchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen.“

Wolf stand hastig auf und verließ das Gemach. Meister Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu seinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Essen hinweggegangen war, umfaßte sie ihre Freundin Susanne, legte den Kopf an ihre Brust und brach in Thränen aus.

„Armes Kind“ rief Susanne„ ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach deine Mutter dort“ — sie zeigte auf das Bild an der

Wand —" sie wußte auch davon zu sagen. Gott behüte dich vor ihrem Schicksal!" — Und damit sie noch einmal umarmend ging sie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf sich Trost und Hülfe suchend vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und streckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild schaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf sie nieder und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und sich zu regen, und je länger sie hinsah, desto gewisser ward es ihr, ja es schien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu sprechen, so daß sie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete sich hinter ihr die Thür, Maria sprang erschrocken empor und vor ihr stand Wolf, die Blicke zur Erde gesenkt. Maria schlug gleichfalls die Augen nieder, als sie ihn gewahrte, ihr Herz klopfte, als wollt es aus der Brust springen, und so standen sie beide eine Weile sich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und sprach mit zitternder Stimme: „Ich komme euch Lebe-

wohl zu sagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieses Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken."

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunstreichsten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmt es doch von mir" sprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an bestimmt; der Gedanke an euch hat sich unter der Arbeit tausendfach damit vereinigt und verschmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu."

Maria nahm es aus seiner Hand, unter ihren gesenkten Augenliedern drängten sich Thränen hervor und mit leiser Stimme sprach sie: „Ihr wollt von uns scheiden?"

Als er ihre Thränen sah, ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit heißen ungestümen Küssen; bei ihrer Berührung aber schlug die lang verhaltene Leidenschaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot seinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein

bist du, Maria, mein! Kein anderer soll dich besitzen! Du bist mein, und sollt ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!" — Maria sah ihn erschrocken an, und vor der wilden Glut, die aus seinen Augen brach, zurückbebend, suchte sie ängstlich sich von ihm loszumachen. Da warf er sich vor ihr nieder und bedeckte sein Gesicht, und indem Maria von Angst, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, sich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, schaute er empor, ihre Lippen begegneten sich und im ersten Kusse zuckte ihr Leben ineinander.

In demselben Augenblick entstand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall wie von einem Schlage. — Maria riß sich erschrocken aus Wolfs Armen, auch Wolf sprang auf und schaute mit verstörten Blicken um sich. Es war, als ob eine bange Ahnung sich wie eine Kluft zwischen beide würfe: keins wagte mehr dem andern zu nahen.

„Das ist mein Schicksal" sprach Wolf mit Bitterkeit „das überall störend und zerreißend in mein Leben greift."

Suſanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend, und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf ſeinem Platz blieb, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn ſchnell durch eine Seitenthüre mit ſich fort.

Meiſter Trymm trat mit ernſter Miene in das Zimmer und nachdem er ſich geſetzt hatte ſprach er: „Das war ein ſeltſamer Schlummer, der mich heute beim Leſen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter.“ Er ſah bei dieſen Worten nach dem Bilde empor. „Was iſt das?“ rief er aus, ſtand auf und trat mit der Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und ſah nicht ohne Entſetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten voneinander geſprungen war und die geliebten Züge der Mutter in ſeltſamer Entſtellung erſchienen. Meiſter Trymm ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: „Das trift wunderlich zuſammen. Gott wende Unglück von uns!“

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte ſich indeß von Tag zu Tage; von Wolfs Abreiſe

war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erster Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in seinen Armen selbst, überfiel und sie emporschreckte, ja obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer stillen Warnung entgegen zu treten schien, so diente dies der einmal erwachten Leidenschaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu sein, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang schmerzlich und nicht ohne Kampf, aber eben darum nur desto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meister Trymm am Fenster stand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es sich, daß sie einen Handschuh verlor und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geschwind hinzu, ihn aufzunehmen, und so kamen beide nebeneinander auf das Haus zu. Frau Susanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und sagte: „Nun, Meister, schaut! Das gäb' ein feines Paar."

Meister Trymm sah sie finster an. „Nim-

mermehr!" fuhr er heraus. „Meiner Tochter steht Großes bevor; der Bursche aber ist zur unglücklichen Stunde geboren."

Indessen waren jene beiden ins Haus getreten und eine alte halb wahnsinnige Frau aus der Nachbarschaft, die bei dem Volke für eine Wahrsagerin galt, blieb eben vorbeygehend unter dem Fenster stehen, richtete sich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!"

Meister Trymm schwieg, allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraschte sie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Gespräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, sondern auf der Stelle aus dem Hause verwiesen worden sein, wenn er nicht seiner noch so nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer schweren Krankheit daniederliegend, dem heiligen Stephan, seinem Schutzpatron, ein silbernes Altarblatt gelobt und nach

seiner Geneſung zu Verfertigung deſſelben den Meiſter Trymm erſehen, dieſer aber die ganze Arbeit Wolfen überlaſſen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern geſucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit verſprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlaſſen. Das Werk war jetzt ſchon weit vorgerückt und der Vollendung nahe. Es ſtellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhobener Arbeit dar und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine ſehr geſchickte Anordnung und höchſt kunſtreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter dieſen Umſtänden nicht entfernt werden konnte, ſo mußte ſich Meiſter Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm unterſagte und Frau Suſannen die ſtrengſte Aufſicht anbefahl. Wolf aber ſtand in der Gunſt der letztern viel zu hoch, als daß ſie den Liebenden in der That ein ernſtliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize

und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und vom Sturm bedroht, in ihren Herzen seine üppigsten Blüthen empor, alle Sinne mit süßem Duft berauschend.

Doch nur kurze Zeit war diesem Frühling gegeben und kein Sommer sollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfrost in jenen Blüthenhimmel.

Meister Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein in reicher Kleidung, von vornehmem Anstand, dem Ansehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei seinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde schritt auf sie zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: „Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht."

Marie war keines Wortes mächtig und ihr Vater sprach: „Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Männern nicht gewohnt.“

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigstens“ lächelte er „daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spreche.“ Darauf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Bestellung seines Herrn hatte ihn mit Meister Trymm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger miteinander verbunden. Bei einem Besuch vor mehrern Jahren sah er Marien, und obwohl sie damals erst acht Jahr alt war, machte doch das wunderschöne, fromme und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unter-

nommene Reise denselben nicht tilgen konnte und er, nach seiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genossin in Freud und Leid verspürend, sich gradezu an Meister Trymm mit dem Begehren nach seiner Tochter-Hand wendete, welchem Antrag auch dieser um so freudiger zu willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommnen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stand noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstörtem Gesicht und wilden Blicken hereinstürzte. „Maria" rief er „ist es wahr?" — Maria schwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: „O ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr hin, Seligkeit!" fuhr er heftiger fort. „Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf." Er ergriff einen Sessel wie um sich daran zu halten, sank daran nieder und legte, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Marie

wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie bat ihn aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er aber immer noch regungslos in seiner Stellung verharrte, kniete sie endlich neben ihm nieder und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie schluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!“ — Wolf schaute sie lange an, dann drückte er wild seine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du bist mein“ sprach er. „Wer will dich mir entreißen?“ — Er sprang auf und zog sie mit sich empor. — „In deinem Herzen ist mein Leben festgewurzelt; wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl; es gilt!“

Maria, die aus seiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängstlich fest. Er aber sprach mit einem seltsamen Lächeln: „Sey ruhig Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben.“ Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam blos, um ihr Lebewohl zu sagen. Ein wichtiges Geschäft rief ihn noch desselben Tages von hinnen, doch

hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu sein; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart festgestellt und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieser Zeit traf es sich, daß das Altarblatt eben vollendet worden war, und Wolf überlieferte es seinem Meister am andern Morgen nach des Bräutigams Abreise. „Es ist gut und wohlgerathen" sprach Meister Trymm, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich hinwegbegeben, allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg und hielt um seiner Tochter Hand an. „Was ihr dort gesehn," fügte er hinzu, „bezeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!"

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg," sagte er endlich spöt-

tisch lächelnd, „so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber, mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!" Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tische, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern streifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegestöber umher und so oft Marie ängstlich besorgt ihn fragte, was geschehn sei, gab er immer nur zur Antwort: „Sei ruhig, es soll alles noch gut werden."

Indessen hatte Meister Trymm das Altarblatt abgeliefert; es war in der Kirche aufgestellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beschauen und zu bewundern, und dem kunstreichen Verfertiger wurde großes Lob

und reicher Lohn zu Theil. Meiſter Trymm aber, ſeines Verſprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für ſich dahin zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun dieſem in ſeiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth ſchien, ſo konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, ſondern ſchärfte den Stachel, den des Alten zurückweiſende Antwort in ſeine Seele geworfen und trieb den Groll gegen ihn, der in ſeinem Innern glimmend lag, in raſcher Glut empor. — Allein mit einemmale ſollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltſame Aenderung erleiden.

Eines Morgens ſtellte ſich Meiſter Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch ſonſt pflegte; das Bett ſtand noch unberührt in ſeiner Kammer und ob er gleich wohl öfters ſchon ganze Nächte in ſeinem Laboratorium zugebracht hatte, ſo machte doch jetzt ſein langes Ausbleiben Marien beſorgt und ſie wagte ſich endlich, da es gegen Mittag ging, in Suſannens Begleitung nach dem Hinterhauſe, in welchem ſich die ge-

heime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie starck sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, fast noch ein Kind, das Innere desselben gesehen, da ihr Vater einst den Schlüssel stecken lassen; sie erinnerte sich, daß der Anblick zweier riesenhafter Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Faust, sie damals voll Entsetzen zurückgescheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher sie jetzt der Oeffnung entgegen sah, mischte sich ein geheimer Schauder.

Die von innen verschloßene Thür wich endlich der Axt, und wurde geöffnet. Unter einem schwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demsel-

ſelben Augenblick ſchlug auch die Flamme in die Höh' und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinſeten in Rauch und Feuer gehüllt den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erſchrocken zurück, Maria bebte und faßte Suſannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Waſſer in der Hand; mit dem Geſchrei „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!" drängte er ſich bei ihnen vorüber, riß ſchnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und ſie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als ſie nun beide in das hintere Gemach drangen, ſtürzte Wolf ſogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thüre ſtand, ergriff ihre Hände in höchſter Angſt, und rief mit wild rollenden Augen „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht anſehen!" — Zu gleicher Zeit vernahm Marie den Angſtruf: „Um Jeſu willen! er iſt todt!" ſie hörte das Geſchrei Suſannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, ſich losreiſſend, nach der hintern Thüre, ſah ihren Vater mit gräßlich entſtelltem Geſicht

leblos am Boden liegen und sank ohnmächtig nieder. Susanne und der Nachbar wußten nicht, wem sie zuerst beispringen sollten und liefen in der Bestürzung von einem zum andern, bis endlich dieser hinwegeilte, um Hülfe herbei zu schaffen und jene Wolfen, der in starrer Betäubung dastand, ihr beizustehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traumeer wachend, Marien hastig auf seine Arme nahm, sie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Susannen gelungen war, sie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als sie die Augen aufschlug, sprang er empor: „das ist mein Himmel!“ rief er „und keines andern bedarf ich weiter!“ Und als Susanne von ihm verlangte, er solle nun seinem Meister zu Hülfe eilen, sprach er: „Verlangt mein Leben! nur das nicht! Ich kann ihn nicht ansehen.“

Alle Bemühungen, auch Meister Trymm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos gewesen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er

erstickt sein, und die Besichtigung des Laboratoriums machte es wahrscheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, sein Fall den Tisch mit der brennenden Lampe umgestürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langsam fortglimmend sich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei Eröffnung der Thür entstandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeschlagen sei.

An seinem Begräbniß-Tage kehrte Herr Walter, Mariens bestimmter Bräutigam, von seiner Reise zurück. Er geleitete wehmüthig seinen Freund zur Ruhestätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hause stand, trat er ernst, doch freundlich vor Marien und sprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erst sehe. Fern sei es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenschein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend

auch glücklich sein!" — Marie sah eine Thräne in seinen Augen blinken, er reichte ihr noch einmal die Hand und schied von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und sogar am Begräbnißtage hatte Susanne ihn nicht vermocht, es zu verlassen, um seinem Meister das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun sein, daß nun jedes Hinderniß seiner Liebe entfernt sey, schien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen und jede Berührung mit der Außenwelt, ja selbst jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzustoßen. Ueberhaupt wurde mit jedem Tage auffallender eine seltsame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böser Geist sich an seine Fersen heftete. Oft mitten im Gespräch verstummte er, saß in sich selbst versunken, die Blicke starr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräusch empor, er schaute mit wild rollenden

Augen erschrocken um sich, das Entsetzen lag auf seinem Gesicht und schüttelte seine Glieder wie im Fieberfrost, und in Marien regte sich wieder das unheimliche Gefühl bei seinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geschlummert hatte. Doch in solchen Augenblicken flüchtete er allzeit an ihre Brust, wie zu einem rettenden Asyl; in ihren Armen schien er sich berauschen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergessen seiner selbst suchen zu wollen, und im Sturm der Leidenschaft, in halbem Wahnsinn riß er das schwache Mädchen mit sich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einst Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hause ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und schaute aus tausend Knospenaugen schüchtern hervor; zu ihren Füßen und in den Lüften regte sich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Gespielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und in der Luft, die um ihre Wangen koste, wehte

der leiſe Athem der Erinnerung. Es war noch alles wie ſonſt und doch wieder wie ſo ganz anders als damals, da ſie als fröhliches Kind, als unſchuldige Jungfrau auf dieſen Wieſen ſpielend und träumend ſich erging! Ihr Herz bebte in ſüßer Wehmuth und ſchmerzlicher Luſt. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das ſchon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an ſeine Bruſt und erleichterte das volle Herz in ſanften Thränen. Wolf ſchlang den Arm um ſie, blickte düſter hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirſt du mich auch immer lieben?“ fragte Maria endlich leiſe.

„Bis in den Tod!“ entgegnete Wolf.

„Wirſt du auch allzeit bei mir bleiben?“ fuhr Marie fort.

Wolf ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!“ ſprach er endlich dumpf und leiſe.

Marie hob den Kopf und ſah ihn verwundert an. Indem erſchallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht

von ihm anfassen, Jungfrau! Er macht euch blutig."

Wolf sprang erschrocken empor. Die wahnsinnige Nachbarin stand vor ihm und schaute ihm grinsend ins Gesicht. — „Wasche deine Hände" fuhr sie fort „sie sind noch roth."

„Wahnsinnige Hexe" schrie Wolf außer sich, „was willst du von mir?"

Die Alte zog unter ihrem Brusttuch einige Veilchen hervor, reichte sie ihm hin und sprach: „Ich will dir Blumen schenken, die auf einem Grabe gewachsen sind, daß du mir das Lämmlein da nicht frißt. Halte sie wohl unter Gewahrsam, denn sie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor."

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten. Wolf faßte mit verstörtem Gesicht ihren Arm. „Fort!" rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich selbst noch wahnsinnig."

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu singen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat sich der Fuchs versteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel stehn zwei Augen,
Die sehen alles klar.
Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar.

Wolf zog Marien hastig mit sich fort, aber noch lange hörte sie das gräßliche Krähen hinter sich drein erschallen.

Seit diesem Auftritte stieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald sprang er wieder ängstlich horchend auf, schaute aus dem Fenster als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu sehen, ob sie verschlossen sei, und so trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tisch in seiner Kammer lag ein Zettel

mit folgenden Worten: „Ich bin nicht mehr sicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, sonst muß ich verzweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beschütze Dich!“ —

Marie erstarrte in ihrem innersten Leben, als ihr Susanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, saß sie und schaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erst als sich Susanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder,“ rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!“ — Nun wenigstens“ fiel Susanne beruhigend ein, „wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben.“ —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem

fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Wolfens Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater Rudolph.

In strenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Brust war allmählich die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr fast ganz erloschen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Mischung des Vaters und der Mutter Züge in sich vereinend, unter ihrer Pflege und Ob-

hut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind ist zu schön und zu klug," sagte Frau Susanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!" — „Wenn es Gott zu sich nimmt" entgegnete Marie allezeit, „so ists zu seinem Heil, und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird."

Oft wenn sie dem Knaben in die großen blauen, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen schaute, flossen die ihren über von schmerzlicher Sehnsucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu sehn, daß sie ihm seinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herr. Waltern Gehör gegeben!" sprach Susanne dann wohl. „Er war doch auch ein schöner Mann, und in seinen blauen Augen war so viel Treue und Gutmüthigkeit und sie schickten sich besser zu euern, als Wolfs schwarze und düstre. Gleich und gleich! so hab ich mein Lebtag gehört; aus so ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachsen." — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater, ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spatziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten, der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — „Wo hast du die schöne Blume her?" fragte Marie verwundert. „Da," sprach der Knabe, „der Mann da hat sie mir geschenckt." Marie blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!" rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten." Er trat heraus, kreuzte die Arme über die Brust und blieb so in demüthiger Stellung stehen. Marie betrach-

tete ihn mit Verwunderung. Es war eine schlank aufgeschossene Gestalt und doch schien er kaum den Knabenjahren entwachsen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?" sprach er endlich mit sanfter Stimme. — Marie lächelte. Da schritt er auf sie zu, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und sprach: „In meinem Vaterlande ist ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem sie von Blumen rings umgeben dargestellt ist, einen Lilienstengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich sah euch unter den Blumen sitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen mögte, hab ich sie aus jenem Garten schnell geholt."

„Wer seid ihr denn?" fragte Maria errö-thend und verlegen „und was führt euch hier-her?"

„Ich heiße Antonio" entgegnete er lächelnd „und was mich hieher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich suchte. Denn ihr seid es oder keine. Ihr seid Maria."

Indem kam Susanne langsam den Hügel herauf. Antonio sprang empor, und einen von

Mariens Kränzen ergreifend rief er: „Das ist der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich seid, so gedenkt meiner!“ Er zog sich schnell in das Gebüsch zurück, Marie sah ihm voll Erstaunen nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vobeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber kaum gestehn mogte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spatziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und lößte sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Marie mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zu-

rückgelaſſen, als er ihr ſchnell nachgelaufen kam, ſie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater iſt da!“ Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumſt du, Kind!“ rief ſie, doch der Knabe zog ſie ungeſtüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anſtand, in reicher Kleidung. „Das iſt der Vater nicht, mein Kind!“ ſprach ſie und ſich gegen jenen wendend: „Wen ſucht ihr und was iſt zu euern Dienſten?“ Doch dieſer breitete die Arme gegen ſie aus und rief mit bebendem Tone: „Maria, du kennſt mich nicht mehr?“ Da erkannte ſie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltſam an ihr Herz, ihre Knie brachen ein nnd ſie wäre niedergeſunken, wenn nicht Wolf hinzuſpringend ſie in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

„Maria,“ rief er ſchmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?“

Maria ſchlug die Augen auf, ſah ihn an, legte dann den Kopf an ſeine Bruſt und weinte heftig. „Du biſt lange geblieben!“ ſprach ſie ſanft.

„Ach, woran erinnerst du mich!“ rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber ist mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt.“

„Nun siehst du, Mutter“ hub jetzt Rudolph an „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand diese Nacht gesagt, daß er heute kommen würde.“

„Und dieser schöne Knabe?“ rief Wolf, „Maria, dieser Knabe?“ — — —

„Er ist dein,“ sprach Marie leise und erröthend.

Da schloß Wolf den Knaben in seine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne und zwei große Thränen perlten über seine braunen Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewandt, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran gar kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

O ihr

„O ihr Engel," sprach Wolf „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlohrnes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wiederum seiner Gnade theilhaftig werden soll."

Susanne trat jetzt herein und auch sie erkannte Wolfen nicht, denn mehr noch als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonneverbranntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart an Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei," entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht so bald auch aussprechen kann, und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem Menschen zerren wollte, möchte die höllische Meute leicht sein bischen Verstand in Fetzen reißen."

„Ich führte sonst Hammer und Grabstichel,"

fuhr er nach einer Weile fort, „jetzt führe ich das Schwert. Ich war sonst ein armer Schlukker und sollte es bleiben" — er schlug ein wildes Gelächter auf — „nun, er hat gelogen, denk ich! — Doch weg damit! Ihr zwingt mich Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen."

„Nun, nun" sprach Frau Susanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wissen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt."

Er schloß von neuem seinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüste Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath suchen, auf daß ich mein Weib heimführen möge."

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ sich dicht unter dem Fenster vernehmen. „Das ist mein Antonio!" sprach Wolf zu Marien. „Du hast ihn gestern gesehen. Es ist ein wakrer Bursch, mir treu ergeben, und auch du kannst ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort."

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen

lassen und Frau Susanne rief: „Noch immer keine Ruh und Rast!“ — „Noch ist es mir nicht vergönnt,“ entgegnete Wolf, „zu kommen und zu gehen wie meinem Herzen gelüstet. Der Tiger ist noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben.“

Er nahm Abschied von Marien und dem kleinen Rudolph, und da er schon an der Thür war, wandte er sich noch einmal, kehrte wieder zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Mariens Hand an seine Brust und an seine Lippen und rief: „ich bin solches Glücks nicht werth!“ und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Susanne von seiner Begleitung zurück kam, sprach sie kopfschüttelnd: „Er hat sich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich so sein ganzes Wesen bedenke, wird mir fast unheimlich zu Muth.“ Aber Marie hörte nicht was sie sprach, denn sie kniete vor dem Bilde der Mutter-Gottes, welches auf einem kleinen Hausaltar in der Ecke des Zimmers stand, und sendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Danks

und der Freude war in diesem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr selbst kaum bemerkt, ein leises Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun fast mit jedem Abend. Er war größtentheils sanft und selbst heiter, und wie an einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einsaugt, so gab sich sein Herz der Gegenwart seiner Lieben hin. Nur zuweilen schien ihn eine ängstliche Mahnung an seine übrigen Verhältnisse, oder eine schreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was sich dann durch ein plötzliches düstres Verstummen, seltsame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich lustige Laune und eine Art wilden Scherzes kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und sie jederzeit bis ins Innerste mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph schloß er sich mit der innigsten Neigung an, und seine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er spielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geschichten, und der Knabe fand um so mehr Gefallen daran, da seine geistige Entwickelung seinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich dir auch etwas erzählen?" sprach er einst zu seinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu sich nahm? Oder von dem bösen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und sein Mund that sich auf zum Fluch, da sah er in der Perle ein Bild, das stellte den Sohn Gottes vor am Kreuze. Du kennst es doch?" — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war dasselbe, welches Maria einst von Wolfen empfangen. — „Sieh, das ist Gottes Sohn am Kreuze!" fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in sich und bereute seine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um seines Sohnes willen."

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an sein Herz und küßte es; Thränen stürzten aus seinen Augen, und er saß lange Zeit stumm in sich selbst versunken. Endlich hob er das Kreuz in seinen gefalteten Händen hoch empor, blickte zum Himmel und sprach leise: „Um deines Sohnes Jesu Christi willen!"

„Kennst du es wohl noch?" hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit" entgegnete er, „da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete und Andacht, Liebe und Begeisterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht ich sie zurück erkaufen; dort aber steht der Engel mit dem Flammenschwert und weigert die Rückkehr dem Gefallnen."

Frau Susanne hielt das Gespräch bei der Vergangenheit fest, erinnerte Wolfen an manche kleine Begebenheit aus der ersten Zeit seiner Liebe und wollte dabei, seine heutige sanfte Stimmung benutzend, einen nochmaligen Versuch machen, ihm einige Erklärung, sowohl über sein bisheriges Leben und Treiben, als über die

eigentliche Quelle der Geschenke zu entlocken, die er fast bei jedem Besuch mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um so mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da sie in der That sehr reich und kostbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und versteckten Fragen auch diesmal geflissentlich aus, und sogar der Ort seines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allzeit in der Dämmerung, wohl bewaffnet, und entfernte sich früher oder später, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorstadt. Als Susanne beim Weggehn fragte ob er sich denn nicht fürchte in der finstern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder stark von dem schwarzen Jäger gesprochen werde und er sich sogar, wie verlauten wolle, in hiesiger Gegend habe spüren lassen, sah er sie kopfschüttelnd an und sprach: „Mit dem ists vorbei! — „Auch hat wohl," setzte er nach einer Weile hinzu, „der Mensch weit minder sich vor Räubern zu fürchten, als vor den bösen Trieben seines eigenen Herzens, die wie Ge-

wappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen und ihm sein kostbarstes Kleinod, den Frieden seiner Seele, rauben." —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmt worden und so geschah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine seltsame Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser schon vom Morgen an, sich geklagt hatte und nur Susannens Zureden und des kleinen Rudolfs anhaltende Bitten besiegten endlich diesen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie sie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem sie sich aber sonst durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria saßen auf dem Hügel hinter der Meierei. Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend spielte mit Wolkenschatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte sich auf dem Spiegel des Flusses, der seine Wogen mit

leiſem Rauſchen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete ſich über die Landſchaft und zog auch in Wolfs Buſen ein. Er umſchlang Marien, der Knabe ſpielte zu beider Füßen. Er theilte ihr ſeine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath zu erwerben, wohin er ſie führen könne; er ſprach von ihrer häuslichen Einrichtung und ſchmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erſchallte ein Geſang über ihnen wie aus der Luft herab. Meine Nachtigall!" ſprach Wolf lächelnd. Maria ſchaute empor und erblickte den Antonio, der ſich ſingeno in den höchſten Zweigen einer ſchlanken Tanne ſchaukelte. Er ſang:

Es wehen die Lüfte: wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es ſchlägt die Sehnſucht die Flügel auf,
Gedanken nnd Wünſche beginnen den Lauf,
Es ſieht nach der Ferne wohl allen der Sinn
Und wiſſen doch alle nicht recht wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte ſeinen Herrn und Marien und machte ſich mit

dem kleinen Rudolph zu schaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume schlanke Ruthen aussuchte und so, bald dahin bald dorthin laufend, sich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Gespräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich sah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Ansehn aus dem Gebüsch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerksam; er wandte sich rückwärts und halb erschrocken, halb erzürnt, wie es schien, sprang er empor und ging schnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, so merkte sie doch aus ihren heftigen Gebärden, daß sie mit einander stritten. Sie ahnte Schlimmes und wollte aufstehn, den Antonio herbei zu rufen. Indem erschallte von dem Ufer des Flusses herauf ein ängstliches Geschrei. Im selben Augenblick vermißte sie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicke flogen suchend nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Geschrei vernommen; sie sah, daß er sich umdrehte, die Hände voll Ent-

setzen zusammenschlug und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend zu rennte, wo es herzukommen schien. Sie folgte ihm eilig und machte sich Bahn durch das Gesträuch, welches ihr die Aussicht hinderte. Als sie ins Freie trat, sah sie, wie Antonio sich aus dem Wasser an's Ufer emporrang und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach sich zog. Sie schrie laut auf und flog hinab. Der Knabe schlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf sich über ihn und hob ihn an ihre Brust; Wolf faltete die Hände und schaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verlustes, der ihm gedroht, erst lebendig in ihm, riß er den Dolch aus seinem Gürtel und sah sich mit funkelnden Augen nach Antonio um. „Unglücklicher" rief er, „was hast du gemacht!" Erschrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen gesucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgesprungen sei

und ihn bei den Haaren erhaſcht habe. „Als ich das Kind ſchreien hörte,“ ſetzte er hinzu, „und mich umſahe, war mirs faſt, als ſäh' ich eine ſchwarze Fauſt, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit ſich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel ſelber abgerungen!“ Maria ſchauderte. Wolf reichte ihm die Hand und Antonio drückte ſie an ſeine Bruſt. Der kleine Rudolph weinte und zitterte vor Froſt in den triefenden Kleidern. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu ſchaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als ſich ſchleunig auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonion bei Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher ſie der Stadt kamen und je mehr der Knabe klagte, deſto haſtiger beſchleunigte Wolf ſeine Schritte, ſo daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die erſten Häuſer kam, dachte er nur an ſein Kind und vergaß ſeine bisherige Vorſicht

gänzlich und ſchritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den ſtattlichen Kriegsmann ſahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arm, blieben verwundert ſtehen und ſchauten der fremden Erſcheinung nach.

Als er das Haus erreichte, ſandte er Frau Suſannen gleich nach einem Arzt aus, entkleidete ſelbſt den Knaben und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war, die größte Sorgfalt, nahm Abſchied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geſchäft rufe, und konnte ſich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte und ihn küßte und liebkoste. Er verſprach den folgenden Tag wiederzukommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach ſtarkem Froſt glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorſtehe, die zwar durch den heutigen Unfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden ſei.

Maria erinnerte ſich ihrer Abneigung vor dem Spaziergang, die ſie nun auf eine ſo trau-

rige Weise gerechtfertigt sah und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Sie brachte mit Susannen die Nacht schlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem unruhigen Schlummer lag und von den ängstlichsten Träumen gequält zu werden schien. Er sprach im Schlafe und fuhr oft laut schreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, seine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach seinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß sein Herr nothgedrungen einige Zeit abwesend sein werde, doch hoffe er, nicht länger als acht Tage. Er schien unruhig und traurig, und als er scheidend Mariens Hand ergriff und sie küßte, fühlte sie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte seine ganze verzehrende Gluth über ihn ausgegossen; er lag meist ohne Besinnung und der Arzt fing an bedenklich den Kopf zu schütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beständig nach seinem Vater. „Schicke

doch nach dem Vater, liebe Mutter" — sprach er oft mit matter Stimme — „daß er kommt und sieht, wie krank sein Kind ist." — Ein andermal sagte er: „Ist denn mein Vater bös auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?"

So verging ein Tag nach dem andern in Angst und Sorge und schmerzlichem Verlangen. Schon war der siebente verstrichen und Wolf säumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria, abwechselnd mit Susannen, bei dem Kranken verwachte, lag sie oft stundenlang auf den Knien vor dem Bilde der Mutter Gottes und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieser Kelch vor ihr vorübergehe. Das Leben des Kindes war durch tausend Adern mit ihrem Herzen verwachsen, und wenn jenes sich losriß, mußte dieses verbluten.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag erwachte der Knabe mit einemmale aus der Bewußtlosigkeit, in welcher er seit mehr als acht und vierzig Stunden ununterbrochen gelegen hatte; er versuchte sich empor zu richten;

Maria unterstützte ihn. Er sah befremdet in dem Gemach umher und sprach: „Bin ich denn noch hier?“ — „Weine doch nicht, mein Mütterlein,“ fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen sah — „mir ist recht wohl; ich bin gesund. Ich war in einem schönen Garten, es standen viel herrliche Blumen darin, kleine Engel spielten mit mir und pflückten die Blumen für mich: ich wollte sie dir mitbringen. Wo sind denn die Blumen?“ — Er sah sich danach um. Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte sich wieder auf sein Kissen zurück. — „Hier ists so finster!“ sprach er. „In dem Garten war schöner Sonnenschein. Komm mit, liebe Mutter; ich gehe wieder hin. Komm mit!“ — Er schloß die Augen und lag stille. Nach einer Weile schlug er sie wieder auf und sagte: „Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laßt ihn doch holen. Er soll auch mitgehen.“ — Nun schloß er die Augen von neuem und schien einzuschlafen. Maria schöpfte frische Hoffnung, da sie ihn so ruhig schlummern sah. Allein gegen

Mor-

Morgen zeigten sich leise Zuckungen, die durch seine Glieder flogen und bald immer häufiger und stärker wurden. Maria weckte Susannen. Der Knabe lag mit halb offenen Augen, doch, wie es schien, gefühl- und bewußtlos. Die Zukkungen ließen allmählig nach; Maria saß, von Angst und Nachtwachen erschöpft, fast ohnmächtig im Lehnstuhl; Susanne trat von Zeit zu Zeit leise an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war still. Da, eben als das Morgenroth den Fenstern gegenüber sich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig und schauten glänzend um sich. Er strebte sich aufzurichten, Susanne wollte ihn unterstützen, aber er sank kraftlos zurück. „Ist der Vater noch nicht da?" sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme — „Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!" — Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob sich mühsam nach ihr, um seinen Mund flog ein leises Lächeln; er athmete tief auf, seine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es sich dem Tode ergab; jetzt aber zog der

bleiche Friedensbote siegend ein und breitete sich ernst und starr über das freundliche Kindergesicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang sich aus Mariens Brust; sie taumelte in den Lehnstuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Susanne neigte sich über den Knaben und drückte ihm sanft die Augen zu, dann kniete sie weinend vor dem Bette nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein schneidendes Weh zuckte durch Kopf und Brust, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; doch weinen konnte sie nicht. — Indem fielen der Morgensonne erste Strahlen in das Gemach; Maria hob die Augen empor, und da sie die Sonne so freundlich und doch so kalt herein schauen sah in ihren unendlichen Jammer, konnte sie den Anblick nicht ertragen, sprang auf und verhüllte die Fenster, dann aber warf sie sich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der starre Schmerz löste sich endlich in Thränen und Klagen.

„Gott hat ihn zu sich genommen," sagte

Suſanne, „in den himmliſchen Garten, den er ihm ſchon voraus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber ſind noch in Nacht und Trübſal befangen.“

„So bitte Gott mit mir,“ entgegnete Maria „daß ich meines Kindes letzten Wunſch erfüllen und ihm bald folgen darf!“

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tauſend Thränen den Knaben, wuſchen ihn und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf ſchnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenſtöcken, die ſie ſonſt geliebt und gepflegt, und ſtreute ſie auf ſein Lager, einen Kranz aber von Rosmarin, Myrthen und Roſen wand ſie um ſein Haupt. Der Tod hatte das leiſe Lächeln um ſeinen Mund, den letzten Abſchiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöſchen vermocht, und ſo lag er nur wie im Schlummer von ſüßem Traum bewegt und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, ſondern nur wie die ſchönſte und zarteſte, die ihren Kelch geſchloſſen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun ſo liegen ſah, konnte ſie es nicht glauben, daß er wirklich todt

seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand und beugte sich über ihn und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater, von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanne ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick und wandte sich händeringend ab. „Was ist hier vorgegangen?" fragte er bestürtzt. „Was weint ihr? wo ist mein Kind?" — Niemand antwortete ihm. „So ist er wirklich krank?" fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war so bange." Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er

stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanne trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott.“ Da stürzte er nach dem Bette hin und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht mit seinem Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlang den Arm um seinen Hals: er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter; dann zog er sie mit sich an das Lager des Kindes und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzähligemal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Glut loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott

hat mich verworfen: er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben" fuhr er fort und sprang auf „so laß das Rachschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still." Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche: — „Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt ichs verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht."

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch: „Fasse diese Hand nicht an," rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in

den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand" — er faßte Mariens Arm und zog sie einige Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust — „diese Hand hat deinen Vater umgebracht!" — Gott der Barmherzigkeit! schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu

ihrem Sitz zurück. Dort blieb sie fortwährend ruhig und stumm, die starren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Aussenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Susanne sie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von sich hören; endlich erschien Antonio und brachte die Bitte seines Herren, daß es ihm vergönnt seyn mögte, Marien noch einmal zu sehen, wenn sie anders seinen Anblick noch ertragen könne. Da schien Maria wie aus einem schweren Traum zu erwachen; ein leises Roth ging an den blassen Wangen auf. „Er soll kommen!“ sprach sie. „Ich will ihn nicht verlassen.“

Und da Antonio, mit schmerzerfüllten Blikken sie betrachtend, noch vor ihr stehen blieb, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kusse auf der Hand, dann drückte er sie an seine Brust und eilte rasch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm lassen?“ rief Susanne aus. „Nach allem was er euch gestanden?“ — „Ach der Unglück-

liche!" sprach Maria. „That ers nicht um meinetwillen? Drum bin ich fest an ihn gebunden; der Himmel hat sich von ihm abgewandt, die Welt stößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde ist ein Plätzchen, da er sein Haupt ruhen könnte, als an dieser Brust; drum will ich ihn nicht verlassen, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten"

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm mit wankenden Schritten entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendest dich von mir, Maria?" begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen."

„Nein, Wolf," sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit; ich bleibe bei dir bis ich sterbe." — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief:

„Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweifelung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott.“ — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey und wenn ihr Entschluß fest stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen sie abzuhohlen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die gewohnte Vertraulichkeit war entwichen; ihre Blicke mieden sich; eine unsichtbare Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehn oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wärt auch geblieben“ erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ichs mit euch theilen, gleich viel ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen.“

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu ordnen und zuzuschicken zu der Reise. Maria half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäfts öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was ausser ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich an zum ausgehen. Wo wollt ihr hin? fragte Susanne. Heftiger als sonst ihre Art war rief sie: „Du fragst? Soll ich denn nicht Abschied nehmen von meinem Kinde?" — In dem Augenblicke erhob sich ein großes Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das Fenster und schaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte sich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblick mehrte sich der Haufe, aus allen Fenstern und Thüren schauten Neugierige, und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht:

„sie bringen den schwarzen Jäger! sie haben den schwarzen Jäger gefangen.“ Auch Susanne wandte sich zu Marien und sprach: „den schwarzen Jäger haben sie gefangen.“ Maria erschrack, sie wuste selbst nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Susanne lehnte sich weit zum Fenster hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr sie taumelnd zurück, schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen und schrie voll Entsetzen: „Gott sey uns gnädig! Er ists! er ists! Da bringen sie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenster: ihr erster Blick fiel auf Wolfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei stürzte sie zur Erde nieder.

Maria war aus der langen Ohnmacht erwachend in eine schwere Krankheit gefallen. Den so kurz hintereinander wiederholten Schlägen des Schicksals hatte die Natur endlich unterlegen.

Als der erste Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Susanne an zu fürchten, daß die öftern Besuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben sein und deshalb sie sowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern, Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Straße begegnet, doch ohne dessen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr sie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abwesenheit vor kurzem zurückgekehrt und bei Hofe und in der Stadt hoch angesehen sey. Sie entschloß sich nach einigen Tagen ihn aufzusuchen, ihn zu Mariens Schutz und, wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufodern.

Herr Walther erschrack heftig, als er das Schicksal Mariens vernahm. Er befragte Susannen über alle nähere Umstände und versprach, bei entstehendem Verdacht sein ganzes Ansehen zu ihrem Besten zu verwenden, ja sich selbst im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unschuld zu stellen; zu Wolfs Rettung hingegen sey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geschah noch an demselben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, saß Wolf auf seinem Strohlager, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräusch des Eintretenden hob er den Kopf und sah jenen lange starr an, dann legte er die Hand an die Stirn, wie einer, der sich auf etwas besinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in seinen Augen auf. „Seid ihr nicht Herr Walther?" begann er mit matter Stimme. „Ach ja, ihr seid es, ich besinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern sah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch sendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen sein um Marien; ihr habt sie einst auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen." — Herr Walther gab ihm das feierliche Versprechen, daß er für sie sorgen werde, wie für eine geliebte Schwester, und bezeigte dann sein Verlangen, ihn zu retten wenn es möglich sey. Wolf schüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten" sprach er „und sollt es auch nicht versuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb ist. Gott hat es verw·fen; es muß vertilgt werden von der

Erde. Ich will die Strafe dieſſeits dulden, daß der Tod mich rein waſche von meiner Schuld und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen laſſe jenſeits."

Da er Walthers Wunſch bemerkte, die Geſchichte ſeiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er ſich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äußerte, daß er ja nun nichts mehr zu verſchweigen habe.

Er erzählte hierauf ſeinen erſten Eintritt bei Meiſter Trymm, das Erwachen ſeiner Leidenſchaft für Marien und ſeiner Begeiſterung für die Kunſt, und wie Meiſter Trymms Geringachtung der letztern und ausſchließende Anbetung des Goldes zuerſt den Saamen des Widerwillens gegen denſelben in ſeine Bruſt geworfen, der ſpäter, da der Alte ſeiner Abſicht auf Marien inne geworden, unter deſſen beſtändigen verächtlichen Aeuſſerungen über ſeine Armuth, ſchnell um ſich greifend empor gewachſen, ſich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Walthers Ankunft ihn in Verzweiflung geſtürzt, die unerträgliche Vorſtellung von Marien in eines Fremden Ar-

men ihn unabläſſig wie ein böſer Geiſt verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Widerſtand unfähig, ihn ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten laſſen, und wie ihm durch Vorſpiegelung der Hölle der Tod des Vaters als einzige Rettung erſchienen ſey.

„Der Alte hatte mir" fuhr er in ſeiner Erzählung fort „wie er denn öfters gegen mich mit ſeiner geheimen Wiſſenſchaft zu prahlen pflegte, einſtmals ein ſilbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, deſſen Dämpfe, wie er ſagte, auf der Stelle tödteten. Nun muſte es ſich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den Hof des Hauſes gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meiſters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenſter noch Licht ſchimmern ſah. Eine Menge wild durcheinander wirrender Gedanken erhub ſich alſobald in meinem Kopfe; es war mir als hört' ich leiſe Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer und faſt einem

Be-

Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkſtatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich ſchnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich ſchlüpfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht."

„Da ich bei dem düſtern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthſchaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern ſah, da ſtutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willſt du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber ſtand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; ich ermannte mich; trotzig wollt ich antworten: was gehts euch an? aber die Stimme blieb mir in der Kehle ſtecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich ſelber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit ſchwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancher-

ley Geräth lag umher: ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Versuche vorgerichtet, stand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter Indem ich nun so umherschaute, fiel mir plötzlich, auf einem Sims stehend, das silberne Büchslein in die Augen. Ich fuhr zusammen bei diesem Anblick, eine große Angst überkam mich; ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch statt fortzugehen griff ich im selben Augenblick nach dem Büchslein, es war geöffnet, ich wuste selbst nicht wie, und ich schüttete des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und so schnell ich konnte, denn es ward mir dunkel vor den Augen, tappt' ich nach der äussern Thür, schlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen und hörte, wie er die Thür von innen verschloß; da sprach ich halblaut zu mir selbst: „er verschließt sein Grab!" und erschrack über meine eigne Stimme. Ich schlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu schlafen vermocht? Sobald es Tag war, sprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem

damaligen Zustand erinnere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht schien. Da ich endlich nach Hause kehrte, sah ich schon von weitem dicken Rauch aus dem Schornstein des Hintergebäudes emporwirbeln; ich lief hinzu, löschte das entstandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entstelltem Gesicht todt vor dem Heerde liegen."

Er erzählte weiter, wie dieses gräßliche Gesicht ihm allzeit vor Augen gestanden, ihm nirgend Ruh noch Rast gelassen, wie seine Angst immer unerträglicher geworden und ihn endlich sogar von Marien hinweggetrieben. Sich selber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienste getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechsel der Gegenstände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Begangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigstens betäubt. Bald darauf aber kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannschaft wurde entlassen. Dies Loos traf auch Wolfen und seine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an rastloses Umherschweifen und sorglosen Erwerb

gewöhnt, mochten viele Soldaten sich nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigne Faust weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zustandes, dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch so arm, als er gegangen, nicht wieder zu Marien zurückkehren: die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um seiner Armuth willen, so wie dessen Vorhersagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So schloß er sich also an einen von jenen Haufen an, machte sich in kurzem durch Muth, Entschlossenheit und Klugheit bemerklich und ward endlich von seinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenschaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutschland durchzog und bald unter dem Namen des schwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er selber niemals seine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte sich doch sein Gewissen von Zeit zu Zeit, und nur indem er

sich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens stürzte, vermochte er seine leisen Mahnungen zu beschwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen seiner Leute Eigenthum und Leben gerettet, warf zuerst wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in seine Brust. Zugleich erwachte die Sehnsucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte, daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und so entfernte er sich endlich in Antonios Begleitung heimlich von seinen Gefährten. In seiner Abwesenheit riß wilde Zügellosigkeit die Zurückgelassenen zu Greuelthaten fort, wie er sie nie gestattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf seine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete sich gegen ihn, und da er um Mariens und seines Kindes willen seine Vorsicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

„Was sich noch sonst begeben, das mich angeht" — so schloß er seine Erzählung — „das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an

euch: die erste, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er sich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien sehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; die zweite, daß ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich sie jenseits wiedersehen werde und bald, das weiß ich gewiß."

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zustand zu erfahren, so begab sich Walther sogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand sie in der höchsten Gluth der Krankheit, ohne Bewußtsein; Susanne hielt ihr Ende für nahe, auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte sich mit schmerzlicher Wehmuth gestehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr senden könne, sey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beschlossen. Die Kraft des Lebens besiegte die Krankheit: sie genas; doch nur zu einem halben Daseyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles dessen, was in den letzten vier Jahren geschehen, gänzlich ausgelöscht; nur ihre frühe Jugend und

die erſte Zeit ihrer Liebe ſtand ihr in lebhaften Farben gegenwärtig, und ſie ſprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, ſie abzuhohlen. Ruhig ſaß ſie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von den Blumen, die ihr Suſanne täglich zutrug, mit welchen ſie ſich dann ſchmückte, und ſang zuweilen Lieder, die ſie oft ſonſt geſungen. Suſanne mußte ſie an und auskleiden und ſie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte ſie ein Verlangen, das Zimmer zu verlaſſen. „Er könnte ja kommen" ſagte ſie „und mich nicht finden."

Walther hatte, durch ein Geſchäft entfernt, ſeit dem Anfang ihrer Geneſung ſie nicht geſehen. Jetzt kehrte er zurück, und ſein erſter Gang war zu Marien.

Er fand ſie in einem weißen, leinenen Hauskleide mit blaßgrünen Schleifen geziert — ſie litt keine andre Farbe — das reiche, lichtbraune Haar floß aufgelöſt über Schultern und Buſen herab; auf dem Kopf trug ſie einen Blumenkranz, ein andrer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit

Blumen ſtand neben ihr. Sie ſchaute empor, als Walther eintrat, ſah ihn an und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther ſtand beſtürzt und erſchrocken. Nach einer Weile hob ſie den Kranz in die Höhe und ſprach: „Der iſt für meinen Bräutigam, wenn wir zur Kirche gehen.“

„So findet ihr ſie wieder!“ rief Suſanne weinend aus. Walther ſenkte den Kopf auf ſeine Bruſt; ein herber Schmerz ſchnitt tief durch ſein Innerſtes; er hörte nicht was Suſanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiſer Stimme an zu ſingen:

Es ſaß ein Mägdlein feine
Verlaſſen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber;
Sie fragt ihn: kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond ſchleicht aus dem Walde,
Sie fragt ihn: kommt er balde?
Doch ſtumm iſt Mondenlicht.
Sie hört das Waſſer rauſchen:
Sie will auf Nachricht lauſchen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen,
Sie fragt: ſiehſt du ihn nirgend?
Doch Morgen ſchweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: dort iſt dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

„Das iſt nur ſo ein Lied" ſprach ſie endend und ſah Walthern an. „Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?" — Walther wandte ſich ab, ihr ſeine Thränen zu verbergen.

Da öffnete ſich die Thür, und Antonio trat herein. „Da bin ich!" rief er. „Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch ſehen." — Er trat mit leuchtenden Blicken vor Marien; aber Maria ſah ihn ſtarr an und ſchwieg. Er ſchlug zurückwankend die Hände zuſammen voll Entſetzen. Maria ſenkte die Augen nieder und fing wieder leiſe an zu ſingen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offnes Grab.

„Aber um Gottes willen," ſprach Suſanne, „was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie euerm Herrn."

„Immerhin!“ erwiederte Antonio. „Was ſoll das Leben mir noch jetzt?“

Maria heftete ihre Blicke von neuem auf ihn, ſchüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn: dann winkte ſie ihn zu ſich und ſagte: „Du biſt wohl auch ein Verlaſſener auf der Welt? Geh mit dem Manne dort; der ſieht gut und freundlich aus.“

Walther eröffnete ihm den Wunſch ſeines Herrn, daß er für ihn ſorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann ſprang er auf und wandte ſich zu Walthern: „Auch ſie wünſcht es: ich bin euer. Macht mit mir was ihr wollt!“ Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es ſchien, verſunken ſah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entſetzlichen Schickſals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergeſſen gedeckt, ſo begab er ſich ſchnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der ſich freute, ſeinen treuen Antonio noch einmal wiederzuſehn. Antonio fand ſeines Schmerzes kein Maaß.

Wolf tröstete und ermahnte ihn, sich selbst als warnendes Beispiel aufstellend. Er war sehr bleich und entstellt, und der Gefängnißwärter sagte Walthern, wie seine Kräfte mit jedem Tage mehr dahinschwänden und er den Urtheilsspruch, so nahe er auch sey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu sein, doch allmählich immer schwächer. Ihr sonstiger Zustand blieb derselbe. So oft Walther sie besuchte, nie zeigte sich die leiseste Erinnerung, daß sie ihn früher gekannt. Ihre Sehnsucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit schienen ängstliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er auch wirklich kommen werde. Walther trug bange Besorgniß, daß ihr vollständiges Bewußtsein zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte sie sehr früh, stand auf und begehrte von Susannen ihr bestes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Gesicht ruhte stille Verklärung. „Heut kommt mein Bräutigam" sprach

ſie; „nun weiß ich es gewiß. Ein Engel war dieſe Nacht bei mir und hat es mir geſagt.“ Suſanne kehrte ſich ab und ſchluchzte; denn heut grade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen ſollte.

„Ach der kleine Engel war wunderſchön!“ fuhr Maria fort. „Ich habe die goldnen Lokken und die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern wohl ſonſt ſchon geſehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz ſchwamm in Freude und Wonne.“

Sie ließ ſich ſchnell ankleiden, trieb Suſannen, ihr friſche Blumen zu hohlen und flocht dann emſig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und ſagte: „So ſah ich ſie ſchon einmal durch die Fenſter lugen, aber damals — ach! es iſt wohl ſchon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute ſcheint die Sonne in meinen Freudentag.“

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräuſch nahm zu; verworrne Stimmen ließen ſich vernehmen. Maria horchte auf. „Der Bräutigam kommt!“ rief ſie. „Ich bin bereit.“ —

Suſanne ſchaute aus dem Fenſter. Der Todeszug, Wolf in ſeiner Mitte, kam eben langſam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hauſe ganz nahe gekommen. Da ſetzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt, ſtand auf, nahm das kleine ſilberne Crucifix vom Tiſche, und mit dem lauten Ruf: ich komme! eilte ſie zur Thür hinaus, die Treppen hinab auf die Straße, ehe Suſanne ſie aufhalten, ehe ſie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge; alles wich erſtaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte ſie in die Mitte, erſah Wolfen und lief mit freudeglühendem Geſicht auf ihn zu und rief: „Da bin ich Wolf! nun laß uns gehen.“ Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Sieh, dort ſteht unſer Kind!“ flüſterte ſie. „Er wartet auf uns.“ Ihre Hände gleiteten herab. Wolf fühlte ſie in ſeinen Armen erſtarren. Ihr Haupt ſank zurück; er ſah ſie erbleichen und ſah ihre Augen brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiederſehns war ihre Seele von dannen geſchieden, und nur im letzten Augenblick erſchien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender

Engel sie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. — Wolf legte sie sanft auf den Boden nieder und warf sich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Ringsumher war Grabesstille. Niemand regte sich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht wieder aufstand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da sahen alle, daß auch er kalt und starr war. Gott hatte, versöhnt, im Tode sie vereinigt.

Walther brachte es durch sein Ansehn dahin, daß beide nebeneinander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

C. W. Conteſſa.

Scenen aus Ariſtofanes Acharnern.

I.

v. 400 — 496

Dikäopolis.

Nun iſt die Zeit da, nun ein entſchloßnes Herz gefaßt!
Wohlauf ich muß hinwandeln zum Euripides.
Burſch, Burſche!

Kefiſofon.

Wer da?

Dikäopolis.

Iſt daheim Euripides?

Kefiſofon.

Er iſt daheim nicht, und daheim, wenn du's begreifſt.

Dikäopolis.

Wie das? daheim nicht, und daheim?

Kefiſofon

Recht, Alter, ſo.
Der Geiſt iſt grad' auswärts auf der Jagd nach Verſelein,
Und nicht zu Hauſ'; er ſelbſt, in des Hauſes höchſtem Raum,
Macht eine Trygödie.

Dikäopolis.

Hochbeglückter Euripides!
Da ſelbſt der Knecht hier ſo geſcheidt antworten kann.
Ruf ihn heraus mir.

Kefiſofon.

Doch es geht nicht.

Dikäopolis.

Doch es geht.
Denn ich weiche ſchwerlich; nein, an die Thüre klopf ich an.
Euripides! Euripidchen! —
O höre mich, haſt du einen Sterblichen je gehört!
Denn Dikäopolis ruft dir, Ich der Chollier.

Euripides (inwendig.)

Nicht Muße hab' ich.

Dikäopolis.

Laß dich hervordrehn.

Euripides.

Doch es geht nicht.

Dikäopolis.

Doch es geht.

Euripides.

Vor drehe man; doch hinabzusteigen fehlt die Zeit.

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

„Was krachst du?"

Dikäopolis.

Oben schafft du dort,
Da du unten könntest. Nicht umsonst, daß du Lahme schafft.
Und wozu die Lumpen aus der Tragödie trägst du da,
Als Kleid des Jammers? Nicht umsonst, daß du Bettler schafft.
Doch ach! bei den Knieen fleh' ich dir, Euripides,
Gieb doch ein Lümpchen mir aus dem alten Trauerspiel!
Denn reden muß ich gleich vor dem Chor ein langes Wort,

Das mir den Hals, wenn ſchlecht ich rede, koſten wird.

Euripides.

Was denn für Plunder? den vielleicht, den Oeneus trug,
Da er, der unglückhafte Greis, den Kampf beſtand?

Dikäopolis.

Nicht den des Oeneus, nein, des noch gramvolleren.

Euripides

Nun den des blinden Fönix?

Dikäopolis.

Nicht des Fönix, nein!
Noch mehr denn Fönix war ein anderer jammervoll.

Euripides.

Um welches Fetzengewand denn bittet wohl der Mann.
Doch! das, worin Filoktetes bettelte, meinſt du das?

Dikäopolis.

Nein eines noch um vieles bettelhafteren.

Euripides.

Nun denn, die Schmuzjack' haſt du im Sinn,
die Ummäntelung,
Die Bellerofontes trug, der lahm herhumpelnde?

Dikäopolis.

Nicht Bellerofontes; doch auch jener war zugleich
Lahm, bettelhaft, geſchwäzig und im Reden ſtark.

Euripides.

Ihn kenn' ich, den Myſer Telefos.

Dikäopolis

Ja Telefos.
Von dem, ich flehe dir, gib mir doch die Umwickelung.

Euripides.

Geh, Burſch, und bring' ihm Telefos Altlumpenzeug.
Es liegt da oberhalb der thyeſtiſchen Lumperei,
Und unterhalb der von Ino.

Keſiſofon.

Siehe da, empfang.

Dikäopolis.

O Zeus, der alles du durchſchauſt und überſchauſt,
Sei ich gekleidet, wie der jammervolleſte!

Euripides, nachdem du gewillfahrt mir so weit,
Auch jenes gieb mir, was gemäß den Lumpen ist,
Das kleine Hütlein um das Haupt, das mysische.
„Denn völlig aussehn wie ein Bettler muß ich heut.
„Und immer sein zwar, der ich bin, doch scheinen nicht;"
Daß zwar, die zuschaun, alle wissen, wer ich bin,
Jedoch des Chores Männer dumm wie Tölpel stehn,
Da ich mit Wörtlein ihnen brav hohnfingere.

Euripides.

Sollst haben, Schlaukopf; denn was feines brüteſt du.

Dikäopolis.

„O Segen dir! doch dem Telefos, was mein Herz ihm gönnt!"
Wohl mir, wie ganz nun hübscher Wörtlein voll ich bin!
Allein ich bedarf auch eines tüchtigen Bettelstabs.

Euripides.

Da nim, und geh hinweg „von dem steinernen Pfostenthor."

Dikäopolis.

O Herz, du ſiehſt, wie man mich hinweg vom Hauſe ſtößt,
Der vieler Geräthlein noch bedarf! Auf nun, und zäh
Geheiſcht, geprachert, angegeilt! — Euripides,
Gieb mir ein Körblein, das vom Licht iſt durchgebrannt!

Euripides.

Wozu denn, Armer, ſoll das Geflecht brauchbar dir ſein?

Dikäopolis.

Brauchbar zu gar nichts; aber gern doch nähm' ich es.

Euripides.

Du biſt beſchwerlich; hebe dich vom Hauſe weg.

Dikäopolis.

Och!
Geſegnet ſeiſt du, wie die Mutter war vordem!

Euripides (den Korb gebend.)

Nun geh hinweg mir.

Dikäopolis.

Nein, zuvor gieb mir noch eins,
Das Becherlein mit abgebrochenem Rande dort.

Euripides.

Nim hin, und lauf; denn wisse, lästig bist du hier.

Dikäopolis.

Du wahrlich weißt nicht, was du selbst für leides thust. —
Wohlan, o süßer Euripides, nur dies eine noch,
Gieb mir das Töpflein, wo der Schwamm hervor sich bläht.

Euripides.

O Mensch, noch rein aus plünderst du mir die Tragödia.
Nun weg mit diesem gehe mir.

Dikäopolis.

Ich gehe weg. —
Jedoch was thu' ich? Eins ja fehlt, und bekomm' ichs nicht,
Verloren bin ich! Hör', o süßer Euripides!
Gieb dieses noch, und ich geh', und nimmer komm' ich dir.
In das Körbchen gieb ein wenig Abfall mir vom Kohl.

Euripides.

Du verderbst mich! Nim denn! Jedes Drama fliegt mir auf!

Dikäopolis.

Nichts weiter; nein, ich gehe: „denn ich bin zu sehr,
„Beschwerlich, nicht bedenkend, daß die Herrn mich scheun.“ —
O ich Sohn des Unglücks! wehe mir verlorenen! ich vergaß,
Worauf doch all mein Treiben und mein Thun beruht! —
Mein Euripidchen, Süßester du, Herzliebchen du!
Schmachvoll verderb' ich, wenn ich dir fleh' um etwas noch,
Als Eins allein, nur dies allein, nur dies allein:
Gieb mir des Kerbels, den von der Mutter du geerbt!

Euripides.

Der Mann beleidigt. — „Schleuß des Hauses Festigung!“

Dikäopolis.

O Herz, hinweggehn ohne Kerbel müssen wir!
Doch weißt du, wie großen Kampf du kämpfen mußt sogleich,
Da von Lakedämons Männern jezt du reden willst?

Nun ſchreite vor, o Herzchen! Sieh die Schranken hier!
Du ſtuzeſt? Haſt nicht ganz du verſchluckt den Euripides?
Ich ermuntere dich! friſch auf „o tiefgebeugtes Herz!“
Nur weiter dorthin, und auf den Block dort deinen Kopf
Darſtreckend, rede, was dir ſelbſt gut ſcheinen mag!
Geh mutig vorwärts, geh doch! biſt auch wacker Herz!

II.

v. 674 — 711.

Chorgeſang.

Her, o Muſ', eile mit dem feuerigen
Mute, du o nervichte Acharnerin!
Wie aus Steineichenholz, gut verkohlt,
Funken ſich entflammen, von des
Heftigeren Windes Zug' aufgereizt,

Wenn man in der Pfanne ſchon die Fiſche-
lein hinangeſtellt,
Während in dem thaſiſchen Geſchirre man die
Tunke rührt,
Und den Teig knätet: So
Stürmiſche Geſänge, ja ſo
Kräftige, ſo bäuerliche
Bringe du zu deinem Landsmann, mir!

Der Chorführer.

Wir, die hochbetagten Greiſe, tadeln müſſen wir
die Stadt.
Nicht ja nach Verdienſt für jenes, was im
Seekampf wir gekämpft,
Werden wir gepflegt im Alter, ſondern ſchlecht
belohnt von euch:
Die ihr nun uns alte Männer ſtoßt in Hader
und Geſchreib',
Und dem Hohngelächter ausſtellt jener Redner-
jünglinge:
Uns verlebte, ſtumm und tonlos, abgenuzten
Flöten gleich,
Denen Schüzer Poſeidaon jezo iſt der Krückenſtab.
Murmelnd nur vor ſchwachem Alter ſtehen wir
am Rednerſtein,

Nichts von allem ſehend, als nur jenes Rechtsgangs Dunkelheit.
Doch der Jüngling, der ſich fleißig, um zu reden, vorgeübt,
Schlag vor Schlag mit wohlgefügten runden Worten trift er mich.
Dann hervor mich ziehend fragt er, ſtellet Fallen, lockt hinein,
Und den alten Greis Tithonos zerrt er, närrt er, und verwirrt.
Doch die Lippen zuckt der Graukopf, und ein Schuldner geht er heim.
Dort mit Schluchzen und mit Thränen ſaget er den Seinigen:
Was ich mir zum Sarg' erſparet, das nun ſchuldig, komm' ich heim.

Gegengeſang.

Iſt die That billig, daß den Greis, den ſo bejahrten, ſie verderben nach der Waſſeruhr?
Der ja viel mitgearbeitet, und
Häufig von der glühenderen
Stirne ſich getrocknet hat Männerſchweiß,
Tapfer auch bei Marathon vertheidiget die Vaterſtadt!

O da noch bei Marathon wir waren, da verfolgten wir!
Jezo ſelbſt hart verfolgt
Werden wir von Jämmerlichen,
Ja, und noch Gebüßte ſind wir!
Was denn nun erwiederte drauf Marpſias?

III.

v. 728 — 844.

Dikäopolis.

Umgrenzet iſt denn meines Marktes Raum alhier.
Nun laß zu Markt gehn alle Peloponneſier
Hieher, und alle Megarer und Böotier;
Nur verkaufe man bei mir; dem Lamachos aber nichts.
Jedoch zur Aufſicht meines Markts beſtell' ich hier
Drei Ausgelooſte, die von lepriſcher Ochſenhaut.
Hier ſeze kein Auflaurer mir den Fuß herein,
Und keiner ſonſt auch, wer ein Luchſenheimer iſt!

Ich will die Seul' izt, wo den Vertrag ich eingekerbt,
Herhohlen, und aufſtellen öffentlich hier am Markt.

(Ein Megarer kömmt mit zwei jungen Töchtern.)

Der Megarer.

O Markt in Athana, biſch gegrueßt uns Megarern!
Nach dir, bi der Fründſchaft, thuot mer and, wie nach Muotterle.
Doch arme Töchterle mien des betruebten Vaters ihr,
Steigt uf nach Milchbroi, ob er den wo ſchaua könnt.
Nu höret beed' an, wendet har mir uiwern Bouch.
Wollt lieber verkouft ſien, oder hungern jamerlich?

Töchter.

Verkouft ſien! verkouft ſien!

Megarer.

Das moan i ſelber. Doch war iſch ſo unbedacht,
Der uich do wollt inkoufa, Schaden offenbar?
Wohlan, i hab' a megariſches Stuck von Kniffela.

Als Ferkel uich verbuzend, bie' i zu Kouf uich dar.
Nu angeleit uich dieſe Klaun von Ferkelin.
Doch daß ihr jo usſeht, wie von einer broven Sou!
Denn, ſo mer Hermas! wenn ihr hoim mer wieder kommt,
Usbund von Hunger koſtet ihr ganz jamerlich.
Nu hurtig ouch die Schwinerüſſel thuot uich um;
Und dann in dieſes Säckele ſo hineingeſchlupft.
Doch daß ihr jo hübſch grunzet und Koi mer kreiſcht,
Und ſien die Stimm' habt, wie Myſterienferkelin!
Nu ſchreia will i: Dikäopolis, komm herus!
He, Dikäopolis! willt du koufa Ferkelin?

Dikäopolis.

Was will der Megarer?

Megarer.

Har zu Markte kumma wir.

Dikäopolis.

Wie ſtehts?

Megarer.

Uns hungert immerdar am Fuierhard.

Dikäopolis.

Da trinkt man lieblich, ja bei Zeus, wenn die Pfeife tönt.
Was sonst denn macht ihr Megarer jezt?

Megarer.

Was sollta wir?
Doch eppis, als i halt von dar uswanderte,
Do machta des Raths Vormänner grad' an unsrer Stadt,
Wie am bäldesten wir und am ärgsten könnta untergohn.

Dikäopolis.

Schnell werdet ihr frei dann alles Ungemachs.

Megarer.

Jo wohl!
Was sunst noch?

Dikäopolis.

Was denn gilt das Getreide in Megara?

Megarer.

Bi uns do hot es, wie die Götter, hohen Werth.

Dikäopolis.

Du bringest Salz wohl?

Megarer.

Sind denn Ihr nit Herrn davon?

Dikäopolis.

Knoblauch denn?

Megarer.

Knoblouch? o wie das? do Ihr jo ſtets,
So oft ihr einfallt, wie a Schwarm Feldmüſelin,
Mit dem Pflock die Knoblouchsknollen uns uskrabbelet!

Dikäopolis.

Was alſo bringſt du?

Megarer.

Ferkel halt zu Myſterien.

Dikäopolis.

Das hör' ich gern. So zeige.

Megarer.

Wohl a ſchönes Paar!
Heb' uf, wenn du Luſt hoſt. Ah wie quappelich und wie ſchön!

Dikäopolis.

Was iſt mir das für ein Weſen?

Megarer.

Nu, a Ferkel jo.

Dikäopolis.

Was? dies ein Ferkel? welcher Zucht?

Megarer.

Megariſcher.

He, nit a Ferkel wäre das?

Dikäopolis.

Mir ſcheint es nicht.

Megarer.

Iſch das nit furchtig? Schauet den Unglouben do!
Der ſoget mir, kein Ferkel iſch das. Nu wohlan,
Hoſt Muot, ſo wett um eppis Iſopſalz mit mir,
Iſch nit das Ding a Ferkel nach Hellanenart.

Dikäopolis.

Ein Ferkel doch vom Menſchen.

Megarer.

Jo, bi Diokles,
Von miener Zucht! Weß, moanſt du, ſollt' es ſunſt jeſſen?
He, willſt du höra wie ſie ſchrein?

Dikäopolis.

Bei den Himmliſchen,
Ja gerne.

Megarer.

Du do, quiexe moal, mien Ferkelin! —

Hier

Hier gilt nit Schweigens, du verdammtes Ungezücht!
I trage ſtracks di, jo di Hermas, wieder hoim!

Tochter.

Koi, koi! —

Megarer.

Iſch das a Ferkel?

Dikäopolis.

Jezt ein Ferkel ſcheint es mir.
Wenn du es aufnährſt, wird es nach fünf Jahren Sau.

Megarer.

Biſch ſicher, völlig wird es ſiener Muotter gliech.

Dikäopolis.

Jedoch zum Opfern tauget nicht dies hier.

Megarer.

Wie ſo?
Dies nit zum Opfern touga?

Dikäopolis.

Fehlt ihm doch der Schwanz.

Megarer.

Es iſch dir halt noch Friſchling; doch wenns Bache wird,

Dann kriegts a Wadel, groß und dick und fuierroth.
Doch willst du es ufziehn, schau das Ferkel hier, wie schön.

Dikäopolis.

Wie ist das Ding hier ähnlich jenem anderen!

Megarer.

Mit Einer Muotter zeugte beed' Ein Vatter jo.
Wird feist das Ferkel, und mit Zotteln mee bebuscht,
Der Afrodita opfert man kein schöneres.

Dikäopolis.

Kein Ferkel wird ja der Afrodite dargebracht.

Megarer.

Kein Ferkel der Afrodita? Ihr vielmee allein!
Ouch isch fürwahr von sulchen Ferkeln dir das Fleisch
A leckres Fressa, wenns an den Spieß isch angesteckt.

Dikäopolis.

Sprich, können sie, auch ohne die Mutter, essen schon?

Megarer.

Wohl könna sie, bi Poseidan, ohne den Vatter ouch.

Dikäopolis.

Was mag denn dies am liebſten?

Megarer.

Alles, was du giebſt.

Du ſelber frog' es.

Dikäopolis.

Ferkel, Ferkel!

Tochter.

Koi, koi!

Dikäopolis.

Nicht wahr? du naſcheſt Eicheln gern?

Tochter.

Koi, koi!

Dikäopolis.

Nun auch gewelkte Feigen gern?

Tochter.

Koi, koi!

Dikäopolis.

Wie nun? auch du wohl naſchteſt mit?

Die andere.

Koi, koi!

Dikäopolis.

Wie mit heller Stimm' ihr nach den Feigen habt geſchrien! —

He, bringe jemand dort aus dem Hauſe Feigen her
Für dieſe Ferklein! Puzen ſie die wohl weg? — Der Taus!
Wie hinein ſie ſchmazen, ehrenwerther Herakles du!
Woher die Ferklein? Ganz gewiß aus Freßlingen. —
Doch unmöglich haben ſie all' die Feigen weggenaſcht.

Megarer.

I hon mer dovon dieſe Ein' hier ufgelangt.

Dikäopolis.

Bei Zeus, ein artig Pärchen doch von Hausgethier.
Sag' an, wie hoch du dieſe Ferkelchen mir verkaufſt.

Megarer.

Das eine geb' i für a Knoblouchsbündelin,
Und dos, wenn du Luſt hoſt, für a wunzig Nöſſel Salz.

Dikäopolis.

Ich will ſie kaufen; warte hier.

Megarer.

Das war a Zuog!
O könnt' i, Hermas Handelsgott, mien Wieb dozu
Also verkoufa, jo und selbst mien Muotterle!

Ein Auflaurer.

Du Mensch, von wannen?

Megarer.

Ferkelhändler von Megara.

Auflaurer.

Die Ferkel also zeig' ich an der Obrigkeit
Als Feind', und dich auch.

Megarer.

O do kummt jo wieder das,
Wohar der Anfang aller Noth uns arst entstuhnd!

Anflaurer.

Dich bemegarern will ich! Laß mir los sogleich den Sack!

Megarer.

Hilf, Dikäopolis, hilf, a Luoger zoigt mi an!

Dikäopolis.

Wer ist, der dich anzeigt? welcher Luchs? Aufseher ihr

Des Markts, warum mir die Laurer nicht hinausgejagt?
Was plagt dich, Luchsaug', hier zu leuchten ohne Licht?

Auflaurer.

Nicht soll ich beleuchten Feinde der Stadt?

Dikäopolis

Bald heulest du,
Wenn nicht du, Luchsaug', anderswohin zu luchsen gehst!

Megarer.

O was an Unglück hier in Athana das doch isch!

Dikäopolis

Getrost, o Megarer! — doch um welchen Preis du mir
Die Ferkelchen ließest, den empfah, Knoblauch und Salz.
Nun Freud' auf den Weg!

Megarer.

Die gilt in unsern Lande nit!

Dikäopolis.

Mich so zu vergehn! Gleich fall' auf das Haupt sie mir zurück!

Megarer.

O Ferkele, nu verſuocht mer, ohne den Vatter hier
Geſalzenen Broi zu ſchlappa, wenn ihn einer giebt.

IV.

v. 869 — 965.

(Ein Böotier ſammt dem Knecht, und eine Geſellſchaft Pfeifer.)

Böotier.

Das wiſſe Herakles, feindli thuot mer die Schwiele weh!
Sez' ab den Polei du, holla ſacht, Ismenias;
Doch all' ihr Pfiffer, die von Theiba har ihr kummt,
Mit den Knochenröhrla bloſt amoal in den Arſch dem Hund.

Dikäopolis.

Zu den Raben, ſtill! Ihr Hummeln, gleich von der Thür hinweg!

Woher doch ſchnurrten die zum Fluch Verdammteſten
Vor die Thüre mir, die Chärisähnlichen Dudeler?

Böotier.

So wahr Jolaos! ganz nach dem Sinn mir, guoter Freund!
Denn har von Theiba bluoſa die ſo hinter mir,
Daß die Bluſſem ſie der Polei zur Ard' abſchüttelten.
Doch wenn du Belieb hoſt, koufa was aus meiner Tracht
Von Gockelvögeln, oder au vierſchwingigen.

Dikäopolis.

Gegrüßt mir, Stolleneſſer, o Böoterchen.
Was bringſt du?

Böotier.

Was nur Guotes gedeiht in Böotia:
Orant, Polei, Matraza, dürren Docht aus Mark,
Birkhühner, Entla, Dohlen, und Seehäherla',
Künglein, und Toucher.

Dikäopolis.

Wie ein Winterſturm fürwahr

Kommst du mit Vögeln mir den Markt zu überstreun.

Böotier.

An Gänse bring' i, Hosen an, und Füchselein,
Waldkazen, Moulwürf', Igel und Eichhörnela,
Fischottern an, und Oole vom Koperſee.

Dikäopolis.

O du, der den anmutvollſten Fisch den Menſchen bringt,
Sie begrüßen laß mich, wenn du ſie bringſt, die Aale da.

Böotier.

Kumm du, der funfzig Kopaiden olter Freund,
Kumm har, und bisch zuthuolie dieſem frömden Mann.

Dikäopolis.

O Liebſter du, und lange ſchon Erſehnteſter,
Du kommſt erſehnt jedwedem Chor der Trygödia,
Und lieb dem Morychos! Auf, ihr Knechte, tragt heraus
Das Feuergeſtell mir, langet auch den Wedel her! —

O ſchauet, Kindlein, hier den köſtlichſten Wunderaal,
Der endlich nach ſechs Jahren kommt uns Schmachtenden.
Bringt euren Gruß ihm Kinderchen. Ich will Kohlen jezt
Euch reichen, daß wir Ehre thun dem edlen Gaſt. —
Doch tragt hinein ihn! Denn im Tod' auch möcht' ich nie
Von dir getrennt ſein, wenn dich Mangold eingehüllt!

Böotier.

Wohar denn aberſt wird die Bezohlung mir des Dols?

Dikäopolis.

Für Zoll des Marktes nehm' ich dieſen wohl von dir.
Doch wenn du feil haſt hier von dem andern was, ſo ſprich.

Böotier.

Fail hob' i dieſes alles.

Dikäopolis.

Nun was foderſt du?

Nimmſt du denn von hier auch andere Ladung wohl zurück?

Böotier.

Jo was in Athan' iſch, und im Böoterlande nit.

Dikäopolis.

Meergründling' alſo kaufſt du dir ein, faleriſche;
Auch Töpfe.

Böotier.

Was? Meergründling' und Töpfa ſind jo dort.
Nein, was bei uns nit iſch, und hier im Ueberfluß.

Dikäopolis.

Ich weiß ſchon; einen Laurer denn nim heim von hier,
Wie einen Topf umwunden mit Stroh.

Böotier.

Bei den Zwillingen!
Do künnt' i Gewinn mir ſchaffen reichli, brächt' i den,
So wie an Aeſta, voll von Touſendſchelmerei.

Dikäopolis.

Doch ſieh, Nikarchos kommt daher, der luchſen will.

Böotier.

Das isch a wunzig Dingla.

Dikäopolis.

Doch ganz Büberei.

Nikarchos.

Du, wessen ist hier diese Ladung?

Böotier.

Dessa, mein.

Aus Theiba har, Zeus wissa!

Nikarchos.

Ich demnach alhier,

Als feindlich zeig' ich dieses an.

Böotier.

Was plogt di doch,

Feindschaft mit kloanem Gevögel anzufohn und Krieg?

Nikarchos.

Auch dich zu diesen zeig' ich an.

Böotier.

Was that i dir?

Nikarchos.

Dir sagen will ichs wegen der dort umstehenden.

Von den Feinden hast du Dochte ja hier eingeführt.

Dikäopolis.

Anzeigen wirklich willst du den der Dochte halb?

Nikarchos.

Ein Docht ja könnt' anzünden wohl das ganze Werft.

Dikäopolis.

Der Docht das Schifswerft?

Nikarchos.

Mein' ich ja.

Dikäopolis.

Auf was für Art?

Nikarchos.

Wenn einer Schab' anbände den ein Böotier,
Und angezündet so in das Werft einsendete
Durch den Waſſerlauf, abpaſſend Sturm des Boreas.
Ja hätte das Feuer nur die Schiff' einmal gefaßt,
Hell flammten ſie plözlich.

Dikäopolis.

Ha zum Fluch Verdammteſter,
Hell flammten ſie plözlich durch die Schab' und durch den Docht?

(Er ſchlägt ihn.)

Nikarchos.

Seid Zeugen ihr da!

Dikäopolis. (zu einem Knechte.)

Drücke feſt das Maul ihm zu!
Gieb Stroh mir, daß ihn eingepackt wegtrage der,
Wie einen Topf, daß nicht er zerſchellt werd' unterwegs.

Chor.

Ja packe wohl, o Beſter, dieſem Fremdlinge
Die ſaubra Waare, daß er nicht im Tragen ſie zerbreche.

Dikäopolis.

Ich will dafür ſchon ſorgen; denn ſein Klang verräth
Geſchnarr und einen Feuerſchrick, und lauter Gottverhaßtes.

Chor.

Wozu denn braucht ihn jener?

Dikäopolis.

Brauchbar zu allem iſt er:
Miſchkrug der Bosheit, Mörſer für Rechtskniffe, Leuchter Angeklagten, und Pokal,
Um Händel drin zu rühren.

Chor.

Wie aber wagt es einer wohl,
Zu brauchen solcherlei Geschirr, das stets so laut
Umher im Hause schnarret?

Dikäopolis.

Stark ist es, stark, o Guter, daß
Nicht leicht es brechen kann einmal, wenn man am Fuß
Kopfunter nur es aufhängt.

Chor.

Nun ist er wohl verwahrt dir.

Böotier.

I will die Garbe schnüra.

Chor.

Wohlan, o bester Fremdling, fest
Geschnüret, und dann aufgepackt
Trag' ihn, und schmeiß, wohin du magst,
Den Laurer, gut zu allem.

Dikäopolis.

Kaum eingewickelt hab' ich ihn, den Verdammtesten.
Heb' auf, und trage fort den Topf, Böotier.

Böotier.

Naig unter dainen Schwielenhals, Ismenilein;

Und daß du jo mir recht behuotſam hoim ihn
tragſt!

Dikäopolis.

Zwar trägſt du da nicht viel Geſundes; aber
doch
Das Eine wohl gewinnſt mit dieſer Ladung du:
An deiner Wohlfahrt ſtört dich kein Auflauerer.

J. H. Voß Vater.

Unter einem niederländiſchen Gemälde eines fröhlichen Trinkers und Tabackrauchers.

Mir iſt, ihr Herrn, doch gar zu wohl!
Wie ſchäumt das liebe Glas ſo voll!
Hab' ich Ein Pfeifchen ausgeraucht,
Flugs wird das andre angeſchmaucht!

Vergrämelt mir die Freude nicht!
Seht mir in's fröhliche Geſicht!
Iſt euer Leben mehr als Traum,
Als Glas, als Rauch, als eitler Schaum?

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Aus Heinrich von Kleists Nachlaß.

Winter ſo weichſt du,
Pfleger der Welt,
Der die Gefühle
Ruhig erhält.
Nun kommt der Frühling,
Thymianhauch,
Nachtigall'nlauben,
Wehmuth, du auch!

Dichtergemüth.

„Wunderbar Geſchlecht! Im Leben
Oft bewundert, oft berückt;
Bei der Harfentöne Schweben
Mitten dann im Schmerz beglückt.

Funkelnd oft in Geiſt und Herzen
Dennoch für die Klugheit blind;
Offen ſtets der Täuſchung Schmerzen; —
Bleibſt du ewig denn ein Kind?“

„Ach ja wohl! die holden Muſen
Weihten früh mich ihrem Hain,
Zündeten im jungen Buſen
Ihre Flammen hehr und rein.

Und nun blendet mich Ihr Feuer
Vor des Lebens Tageslicht,
Wenn durch meiner Thränen Schleier
Ihr verklärend Leuchten bricht.

Daß ich ſchnell den Schmerz verzeihe
Den man oft zum Lohn mir gab.
Gern für Andrer Glück mich weihe,
Oft an eigner Freuden Grab.

Und den kindlich frommen Glauben
Der ſich ewig neu erhebt,
Kann kein bittrer Schmerz mir rauben
Der in's weiche Herz ſich gräbt.

Ja, ein Kind, ſo führen immer
Tröſtend mild in ihrem Hain,
In ihr Land voll Morgenſchimmer
Mich die ſanften Muſen ein."

Louiſe Brachmann.

Gedichte von Freimund Raimar.

Die Vermittlung des Dichters.

Der Ritter.

Im Schwerterklirren,
Im Helmbuſchſchwirren,
In Waffenpracht,
Aus meinen Grüften
Zu dieſen Lüften
Heraufgebracht;
Was ſoll ich machen
Beim Volk der Schwachen,
Das ficht in Reihn,
Das andre Waffen
Sich hat erſchaffen,
Die mir zu klein?

Der Schäfer.

Aus den Schatten,
Die mich hatten
Sanft umſchränkt,
Wo die Lethe
Blüthenbeete
Duftig tränkt;

Wer zu dieſen
Kahlen Wieſen
Führt mich her,
Wo im Haine
Tönen keine
Flöten mehr?

Der Ritter.

Die ſchweren Eichen
Sind von den Streichen
Des Beils behaun;
Die ſteinern Hallen
Sind eingefallen
In Schutt und Graun.
In dieſen neuen,
Drin ſie ſich freuen,
Kann ich nicht ſtehn;
Auf dieſen Brettern,
Worauf ſie klettern,
Kann ich nicht gehn.

Der Schäfer.

Dieſe Lüfte
Ohne Düfte,
Ohne Licht,
Ohne Farben,
Dieſe Garben
Mag' ich nicht.
Auf den rauhen
Winterauen
Friert der Born,
Und das Wandeln

Meiner Sandeln
Stört der Dorn.

Der Ritter.

Komm Abentheuer,
Komm Ungeheuer,
Der Mannskraft werth;
Kein Löwe brüllend,
Mit Schrecken füllend,
Mit Muth das Schwert!
Nicht Frauenminne
Auf goldner Zinne
In Riesenhut!
O laßt mich nieder,
Und ruhen wieder,
Wo ich geruht.

Der Schäfer.

In der Hecke
Keine kecke
Satyrbruſt;
In der Welle
Keine ſchnelle
Nymphenluſt;
Keinen hohen
Göttern frohen
Opferduft!
Warum munter?
Laßt hinunter
Mich zur Gruft.

Der Dichter.

Haltet ihr alten

Schattengestalten,
Die ich beschwor!
Daß ihr nicht wandern
Könnt hier mit andern,
Wußt' ich zuvor;
Aber ich habe
Euch aus dem Grabe
Dazu bestellt,
Um auf den Auen
Hier euch zu bauen
Eigene Welt.

Was euch vonnöthen;
Schlachten und Flöten,
Götter und Hain,
Zaubr' ich euch beiden,
Wenn ihr bescheiden
Einig wollt seyn.
Schäfer und Ritter
Und ich als Dritter
Wohnen vereint;
Mancher wirds sehen
Keiner verstehen,
Wenn ers auch meint.

Die Allgegenwärtige.

Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe

Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe?
Du bist überall, überall,
Wo Sonnenlicht und Windesschall
Und wo sie nicht sind, da bist du.

Ich wollte gehn in den grünen Wald,
Und wollt' die Vögelein fragen;
Sie konnten mit Stimmen tausendfalt
Von nichts doch, als Liebe, mir sagen;
Die Nachtigall statt aller sprach,
Aber ihr Sprechen war nichts, als ein Ach,
Das Ach war nichts als Liebe.

Drauf wollt' ich gehn an des Flusses Rand,
Und sehn die stürmende Welle;
Aber die Lieb' auch dorthin sich fand,
Sie machte den Sturm so helle;
Sie rief die Blumen an's Ufer hinan,
Die schauten den Strom mit Liebe an,
Und tauchten sich unter in Liebe.

Dann wollt' ich schaun zum Himmelsblau,
Um dort der Lieb' zu entfliehen;
Da fühlt' ich ihren Oden lau
Von dort entgegen mir ziehen;
Ein Liebsblick die Sonne war;
Und als sie versank, zersprühte sie gar
In tausend lieb'funkelnde Sterne.

Da sah ich wieder zum Erdenrund,
Da sah die Liebe ich wieder;

Still auf der Erd' ein Mädchen stund,
Zog alle Himmel hernieder;
All' Liebesleben im Busen ihr schlug,
Alle Liebessonne im Auge sie trug,
Die schlugen in meines flammend.

Da mußt' ich das Auge schließen vor Lust,
Um nicht vor Lieb' zu erblinden;
Da staun' ich, inwendig in meiner Brust
Nicht minder die Liebe zu finden;
Ja, was ich sonst einzeln von Liebe sah,
In Erd' und Himmel dort und da,
Sah ich hier liebend beisammen.

Drum möcht' ich wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe,
Da wohnend in meines Busens Haus
Ich dich mittrag' in die Welt hinaus,
Dich trag' ich zu Grab und zu Himmel.

Zum Einzuge der tapfern Preußen in Hildburghausen.

Nordischer Gäste
Bunteste Schaar
Wurden auf's beste
Längst wir gewahr.

Welche gezogen
Kamen in Wogen,
Siegend vom Weſte,
Lorbeer im Haar!

Aber was bringet,
Heut das Getön,
Das ſich erſchwinget
Feyerlich ſchön?
Klingender reden
Dieſe Trommeten,
Daß es durchdringet
Tiefen und Höhn,

Heimiſche Töne
Treffen mein Ohr,
Nicht ein Gedröhne
Fremd wie zuvor.
Vaterlandskrieger!
Preußiſche Sieger!
Deutſcheſte Söhne! —
Oeffne dich Thor!

Niemals durchritten
Hat dich ein Heer,
Milder von Sitten,
Tapfrer von Speer.
Wer in den Mienen
Lieſet es ihnen,
Daß ſie geſtritten
Blutig ſo ſehr?

Heil euch zum Gruſſe,
Helden voll Zucht,
Die ihr zum Schluſſe
Jetzt uns beſucht,
So wie beim Mahle
Schließlich die Schale
Beut zum Genuſſe
Süßeſte Frucht.

Als ihr von blut'gen
Leipziger Au'n
Hattet zum flut'gen
Rheine mit Graun
Feinde zu jagen;
Mußten wir klagen,
Nicht euch, die muthgen,
Bei uns zu ſchaun.

Beſſere Weile
Habet ihr jetzt,
Als da in Eile
Ihr ſie gehetzt;
Eure Erblickung
Werd' als Erquickung
Jetzt uns zu Theile,
Obgleich zuletzt.

Weil ihr vor allen
Immer voraus
Wart mit Gefallen
Erſte im Strauß;

Darum mit Rechte
Nach dem Gefechte
Müßt ihr nun wallen
Letzte nach Haus.

Männer und Frauen,
Tretet heran,
Sie zu beschauen,
Wie sie sich nah'n.
Vor den Getösen
Laßt euch des bösen
Wetters nicht grauen,
Sie zu empfahn.

Stärkern Gewittern
Haben im Feld
Ohne zu zittern
Sie sich gestellt.
Auf, und entgegen!
Stürme nur, Regen!
Wagst du zu splittern,
Himmel, dein Zelt!

[Freude soll schauen
Strahlend so licht,
Daß es die grauen
Wolken durchbricht,
Daß vor den Grüssen
Schmelzen sie müssen,
Südwind uns blaun
Himmel verspricht.]

Jauchzet, ihr Dächer
Alle der Stadt,
Häuser, Gemächer,
Welche sie hat!
Hüpfet ihr Strassen.
Daß ihr dürft lassen
Treten die Rächer
Eueren Pfad.

Die ihr zum Schirme
Tüchtig euch glaubt,
Neiget, ihr Thürme,
Ihnen das Haupt.
Minder beharrlich
Truget ihr wahrlich,
Als sie, die Stürme,
Welche geschnaubt.

Städtische Krieger,
Wachend am Thor,
Die ihr auch Sieger
Hießet zuvor;
Stolz sonst gebührt euch,
Heut nur nicht rührt euch;
Preußische Krieges
Zieh' ich euch vor.

Traget die Knaben,
Mütter heran,
Daß sie sich graben
Ein, was sie sahn;

Laßt sie's verstehen:
Was da geschehen
Großes ist, haben
Diese gethan.

Das sind die Spitzen,
Das ist der Schaft,
Welche gleich Blitzen
Feinde gerafft.
Das sind die Kreuze,
Die mit dem Reize
Sie zu besitzen,
Arme gestrafft.

Das sind die Narben —
Seht, wie sie stehn! —
Die sie erwarben
Kämpfend, für wen?
Kämpfend für alle,
Die wir im Falle
Knechtisch erstarben,
Frey jetzt erstehn.

Darum gepriesen
Sollen sie seyn;
Holet zu diesen
Pforten sie ein! —
Kommt denn, ihr Hehren,
Lasset die Ehren,
Hier euch erwiesen,
Freude euch seyn.

Bogen erheben
Grün ſich im Flug,
Einlaß zu geben
Euerem Zug;
Sey's euch nicht widrig,
Daß ſie ſo nidrig;
Wer kann euch geben
Hohe genug?

Seht ihr? Vom Schloſſe
Reiten euch zwei
Fürſten zu Roſſe
Grüßend herbei,
Kennt ihr den Einen?
Sollt' ich doch meinen!
Euer Genoſſe,
Scheint's, daß er ſey.

Unter den Fahnen
Euerer Zucht
Kriegriſche Bahnen
Hat er verſucht,
Als ein freiwilliger
Feindevertilger,
Edelſter Ahnen
Edele Frucht.

Und dort hernieder
Von dem Balkon
Euerer Glieder
Kriegriſchem Ton

Horchet die frohe
Fürstin, die hohe;
Seht ihr sie wieder?
Kennt ihr sie schon?

Ist noch mit Schmerzen
Oder mit Lust
Euerem Herzen
Jene bewußt,
Welche von Thronen
Höherer Zonen
Jetzt euch, gleich Kerzen:
Blickt in die Brust? —

Eure Louise?
Göttin der Schlacht,
Vor'm Paradiese
Haltend die Wacht!
Denkt ihr der Theuern?
Sehet der Euern
Schwester ist diese;
Ehrt sie bedacht!

Nun denn ihr, heute
Gastlich genaht,
Führer und Leute,
Kommt und empfaht,
Was euch die werthe
Fürstin bescherte,
Und die erfreute
Fürstliche Stadt.

Laßt's euch gefallen,
Heut' in der Pracht
Unserer Hallen
Tanzend die Nacht,
Morgen im Tanze
Funkelnder Lanze
Weiter zu wallen,
Doch nicht zur Schlacht!

Schöne Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Dritter Theil. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Tübingen 1814.

Wie nach dem Vorüberziehn dunklen Gewitterſturms ſich der Tag wieder klärt, und ſogleich in erfreuender Sonne das verhüllt geweſene Leben und Regen einer reichen Gegend wieder ſichtbar wird, ſo erſcheint nach dem donnernden Begegnen ſtreitender Heere, die unſern Geſichtskreis mit Nacht und roher Gewalt erfüllten, als ein Sonnenblick ſchöner Friedenswiederkehr dieſer dritte Theil von Göthe's Leben, den wir als ein erneuertes Pfand des fortdaurenden Waltens unſerer edelſten Nationalität annehmen und bewillkommnen. In der That lebt in allen Hervorbringungen Göthe's, als in eben ſo vielen Symbolen, ein Geiſt des Lebens, Bildens und Wiſſens, der mehr als irgend eine andere einzelne Selbſtſtändigkeit das urſprüngliche Weſen des Deutſchen abſpiegelt, der nicht von uns weichen darf, wenn nicht alle Waffenthaten und die dadurch errungene äußere Freiheit zum leeren Prunk werden ſollen, nicht beſſer, als der, wel-

chen wir, weil er höherer Erfüllung entbehrte, zerstören mußten und konnten. Zwischen dem zweiten Bande und dem dritten dieser Lebensbeschreibung liegt dicht eingeschlossen der große Krieg, der aus dem Innern von ganz Europa sich in unser Land zusammengezogen und daselbst in heftigen Schlägen entladen hat; die Welt steht als eine neue da, noch ungewiß über die Zukunft und über die Richtungen, welche die Völker nehmen werden, aber siehe! was auch geschehn seyn und wie es in Zukunft werden mag, diese Versicherung ist uns schon bereits durch die That verbürgt, daß unser höheres Leben in seinem alten Ruhme durch alles drängende Gewühl der Ereignisse entschlossen weiterschreitet, und dem Jüngling, der es verließ um dem Kampfe zu folgen, tritt es an der Schwelle der Rückkehr sogleich wohlbekannt und freundlich wieder entgegen. Wie fern aber gerade dieses Buch vorzugsweise dieser Bezeichnung angehört, glauben wir durch die folgenden Worte, welche längst entschiedene Wahrheit mehr noch voraussetzen, als bestätigen, keineswegs erst auszumitteln.

Durch ein zufälliges, aber bedeutendes, Zusammentreffen steht der Kreis von Leben und Wirken, in welchem das Werk mit diesem Bande fortrückt, in naher Beziehung auf die Gegenwart, und hält durch seine Bilder einen Gedanken erneuert fest, welchem kein Deutschgesinnter leicht entsagen mochte, und den er für den Augenblick dennoch aufgeben mußte. Das Elsaß, welches im Frieden wieder an Frankreich überlassen worden, hat schon längst unter uns den berechnenden Staatsmann wie den fühlenden Vaterlandsfreund zur lebhaftesten Theilnahme angeregt, und jeder Blick auf diese von dem

gemeinsamen Vaterlande abgerissene Landschaft trug und fand die Aufforderung, dieselbe mit dem deutschen Reiche wieder verbunden zu sehn. Sprach in dem durch hundertjährige Entfremdung halb entschlafenen, halb irrgeleiteten, Andenken des dortigen Volkes schon längst kein entschlossenes Verlangen mehr für die ursprüngliche Gemeinschaft, so verläugnete doch weder Mundart noch Sitte, noch Gemüths- und Denkweise, den frühern Zusammenhang, den die ganze Natur des Landes mit Wald und Feld, Gebürg und Thal, leidenschaftlich auszurufen schien. Da in der äußern Lage der Dinge, welche den letzten Friedensschluß herbeiführte, für uns eher die Möglichkeit vorhanden schien, selbst das Ungerechte durchzusezzen, als die Nothwendigkeit, dem Rechtmäßigen zu entsagen, so konnte mancher Entferntere wohl auf die Meinung gerathen, daß in der Art und Weise des Landes sich schon vielleicht keine Nöthigung mehr ausspreche, das Elsaß mehr für deutsch, als für französisch zu halten, und es daher in Gottesnamen letzteres verblieben sey. In diesen Zweifel tritt nun überraschend und unabsichtlich die in dieser Beziehung nie gemeinte, unbefangene Darstellung des Elsasses in diesem Buche als ein lebendiger Zeuge auf, der, weil er nicht meint, eine Streitfrage zu entscheiden, durch seine Aussage eben entscheidet. Nach allen Richtungen, sowohl des äußern Lebens, als des innern Wollens, in Stadt und Land, in Kunst und Wissen, im Zusammenhang des Bodens und der Menschen, in geistigen und körperlichen Beziehungen, offenbart sich das Elsaß hier als deutsches Land, wo alles deutsche von je geblüht hat, und noch in der letztern Zeit herrlich gediehen ist, in unserem Dichter und vielen andern Treff-

lichen. Diese lebendige Documentirung, die unter andern Umständen ein siegfrohes Loblied gewesen wäre, tönt uns jetzt als ein grinsendes Klagelied zu, in welchem für uns auf immer eine mahnende Berechtigung liegt, die uns mit Rechtsgründen und jeder Waffe einst aufzuführen obliegt.

Die schönen, bewegungsvollen Rheinländer, deren wir uns jetzt glücklicherweise als wiedergewonnener mit neuer Hingebung erfreuen dürfen, erscheinen darauf in all der Fülle mannichfacher Gestalten, heitrer Eindrücke und glücklicher Begünstigung hellen lebensfrohen Daseins, mit welchen wir ehmals gewohnt waren die ganze Magie reizender Bilder, die sich um die blühende Benennung das Reich in unserem Innern schwangen, vorzugsweise mit dem Rheinstrom verbunden zu denken. Die lebhafte, rührige Kraft des Lebens und Wirkens, welche sich als eigentliche Jugend in Göthe's fernerer Entwickelung hier dargiebt, scheint in der That mehr als je an die Gegend zu erinnern, welche die Eigenthümlichkeit und Landesart ihrer Naturerzeugnisse auch in der Pflege eines solchen geistigen Sohns behauptet hat. Den Aufenthalt am heimischen Main im glücklichen Kreise der wohlbestehenden Vaterstadt und in der Lahngegend bei Wetzlar, die Fahrten zu den zahlreichen heitern Städten, deren der Rhein keine verläßt, ohne schon wieder eine folgende zu erblicken, die Mannigfaltigkeit der geistlichen und weltlichen Staaten, der ausgebildeten Zustände alter und neuer Zeit, und allen freien Wechsels innerhalb einer großen Einheit, diese ermunternden Lebensgebilde sehn wir in der frischen Kraft wieder, die alle Erzeugnisse Göthe's aus jener Zeit durchströmt, nach allen Sei-

ten üppig hinwagt, und noch spät in Herrmann und Dorothea der edlen Bildung homerischen Gesanges diese Welt zum würdigen Stoffe giebt, der sich auffallend von allem unterscheidet, was ein mehr norddeutsches Dasein hätte leisten gekonnt.

In dem raschen Fortschritte einer drangvollen Entwickelung ist Göthe's Leben schon zu der Stufe herangestiegen, wo der Trieb sich auszudehnen schon die ganze Breite, welche die Schranken der Welt oder des Menschen, seiner Freiheit gestatten, umfaßt hat, und nun seine fernere Richtung nur noch in die Tiefe oder in die Höhe nehmen kann; alle dichterisch möglichen Verhältnisse haben sich schon mehr oder weniger in weltlicher Wirklichkeit besser oder schlechter abgespiegelt, und das geträumte Leben scheint sich nun immer mehr und mehr in ein wahrhaftes, nicht blos verwandelt, sondern auch verändert zu haben. Auf diesem Punkte ist es, wo die meisten Menschen, denen die Natur die Gabe dichterischer Empfindung durch die Beigabe dichterischer Hervorbringung erhob, sich von der Dichtung abwenden, die ihnen nur ein Vorausgreifen des bis dahin fehlenden Lebens war, dagegen bei dem wahren Dichter, nachdem seine begehrendste, persönliche Einbildung einigermaßen befriedigt worden, nun erst recht die Leidenschaft für eine höhere Welt entzündet wird, die zu erschaffen die Erfüllung der gewöhnlichen Welt ihm erst Muße und Vertrauen giebt.

Die volle Gluth dieser jugendlichen Flamme leuchtet uns aus dem Werke entgegen, welches zuerst den entschiedenen Ruf unseres Dichters gründete, indem es eine allgemeine Bewegung unter den Menschen erregte. Wer-

ther iſt in Rückſicht der mächtigen Wirkung, die es hervorbrachte, eines der bedeutendſten Bücher; der Geiſt der Freiheit, welcher ſich in unſerer Litteratur und unſeren ſittlichen Vorſtellungen vielfach lebendig zeigte, hatte hier zum erſtenmal in der Kunſt ſeine Geſinnungen nicht blos ausgedrückt, ſondern war ſelbſt in körperliche Geſtalt übergeſtrömt, in welcher er auf die Folgezeit einen unzuberechnenden Ein[illegible]. Werther und Götz von Berlichingen nebſt Fauſt und einer Anzahl kleinerer bald luſtiger Spiele, bald kecker Ausbrüche, bezeichnen das Heroenzeitalter der Göthiſchen Dichtung, in welchem zuvörderſt die Naturungeheuer der Dichterbruſt überwunden und hingeſtreckt werden, die Verzweiflung, der Selbſtmord, die rohe Gewalt, ſo daß dagegen alle ſpätern tragiſchen Stoffe in milderer Bildung auftreten. Die Bekenntniſſe, wie der Dichter durch dieſe Werke dasjenige, was er Andern gab, ſelbſt los ward, und gleichſam als ſchwere Laſt aus ſeiner Bruſt hinausgewälzt hat, geben vollſtändigen Aufſchluß über den Zuſammenhang, den ſie mit ſeinem Innern haben.

Die Hinderniſſe, welche der Dichter fortdauernd durch den verworrenen Zuſtand der Nation in ſeinem Streben erfahren muß, das weder geiſtige Richtſchnur, noch lebendiges Muſter, noch gebildeten Stoff findet, werden zwar glücklich überwältigt, aber dennoch erſchrecken wir vor den raſtloſen, angeſtrengten Arbeiten, die vorgehn mußten, oft ganz geheim im Innern, um zum Dichten Raum und Stoff zu gewinnen; wir lernen kennen, was das heißt, ein deutſcher Dichter zu ſeyn, und wie wenig die günſtige Gabe eines wohlwollenden Gottes, wodurch allein ſchon Dichter ſonſt möglich waren,

dazu hinlänglich iſt, ſondern alle Kräfte eines ganzen Menſchen, der nach allen Richtungen begabt iſt, dazu gehören. Zwar legt die Welt von jeher allem ausgezeichneten Wollen der Menſchen bald Schranken an, und ſelten leiſtet jemand auch nur die Hälfte von dem wirklich, was er ſich im Gemüth als Aufgabe vorgeſtellt und ſeiner Lebensthätigkeit zu löſen möglich gedacht, allein in dieſem Falle ſcheinen doch, außer den allgemeinen Bedingniſſen, noch vorzüglich die der damaligen Zeit eigenen beſondern verſchuldet zu haben, daß Göthe von ſo großen, herrlichen Vorhaben, und die in ſeinem Innern ſchon zu ſo mächtigen Geſtalten gewachſen und gereift, ja beinah fertig und mit einzelnen Gliedern ſchon ans Licht gekommen waren, abgewendet und verhindert worden; die Geſchichte des ewigen Juden, das Leben Mahomets und der Mythos Prometheus ſind uns hier als drei große Stoffe bezeichnet, deren Ausführung, wenn ſie Statt gefunden hätte, nicht geringer geweſen ſeyn könnte, als die des Fauſt, und die zu entbehren wir ewig beklagen müſſen.

Die Reichhaltigkeit ſo vielartigen Lebens, als nun dem Dichter von allen Seiten entgegenkommt, und in welches ſeine glücklichen Fähigkeiten eingreifen, machen uns unmöglich, jedem einzelnen dieſer Gänge zu folgen, und wir müſſen uns begnügen, nur von dem Hauptſächlichſten Einiges erwähnend zu berühren. Der Zuſtand der Litteratur und die Stellung der Gelehrten gewähren in dieſer Periode ein ſehr erfreuliches Bild innern Aufſtrebens in äußerem Gelingen. Die Verehrung, zu welcher das Volk, ſeinen Fürſten zum Trotz, höchſt geneigt iſt für alles vaterländiſche Ausgezeichnete, ſteigt in dem

Maße, als immer zahlreichere und würdigere Menschen diesen Kreis erfüllen. Ein Schöpflin, Klopstock, Möser Klinger, Lavater und Jacobi erscheinen von einem Glanze der Verehrung umgeben, den in der Folge selbst unter den größeren Geistern keiner mehr mit so allgemeiner Zustimmung genossen hat, ohne daß nicht schon hieraus ein Grund böser Anfechtung geworden wäre. Göthe selbst, indem er auf Wieland und Nicolai mit fröhlicher Derbheit zurückwirkt, und bei Andern selbst zum Angreifenden wird, ist weit entfernt von jenen schonungslosen Anfällen, welche in unseren Tagen so heftige Störungen machten. Dieser begünstigenden Umstände ungeachtet, gehörte gleichwohl die ganze Zusammensetzung von Anlagen und der lebenreiche Sinn, welche wir in den früheren Theilen allmählig heraufwachsen sahen, dazu, um durch keine Beschränkung im Innern noch äußere Partheisucht von der nahen und eindringlichen Berührung mit so vielen großartigen und bedeutenden Männern, die zum Theil sich widerstrebten, zum Theil einander wenigstens fremd blieben, irgend ausgeschlossen zu seyn. Wir sahen bisher blos den Dichter, jetzt aber zeigt sich auch schon der Schriftsteller, und Göthe tritt in die Mitgenossenschaft mit jeder andern Berühmtheit, und es bildet sich die heiterste Wechselwirkung und ehrenvollste Gemeinschaft. Klopstock, der lange in der Ferne verehrt worden, tritt endlich persönlich vor unsere Augen, und erhöht die würdige Meinung, die wir schon von ihm gefaßt hatten. Lavater und Basedow vergegenwärtigen die schöne, begeisterte Pflege, welche die Erziehung und der Glaube in jener Zeit so reichlich fanden, und welche diesen wichtigen Gegenständen unter den Deutschen auch seitdem nie

gefehlt hat. Als Meisterstücke der Charakterzeichnung können neben den Schilderungen dieser beiden Personen hier vorzüglich noch Lenz, Hamann und Zimmermann angeführt werden, so wie im Zusammensehn als Gruppe die Familie Laroche in Ehrenbreitstein. Klinger dürfte man vielleicht schon einigermaßen kennen müssen, um die freundliche Schilderung, die Göthe von ihm macht, gehörig zu beurtheilen. Die spätern Ereignisse einer gewaltsamen Litteratur entstellen freilich das Bild Jacobi's, dessen tiefer Geist sich lange Zeit von Woge zu Woge fortschwingen ließ, und mit neuen Weisheitslehren wetteiferte, bis endlich doch gegen die wissenschaftliche Größe Fichte's und Schellings blos ein mit Empfindung ausgestattetes Gedankenstückwerk übrigstand; hier aber ist die hochhaltende Verehrung, welche Göthe dem ausgezeichneten Manne darbringt, sowohl jener Zeit, als auch dem Manne selbst vollkommen angemessen, der so viel Schönes, Gutes, Herzerfreuendes geleistet hat.

Aber nicht blos die Gegenwart Göthe's erblicken wir umgeben von aller Fülle eines wohlgeordneten, in seinen Bedürfnissen vielbegehrenden und in der Befriedigung derselben nicht ausschweifenden Lebens, sondern auch für die Zukunft sehn wir ihm die Zusicherung des Edelsten und Besten erscheinen in dem freilich nur erst noch vorübergehenden Auftreten des werthen Fürsten, der allen Dank des Dichters ungetheilt behalten sollte, und Kaiser und Könige ihm entbehrlich machte. Hervorgerufen durch das Entgegenkommen des Fürsten selbst, der dem bedeutenden Geiste aufmerksame Achtung bezeugt, vermittelt sogleich und erhoben durch die Gegenwart der trefflichen Gesinnung, die aus Mösers Buche die Unterhaltung be-

lebt, führt diese Bekanntschaft gleich in ihrem ersten Ursprunge alle die gute Vorbedeutung mit sich, welche die Folge so reichlich erfüllen wollte.

Wenden wir nun den Blick auf den Schatz innerer Erfahrungen, Entwickelungen und Ansichten, der sich unserem Dichter in diesem Zeitraume zugewendet hat, so müssen wir sowol über den Reichthum seiner Seele, als über die herrliche Gleichmäßigkeit erstaunen, in welcher in Unruhen des Geistes und Stürmen des Herzens, im fleißigen Aufnehmen und schaffenden Ausströmen immer ungetrübt das Ganze seines Daseyns gefördert und ausgebildet wird; die innere Ordnung begünstigter Naturen läßt keine Seite menschlicher Anlagen zurückbleiben, und in jedem Tage, jeder Stunde, haben alle Theil gehabt am Leben. Die gelehrte Befriedigung über das wissenswerthe Ueberlieferte, die wissenschaftliche und künstlerische Beruhigung über die Welt und den Menschen, und die fromme Freudigkeit in Gott kommen aus allen schwankenden Bewegungen der Seele immer wieder klar und rein hervor. Die Neigung zu Friderikeu, deren Katastrophe mehr eilig und unbehaglich vorbeigerückt, als erzählt ist, wird nicht sowohl verdrängt, als vielmehr verändernd aufgenommen von der Liebe zur Natur und offnen Welt, die unsern Dichter nie verläßt. Als die Litteratur und Kunst der Franzosen, zu welchen Göthe von dem Elsaß aus, bei der äußerlichen Nähe mit innerlicher Entfernung, hinüberblickt, Mißbehagen und Unlust in seinem künstlerischeu Denken ausbreitet, begegnet ihm Shakespeare mit aller Erfrischung und Freiheit, deren zauberhafte Wirkung auf ein gutes, reizbares Gemüth schon im Wilhelm Meister so theilnehmend darge-

stellt ist. Nordische Sagen und indische Mährchen erweitern den Kreis der durch griechische Mythologie genährten und ungesättigt in ihr schmelzenden Einbildungskraft; die Anschauung von Kunstwerken des Alterthums, von Gemälden und Gebäuden, ist immerfort eröffnet, und wird mit Eigenthümlichkeit benutzt. Von keiner Seite aber erscheint die Bildung Göthe's so gesund und stark, als von der religiösen. In ihm ist die schöne Frömmigkeit, die in dem Herzen aus reiner Quelle strömt, und sich den Bildern und Lehren eines edlen Glaubens mit Einsicht und Liebe erschwingen mag, aber keineswegs an sie gefesselt und auf sie lediglich angewiesen ist, sondern die Verbindung mit Gott in jeder Tiefe der Natur und Geschichte sicher und lauter wiederfindet. Das Fräulein von Klettenberg, die Mitglieder der Brüdergemeinde und Lavater halten ihn für keinen ausschließlichen Christen, in ihrem Sinne daher eigentlich für gar keinen, aber ohne daß sie darüber kleinherzig betrübt, oder bekehrungseifrig würden, wie sie ihm auch keineswegs Einsicht und Urtheil über Glaubensgegenstände deshalb absprechen, vielmehr bleibt ihr liebreicher Umgang, ihre gegenseitige Erweckung unverletzt und mit gleicher Freudigkeit dieselbe, die sie vorher war. Durch die fernern Aufschlüsse, die der Verfasser hier über religiöse Ansichten und Empfindungen, sowohl seiner selbst, als seiner Zeitgenossen, giebt, fällt auch ein neues Licht auf die Darstellungen zurück, welche in den beiden ersten Bänden hierüber vorgekommen sind, und dort bloß eingeschaltet, jetzt aber mehr mit dem Ganzen nothwendig verbunden erscheinen.

Die Abfassung des Buches hat in Betreff ihrer äußeren Gestalt dieselbe frühere Bequemlichkeit und Gut-

müthigkeit, die eben nichts vorenthalten will, ohne darum alles zu sagen; für manches, was zur Sache zu gehören schien, und doch nur obenhin berührt, oder fast übergangen worden, bietet sich freundlicher Ersatz durch viele glückliche Gegenstände, die ohne grade fremd zu seyn doch mehr gelegentlich als nothwendig herbeigeführt werden. Wir gestehn, daß wir keinen Grund sehen, warum dem Verfasser das Recht, dessen bisher alle Urheber von Gedenkbüchern sich bedient haben, versagt seyn sollte, auch wenn die Seitenwege, die er bisweilen einschlägt, mehr abschweiften, als sie nach unserer Einsicht wirklich thun; was er nur immer geben mag, kann auch an dieser Stelle werth und willkommen seyn, da es als selbstständiges, abgerißnes Bruchstück uns ein köstliches Kleinod wäre, in welchem wir den anziehendsten Reiz nicht verkennen würden. Die Betrachtungen über Voltaire und die französische Litteratur, die Bemerkungen über den Vorzug prosaischer Uebersetzungen vor denen in Versen, die Gedanken über die Schaubühne und fremde und einheimische Stücke der damaligen Zeit, die Nachrichten von dem Reichskammergericht, und manche kleinere Einschaltungen stehn jedoch mit dem Ganzen in innerem Zusammenhang, den Göthe mit psychologischen Zwischenworten jedesmal den Schwachen anzudeuten billig verschmäht hat, und sind insgesammt an sich merkwürdig, unterhaltend und belehrend. Einen besondern Werth hat die Erzählung von dem Reichskammergericht; denn äußerst unwissend ist unser Publikum über alle größeren vaterländischen Anstalten und das Einzelne der Verfassungen, wodurch unendlich viel Schaden entsteht, vorzüglich zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit auf alles,

was Staatseinrichtungen betrifft, so sehr im Wachsen ist, und da die Kenntniß dieser Dinge bisher nur mühsam und durch gelehrte Arbeit zu erlangen war, so theilt Göthe, der auf alles denkt, was an der Zeit ist, mit glücklich waltender Hand diese strengeren Thatsachen in milderer Gestalt mit, und sie werden, gleich erklärten Denkmälern, für die Ungelehrten auf eine Art zugänglich, daß nothwendig Viele an solchem Platze landsmännischer Regungen ein neues Band deutschen Zusammenhanges finden. Auf gleiche Weise hat früher Justus Möser, dem eine Lobschrift zu schreiben wir uns längst vorgesetzt hatten, aber nun durch dieses Buch überflüssig finden, die Gegenstände des Gemeinwesens und Bürgerthums dem gelehrten Wust entrissen, und der Gründlichkeit unbeschadet faßlich und nutzreich für alle dargestellt.

Das Verhältniß des Erzählers selbst zu seiner Erzählung und deren jetzigen Lesern ist im Allgemeinen dasselbe geblieben, und nur in einigen Nebenzügen vielleicht etwas verändert. Mehr als bei den ersten Bänden war uns bei diesem der gänzliche Mangel an Koketterie mit sich selbst auffallend, weil hin und wieder sogar das Gegentheil davon hervorzukommen, und mit einer eigenen Art Verdrießlichkeit und Unbehagen die eigene Persönlichkeit zu verkümmern scheint. Recht klar sind uns auch manche der innersten Verhältnisse nicht geworden, und Schonung im Guten wie im Bösen hat über manche Massen ein verwildertes Dunkel geworfen, durch das wir doch hindurch müssen. So konnten wir uns eines mißmuthigen Befremdens nicht erwehren, als wir an die Stelle kamen, wo Göthe einmal von seinen jetzt verdüsterten Seelenkräften spricht; glücklicherweise liegt gegen

solchen Ausspruch das ganze Buch als Gegenrede vor uns. So könnten wir auch über das Vergangene leicht getäuscht werden, wenn uns nicht anderweitige Angaben zu Hülfe kämen, und das absichtliche Zurücksetzen der Persönlichkeit wieder gut machten; man erinnere sich nur z. B. bei dem Besuche in Pempelfort bei Jacobi, wo Göthe sich wie gewöhnlich in stiller Unscheinbarkeit vorübergehn läßt, der Stelle in Heinse's Briefen, wo dieser an Gleim schreibt, er habe bei Jacobi den jungen Göthe gesehn, der vom Fuß bis zum Scheitel lauter göttliches Feuer sey. So war Göthe damals, und so ist er noch; denn in dem Menschen geht nichts Vorübergehendes verloren, sondern jede spätere Lebenszeit besitzt alle früheren mit, nur daß die Jugend nicht mehr allein, sondern ihre Leidenschaft mit der Kraft des Mannes und mit der Ruhe des Alters zusammengekommen ist. Und so ist denn das gegenwärtige Werk, wegen des Mitbesitzes auch der spätern Lebensgüter vorzugsweise ein Erzeugniß des Alters zu nennen, jenes Alters, das, wie bei Platon und Sophokles, die Meisterschaft des Lebens und Bildens auf den Gipfel führt. Wir schließen unsere Betrachtung mit den Worten, die als Grund des sittlichen und litterarischen Lebensbaues unseres Dichters S. 153. mitgetheilt werden: „Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sey daher eines Jeden Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unsern eigenen Innern verhalte, und in wiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde; alles Aeußere hingegen, was auf uns unwillsam, oder einem Zweifel unterworfen sey, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande

seyn

seyn sollte. das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen."

K. A. Varnhagen von Ense.

Ueber

Graf Friedrich Leopold Stollberg und Klopstock.

In Bezug einer Aeußerung der Frau von Staël in ihrem Werke de l'Allemagne.

Es scheint das Schicksal habe es sich vorgenommen mich stets auf's neue in Beziehung zu Frau von Staël zu setzen, und verdeckt und räthselhaft wie immer, wählt es hier die Stimme des Widerspruchs um die Berührung lebendiger, elektrischer zu machen und den Funken gegenseitiger Theilnahme auf verkehrtem Wege heraufzulocken.

Ich könnte anstehn dieser Stimme zu folgen da sie ihrer Natur nach zweideutig ist, und mich an Mißklang mit einer Welt zu setzen droht, welche den Ton nimmt, wie er in's Ohr fällt, ohne ihn auf Ursprung oder Zu-

sammenhang zurückzuführen. Gleichwohl giebt es innere Aufforderungen, denen man niemals widerstehn soll, die Wahrheit darf eine Gewalt ausüben, die über den hohen Schlagbaum künstlicher Rücksichten hinaus reißt, und trotz aller hemmenden Unbequemlichkeit das gute deutsche Sprichwort: ehrlich währt am längsten: in frisches Andenken zurückruft.

Deutsche Wahrhaftigkeit also will es nicht, daß ich da schweige, wo Deutsche ehrenwerthe Namen in schiefem, zweideutigem Lichte aufgestellt werden, und ich widerspreche daher wo ich besser weiß.

Frau von Staël sagt im dritten Bande ihres Werks über Deutschland, in dem Artikel du Catholicisme Seite 29: Les plus illustres amis du Comte Frédéric Stollberg, Klopstok, Voss et Jacoby se sont éloignés de lui pour cette abjuration.

Ohne in das heilige und tiefsinnige Gebiet der Religion im Vorbeigehn einen flüchtigen Blick zu wagen, ohne muthmaßlich und dreist über den unerforschlichen Gang göttlicher Offenbarungen sprechen, und diese an dem Maaßstabe enger, eigner Erfahrung abschätzend, den Uebertritt des Grafen Stollberg erläutern zu wollen, wende ich mich demüthig von der geheimen und unsichtbaren Geschichte eines großen Herzens ab, und bleibe allein dabei stehn was die nähern persönlichen Verhältnisse zweier Männer betrifft, die Deutschland in allen Beziehungen, mit Ehrfurcht zu nennen nie aufhören darf.

Was Klopstock einmal erkannte, das hatte er, so gewiß wie sein eignes innres Daseyn, das war ihm keine dämmernde Ahndung, kein müßiges Spiel unbestimmter Sehnsucht, es war sein Eigenthum, sein Leben selbst ge-

worden. So hatte er durch vierzig Jahr den Grafen Friedrich Stollberg in ſeinem Herzen getragen, und wenn ſich ſpäther ihre Wege trennten, ſo blieben beide Freunde dennoch einander in der Richtung treu, ſie kannten den Punkt, wo die Verſchiedenheit gebrechlicher Naturen vor dem urſprünglichen, einfachen Glanz des Evangeliums ſchwindet, und der Chriſt mit dem Chriſten eins iſt, in dem einen rettenden Heiland. Die beiden wackern Hände hielten ſich demnach über der ſcheinbaren Kluft hinaus feſt verſchlungen, und Auge und Herz und Seele waren gewiß, ſich in jeder guten Stunde zu begegnen. Solche Stunden zu ſuchen verſchmähte keiner, weder Klopſtock noch Graf Friedrich, des ſind Freunde und Bekannte und der liebevollſte Briefwechſel Zeuge.

Deutſche Freundſchaft wird nicht durch das ſchlaffe Band momentaner Rückſicht gebunden. Sie gleicht der vaterländiſchen Eiche, die [illegible] über das ſtille Grab hinauswölbt. Da ruhet der alte Barde, und iſt die goldne Harfe verſtummt, ſo rauſchen die verwandten Klänge heute, wie vor vierzig Jahren, durch Graf Stollbergs Leier.

Das Ausland mag ſolchen Bund nicht kennen, darum iſt es ſchwürig und undankbar Deutſche beurtheilen zu wollen.

Caroline de la Motte Fouqué.

Ueber

den Dichter Freimund Raimar und das deutsche Sonnett.

Wer irgend einen Zweig der heiligen Kunst aus ächtem Herzen liebt und übt, kennt wohl nicht leicht eine größere Freude, als wenn er einen jugendlichen Genossen antrifft, von dem er sich und Andern mit voller Ueberzeugung sagen kann: hier hat der liebe Gott einen Gärtner berufen, uns frische, in ihrer Eigenthümlichkeit bis jetzt noch ganz unbekannte Blumen aus seinem Geistesgarten aufzuziehn.

Diese Freude wird mir jetzt durch den obgenannten jungen Dichter zu Theil, und zugleich ist es mir vergönnt, den Lesern dieser Zeitschrift einige seiner jüngsten Blüten vorzuzeigen. *)

Somit wäre nun eigentlich genug gesagt, für Menschen, die meine Stimme gern und vertrauend hören, und was andre Leute betrifft, — wer hat den Muth, oder die Kälte, oder die Härte, besonnenerweise über Et-

*) Sind Seite 421 bis 434 abgedruckt.

was mit Entfremdeten reden zu wollen, das ihm heilig und lieb iſt? — Aber einige Bemerkungen für die Erſtern möchte ich hinzufügen, über den Unterſchied des italiſchen und des eigentlich deutſchen Sonnetts, deſſen ganz nationelle Weiſe mir erſt aus Freimund Raimars deutſchen Gedichten — (ein kleiner inhaltreicher Band ohne Benennung des Druckortes) — klar aufgegangen iſt.

Jeder der ſich überhaupt für das Sonett und ſeine Schickſale intereſſirt, weiß ohne meine Belehrung, wie es durch Opiz und Flemming in alexandriniſcher Geſtalt Eingang gewann, durch Bürger in ſogenannten fünffüßigen Trochäen neubelebt ward, und endlich durch kunſtgerechtere Meiſter in ſeine angeborne und ihm allerdings weſentlich nothwendige Form wieder zurücktrat. Nun ergab man ſich, ſeit A. W. Schlegel, der Nachbildung des italiſchen Sonnetts auf eine ſo ausſchließende Weiſe, daß man auch das Weiche, Verhallende, ich möchte ſagen Undulirende des Inhaltes mit zu uns herüber zu führen verſuchte, welches zum Theil auch ſehr wohl gelang. Dawider indeſſen lehnte ſich in unſrem eigenthümlichen Weſen eine gewiſſe Neigung auf, das Sonnett, und vorzüglich deſſen Schluß auf eine Art von epigrammatiſcher Spitze zu treiben. Ich berufe mich nicht allein auf das Gefühl von Allen, die, gleich mir, in ihrer Schülerzeit und auch ſpäterhin mit dieſer edlen Form gerungen haben, ich berufe mich ſogar auf die erſten äußerlich regelrechten Sonnette A. W. Schlegels ſelbſt. Vorzüglich nenne ich das auf Maria Magdalena im Athenäum, wo auch das geiſtreiche Geſpräch, dem es einverleibt iſt, dieſelbe Richtung mit einigen ironiſch lächelnden Widerſtreben anerkennt.

Jetzt frägt es sich aber: ist eine Richtung absolut zu verwerfen, die uns beinah unwillkührlich in einer viel geübten und gern gehegten Dichtungsart immer wieder entgegentritt? Oder ist sie vielmehr als eine den Sieg heischende und erzwingende Volksthümlichkeit anzuerkennen? Bevor ich Freimund Raimars Sonnette las, wäre ich vielleicht über die Antwort in großer Verlegenheit gewesen; jetzt scheint mir das Räthsel vollkommen befriedigend gelöst.

Geharnischt nennt der Dichter seine Sonnette; ohne Zweifel nur in Beziehung auf deren kriegrisch anregenden Inhalt, mir erscheinen sie aber auch insofern dieser Benennung würdig, als sie selbst in ihrer Form die ächtdeutsche Stahltracht des Harnisches tragen, und, was zu jeder vollständigen Rüstung nothwendig mitgehört: Speer und Schwert. Sie treffen, sie verwunden mit jeglicher Zeile den Haufen, welcher nach ewigen Rechten getroffen und verwundet werden soll, und was uns früher als epigrammatische Spitze vorkam, erscheint uns hier — nicht nur am Schluß, sondern vielmehr fast Reim an Reim — als Tod und Leben bringende Waffe eines heiligen Gottesurtheils. Da haben wir es denn, was wir eigentlich vom deutschen Sonnett ahnend begehrten, schlagende, witzige Kraft, großmächtige Gediegenheit zusammengedrängter Bilder und Gedanken, ja ein beinahe dramatisch entzündetes Leben. Das Nichterforschen der mehrsten dieser Eigenschaften machte freilich bisher den unberufenen Nachzüglern ihr Sonnetthandwerk ungemein leicht, aber es verleitete auch viele ehrwürdige Heroen unsrer Dichterwelt, die gesammte Gattung als weichlich und undeutsch zu verwerfen, und ihr dadurch ein großes Unrecht anzuthun.

Nun soll zwar hiermit nicht behauptet seyn, es müsse ferner keine Sonnette im italischen Styl unter uns deutschen Sängern geben; eben so wenig auch, es habe niemals italische Sonnette im deutschen Styl gegeben. Es ist nur von dem die Rede, was dem Charakter einer Sprache hauptsächlich angehört. Niemand kann von der vielfachen, überschwänglich reichen Bildsamkeit unsrer hohen Sprache für alle mögliche Formen überzeugter seyn, als ich; aber ich meine, durch Freimund Raimar gelernt zu haben, was der Bau des eigenthümlich deutschen Sonnetts begehre, und hoffe dieselbe Lehre — früher halb unbewußt, spätherhin mit voller Klarheit — auf den Bau der Octaven meines Rittergedichtes, Corona, angewandt zu haben. Denn auch die Octave kann, aus ihrem ursprünglichen ausonischen Blumengarten zu uns herübergebracht, in deutscher Farbe und Gestaltung höchst eigenthümlich erblühen.

Bis jetzt hat uns Freimund Raimar das Sonnett in voller Schlachtrüstung vorgeführt, aber auch im leichten Turnirharnisch wird es sich bei Tanz und Fest liebeflehend und preisend, ja scherzend bewegen können. Nur ohne Harnisch, ohne Stahl in Sinn und Form, besteht in seiner Nationaleigenthümlichkeit nun und nimmer das deutsche Sonnett, und eben so wenig ohne eine gewisse dramatische Lebendigkeit, wie sie vorzüglich in der früher genannten Sammlung S. 34. aus dem furchtbar mahnendem Gedichte Nr. III. vorströmt, beginnend.

Was schmiedst du Schmidt? — „Wir schmieden
Ketten, Ketten!“ — u. s. w.

Die Anschauung dieses erhabenen Aufrufs wird hoffentlich in begabten Gemüthern klar machen, was ich wohl

nur sehr dunkel und unvollständig vorgetragen habe. Vielleicht vergönnt es mir auch Gott, einmal in ähnlichen Gedichten dasjenige kund zu thun, wofür die Prosa mir ihren Griffel nur mit halbem Widerstreben reicht.

Von unsres jungen Sängers Liedern hebe ich noch das einer gebornen Preussin mit besondrer Liebe heraus, sowohl um seines innern Werthes willen, als weil es auf höchst originelle Weise einen unsrer edelsten Preußenhelden besingt, einen General, unter dessen unmittelbaren Befehlen ich die Ehre hatte, den größten Theil des erhabenen Jahres dreizehn durchzufechten.

Fouqué.

In allen guten Buchhandlungen sind folgende bei J. E. Hitzig in Berlin neu erschienene Bücher zu haben:

Luise, Königin von Preußen. Von Frau Kammerherrin von Berg geb. Gräfin Häseler. Mit Original-Briefen und Auszügen aus den Tagebüchern der verewigten Königin, auch Titel Vign. geh. 1 Rthl.

Fortsetzungen.

Fouqués Jahreszeiten. Herbst. Aslauga's Ritter u. s. w. 16 Gr.

Deren Winter. Sintram und seine Gefährten. Mit dem Portrait des Dichters. 1 Rthl. 12 Gr.

Horns Archiv für medizinische Erfahrung 1813 u. 14. complett 6 Rthl.

Fouqués Musen 1813 u. 14. complett 4 Rthl.

Kupferstich.

Portrait von Fouqué, gez. von Veit, gestochen von Jügel. 8 Gr.